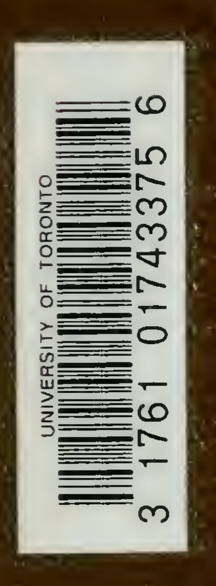

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01743375 6

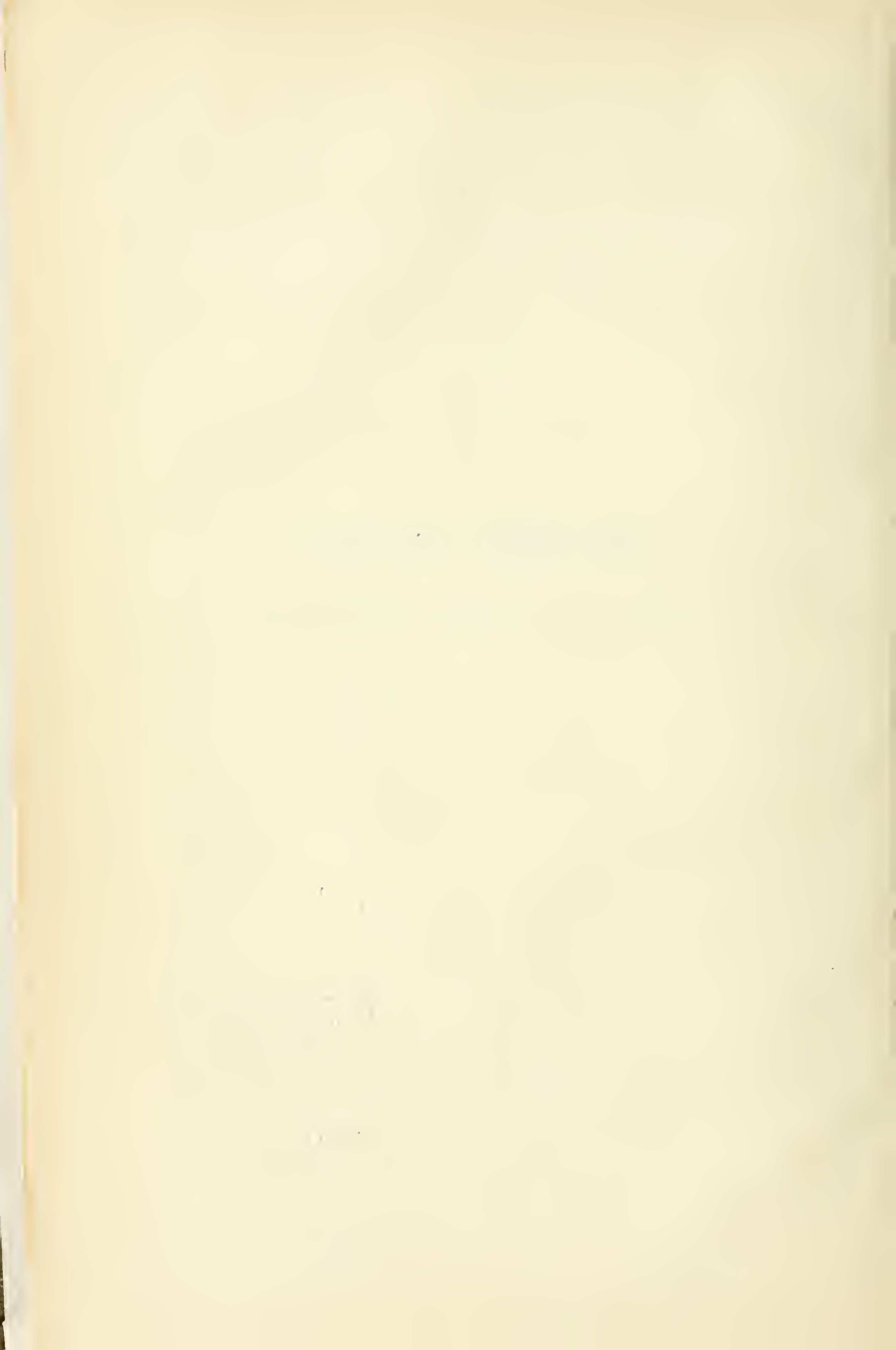






JOH. FRIEDR. HERBART's

SÄMTLICHE WERKE.



JOH. FR. HERBART's SÄMTLICHE WERKE.

IN CHRONOLOGISCHER REIHENFOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

KARL KEHRBACH.

SECHSTER BAND.

LANGENSALZA,

DRUCK UND VERLAG VON HERMANN BEYER & SÖHNE.

1892.

VORREDE

des Herausgebers zu den Schriften des sechsten Bandes.

Citierte Ausgaben:

KLSCH = J. F. HERBART's *Kleinere philosophische Schriften*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.
O = Der jemalige Originaltext.
SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke*, herausgegeben von G. HARTENSTEIN.



I.

Psychologie als Wissenschaft. Neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Zweiter analytischer Theil. [1825.]

(S. 1—338.)

Folgende Verbesserungen von offenbaren Druckfehlern, die im vorliegenden Texte nicht angemerkt worden sind, seien hier nachgetragen:

S. 217, Z. 5 v. u. hin und her gehe . . . statt . . . hin und her gehn (O). — S. 227, Z. 2 v. u. Zeittheilchen . . . statt . . . Zeittheilen (O). — S. 235, Z. 7 v. o. können . . . statt . . . könne (O). — S. 268, Z. 11 des Textes v. u. fängt . . . statt . . . hängt (O).

Im vorliegenden Texte sind folgende Abweichungen (theilweise augenscheinliche Druckfehler) der Ausgabe SW nicht verzeichnet worden:

S. 85, Anmerkung 2 verweisen SW auf den § 132 der 2. Auflage der „Psychologie". — S. 236, Z. 23 u. 24 v. o. SW: als solches . . . statt . . . als solche (O) — S. 259, Z. 6 u. 5 v. u. SW: wirklich ergiebt Maximen . . . statt . . . ergiebt wirklich Maximen (O). — S. 299 SW abhänge . . . statt . . . abhange (O). — S. 323 Anmerkung SW: Joh. Sam. Fest . . . statt . . . Johann Samuel Fest.

Druckfehlerberichtigung: S. 1 unten letzte Zeile mufs es heifsen SW . . . statt . . . W, ebenso S. 290, Anmerkung.

Ergänzungen, 1. Bemerkungen, 2. Abfertigung (S. 339—340).

Die Veranlassung der „Ergänzungen" geht aus deren Wortlaut deutlich hervor.

Zu „Bemerkungen" sei noch hinzugefügt, dafs die „Angriffe auf meine Philosophie" in einer Besprechung der Schrift: „G. Mehring, Zur Orientirung über den Standpunct des philosophischen Forschens in unserer Zeit, Stuttgart, Steinkopf, 1830," sich befinden. Herbarts Name wird übrigens in der Besprechung, die Pr. H. unterzeichnet ist, gar nicht genannt. Gegen die undurchsichtige Anonymität des Verfassers sind die unter 1. a) mitgetheilten Worte gerichtet. Der Abschnitt der Besprechung, den Herbart auf sich bezog, lautet (Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung 1831, Nr. 34, Spalte 267): „Die Psychologie hob und erhob sich, aber

auch wieder mit mannigfaltigen Beziehungen. Die Urvermögen des Geistes, als eine Testulatur, wurden gestürzt, es traten Oscillationen, Schwingungen, fliefsende Erklärungen ein. Aber auch hier scheint alles zu verschwimmen und zu verschwemmen. Welches ist also die Hülfe in diesem Strom der Gedanken, der Ideen, der Dinge? Ein bunter Wechsel, hinter dem aber doch die ewige Aufgabe der Einheit und Lösung liegt.“

II.

Ueber die allgemeinsten Verhältnisse der Natur. Eine Rede, gehalten am Geburtstage des Königs. [1828.]

(S. 341—351.)

Das von HERBART's Hand herrührende Manuskript (Msc. 2050, 15 der Königsberger Universitätsbibliothek), das vorliegendem Drucke zu Grunde gelegen hat, besteht aus 27 beschriebenen Seiten. Darauf folgen 5 unbeschriebene Seiten. Den Text auf S. 27 hat HERBART nachträglich als eine Einschiebung in den Text von S. 26 abgefafst. Vgl. S. 351, Z. 10 v. o. — Z. 23 v. o.: „Wir schreiben . . . Streit der Meinungen“.

Es erklärt sich hieraus, dafs die im vorliegenden Texte (S. 351) eingefügte Seitenangabe des Manuscriptes von Seite [27] wieder auf Seite [26] zurückgeht.

Die im Texte der Handschrift vorhandenen redaktionellen Bemerkungen rühren von G. HARTENSTEIN her und sind im vorliegenden Abdrucke unberücksichtigt geblieben.

Berlin, November 1891.

Karl Kehrbach.

Inhalt des sechsten Bandes.

I.

PSYCHOLOGIE ALS WISSENSCHAFT.

Neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik.

Zweiter, analytischer Theil.

1825.

[Text der Originalausgabe, O, Königsberg 1825, A. W. Unzer.]

Bereits gedruckt in:
W = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. VI), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

Vollständiger Titel der Originalausgabe:

Psychologie als Wissenschaft

neu gegründet

auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik.

Von

JOHANN FRIEDRICH HERBART,
Professor der Philosophie zu Königsberg.

Zweyter, analytischer Theil.

Königsberg, 1825.
Auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey August Wilhelm Unzer.

[III] Vorrede.

Man wird sich erinnern, dafs gleich im Anfange des ersten Theils von einer natürlichen Umwandlung gewisser Begriffe gesprochen wurde, welche den Philosophen unwillkührlich begegne, während sie dieselben bearbeiten. Mit Recht erwartet man im vorliegenden zweyten Bande genauere Auskunft darüber, wie die Möglichkeit solcher Umwandlung, so fern sie nicht absichtlich vollzogen wird, in den allgemeinen psychologischen Gesetzen gegründet ist. In der That werden wir die Formen der Erfahrung, — welche blofs darum a priori in uns zu liegen scheinen, weil sie, von der Materie der Empfindungen unabhängig, die Resultate der Complicationen und Verschmelzungen ausdrücken, — allmählig vor unsern Augen hervortreten, und der Wissenschaft zu fernerer methodischer Umarbeitung entgegenkommen sehen. Aber ein besonderer Fall, wiewohl er nur dem Gebiete der Meinungen angehört, verdient schon hier, in der Vorrede, die sich natürlich an das *jetzige* Publicum wendet, eine Erwähnung.

[IV] Als JAKOBI sich entschlofs, sein berühmtes Gespräch mit LESSING bekannt zu machen: da mufste er darauf gefafst seyn, dafs die Leser sich in zwey Partheyen theilen würden, je nachdem seine, oder LESSING's Auctorität bey ihnen gröfser, und sie selbst entweder mehr dem Denken, oder dem Fühlen geneigt wären. Die beyden Partheyen haben sich gebildet; und stehn bis heute einander gegenüber. Nun mufs jede neue Lehre sich gefallen lassen, bey Allen, die von ihr hören, irgend eine Befangenheit in diesen Streit anzutreffen; und das ist *hier* um desto gewisser der Fall, weil die Partheyen gar wohl wissen, dafs die Psychologie, deren Zustimmung nicht fehlen darf, wofern die von ihnen angegebenen Erkenntnifsweisen als zulänglich betrachtet werden sollen, für sie keinesweges gleichgültig seyn kann. Daher so verschiedene Lobreden auf die Vernunft; die fast klingen, als wäre sie ein Orakel, das man bestechen mufs, damit es weissage, wie man verlangt. Die Psychologie war schwach genug, logische Klassenbegriffe der innern Ereignisse für reale Seelenvermögen zu halten; darum hofft man noch einmal auf ihre Schwäche; man spart keine Zudringlichkeit, sie auch noch für intellectuale Anschauungen und Ahndungen zu gewinnen, die freylich noch etwas weiter als jene von der Wahrheit entfernt seyn würden.

Was aber war der Gewinn, welchen die gelehrte Welt erlangte, als sie erfuhr, LESSING sey Spinozist gewesen? Dies, wenn das *Gewinn* heifsen kann, dafs der Spinozismus allgemeiner bekannt wurde. Früher war er,

wie ein Gespenst, [V] von Wenigen im Dunkeln mit Grauen gesehen worden; jetzt zeigte es sich, dafs er bey hellem Mittage gewissen kirchlichen Lehrsätzen nachfolgt wie ihr Schatten. Diejenige Umwandlung der Begriffe nun, welche hiebey unwillkührlich vorgeht, könnte heutiges Tages, wo der Spinozismus für die Religion der Aufgeklärten gilt, und wo Jeder entweder klug wie LESSING, oder doch unterrichtet wie JAKOBI seyn will, ohne Bedenken ausführlich vorgetragen werden; allein um eindringlicher zu reden, verweise ich lieber auf die Geschichte. Man weifs, dafs SPINOZA durch DES-CARTES seine philosophische Bildung empfing. Wer nun die Werke des DES-CARTES lieset, der sieht, dafs derselbe, nachdem er seine ersten Zweifel überwunden hat, gar bald wiederum sich den gewohnten Jugend-Eindrücken überläfst, und dafs er ganz auf ähnliche Weise, wie die Kirche zu thun pflegt, die ersten Religionsbegriffe entwickelt. Anfangs wird Gott als aufserweltliches Wesen vorausgesetzt. Wie könnte man anders?

Den Menschen, der eignen Willen hat, und der stolz darauf ist, den eignen Sinn durchzusetzen, weiset ja die Kirche hin zu Gott; sie sucht dabey durch die stärksten Motive auf den Willen zu wirken; also ist sie weit entfernt, zu glauben, dieser Wille, so roh wie sie ihn antrifft, sey schon ein göttliches Leben im Menschen. Um aber den Sünder zu demüthigen, um den Gläubigen zu stärken, ist ihr kein Ausdruck zu hoch, kein Geheimnifs zu wunderbar; einzig beschäfftigt mit ihrem Zwecke, bemerkt sie nicht, dafs es für sie eine Gefahr der Ueber[VI]treibung giebt. Und doch, wie leicht wäre es, einen überspannten Theismus aufzustellen, aus welchem sich geradezu ergäbe: eine solche Sinnenwelt, wie die unsrige, mit ihrer Zeitlichkeit, Vergänglichkeit, Schwäche, mit ihrem unsichern, von Manchen ganz abgeleugneten Fortschritte zum Bessern, — der, wenn er auch geschieht, doch nur allmählig, vielfach unterbrochen, mit steter Gefahr der Rückfälle, zu Stande kommt, und niemals vollbracht wird, — *könne* gar nicht existiren; dürfe nicht einmal in der Erscheinung vorkommen. Denn die Allmacht und Weisheit, ganz abgewendet vom Todten und vom Schlechten, schaffe nur vollkommen reine Geister; auch diesen aber lasse sie nichts übrig zu thun; indem sie nichts Fehlendes dulde, vielmehr alles selbst vollbringe, damit es richtig vollbracht werde. — Ein solcher Theismus ist consequent! Aber wachend kann man ihn nicht vesthalten; denn es ist das Wesen des Wachens, dafs man empfänglich sey für die Erfahrung; die ihn widerlegt. Eben so leicht nun kann es geschehen, dafs man die Schöpfung und Erhaltung der Welt so stark sublimire, bis die Welt sich von ihrem Urheber nicht mehr sondern läfst. Sind die Dinge nichts ohne ihn, so verliert in Hinsicht ihrer, (wie DES-CARTES bemerkte) das Wort *Substanz* seinen wahren Sinn. Man braucht alsdann nur noch, mit SPINOZA, denselben Gedanken anders *auszusprechen:* so ist Gott die einzige Substanz. Folglich sind die Dinge nur eine Form seines Daseyns; und aus der Weltschöpfung wird eine blofse Umwandlung des einzig wahren Seyns. Dahin ging ganz und [VII] gar nicht die Absicht der Lehre; aber das findet in ihr unwillkührlich die erste Reflexion, die sich auf sie richtet!

Noch ohne Rücksicht auf den Streit, der sich hier erhebt, und, achtlos auf fremdes Eigenthum, auch über die Fluren der Psychologie sich fort-

wälzt, kann man nicht umhin zu bedauern, dafs sich das wahre Verhältnifs der Kirche zur Religions-Philosophie so sehr verschoben hat. Was wollte denn eigentlich die Kirche? Gewifs wollte sie mehr ermahnen, als lehren; wenigstens wollte sie einen sehr allgemeinen Unterricht für Jedermann ertheilen, um die Menschen in der Gesinnung zu vereinigen, wenn sie auch im Denken von einander abgingen. Hier nun befindet sie sich in dem Falle des Redners; der den Affect, welchen er aufregen will, zwar allerdings selbst empfinden mufs, doch aber sich von ihm nicht darf überwältigen und fortreifsen lassen, sondern vor allen Dingen für die Aufrechthaltung seiner eigenen Besonnenheit zu sorgen hat. Diese Besonnenheit, dieser Verstand der Kirche sollte die Religionsphilosophie seyn. Sie ist es aber freylich nicht, wenn sie das Alles, was die Kirche in ihrer Begeisterung geredet hat, buchstäblich vesthält, statt es auf seine ursprüngliche Absicht und Meinung zurückzuführen. — Schon Platon wufste das Princip der Endlichkeit, dessen auch der reinste Theismus nicht entbehren kann, wenn er für diese Erde taugen will, — so zu fassen, dafs dadurch keine andern, keine engeren Schranken, als nur diejenigen, welche das sichtbare Universum nun einmal unwiderleglich darthut, [VIII] herbeigeführt wurden; er hielt die Dinge, (wie man gegen Spinoza durchaus thun mufs,) dem Seyn nach aufser Gott; und doch in Hinsicht dessen, *was* sie sind, wenigstens was sie *für uns* sind, bedeuten, und *werth* sind, unterwarf er sie der Vorsehung. So war Pantheismus, dieser gefährliche Feind, den die Kirche unvermerkt in ihrem eignen Schoofse hervorbringt und ernährt, vermieden. Nun wird zwar wohl die Kirche niemals die Sprache des Platon reden; sie kennt aus der Geschichte die Misdeutungen, welche daraus entstehn können. Aber wenn einmal nicht gefragt wird, was man in Reden, die sich an Viele wenden, sagen solle, sondern was die Denkenden denken werden, dann findet es sich, dafs die Lehre des Platon besser ist, während die des Spinoza besser klingt. Und dieses findet sich um desto gewisser, da die Kirche nicht blofs dem Pantheismus abgeneigt ist, welcher das Princip der Endlichkeit in Gott hineinversetzt, sondern auch, und zwar nicht minder, demjenigen überspannten Theismus, der, um jenes für lästig gehaltene Princip zu verflüchtigen, oder vielmehr zu ignoriren, (denn das Verflüchtigen gelingt nicht,) sich von der Erfahrung absichtlich hinwegwendet, und in allerley Formen sich durch eine vorgeschützte Unwissenheit zu helfen sucht. Kann die Kirche eine solche Hülfe annehmen? Sie will ja leben und wirken in unserer Welt! Sie weifs sehr gut, dafs sie auf dem irdischen Boden steht; ja noch mehr, sie hat eine alte, noch jetzt nicht ganz erloschene Neigung, das Princip der Endlichkeit sogar zu idealisiren und zu per[IX]sonificiren. Daher die Hölle und der Teufel. Der Magnetismus im menschlichen Geiste — kein neues, magisches, sondern ein natürliches und wirksames Princip, nämlich das bekannte Streben nach Effect, welches nicht eher ruht, als bis die Gegensätze zu ihrem Maximum gesteigert sind, — *macht* sich überall Pole, auch wo man keine sieht; wie hätte er den Gegenpol des Himmels weglassen können? Platon's Lehre nun ist nichts als die äufserste Milderung dieser Polarität. Hingegen der freye Abfall der bösen Geister, (eine förmliche Rebellion im Reiche Gottes,) ist deren schärfste und härteste Spitze; nicht blofs Gegen-

satz, sondern Trotz wider den Allerhöchsten! Gewifs ein poetischer Trotz! Aber consequent ist dessen Zulassung für den Begriff des heiligsten Wesens eben so wenig, als der Pantheismus; vielmehr mufs man eingestehen, dafs die Langmuth gegen den Fürsten der Finsternifs, um das Gelindeste zu sagen, die unbegreiflichste aller göttlichen Eigenschaften, das geheimste der Geheimnisse seyn würde.

Wir blicken jetzt zurück auf jene streitenden Partheyen, und überlegen, welches Schicksal sie wohl der Philosophie bereiten mögen? Jede von beyden will siegen; aber schon der erste Anfang des Streits konnte zeigen, dafs die Burg des Pantheismus eben so vergeblich belagert als vertheidigt wurde. Vergebens schmeichelt man sich, die Schellingische Schule werde allmählig verstummen; denn lange vor SCHELLING, und unabhängig von LESSING, haben sehr ausgezeichnete Köpfe das vergötterte Weltall des SPINOZA für den erhabensten Ge[x]danken gehalten, dessen die menschliche Vernunft mächtig werden könne. Für die blofse Contemplation ist Gott ohne Welt ein völliges Dunkel; sie will Etwas erblicken; sie will Vieles umfassen, Alles vereinigen. Sie sucht für die schon anderwärts erworbenen Kenntnisse einen Ruhepunct des Wissens. Sie verlangt *auch* eine Art von Gefühlsphilosophie; aber das Gefühl der blofsen Betrachtung will sich nicht vermengen mit den andern, dem menschlichen Leben entsprossenen Gefühlen, denen die *Vorsehung* Bedürfnifs und Linderung ist. Dennoch lassen auch *diese* Gefühle sich nicht hinwegschaffen; das Leben erzeugt sie jeden Augenblick von neuem. Daher wird der Streit fortdauern; und die Philosophie wird in diesem Falle schwach bleiben durch innern Krieg! Oder wollen wir annehmen, eine von beyden Partheyen besönne sich auf ihr eigenes Unrecht, und ginge freywillig über zu der andern? Vielleicht fühlen die in der Burg, dafs sie Unrecht haben; dafs sie engherzig einem lediglich contemplativen Wohlbehagen sich hingaben; vielleicht erweitert sich ihr Gemüth, und sie lassen nun das wärmere Gefühl gelten für das wahre. Was wird daraus entstehn? Man verbannt die Klarheit der Reflexion, unterjocht den kalten Verstand; es giebt alsdann nur positive Auctoritäten im geistigen Gebiete; man glaubt und ahndet, weil man glauben und ahnden will. Die Philosophie wird in diesem zweyten Falle unvermeidlich eine alte Geschichte, eine veraltete Sitte. Redekünste treten an ihre Stelle; man disputirt höchstens noch zum Schein; der klügste [XI] Redner überlistet den, welcher sich weniger auf die Kunst versteht, den Geist durchs Gemüth zu beherrschen. Oder endlich, setzen wir den dritten Fall, dafs die Belagerer der Burg freywillig die Hand zum Frieden bieten, weil sie *einsehn*, dafs sie, für ihre Personen, Unrecht haben zu streiten, während ihre innersten Gedanken, bey aufrichtiger Entwickelung, dem Pantheismus zustreben. Dann wird in der Burg ein Versöhnungsfest gefeyert werden, wobey der gefährlichste Feind vergessen ist; nämlich der *Boden* selbst, auf welchem die Burg erbauet wurde. Dieser Boden ist vulkanischer Natur. Auch der Pantheismus hat seine innere Gährung, seine nothwendige Umwandlung; er ist nicht das Palladium des Wissens. Denn ein Urwesen, das sich ohne Noth und Zweck aus einer Form in die andere wirft, ist ein ungereimtes Ding; es existirt nicht; es kann nicht einmal gedacht werden. Da jedoch die nothwendigsten Umwandlungen der Begriffe oft ge-

rade diejenigen sind, welche die menschliche Trägheit am spätesten vollzieht: so wollen wir uns für jetzt den Pantheismus als Sieger denken, und nur fragen, was alsdann die Philosophie zu erwarten habe? Was anderes werden die Sieger thun, als ihre Ansicht überall anbringen, durchführen, die ganze Natur derselben unterwerfen, und in den Metamorphosen der Dinge, wovon uns ohnehin die Erfahrung belehrt, lauter offenbare Bestätigungen ihrer Lehre erblicken? Aber die Lehre wird alsdann den Punct erreicht haben, wo sie, gleich FICHTE's Staate, sich selbst überflüssig macht und aufhebt. Denn um die Dinge so veränder[XII]lich, und in der Veränderung dennoch beharrend, zu sehen, wie sie sich wirklich den Sinnen darstellen, dazu braucht man keine Lehre; das blofse Auge verbunden mit witzigen Combinationen, die sich von selbst darbieten, sieht davon genug für Den, welchem so etwas genügen kann. Also auch in diesem Falle ist es mit der Philosophie zu Ende; denn ihr Werk ist abgethan, und man kann sie weiter nicht gebrauchen.

Wer wird sich verhehlen, dafs alle drey Fälle schon längst wirklich neben einander statt finden, weil ihre Voraussetzungen theilweise zugleich erfüllt wurden? Schon während man noch stritt, hatte man zugleich den Empirismus und der Schwärmerey Thür und Thor geöffnet; man hatte nach allen Seiten hin Blöfsen gegeben. Jetzt wird die philosophirende Symbolik von den Philologen, das Naturrecht von den Rechtshistorikern, die Naturgeschichte Gottes* von den Supernaturalisten, die Naturphilosophie von den Physikern zurückgewiesen und überflügelt! Es fehlte nur noch, dafs eine philosophische Schule selbst auf den Einfall kam, alles Denken sey blofse Wiederhohlung des unmittelbaren Wissens, und könne die Erkenntnifs nicht im Geringsten erweitern; auch diese Behauptung, die blofs die Frage übrig läfst, *warum denn nicht Alles sich von jeher von selbst verstand?* wird jetzt laut gepredigt! — Das ist die Geistesnahrung, wovon das Publicum lebt, wel[XIII]chem nunmehr dieses Buch *mufs* übergeben werden! Und zwar in einem Zeitpuncte, wo es an allen Orten Psychologien und Anthropologien geregnet hat.

Dafs die Schulen ihren alten Irrthum in allerley Formen giefsen, und ihm unter andern, zur Abwechselung, einmal solche Namen geben, die von der Seele, und vom Menschen, hergenommen sind, dies ist eine gleichgültige Sache. Daher ist nicht nöthig, hier einzelne Beyspiele anzuführen. Wiewohl, was könnte mich hindern, ein paar Bücher, die mit jenen Titeln versehen sind, näher zu bezeichnen, worin die Unkenntnifs des geistigen Thuns und Wesens sich versteckt hinter transscendentalen Kosmogonien, und hinter Hypothesen über den Kern der Erde? Und ein drittes, worin die Psychologie verbogen ist durch den Zweck, sie einem längst fertigen Systeme, dessen Vorurtheile sollten beybehalten werden, als Grundlage unterzuschieben? Und ein viertes, dessen Verfasser sich mit seinem Recensenten in der unvermeidlichen Amphibolie der transscendentalen Freyheitslehre herumdreht, vermöge welcher in einem Augenblicke der freye und der gute Wille identisch gesetzt werden, im nächsten aber,

* So nannte der treffliche KRAUSE (früher in Königsberg, dann in Weimar, wo er starb,) die SCHELLING'sche Religionslehre.

wann man das Böse erklären will, die Freyheit sich in ein völlig gesetzloses Vermögen verwandelt, welchem zwar die Vernunft ein Gesetz vorhält, aber dergestalt, dafs der Erfolg rein zufällig bleibt. Und ein fünftes, sechstes, siebentes, deren Verfasser zwar mit Recht auf die Seite durchgängiger Naturordnung treten, aber keinen Begriff haben von *geistiger* Natur, nichts kennen als Materie, und [XIV] selbst diese verkennen: daher sie um so mehr den Geist verletzen und beleidigen. Und ein achtes, worin mein Lehrbuch der Psychologie nachgeahmt und entstellt, aber nicht angeführt wird. Und ein neuntes, zehntes, und wer weifs wie viele sonst, worin die Abtheilung der Seelenvermögen (die freylich Niemandem genügen kann) zwar verändert wird, aber mit erkünstelten Theilungsgründen; und mit Beybehaltung der Meinung, *Alles komme auf innere Wahrnehmung an*, — als hätten wir heute einen schärfern innern Sinn, wie KANT oder LOCKE! Den guten Willen aller dieser Schriftsteller bezweifle ich nicht; wenn aber dereinst ein Geschichtschreiber ein hartes Urtheil fällt, und etwa von ihnen sagt: *sie wufsten, dafs die Psychologie schwach war; darum gingen sie statt behutsamer, desto dreister mit ihr um*, dann fragt es sich, ob ihre Werke sie vertheidigen können, worin das Schwerste und Wichtigste leicht genommen ist?

Das einzige Bedeutende, was der Psychologie neuerlich begegnet ist, besteht in jenen vorerwähnten, ihr zugemutheten Anschauungen, Offenbarungen, Ahndungen, die jede Parthey nach ihrer Art näher bestimmt, um ihre Religionsansichten dadurch zu sichern. Diese Zumuthungen sind für jede nüchterne, wenn auch nur empirische Psychologie, so durchaus unerträglich, dafs man hoffen kann, sie werden nützlich seyn durch Hervorrufung einer kräftigen Reaction.* [XV] Man glaube nicht, dafs die Kirche sie dagegen beschützen werde! Ihr sind die Vernunftoffenbarungen oft genug angeboten worden; sie kennt deren wandelbare Natur, und empfindet sehr stark das Bedürfnifs der Vestigkeit in diesen ohnehin wandelbaren Zeiten. Man glaube eben so wenig, dafs der innere, selbstständige Werth der Gefühle, aus welchen jene Zumuthungen hervorgehn, ihnen Nachdruck geben werde. Denn dieser Werth wird gar nicht angefochten, vielmehr sehr gern anerkannt; aber geleugnet wird, dafs er der Werth eines Beweises sey. Sehr gut gemeint, sehr schön empfunden ist Manches, was gleichwohl nur einen poetischen, keinen wissenschaftlichen Werth besitzt. Sehr tiefe Gefühle kann ein Individuum in sich erzeugen, ohne dafs darum die Lehre vom Gefühlvermögen, oder gar die vom Anschauen und Erkennen nur den geringsten Zusatz bekäme. Die subjective, individuale Natur der Gefühle, ihr inniger Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, und mit den Partheyungen, die sie herbeyführt, ist eben so bekannt, als die eigenthümliche Weichheit derjenigen Charaktere, die sich darin gefallen, Gefühle zu Grundlagen ihrer Ueberzeugung zu machen.

* Dafs überhaupt die Psychologie, so sehr sie auch durch das von ihr ausgehende Licht alle andern, zur Metaphysik im weitesten Sinne gehörigen Untersuchungen erleichtern, doch nicht die Stelle derselben vertreten kann: dies wird der Leser vielfältig wahrzunehmen Gelegenheit haben. Ganz umsonst sucht man in Lehren über Sinn, Verstand und Vernunft, den Ersatz für das, was man anderwärts versäumte und verdarb.

Der Leser weiſs übrigens schon aus dem ersten Theile dieses Werks, daſs es viel zu alt [XVI] ist, viel zu lange im Pulte gelegen hat, um die Absicht einer Reaction gegen die heutige Zeit in sich zu tragen. Der Schluſs dieses Buchs wurde im Jahre 1814 geschrieben. Seitdem sind allmählig manche Zusätze gemacht worden; so daſs ein kritischer Geist, wie sie heute sind, wohl auf den Einfall kommen könnte, verschiedene Federn nachzuweisen, die daran geschrieben und interpolirt hätten. Wohl nicht sicherer, als eine solche Kritik, ist das Vorgefühl des Verfassers dieses Buch werde nach einem oder ein paar Jahrzehenden anfangen zu wirken, wann die Umwandlung dessen was jetzt die Köpfe trübt, soweit wird vorgeschritten seyn, daſs die Natur der Sache einen und den andern von selbst auf die Bahn hinleiten kann, die man hier zuerst betreten, und soweit es gelingen wollte, verfolgt sieht. So späte Ereignisse können den Verfasser für seine Person wenig interessiren. Nichts desto weniger hegt er den Wunsch, daſs die seltenen Menschen, welche im Stande sind, sich von den Einflüssen des Zeitalters frey zu erhalten, die zuvor beschriebene Lage der Philosophie, — worin sie durch Diejenigen, die ihre Pfleger seyn wollten, nun einmal ist versetzt worden, — vest ins Auge fassen, und wohl beherzigen mögen; denn ihre Pflichten sind um desto gröſser, je schwerer ihnen die Erfüllung derselben von allen Seiten gemacht wird! Sie sollen bedenken, daſs jedes System, je weniger es von der nothwendigen Umwandlung der Begriffe erkennt, desto weniger dieselben leiten kann, und desto sicherer von ihr ergriffen und fortgerissen wird. Sie sollen ferner bedenken, [XVII] daſs ein Publicum, welches die Nothwendigkeit solcher Umwandlung nicht einsieht, gerade deshalb die wechselnden Systeme für bloſs spielende Erscheinungen hält. Sie sollen durch die Geschichte belehrt seyn, daſs der Faden dieser Umwandlungen Gefahr läuft, vor der Zeit seiner Abwickelung zerrissen zu werden, sobald ein öffentlicher Unglaube an Systeme als solche, dahin strebt, dieselben im Entstehen zu vernichten. Griechenland verlor den Faden, als seine besten Köpfe Skeptiker wurden; sie wurden es aber, als die Anregung, welche die Natur dem Denken giebt, überwogen wurde von dem Abschreckenden, welches der Streit der Lehrmeinungen mit sich bringt. Deutschland steht jetzt auf demselben Puncte! Und die Fluth der Journale, welche den Tag beherrschen, weil es für die Jahrzehende keine sichere Herrschaft mehr giebt, steigert bey uns das Uebel noch weit höher. — Die Philosophie gilt in solchen Zeiten für einen geistigen Luxus; und es finden sich Menschen genug, deren rasche Federn sich zu Dienerinnen dieses Luxus herabwürdigen. Diese geben der Philosophie den letzten Stoſs. Sie werden sie auch bey uns vernichten, wenn nicht der reinste Wille, verbunden mit ächter speculativer Kraft, sich entgegenstemmt, und in demselben Geiste fortarbeitet, welcher die groſsen Denker der Vorzeit getrieben hat.

Ganze Jahrhunderte können philosophiren, und mit allem Fleiſs und Eifer sich streiten und Schulen bilden, ohne daſs darum die Philosophie selbst (die nur Eine ist, soviel auch von *Philosophieen* in der Mehrzahl geplaudert [XVIII] wird,) nur einen Schritt weiter käme. Hätte der ächte Tiefsinn der Eleaten sich mit dem richtigen Geschmack des Platon und der logischen Uebung und Gelehrsamkeit des Aristoteles vereinigt:

so würden die Griechen die wahre Philosophie gefunden haben. Statt dessen ging nach ARISTOTELES die Wissenschaft stets rückwärts. Die Stoiker predigten und die Epikuräer conversirten nur, um die Skepsis zu ernähren; ARKESILAUS und CARNEADES waren die eigentlichen Häupter ihrer Zeit; ihr Saamen wuchs auf, wie CICERO und SEXTUS EMPIRICUS es bezeugen: die frühern richtigen Anfänge waren unwiederbringlich verloren. Die Skepsis fand endlich ihr Grab in der Schwärmerey. So verwandelt sich der bis zur Demokratie verdorbene Staat endlich in die Tyranney; wie PLATON längst gelehrt hat. In diesem Spiegel mag auch die heutige Zeit sich beschauen. Das Ende des vorigen Jahrhunderts erzeugte eine hohe Fluth, welche das Schiff hätte über die Klippen tragen können: aber ungeschickte Lootsen trieben es aus dem Fahrwasser. Der rechte Augenblick ist verloren gegangen. Gleichwohl besitzt dieses Zeitalter unermefsliche Hülfsmittel, wie kein früheres: und der rechte Augenblick würde sogleich wieder da seyn, wenn man sich ernstlich anstrengen wollte! Aber die *Faulheit*, nach FICHTE'n das Grundlaster des Menschen, läfst es dahin nicht kommen. Deutschland ist nur für positive Gelehrsamkeit regelmäfsig fleifsig; für eigentliche Kunst oder Wissenschaft hat es Anwandlungen, welche kommen und wieder gehn.

[XIX] Hätte nun bey den Griechen zu jener Zeit, da die Stoiker mit angenommenem Ernst, in der That aber nach Art der Modephilosophie aller Zeiten, ein Gemenge aus Reminiscenzen bereiteten, indem sie Weltseele und Vorsehung, Naturphilosophie und Divination, magere Trugschlüsse und aufgeblasene Paradoxa durcheinander wirrten, hätte damals Einer versuchen wollen, ein ächtes, in sich zusammenhängendes Denken zurückzuführen: welcher Weg würde ihm zu diesem Versuche offen gestanden haben? Doch wohl kaum ein anderer, als Zurückweisung zu den alten, zwar noch verehrten, aber doch grofsentheils vergessenen, Denkern: nicht um ihre Lehrsätze (denn die waren nicht verloren, sie waren vielmehr das Metall, was man fortwährend umprägte, um die neuen Münzen zu verfertigen), sondern um die Art ihres Forschens, die Antriebe ihres Strebens, zu erneuern; und um eben in *den* Puncten durchzudringen, wo sie mitten in den Schwierigkeiten stecken geblieben waren. Damit möchte sich denn ganz natürlich die Ermahnung verknüpft haben, den Glauben an die gütige und gerechte Vorsehung lieber in seiner sokratischen Einfachheit und Natürlichkeit zu lassen, als ihn durch dialektische Künste zu ängstigen, und in Streitigkeiten zu verwickeln; das Lob des philosophischen Erfindungsgeistes dagegen lieber auf den Feldern des eigentlichen Wissens zu suchen, wo noch genug Arbeit zu verrichten, genug zu säen und zu ärndten sey.

Was diese Andeutung sagen will: wird ohne grofsen Commentar verständlich seyn. Schon [XX] die Vorrede des ersten Theils enthielt die Bitte, der Leser wolle sich zurückversetzen in die Periode, da KANT, REINHOLD, und FICHTE blüheten: den gegenwärtigen zweyten Theil wird schwerlich Jemand verstehen, ohne diese Bitte zu erfüllen! Insbesondere mit KANT wird man den Verfasser so lebhaft beschäfftigt finden, als ob es noch nie Jemanden hätte einfallen können, zu behaupten, dafs heut zu Tage KANT's Schriften wenig mehr gelesen würden, und der jetzigen Generation nur noch obenhin bekannt seyen. Gute Beobachter wollen zwar

so etwas bemerkt haben: vielleicht aber ist es noch eben Zeit, sich zu stellen, als ob man davon nichts wüfste. Fortdauernde Beschäfftigung mit den Werken eines grofsen Mannes ist die Art von Ehrenbezeugung, die ihm gebührt; jede andre kann er entbehren. Sehr leicht wäre es sonst gewesen, die häufige Polemik gegen KANT, den Worten nach weit mehr zu mildern, als für nöthig ist erachtet worden; ohne dabey der Aufrichtigkeit im mindesten Abbruch zu thun. Zum Ueberflusse sey indessen hier noch bezeugt, dafs, indem der Verfasser während der letzten Ueberarbeitung dieses Buchs die Kritik der reinen Vernunft von neuem durchlief, die Gröfse des mit Recht hochberühmten Werks so deutlich, wie noch niemals zuvor, in den einfachen, würdevollen Umrissen desselben vor ihn hintrat. Weit mehr, als der Inhalt verlieren konnte, gewann die Form. Und selbst die Seelenvermögen ertheilten nun dem Ganzen einen ähnlichen Reiz, wie durch einen Mythenkreis das darauf gebauete Epos zu erhalten pflegt. Leser, welche [XXI] im Stande sind, diesen Reiz zu empfinden, werden das vorliegende Buch nicht darum der Verkleinerungssucht beschuldigen, weil es, seinem Hauptzwecke gemäfs, der Vernunftkritik beynahe Schritt für Schritt auf dem Fufse folgen mufste.

Im Allgemeinen wird dieser zweyte Theil meiner Arbeit einer weit gröfsern Menge von Lesern zugänglich seyn, als der erste, dessen Metaphysik und Mathematik nur auf einen kleinen Kreis rechnen kann. Wenn man es nicht verschmäht, durch Seiten- und Hinter-Thüren in ein Gebäude einzugehen, dessen Haupteingang eine etwas steile Treppe unvermeidlich forderte: so wird man solcher Nebenthüren hier eine grofse Menge antreffen. Denn hier ist von sehr bekannten Gegenständen die Rede; und man wird die Bemühung des Verfassers nicht verkennen, durch auffallende, aus der Mitte der Erfahrung gegriffene Züge dasjenige deutlich vor Augen zu stellen, was der Analyse sollte unterworfen werden. Freylich verträgt auch dieser Theil nicht das gedankenlose, halb träumende Lesen, woran Manche durch eine Unzahl von schlechten Büchern, die nicht anders gelesen werden können, sich gewöhnt haben; wie sie durch ihre ewigen Misverständnisse verrathen. Aber hinweggesehen von Denen, die von philosophischen Schriften nur die äufsern Umrisse sehn, und den Ton hören wollen: giebt es doch immer noch eine Menge von achtungswerthen Männern, welche zum Verstehen sowohl den Willen als die Kraft besitzen, und denen an der *Sache* gelegen ist! Diese nun ersuche ich, zu bedenken, dafs die natürliche Ver[XXII]wickelung der psychologischen Erfahrungen durch keinen wissenschaftlichen Vortrag auf einmal kann dargestellt werden; sondern dafs man sich bald unbequeme Trennungen, bald auch ein Hinübergreifen aus einem Gegenstande in den andern mufs gefallen lassen; wobey freylich bald die Sache, bald die logische Ordnung scheinen kann, verletzt zu werden. So habe ich es nicht vermeiden können, die Lehre von den Begierden gleich Anfangs zwar zu berühren, aber sehr viel weiter nach hinten erst fortzusetzen; und dagegen von den Gefühlen ausführlich schon in den ersten Paragraphen zu handeln. Denn jene mufsten vorzugsweise in ihrem Gegensatze gegen die sogenannte praktische Vernunft betrachtet werden; hingegen bey den Gefühlen kam es hauptsächlich darauf an, die räthselhafte Verbindung zwischen Gemüth und Vorstellungsvermögen zu

erklären; und diese Erklärung hielt ich für ein so dringendes Bedürfnifs, dafs ich, um die innere Erfahrung klar genug zu vergegenwärtigen, gleich Anfangs den *ganzen* Gefühlszustand des Menschen zu schildern suchte, ohne mich darum zu bekümmern, ob hiebey von den Gefühlen des höher gebildeten Menschen, oder von den niedern gesprochen werde, die eigentlich allein in diesen Vordergrund gehören. Bey solchen Licenzen wird natürlich auf die Gefälligkeit des Lesers etwas gerechnet; der, wenn er die Sache aus andern Gesichtspuncten betrachten, z. B. den Zusammenhang der Begierden mit den Gefühlen genauer verfolgen will, sich alsdann die im Vortrage getrennten Theile nach dieser seiner Absicht näher zusammenrücken mufs. Das Haupt-[XXIII]Augenmerk des Verfassers konnte kein anderes seyn, als überall die psychologische Analyse in die Bahn der synthetischen Untersuchung zurückzulenken; aus welcher, sobald man sie anzuwenden weifs, die Erfahrung begreiflich wird. Der Selbstthätigkeit solcher Leser, die dem Buche von vorne herein nicht überall folgen konnten, bleibt es überlassen, sich das ganze Werk nach ihrem Bedürfnisse *umzuwenden*: dergestalt, dafs sie aus der Analyse auf die dazu gehörige Synthesis zurück schliefsen, und aus jener sich diese, soweit sie können, verständlich machen. Dies wird ihnen grofsentheils gelingen; denn man braucht weniger die Rechnung selbst, als den allgemeinen Begriff derselben, um wenigstens von dem gröbern Theile der bisher herrschenden Irrthümer sich zu befreyen. Hingegen vollkommenere Ausführung des Ganzen wird durchaus einen sehr gebildeten mathematischen Geist erfordern; der sich aus den synthetischen Principien mancherley mögliche Fälle zu construiren vermöge, um diejenigen auszuwählen, die zu gegebenen psychologischen Phänomenen passen. Der Verfasser hat sich nie für einen Mathematiker gehalten; er weifs nur zu gut, wieviel er Andern zu thun übrig läfst.

Was der Aufmerksamkeit des Lesers am meisten mufs empfohlen werden, ist das Studium der Lehre von den Reihenformen; auf welche, gewifs gegen die allgemeine Erwartung, beynahe die ganze Untersuchung über die sogenannten Kategorien zurückführt;* und ohne [XXIV] welche selbst über Verstand und Vernunft sich nichts Deutliches sagen läfst. — Die Abhandlungen über diese vermeinten Seelenvermögen wird dem minder geübten Leser auf den ersten Blick sehr zerrissen scheinen; denn, abgesehen von den vorbereitenden Betrachtungen der Einleitung, findet sich ein Theil derselben im vierten Capitel des ersten Abschnitts, ein anderer Theil erst im dritten und vierten Capitel des zweyten Abschnitts. Allein wenn dies Unordnung scheint, so liegt die Schuld an der bisherigen übeln Gewohnheit der Psychologen. Die Erklärung des gemeinen Denkens, und seiner Hauptbegriffe, ist ein durchaus verschiedener Gegenstand von der Frage nach der Möglichkeit des eigentlichen Wissens, und schon des Strebens nach diesem Wissen mit Gefahr eines mannigfaltigen Irrthums. Die gewöhnlichen Lehren, welche dies und jenes vermengen, stellen den gemeinen Verstand zu hoch; den wissenschaftlichen zu niedrig. Daraus

* Man hätte dies gleichwohl schon längst vor der genauern Untersuchung erwarten sollen. Denn die Sprache verräth die Sache. Die Worte: *Substanz* und *Inhärenz*, sind vom Raume entlehnt; und eine Logik zu liefern ohne räumliche Metaphern, wie *Umfang*, *Inhalt*, u. s. w. ist ganz unmöglich.

entsteht erstlich eine zu grofse Kluft zwischen Mensch und Thier, die zwar unserm Stolze schmeichelt, aber von der Erfahrung nicht bestätigt wird; — zweytens eine ganz ungebührliche Erniedrigung des menschlichen Wissens, dessen speculativer Aufschwung sich in eine nicht blofs lächerliche, sondern geradezu unmögliche Thorheit verwandeln würde, wenn nichts anderes, als ein Kategorien-Ver[xxv]stand und eine glaubende Vernunft dabey zum Grunde läge. Die gemeine Psychologie hat den Menschen zugleich nach Oben und nach Unten gezerrt; ihn mit eben soviel Unmuth als Uebermuth erfüllt, die wahre Psychologie mufs das doppelte Unheil dieser falschen Selbstbetrachtung wieder gut machen. Insbesondere mufs der Metaphysik, die so wenig zum Dogmatismus erstarren, als in sublimer Schwärmerey davon fliegen darf, ein, zwar bescheidener, jedoch vester Muth zu einer regelmäfsigen Bewegung zurückgegeben werden. Für den Glauben wird immer noch ein unendlich weiter Raum übrig bleiben, wohin jene Bewegung des Wissens gar nicht einmal gerichtet ist.

Soll ich endlich noch einige Worte sagen über den Anstofs, den Mancher nehmen könnte, weil in der Einleitung dem Herrn v. Haller, der jetzt das allgemeine Vorurtheil wider sich hat, einige Auctorität *in seiner Sphäre*, der Politik, ist eingeräumt worden? Wohl eher hätte man Ursache zufrieden zu seyn, dafs hier auf ein merkwürdiges psychologisches Phänomen hingewiesen wird; denn Herr v. Haller ist ein solches. Nicht eifrige Kunstliebe, nicht Frömmeley, nicht politischer Egoismus erklärt die bekannten Schritte dieses Mannes. Das aber ist gewifs, dafs die Vaterlandsliebe des *Schweizers* schwer verwundet wurde durch jene Staatsumwälzung, welche Frankreich mit Arglist und Gewalt erzwang. Und womit endete die Bitterkeit, die sich, auf gerechte Weise veranlafst, seitdem in ihm vestsetzte? Nicht blofs damit, ihn der Römischen Kirche zuzuführen; sondern sie hat [xxvi] ihn dahin gebracht, *sein Vaterland zu meiden;* und selbst französisches Bürgerrecht anzunehmen, wenn anders eine neuerlich gedruckte Notiz ganz sicher ist. — Möchten doch Diejenigen, die es nicht fassen können, dafs der Mensch sich theoretisch widersprechende Vorstellungsarten bildet, indem er auf nothwendige Beziehungen nicht achtet, — sich vorläufig einmal darin üben, die häufig vorkommenden Fälle im praktischen Leben genau zu betrachten, wo sich Einer mit offenen Augen Schicksale bereitet, denen zu entgehen, vermöge der ursprünglichen Natur seiner Motive, durchaus seine gröfste Sorge hätte seyn müssen. *Solche* Fälle wird man natürlich finden; aber nicht minder natürlich sind jene ersteren. Die Erfahrung hat Manches längst gesagt, was die Theorie nur deutlicher ausspricht. Aber wie Viele sind wohl Deren, die mit vollem Rechte den Vorwurf ablehnen dürften, dafs sie ihre Vorurtheile mehr lieben, als Theorie und Erfahrung? Mag daher auch immerhin dies Buch nur für Wenige lesbar seyn; wer es darauf ankommen läfst, man solle ihm seine Vorurtheile gewaltsam entreifsen, der mag sie behalten!

[XXVII] # Inhalt des zweyten Bandes.[1]

---

[1] SW stellen das Inhaltsverzeichnifs vor die Vorrede.

[2] SW geben die „Theile“ der Einleitung an:

A. Bruchstücke der Statik des Staats.

B. Bruchstücke der Mechanik des Staats.

A. Vorläufige Betrachtung des Verstandes nach seinen Beziehungen.

B. Vorläufige Betrachtung der Vernunft nach ihren Beziehungen.

[1] Einleitung.

Von der Erfahrung sind wir ausgegangen, zur Erfahrung kehren wir zurück. Denn alle Speculation, die nicht auf einem vesten, das heifst, unbestreitbar *gegebenen* Grunde beruht, ist leeres Hirngespinst; und selbst als Uebung im Denken nur von zweydeutigem Werthe. Allein in der Behandlung der Erfahrung zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen dem synthetischen, und dem jetzt folgenden analytischen Theile der Psychologie.

So wie die mathematische Physik, wollte sie gleich Anfangs die ganze Masse der Erfahrungen, die wir über die Körperwelt besitzen, zu ihrem Gegenstande machen, — wollte sie von chemischen; elektrischen, magnetischen, Kräften, von Licht und Wärme, von tropfbaren und elastischen Flüssigkeiten auf einmal reden, — sich in die unheilbarste Verwirrung stürzen würde; wie sie dagegen fürs erste sich begnügt, unter allen bewegenden Kräften nur Eine, die Schwere nämlich, in Untersuchung zu nehmen: eben so haben wir aus dem unermefslichen Vorrath empirisch-psychologischer Thatsachen das einzige Factum des Selbstbewufstseyns herausgehoben, und in ihm den Stoff und die Aufforderung zu einer langen, noch jetzt nicht geendigten Arbeit gefunden. Es kommt nicht allein darauf an, die Erfahrung aufzufassen, sondern sie zu verarbeiten. Die Speculation mufs nicht blofs Grund haben, sondern sie mufs in dem Grunde kräftig wurzeln, und die Wurzel mufs einen fruchtbaren Baum erzeugen. Dazu gehört Zeit; in der That mehr Zeit als die Lebensdauer [2] eines einzelnen Menschen. Mag indessen der Baum ferner wachsen; für mich ist es nöthig, meine Bemühungen nunmehr auf andre Weise fortzusetzen.

Dem analytischen Theile der Psychologie, der sich, was die *Tiefe* der Untersuchung anlangt, auf den synthetischen verläfst, kommt es zu, sich einen Werth von anderer Art zu verschaffen, nämlich durch die *Weite* des Gesichtsfeldes, das er umspannt. Er mufs das geistige Leben im Ganzen auffassen; daher gehört eigentlich das ganze Thierreich in seine Sphäre; und es ist das erste Kennzeichen mangelhafter psychologischer Darstellungen, wenn man ihnen ansieht, dafs sie bei Gegenständen, in Ansehung deren sich Menschen und Thiere gleichartig zeigen, doch von der Beobachtung jener erstern allein abgezogen sind, und auf die letztern nur mit Zwang übertragen werden können. Andererseits ist freylich alle Beobachtung der Thierwelt so beschränkt, so unsicher, und besonders so innig mit physiologischen Dingen verwebt: dafs ich wenigstens für mich darauf Verzicht thue, einen positiven Gewinn aus dieser grofsen Klasse

von Thatsachen zu ziehen: genug wenn es mir glückt, einer natürlichen Auslegung dessen, was die Thiere uns zeigen, nicht durch übereilte Behauptungen in den Weg zu treten.

Je gewisser ich nun in dieser Hinsicht eine Unvollständigkeit meiner Arbeit voraussehe: desto mehr wünschte ich, nach einer andern Richtung hin die psychologische Untersuchung zu erweitern. Der Mensch ist Nichts aufser der Gesellschaft. Den völlig Einzelnen kennen wir gar nicht: wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, dafs die Humanität ihm fehlen würde. Noch mehr: wir kennen eigentlich nur den Menschen in *gebildeter* Gesellschaft. Der Wilde ist uns nicht viel klärer wie das Thier. Wir hören und lesen von ihm; aber wir fangen sogleich unwillkührlich an, unser eignes Bild in ihm, als einem Spiegel, wieder aufzusuchen. Eine schlechtere Art, zu beobachten, kann es nun gar nicht geben; denn wenn das [3] Wort *Erschleichen* irgend einen Sinn hat, so hat es diesen: *in ein fremdes, gegebenes Phänomen sogleich die alten bekannten Dinge wieder hineinzudenken.* Uebrigens, wenn wir auch diesen Fehler zu vermeiden stark genug wären: wie Viele von uns, die wir uns mit Psychologie beschäfftigen, sind in Neu-Seeland gewesen? Wie Viele haben Gelegenheit, die Wilden in ihren Wohnsitzen zu beobachten? —

Wir müssen uns begnügen, den heutigen gebildeten Menschen zum unmittelbaren Gegenstande unserer Betrachtung zu machen. Aber diesen wenigstens müssen wir so vollständig als möglich auffassen. Er ist ein Product dessen, was wir *Weltgeschichte* nennen. Wir dürfen ihn nicht aus der Geschichte herausreifsen.

In ihm setzt sich eine geistige Production fort, deren Anfang nicht in ihm liegt. Anregungen, die jetzt allgemein an Jeden gelangen, der nicht etwa zu den Zigeunern gehört, waren ursprünglich höchst seltene Erzeugnisse der aufserordentlichsten Geister, oder auch grofser Massen von Menschen, die sich innig berührten, oder heftig zusammenstiefsen. So *kann* es wenigstens seyn, und schon auf die blofse Möglichkeit müssen wir Rücksicht nehmen.

Dieser Umstand macht, dafs man sich einer richtigen Auffassung der psychologischen Thatsachen nicht auf einmal, und auf einem geraden Wege fortgehend, sondern nur allmählig, mit abwechselnd hin und her gelenkten Schritten wird annähern können. Der Einzelne ist nicht vollständig aufgefafst ohne die Geschichte; aber die Geschichte entsteht rückwärts aus der Zusammenwirkung der Einzelnen; und aus diesem Grunde sollte die Psychologie zuerst das Individuum erklären, und erst später zur Geschichte kommen. Allein wir können die Erfahrungsgegenstände nicht aus ihren einfachen Bestandteilen zusammensetzen; und wie der Krystall zuerst seine Gestalt in einer gröfsern Masse offenbart, aus welcher dann auf die Grundform der kleinsten Theile geschlos[4]sen wird, eben so zeigen sich manche psychologische Gesetze wirklich deutlicher in den grofsen Umrissen der Geschichte als bey dem einzelnen Menschen; und manche irrige Vorstellungen, deren Widerlegung nicht leicht ist, so lange sie den Einzelnen treffen, entblöfsen sich von selbst, wenn sie auf ein gröfseres Ganzes angewendet werden. So ist z. B. das *Gleichgewicht von Europa* ein längst bekannter Gegenstand, obgleich die Untersuchung über das *Gleichgewicht*

der Vorstellungen in uns, manchem neu und fremd klingen mag. Auch hat, meines Wissens, noch niemand daran gedacht, einer Familie, oder gar einem Staate, die *transscendentale Freyheit* beyzulegen; während dieser Irrthum in Ansehung des einzelnen Menschen sich unter den Philosophen des Zeitalters in Deutschland allgemein verbreitet hat. — Wir werden daher den einzelnen Menschen nicht blofs *vollständiger* auffassen, wenn wir ihn als einen Theil des Menschengeschlechts ins Auge nehmen, sondern wir werden ihn auch *leichter* erkennen, wenn wir zuerst sein vergröfsertes Bild im Staate beschauen.

Wem wird hier nicht PLATON's Republik einfallen? Bekanntlich ist dies Werk eigentlich keine Staatslehre, sondern eine Untersuchung über den Begriff dessen, was Recht sey. Allein nachdem im ganzen ersten Buche, und in einem Theile des zweyten, die Schwierigkeit, das Recht zu bestimmen und in seiner unbedingten Würde darzustellen, ist erwogen worden: wendet sich PLATON zum Staate wie zu einer gröfsern, und leichter lesbaren Abschrift dessen, was im Original für schwache Augen mit allzukleinen Buchstaben ausgedrückt sey.

Es ist nun auch meine Absicht, einige Grundzüge der Politik zu benutzen, um dadurch den entsprechenden psychologischen Gesetzen, die im ersten Theile dieses Werkes entwickelt worden, mehr Deutlichkeit zu verschaffen; weil ich keine lichtvollere Anwendung derselben zu finden weifs, und gleichwohl sehr viel daran [5] gelegen ist, dafs sich der Leser erst jene psychologischen Gesetze, wie sie durch Rechnung gefunden worden, geläufig mache, ehe ich nach Art der Vernunft-Kritiken unternehme, die Psychologie zur Aufhellung der Metaphysik zu benutzen. Dies Letztere ist mein eigentlicher Hauptzweck in dem vorliegenden zweyten Theile; jenes esrtere ist nur das Mittel zum Zwecke. Daher werde ich keinesweges, dem PLATON nachahmend, mich in die Staatslehre vertiefen; sondern blofs soviel aus diesem Gebiete entlehnen, als mir zur Einleitung, und zur Vorbereitung auf schwierigere Gegenstände nützlich seyn kann.

Jedoch darf ich mich nicht so eng beschränken, dafs aus der Kürze Dunkelheit entstehen könnte, die leicht zu irrigen Auslegungen Anlafs geben möchte. Um Misdeutungen zu begegnen, schicke ich zwei Bemerkungen voran.

Erstlich: ich werde hier nur *eine* Seite der Staatslehre in Betracht ziehn; die rein theoretische, welche vielleicht Mancher die Kehrseite nennen möchte. Diese Einseitigkeit darf ich mir erlauben, weil ich längst die andre Seite, die der praktischen Ideen, beleuchtet habe; nämlich in meiner praktischen Philosophie; und zwar auf eine Weise, wodurch Niemand zum politischen Schwärmer verbildet, wohl aber vielleicht hie und da Jemand vor Schwärmerey ist gehütet worden.

Zweytens: um jeden Gedanken, als ob ich versteckter Weise auf die heutigen Staaten zielte, rein abzuschneiden: will ich offen anzeigen, wie ich, falls dies meine Absicht wäre, zu Werke gehn würde. Alsdann nämlich wäre nach meiner Ueberzeugung zuerst von dem Umstande zu reden, dafs die heutigen europäischen Nationen zu ihrer Sicherheit einer stehenden Kriegsmacht bedürfen. Daher würde ich den Grad der militärischen Spannung eines jeden Staates untersuchen; und hiebey unterscheiden,

welche Staaten in einer solchen Spannung sich ihrer Lage nach befinden müssen, welche andre dies nicht nöthig haben, und wiederum welche zu schwach [6] sind, um dadurch etwas Wesentliches erreichen zu können. Hieraus würde sich der natürliche innere Zustand der verschiedenen Staaten großentheils entwickeln lassen; besonders wenn man hinzunähme, dafs zur Kriegsmacht nicht blofs Truppen, sondern auch Geld und Verstand gehört; und dafs der Erwerb dieser drey Requisite an sehr verschiedene Bedingungen geknüpft ist. So fruchtbar nun diese Betrachtungen werden könnten, so wird man sie doch in dem Nachfolgenden nicht finden. Sie gehören nicht hieher; und ich empfinde kein Bedürfnifs, Alles zu sagen, was ich denke; am wenigsten über Dinge, die hundert Andre besser verstehn.

Platon mufste seiner Absicht gemäfs, den Staat von der Seite der praktischen Ideen auffassen; und wirklich hat er *eine* der Ideen, die der *Harmonie zwischen Einsicht und Wille*, (die nämliche, welche ich *innere Freyheit* nenne,) trefflich entwickelt.

Sein Hauptgedanke ist, dafs die Einsichtsvollen regieren, die Starken sie unterstützen, und das Volk gehorchen solle; so dafs *Jeder das Seinige thue*, und sich *auf seinen Beruf beschränke*. Hingegen *Vielgeschäftigkeit* ist beym Platon soviel als *Ungerechtigkeit*. Darüber ist nun die eigentliche Idee des Rechts bey ihm im Dunkeln geblieben; desgleichen die übrigen praktischen Ideen, welche alle gleichmäfsig ins Licht zu setzen, und gehörig zu verknüpfen, eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre. Jedoch, so fern er nicht den Staat in der Wirklichkeit, sondern nur die *Idee* desselben zeichnen wollte, (freylich ist er diesem Vorsatze nicht ganz getreu geblieben, sondern hat mit angenehmer Nachlässigkeit sich gehen lassen,) kann man ihn nicht sowohl einseitig, als unvollständig nennen; denn die Idee der innern Freyheit ist wirklich die erste von allen; und diejenige, welche sich auf alle übrigen bezieht, um sich in ihnen zu realisiren, so fern man von Realität in der Ideenwelt überhaupt reden kann. Ueber dies Alles bitte ich meine praktische Philosophie nachzusehn, und gehörig zu vergleichen.

[7] Meiner jetzigen Absicht gemäfs sollte ich am nächsten mit einem andern Manne, dem bekannten Anti-Protestanten, *Herrn* von Haller, zusammentreffen; in dessen *Handbuche der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts, und der allgemeinen Staatsklugheit*, von religiöser Schwärmerey eben so wenig als von eigentlichem Staatsrechte, etwas zu finden ist; der aber dagegen näher, als irgend ein andrer mir bekannter Schriftsteller, dabey war, den *wirklichen Staat im Allgemeinen* richtig darzustellen; ein grofses Verdienst, wenn er wenigstens *dieses* Ziel völlig erreicht hätte. Für einen Schmeichler mufs man ihn nicht halten; sein Patrimonial-Fürst soll kein Recht einer directen willkührlichen Beschatzung der Unterthanen haben, sondern in der Regel seine Ausgaben aus eigenem Vermögen bestreiten; die Beyhülfe der Unterthanen mufs gesucht und bewilligt werden.* Die Conscription ist nach ihm ein Geschenk

* Handb. der Staatenk. § 25. Auf dies Buch allein beziehn sich die nachfolgenden Bemerkungen.

des philosophisch genannten Jahrhunderts, des erdichteten speculativen Staatssystems, das sich für Freyheit-bringend verkündigte, und Sclaverey gebracht hat; er will dagegen: dafs die Hülfsleistung von Seiten der Unterthanen im Kriege des Fürsten nur auf moralischer Pflicht, auf eigenem Interesse, und auf besondern Dienstverträgen beruhen soll.* Sein Fürst ist eigentlich ein sehr reicher Herr, an den sich die Dürftigen freywillig angeschlossen haben, so dafs sie nun zu seinem Hause gehören. „*Jeder Mensch, den Glück und Umstände vollkommen frey machen, wird eo ipso ein Fürst.* Das *aliis imperare* ist, um sich nach Art der Logiker auszudrücken, nur das *genus proximum*, das *nemine parere* der *character specificus* eines Fürsten oder einer Republik. Es ist daher unrichtig, und führt zu gefährlichen Verirrungen, beyde nur *Re*[8]*genten* und *Regierungen* zu heifsen, und so die Benennung nur von einem einzelnen *Nebenumstande*, und nicht, wie ehemals, von dem Wesen der Sache herzunehmen."** Es scheint doch, dafs die Fürsten und die Republiken anderer Meinung sind. Denn warum führen sie Löwen, Adler, Leoparden und andere drohende Zeichen in ihren Wappen, — warum ging schon bey den alten Deutschen der freye Mann stets in Waffen, als deshalb, weil die Unabhängigkeit behauptet seyn will durch Gewalt, und durch die Anstrengung des Herrschens? *Vollkommene* Unabhängigkeit, die keiner Gewalt bedürfte, und von der kein Theil der Kraft durch die Anstrengung des Herrschens *gebunden* oder *verbraucht* würde, ist überirdisch, so lange es wahr bleibt, dafs ein Mensch den andern fürchtet, und des andern bedarf. Schon diese Probe kann zeigen, dafs auch Herr VON HALLER, bey allem Schelten auf die Philosophen, doch immer noch ein wenig in den Lüften schwebt, und sich noch nicht ganz auf den rauhen Boden der Erde herabgelassen hat. So gehts, wenn Einer, der über Staatsklugheit schreibt, sich vom Staatsrechte nicht lossagen will! Das unselige *Vermengen* der theoretischen und der praktischen Philosophie hat von jeher beyde zugleich verdorben; und deshalb ist an *gesetzmäfsige Verbindung* beyder nun vollends nicht zu denken. Eine *solche* Unabhängigkeit und vollkommene Freyheit, wobey das Regieren und Herrschen zum *Nebenumstande* herabsänke, wäre freylich eine schöne moralische Aufgabe; aber sie kann auch nur durch moralische Kräfte gelöset werden. Unter guten und gebildeten Menschen ist sie längst gelöset; gegen sie bedarf es keiner Anstrengung des Herrschens.

Jedoch an den Fragepunct, der mir hiebey im Sinne liegt, und den man in meiner Untersuchung über die Wirkungsart *roher, nicht moralischer Kräfte,* wie [9] sie etwa in den Zeiten des *Faustrechts* waren, weiterhin leicht erkennen wird, — hat vielleicht Herr VON HALLER nicht einmal gedacht. Seine Aufmerksamkeit ist eigentlich auf einen andern, wiewohl mit jenem eng verbundenen Gegenstand gerichtet. Er nennt seine Fürsten und Republiken darum vollkommen unabhängig, damit ihre Gewalt *ursprünglich* sey, und nicht erst *übertragen.* In diesem Puncte, über welchen er eifrig gegen die von ihm sogenannten Philosophen streitet, werde ich ihm nicht widersprechen. Vielmehr, wenn vom wirklichen Staate die Rede

* A. a. O. § 22.

** Ebendaselbst § 14.

ist, bin ich völlig der Meinung, dafs übertragene Macht nicht veststehn, folglich nicht *Macht* seyn würde. Und selbst vom Standpuncte der praktischen Philosophie aus betrachtet, kann man sagen: es ist im Allgemeinen, und hinweggesehen von Orten und Zeiten, für den Staat gleichgültig, woher die Macht stammt, wenn sie nur da ist, und richtig gebraucht wird. Der Bürger, der Unterthan, gehorcht der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; er beurtheilt nicht das Recht des Herrschers; ihm liegt nur an der Wirkung der Herrschaft. Und warum sollte man Herrn von Haller widersprechen, wenn er behauptet: „*der Mächtigere herrschet, sobald man seiner Macht bedarf;*“ ja wenn er sogar ausdrücklich hinzusetzt: „*Die Macht allein giebt nur Ansehen, und noch keine Herrschaft; zur Bewirkung der letztern mufs ein Bedürfnifs hinzukommen.*“* Diese Worte sind zwar keine scharfe Bezeichnungen eines Rechts-Verhältnisses; und noch weniger genügen sie als Aussagen dessen, was, laut Zeugnifs der Geschichte, sich zu ereignen pflegt: jedoch können sie kein Motiv abgeben, um Herrn von Haller in Hinsicht seines grofsen Eiferns wider die Philosophen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Vielmehr könnte daraus leicht ein Streit entstehn, der am Ende nicht viel mehr als Wortstreit wäre.

[10] Das bisher Angeführte zeigt ein Schwanken zwischen Staatsrecht und Staatsklugheit; es ist billig und nützlich, ein paar andre Züge bemerklich zu machen, woraus die richtige Beurtheilung des wirklichen Staats hervorgeht.

Nachdem Herr von Haller den *Misbrauch* der Macht darein gesetzt hat, dafs sie *Bedürfnisse schaffe*, statt sie zu *befriedigen:* führt er fort: „Allein den möglichen Misbrauch der höchsten Gewalt, d. h. derjenigen, die keine höhere über sich hat, durch menschliche *Einrichtungen* hindern zu wollen, ist ein Problem, *welches sich selbst widerspricht.*“ Genau dieses Nämliche habe ich gleichzeitig mit Herrn von Haller, und unabhängig von ihm, gelehrt, und noch etwas weiter ausgeführt.** Ueber das bekanntlich vorgeschlagene Mittel, die Theilung der Macht, urtheilt Herr von Haller folgendes: „Es ist unbegreiflich, wie die von Montesquieu erdichtete Idee von einer Theilung der Gewalten in *gesetzgebende* und *vollziehende* (und *richterliche*) so sehr in alle Köpfe hat eindringen können. Allein bey der Unwissenheit von den Dingen selbst, sucht man sich mit dergleichen, *blofs logischen*, Distinctionen, herauszuhelfen, die ohne Realität einen leeren Schein von Wissenschaft an sich tragen.“ Vollkommen wahr! Die Politik befindet sich mit dieser Theilung der Gewalt genau in demselben Falle, wie die Psychologie mit ihren Seelenvermögen; sie kann die drey Gewalten nicht als eine *vollständige* Theilung deduciren; sie kann die Grenzen zwischen ihnen nicht vestsetzen; sie kann das Causalverhältnifs unter denselben weder seiner Möglichkeit nach begreiflich machen, noch angeben wie es seyn sollte; sie kann daher das Getrennte nicht wieder vereinigen. Sie hat blofs *zerrissen*, und keineswegs getheilt. Denn es ist sonnenklar, dafs eine blofs gesetzgebende Macht, wenn sie [11] nichts

* A. a. O. § 10.

** In meiner praktischen Philosophie, S. 348; wo aber der ganze Zusammenhang mufs nachgesehen werden. [Vgl. Bd. II, S. 434, vorl. Ausg.]

ausführen soll, gar keine Macht ist, weil sie gar nichts wirkt. Es ist eben so klar, dafs eine blofs ausführende Macht, ganz abhängig von der ihr entfremdeten Gesetzgebung, nichts anders ist, wie die Armee ohne den König; diese ist bekanntlich *keine* Macht; und es ist viel daran gelegen, dafs sie es niemals werde! Es ist wiederum klar, dafs der Richter abhängt von dem, welcher ihn einsetzt, so wie von dem, welcher seinen Richterspruch vollziehen wird; ja dafs er überhaupt nur durch die Duldung und den guten Willen Dessen existirt, der wirklich *die Macht*, — die eine und untheilbare, — in Händen hat.

Auf *einem* Boden kann nur *eine* Macht seyn; das ist der evidenteste Satz der ganzen Politik. Sind ihrer mehrere, so kann man sich auf keine verlassen; ihr Streit steht bevor, oder bricht aus, vernichtet eine, oder die andre, oder beyde.

Die Unbegreiflichkeit, welche Herr von Haller darin findet, dafs so viele sonst gute Köpfe sich mit jener offenbaren Ungereimtheit getragen haben, läfst sich näher beleuchten; und indem ich es thue, wird der Leser meine Absicht, weswegen ich gerade hier — scheinbar am unrechten Orte — von diesen Dingen rede, deutlich einsehen.

Zuvörderst: der Begriff des Staats, als einer Gesellschaft, die *geschützt* sey durch eine in ihr liegende *Macht* ist ein vollkommener Widerspruch. Denn die Macht kann eben so gut *zerstören*, als schützen. Sollte die Gesellschaft dagegen *gesichert* seyn, und zwar durch eine in ihr selbst liegende Macht, so wäre diese Macht, *a)* nothwendig sehr viel stärker als die erste, denn sonst entstünde ein Kampf mit zweifelhaftem Ausgange, also kein Schutz; *b)* dadurch würde die vorige Macht gebunden, also unnütz, und *c)* die zweyte Macht wäre nun noch gefährlicher, als die erste; und das Bedürfnifs des Schutzes wäre nicht befriedigt, sondern gesteigert.

[12] Zweytens: Wenn der Staat, schon seinem Begriffe nach, unmöglich ist, so kann er nicht existiren, und hat niemals und nirgends existirt.

Drittens: Hier widerspricht die Erfahrung! Es gab und giebt Staaten; wir alle leben in ihnen, und empfinden keinesweges eine solche Furcht, wie wir nach obiger Entwickelung nothwendig müfsten.

Also viertens: *Der obige widersprechende Begriff des Staats ist kein richtiger Ausdruck des Wirklichen. Er mufs sich versteckter Weise beziehen auf Merkmale*, die in *ihm nicht gedacht wurden, die ihm aber gleichwohl zukommen und das Widersprechende in ihm aufheben.*

Derjenige, welcher den ersten Theil dieses Werkes aufmerksam gelesen hat, weifs nun ohne Zweifel, was ich will. Nicht Politik zu lehren, ist meine Absicht, sondern eine *Wiederholung* dessen zu veranlassen, was ich oben, in dem ganzen ersten Abschnitte des ersten Theils, gelehrt habe.

Der Begriff des Staats ist nur ein neues, sehr auffallendes *Beyspiel* von solchen Begriffen, die *gegeben* sind in der Erfahrung, und die sich gleichwohl widersprechen.

Dafs man die Ungereimtheit dieses Begriffs, so lange er seine nothwendigen *Beziehungspuncte* noch nicht gewonnen hat, und durch sie ist *ergänzt* worden, nicht wahrnimmt, nicht eingesteht, nicht entwickelt, nicht hinweggräumt; — dafs man sich dagegen in unnütze Streitigkeiten verwickelt, sich in Partheyen theilt: — das ist nichts als ein neues Beyspiel zu jenen

metaphysischen Streitigkeiten, über das *Ich*, über die *Substanz*, über die *Causalität*, über das *Continuum*, ja selbst über das *Universum*. Alte Gewohnheit, und alte Gemächlichkeit, das ist die nächste, und allgemeinste Erklärung, nicht blofs jener Unbegreiflichkeit, wie man sich bey der blofs logischen Distinction der drey Gewalten habe be[13]ruhigen können, (worüber Herr VON HALLER klagt,) sondern der noch viel weiter reichenden Unbegreiflichkeit, wie man, *mit* und *ohne* Logik, eine *Metaphysik* Jahrtausende lang hat suchen können, ohne auch nur den ersten, einzig nothwendigen Schritt zu thun, durch welchen man sich ihr hätte nähern können.

Indessen findet sich doch ein sehr wichtiger Unterschied zwischen dem Begriffe des Staats, und den metaphysischen Begriffen. Der Staat ist ein unendlich wichtiger praktischer Gegenstand; er ist von den gröfsten, rechtschaffensten, würdigsten und klügsten Männern nicht blofs besprochen, sondern auch behandelt worden; und zwar bey den verschiedensten Verfassungen, in ruhigen sowohl als in unruhigen Zeiten. Die Ansichten dieser Männer waren freylich höchst verschieden; aber wie unzulänglich auch ihre Theorieen im Allgemeinen seyn mochten, in der Praxis konnten sie nicht dasjenige, worauf die ganze Möglichkeit des Staats überhaupt beruht, verfehlen; sie müssen es im Einzelnen erkannt haben, wenn sie es auch nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit ausgesprochen haben.

Fragt man den gemeinen, verständigen Bürger, warum er nicht den Wahnwitz des CALIGULA, nicht die Grausamkeit des NERO, — und überhaupt keinen orientalischen Despotismus fürchte; so wird er antworten: „das kommt bey uns nicht vor! Es ist nicht Sitte. Es fällt dem Fürsten nicht ein; oder setzen wir den äufsersten Fall, es fiele ihm, wie ein böser Traum, so etwas ein, so würde er sich dennoch enthalten, die Nation in Versuchung zu führen."

Und fragt man den grofsen, vom Herrn VON HALLER so hart angeklagten, MONTESQUIEU, wie denn seine vertheilten Gewalten zusammen wirken sollen: so antwortet er in dem berühmten Capitel von der englischen Verfasung,* *Ces trois puissances devroient former un* [14] *repos, ou une inaction. Mais comme, par le mouvement nécessaire des choses, elles sont contraintes d'aller, elles seront forcées d'aller de concert.*

In beyden Aussagen liegt die Andeutung derjenigen *psychologischen* Kräfte, worauf der Begriff des Staats sich versteckter Weise bezieht: dergestalt, dafs er *in dem Grade* realisirt wird, als in welchem Grade diese Kräfte in ihm sind und wirken. Die Beziehungs-Puncte aber sind: theils die Sitte, theils die Nothwendigkeit, dafs die Geschäfte gehen, sammt der Anerkennung und Einsicht, dafs sie gehen müssen. Diese Nothwendigkeit selbst aber ist theils eine innere, theils eine äufsere. Es wird am deutlichsten seyn, wenn ich von der letztern zuerst rede.

Viele Staaten können gar nicht begriffen, und ihrer Möglichkeit nach erklärt werden, wenn man nicht ihre äufsern Verhältnisse zugleich mit in Betracht zieht. Von der Art war das alte republicanische Rom. In ihm war in der That die Gewalt getheilt; und eben darum erblickt man in

* *Esprit des loix, liv. XI, chap. VI,* gegen das Ende.

seinem Innern während ganzer Jahrhunderte nichts als einen Staat, der in jedem Augenblick im Begriff steht, sich durch bürgerliche Unruhen aufzulösen. Man preise nur ja nicht die Verfassung des alten Roms; sie taugte gar nichts; denn sie ernährte fortwährend zwey Partheyen, deren jede beständig auf gelegene Zeiten hoffte, um das Uebergewicht zu erlangen. Diese Partheyen waren auch nicht in Ruhe, wie MONTESQUIEU meint oder will, sondern sie regten sich, wann sie konnten; und das werden alle Partheyen zu allen Zeiten thun. Aber es gab dort eine sehr nothwendige *„Bewegung der Dinge“;* wodurch die streitenden Kräfte „gezwungen“ wurden, *(forcées!)* eine gemeinsame Richtung zu nehmen; welches sich denn zum Theil in *Sitte* und *Gewohnheit* verwandelte. Rom war nämlich der allgemeine Feind aller Nachbarn. Und die glücklichen Krieger waren Eins in dem Stolze des Sieges, wie in der Noth vorübergehender Unfälle. Der Baum lebte, so lange [15] er wuchs. Als der Druck, der von aufsen her Alles zusammenhielt, nachliefs, brach das Unheil los. Blutvergiefsen in den Strafsen Roms wurde nun Sitte. Die Imperatoren setzten die Sitte fort, so lange sie sich fürchteten. Die Furcht hörte späterhin auf, Ruhe trat ein, (für eine Zeitlang,) aber kein wahrer Staat. Ein solcher war auch nie vorhanden gewesen. Die erste Probe des wahren Staates ist die, dafs er den Frieden ertragen könne.

Will man nun die Geschichte der Staaten begreifen: so fange man vor allen Dingen damit an, die Kriege, welche sie geführt haben, abgesondert zu betrachten, und so genau als möglich die Wirkung des Druckes zu schätzen, die dadurch angezeigt wird. Man gehe weiter, und überlege die Furcht vor dem äufsern Drucke, welche mitten im Frieden, mitten im gröfsten Glanze noch übrig bleibt. Und man wird finden, dafs die meisten Staaten eigentlich gar nicht wissen, was sie seyn würden, wenn sie ganz allein stünden, ganz sich selbst überlassen wären. Eben so, wie der Mensch nicht weifs, wer er seyn würde aufser aller Gesellschaft.

Es steht uns nun allerdings frey, *in der Idee* einen ganz allein stehenden Staat auszusinnen. Wollen wir uns ein speculatives Vergnügen machen, — und uns dabey vor übereilten Anwendungen auf die Wirklichkeit hüten, — so können wir auch überlegen, wie wohl eine Kraft beschaffen seyn müfste, die gegen den Misbrauch der Macht den gesuchten Schutz leistete. Eine solche Kraft müfste gar nicht von selbst activ seyn (wie die Römischen Tribunen so oft gegen den Senat wirkten,) sondern nur auf aufserordentliche Reizungen müfste sie einen Gegendruck leisten, der seiner Natur nach nicht über den vorgeschriebenen Punct hinausgehn könnte. — Hiebey fallen mir die Gesetze der Verschmelzungshülfen ein, die ich im ersten Theile beschrieben habe. Aber wenn es auch gelingen könnte, daraus die psychologische Natur der Sitte begreiflich zu machen: so ist doch der [16] Leser noch lange nicht genug vorbereitet, um eine solche Untersuchung anzustellen.

Nachdem ich über den Begriff des Staats, als einen widersprechenden, gleichwohl in der Erfahrung gegebenen, und *in so fern* auflösbaren Begriff, der durch Nachweisung seiner verborgenen Beziehungen mufs ergänzt werden, so viel gesagt habe, als zur Erinnerung an die ähnlichen meta-

physischen Probleme des ersten Theils dienlich war: setze ich meinen Weg weiter fort zu den Grundsätzen der Statik und Mechanik; die es wohl noch mehr, als jene, bedürfen werden, durch eine auffallende Anwendung geläufiger gemacht zu werden, ehe ich sie für die eigentliche Psychologie benutze.

A. Bruchstücke der Statik des Staats.

Die im zweyten Abschnitt des ersten Theils aufgestellten Lehren sind nicht *unmittelbar* aus dem Begriff eines erkennenden Wesens abgeleitet; sie passen vielmehr auf alle innern Bestimmungen irgend welcher Gegenstände, so fern dieselben unter einander entgegengesetzt sind, und dergestalt zusammentreffen, dafs sie nach dem Maafse ihres Gegensatzes einander hemmen, dafs ihr Gehemmtes sich in ein Zurückstreben zum vorigen Zustande verwandle, und dafs die noch ungehemmten Reste zu Gesammtkräften verschmelzen.

Die in der Gesellschaft wirksamen Kräfte sind unstreitig ihrem Ursprunge nach psychologische Kräfte. Sie treffen zusammen, so fern sie sich darstellen durch Sprache, und durch Handlungen in der gemeinsamen Sinnenwelt. In der letztern hemmen sie einander; das ist das allgemeine Schauspiel streitender Interessen, und gesellschaftlicher Reibungen. Auch die Verschmelzung ist ohne Zweifel vorhanden; doch um diese kümmern wir uns für jetzt noch nicht.

Das Zusammentreffen hängt hier von sehr verschiedenartigen Bedingungen ab, unter denen die räumliche [17] Nähe oder Entfernung der Menschen am auffallendsten ist. So gewifs, wie das Zusammenwirken der Vorstellungen im Bewufstseyn, ereignet es sich niemals. Und man mufs deshalb darauf gefafst seyn, die Resultate nach den Umständen mannigfaltig beschränkt zu finden.

Auch der Hemmungsgrad ist hier sehr veränderlich. Und wo physische Gewalt ins Spiel kommt, da geht die Hemmung nicht blofs bis zur Unterdrückung, sondern manchmal bis zur Vernichtung der Kraft. Alles dies hat Einflufs; aber indem man sich vorbehält, denselben in Abrechnung zu bringen, kann man dennoch im Allgemeinen die Statik des Geistes auch dann zur Grundlage der Betrachtung machen, wann es darauf ankommt, das Gleichgewicht in der Gesellschaft zu bestimmen. Man lernt dadurch wenigstens beobachten, wenn sich auch sehr wenig *a priori* erkennen läfst; man lernt fragen; und die Erfahrung wird antworten.

Wir nehmen also an, dafs unter zusammenlebenden Menschen dieselben Verhältnisse eintreten, die nach dem Obigen unter Vorstellungen in Einem Bewufstseyn statt finden. Wir untersuchen die Folgen der gegenseitigen Hemmung.

Diese Hypothese ist von dem bekannten *bellum omnium contra omnes* eben so weit entfernt, als von ihrem Gegenstücke, dem ursprünglichen Gesellschafts-Vertrage. Man wird die Resultate am leichtesten finden, wenn man die Menschen nicht mehr ganz einzeln stehend, sondern durch die natürliche Geselligkeit schon in verschiedene, gröfsere und kleinere Gruppen vereinigt, annimmt. Alsdann werden viele, sehr ungleiche Kräfte

in Conflict gerathen. Doch eben dies findet, wiewohl nicht in dem Grade, auch schon da statt, wo leibliche und geistliche Anlagen, Vortheile und Beschwerden des verschiedenen Lebensalters, des Geschlechts, der Glücksumstände, vorhanden sind.

Das Erste nun, was dem Leser einfallen wird, sind die bekannten *Schwellen des Bewufstseyns;* die [18] sich hier in *Schwellen des gesellschaftlichen Einflusses* verwandeln. Es leuchtet nämlich unmittelbar ein, dafs *wenige stärkere,* oder von Anhängern unterstützte Personen, eine *wie immer grofse* Zahl von *schwächern,* einzeln stehenden Individuen, bey nur einigermaafsen starkem Conflicte aller Kräfte gegeneinander, nach den oben entwickelten Rechnungen, *völlig unwirksam* machen können und müssen. Alsdann bleibt aber zwischen den stärkern Personen oder Partheyen ein Druck und Gegendruck, wie wenn jene Schwachen gar nicht vorhanden gewesen wären. Von der Thätigkeit eines Jeden wird ein Theil gebunden; Niemand bleibt ganz frey von der Hemmung. (Der völlig und absolut-Unabhängige des Herrn von Haller ist nirgends in der Rechnung zu finden.) Auch kann Einer, oder Eine Parthey, die ganz allein aus der Menge hervorragt, die Schwächern, wenn sie einander nahe gleich sind, niemals ganz zu Boden drücken, sondern es müssen der Mächtigern Mehrere, einander entgegenstrebende, vorhanden seyn, wofern das Angegebene erfolgen soll.

Die mathematischen Beweise dieser Sätze liegen, unter Voraussetzung unserer Hypothese (welche mehr oder weniger zutreffen wird) vollständig, und ohne irgend einer Erläuterung zu bedürfen, in den §§ 41—56.

Man mufs aber die Hypothese nicht unbehutsam dem *heutigen* gesellschaftlichen Zustande europäischer Länder anpassen wollen; denn von unsern ausgebildeten gesellschaftlichen Verknüpfungen, welche als das Gebäude über dem Grunde errichtet sind, und ihn gleichsam bedecken, und verbergen, ist hier durchaus nicht die Rede. Vielmehr ist das Vorstehende ein Hülfsmittel, um von dem Zustande solcher Zeiten einen Begriff zu erlangen, in welchen es eine Menge ganz kleiner Ortschaften und Gemeinden gab, die einander fremd waren, und für die *Fremder* und *Feind* gleich galten; — oder besser, in welchen selbst die kleinsten Gemeinden noch fehlten, und eben im Begriff waren zu entstehen.

[19] Sie entstanden aber aus der Verschmelzung nach der Hemmung. Es vereinigten sich die, welche nicht bis zur Schwelle herabgedrückt waren. Hingegen die völlig Unterdrückten konnten an der Vereinigung keinen Theil nehmen. Und die Vereinigung unter jenen war weder eine gleiche, noch eine vollständige; sondern ihr Werth für jeden Einzelnen bestimmte sich nach den Producten aller Reste, paarweise genommen. (Vergleiche § 63—70.)

Zu diesem einfachen Grundtexte der Statik des Staats mögen nun noch einige Bemerkungen kommen.

1. Das Wort *Staat* bezeichnet einen vesten Stand der gegenseitigen Lage der Menschen. Die Vestigkeit ist das Gegentheil der Schwankung; der Staat ist Gleichgewicht, im Gegensatze der Unruhe. Dafs aber das Gleichgewicht niemals vollkommen, jedoch sehr bald *beynahe* eintreten könne: wissen wir aus der Mechanik des Geistes. (§ 74.)

2. Die vorausgesetzte Ungleichheit der Kräfte, ein Werk der Natur, des Glücks, der Umstände — kann auf die verschiedenste Weise angenommen werden. In den allermeisten Fällen wird sie so grofs seyn, dafs, wenn man successiv die stärkste Kraft, und die nächste, und so fort, hinwegdenkt, doch immer noch die Uebrigbleibenden unter einander in ein solches Gleichgewicht treten würden, wodurch eine Menge der Schwächeren unter die Schwelle des gesellschaftlichen Einflusses fallen müfste. Man erinnere sich hiebey an solche Perioden der Geschichte, wo das Oberhaupt fiel, und mit ihm die edelsten Geschlechter untergingen.

3. Diejenigen, welche unter die Schwelle fallen, müssen ihrer Bedürfnisse wegen, sich aufs Bitten legen, sie werden sich zum Dienen gebrauchen lassen. Sie schliefsen sich also bestimmten Personen an, die auf ihre Dienste zählen. So lange nun nicht die Gemeinde (die nach der Hemmung Verschmolzenen) sich ihrer annimmt, gehören sie jenen, als ihren Herrn; sie werden von den[20]selben als ein nutzbares Eigenthum betrachtet; und hiegegen haben sie kein Mittel, als den Versuch, zu entfliehen, ohne zu wissen, wohin. So entsteht das Verhältnifs der *Freyen* und *Unfreyen.*

4. Vermöge eines psychologischen Grundes entsteht unter denen, welche die Gemeinde bilden, eine neue Abtheilung. Die Mitglieder derselben beobachten einander; das heifst, jeder erzeugt in sich die *Vorstellungen* aller Andern. Gesetzt, diese Vorstellungen seyen ihrer Stärke nach ursprünglich in demselben Verhältnisse, wie die, *nach der Hemmung noch frey gebliebene, und daher noch sichtbare,* Kraft der vorgestellten Personen: so beginnt nunmehr in dem Geiste eines jeden Beobachters eine *neue* Hemmung unter diesen Vorstellungen. Auch hier ereignet es sich abermals, dafs die Reste der Vorstellungen bey weitem ungleicher ausfallen, als die Vorstellungen ursprünglich waren; und dafs Viele unter die Schwelle des Bewufstseyns fallen, neben wenigen Hervorragenden. So scheiden sich diese Wenigen, die *Angesehenen*, von denen, die nicht beachtet werden, den *Gemeinen.*

5. Da jedoch die Kräfte nicht wirklich so ungleich sind als sie scheinen: so fühlt Jeder für seine Person, dafs er mehr ist, als er gilt. Hingegen täuscht er sich über die, welche ihm gleich sind, er *hält sie* für schwächer, als er *sich fühlt.* Daher verschmilzt, in seinem Bewufstseyn, sein Selbstgefühl viel näher, als es der Wahrheit nach sollte, mit der Vorstellung Dessen, der in der Gemeine das höchste Ansehn hat. Für diesen Angesehensten nun, dem Alle sich nähern, entsteht hieraus ein neuer Vortheil; sie richten sich nach seinen Bewegungen; er ist *Fürst*, selbst noch ehe er es wollte. Mit ihm sind Alle mehr verschmolzen, als unter einander; sie hängen an ihm; er findet sie lenksam. Das ist die älteste, die natürliche Monarchie; keine absolute, denn die Lenksamkeit hat ihren bestimmten Grad, und sie kann sehr leicht durch Unbehutsamkeit verdor[21]ben werden; keine beschränkte, denn es giebt noch keine Gesetze. Man denke an Odysseus, oder Nestor, oder an die Häuptlinge der schottischen Clane.

6. Der Fürst steht nun in zweyen merkwürdigen Verhältnissen zu seinem Adel — denn das sind die Angesehenen neben ihm, so fern er

sie dafür erkennt, — und zu den Gemeinen. Am lenksamsten für ihn sind die Gemeinen; denn bey ihnen weicht die scheinbare Kraft am meisten ab von der wahren; ihr Selbstgefühl erhebt sie am weitesten über ihre Geltung, und nähert sie dadurch am entschiedensten dem Fürsten. Aber die Gemeinen würden in ihrer Geltung nicht so herabgedrückt seyn, und folglich der Fürst nicht so hoch über ihnen stehn, ohne den Adel. Daher sind Adel und Gemeine auf ganz verschiedene Weise wichtig für den Fürsten. Es kann nicht fehlen, dafs er dies im Laufe der Zeit wahrnehme, und dem Adel eine gewisse mittlere, vortheilhafteste Stellung zu geben suche. — Man vergleiche hier im § 55 die beyden Gleichungen *A* und *B*: welche zeigen, dafs die mittlere Kraft *b* zwischen zweyen ziemlich nahen Gränzen liegen mufs, um nicht unnöthig grofs, und doch stark genug zu seyn, damit *c* neben *a* und *b* auf der Schwelle verharre.

7. Der natürliche Gegenstand der Besorgnifs für den Fürsten sind die Ersten neben ihm; denn sie können durch die kleinste Veränderung ihm gleich werden. Das natürliche Hülfsmittel ist, dafs er diejenigen, welche er am lenksamsten und am wenigsten gefährlich findet, — die Gemeinen, — nicht zu heben, aber in eine nähere Verbindung unter einander zu bringen sucht, Ruft er sie nun zusammen, giebt er ihnen gemeinsame Angelegenheiten: so verschmelzen sie weit inniger; sie werden *Bürger*. Man denke an die Geschichte: an das, von den Fürsten begünstigte Emporkommen der Städte.

Anmerkung.

Wie man dem Gebirge ansieht, es sey ehedem Meeresboden gewesen: so kann man es dem Bürger[22]verein ansehn, dafs er sich unter einem Drucke stärkerer Kräfte gebildet hat. Die bürgerliche Gleichheit ist kein ursprüngliches Natur-Product; die natürlichen Ungleichheiten sind nicht blofs an sich zu grofs, sondern sie wachsen durch die angegebenen psychologischen Gründe in ihren Folgen immer höher; und es findet sich keine Gegenkraft, welche eine rückgängige Bewegung hervorbringen könnte. Republiken sind nur möglich, wenn ein Druck vorhanden war, der zwar späterhin verschwunden ist, aber erst, nachdem er die Ungleichheiten zurück gedrängt, und den Boden gleichsam geebnet hatte; also wenn der Bürgerverein bleibt, nachdem das regierende Haus entweder unterging, oder sonst irgendwie von ihm getrennt wurde. Auch mufs die bürgerliche Gleichheit immer mit Absicht, mit gutem Willen oder mit Kunst, erhalten werden, oder sie hört bald auf; denn sie hat stets den inneren Widerstand zu überwinden, den die wahre, noch vorhandene oder neu entstandene Ungleichheit der Bürger entgegensetzt, die sich ins Gleichgewicht zu setzen sucht. Darum ist das Leben in Republiken an gar manche Beschränkungen gebunden, die in Monarchien wegfallen. Man vergleiche z. B. Montesquieu im *esprit des loix*, *liv. V*, *chap.* 5 u. s. w.

8. Wird aber der Bürgerverein dem Fürsten zu mächtig: so ist natürlich, dafs er nun auch dem Adel eine innere Verknüpfung zu geben, ihn in ein *Corps* zu verwandeln sucht. Es ist aber diese Verknüpfung nicht blofs die spätere, sondern auch weit weniger innig. Denn persönliches Selbstgefühl des Individuums liegt in der Natur des Adels; auch

sind seine Glieder weniger zahlreich, und der Gewinn der Verbindung nicht so grofs als bey den Bürgern durch ihre Menge.

Anmerkung.

Wenn der Fürst beyde *corpora* hatte bilden helfen, und er alsdann verschwindet: so sollte die Aristokratie an seine Stelle treten. Aber aus obigem Grunde wird [23] sie schwerlich verhindern, dafs nicht neben ihr die Demokratie sich erhebe: wie in Rom, nachdem die königliche Macht sich durch ihren eignen Misbrauch vernichtet hatte. — Man weifs, wie viel Anstrengung sie aufbot, um sich in Venedig zu erhalten. Indessen versteht sich von selbst, dafs besondere Umstände dies alles sehr stark modificiren können. Alle psychologischen Kräfte sind höchst beweglich; kommt eine fremde Kraft hinzu, so verrückt sie das Gleichgewicht wenigstens für den Augenblick; unterdefs kann sich leicht etwas ereignen.

9. Eine völlige Umänderung des Vorstehenden entsteht oftmals durch Krieg und Eroberung. Doch mufs man hier drey Fälle unterscheiden. Der Krieg wird entweder geführt als eine Jagd im Grofsen, aus blofser Lust, das Leben zu zerstören, und den Raub zu geniefsen. Oder ein Volk sucht bessere Wohnsitze, um dieselben anzubauen; sein Kriegszug ist eine Wanderung. Oder endlich, es strebt, seine Macht zu erweitern und zu bevestigen. Der erste dieser drey Fälle gehört gar nicht hieher; denn die Wuth des Zerstörungsgeistes, wie sie sich im Orient zu zeigen pflegt, erlaubt den Kräften nicht, ins Gleichgewicht zu treten, sondern vernichtet sie; oder läfst sie höchstens so lange fortarbeiten, bis zum neuen Raube die Beute reif und beysammen ist. Weit eher können wir die andern Fälle mit den psychologischen Grundsätzen vergleichen.

10. Ein wanderndes Kriegsvolk hat einen gemeinsamen Zweck; dadurch bildet es eine *Gesellschaft* im eigentlichen Sinne: und die Einzelnen sind hier nicht erst *nach*, sondern *vor* der Hemmung verschmolzen (§ 67 und 71). Wenn diese Gesellschaft sich als *Gefolge* oder *Geleite* eines Heerführers darstellt, so ist dies einestheils die Wirkung des Umstandes, dafs der Heerführer den Aufwand vorläufig bestreitet, theils davon, dafs die Gefahr in dem fremden Lande, welches erobert werden soll, zur Einheit der kriegerischen Maafsregeln zwingt, mithin nur Ein Oberbefehl kann anerkannt werden. Ist [24] aber der Zweck erreicht: dann verschwindet das Band der Gesellschaft: oder es mufs von neuem geknüpft werden. Sind die neuen Wohnsitze gewonnen: so will Jeder bequem wohnen; der Heerführer theilt den Gewinn, die Einzelnen nehmen ihre Loose in Empfang: und die Gesellschaft würde aufgelös't seyn, nachdem Jeder mit *seinem* Antheil an der Beute davon ging, — wenn man in dem neuen Lande gefahrlos wohnen könnte. Man kann es nicht, die Gesellschaft sollte also erneuert werden, mit verändertem Zweck, nämlich dem des Schutzes wider die besiegten Feinde. Sie erneuert sich wirklich; unter dem nämlichen Oberhaupte, dem noch stets kriegerisch gerüsteten Heerführer; aber sie kann nicht wieder die vorige Innigkeit der Verbindung erlangen; denn das Kriegsheer ist verändert. Wer auf seinem Loose, (dem *Allodial*-Gute) wohnen will, der mufs sich halten gegen die Feinde, mit denen er getheilt hat; dahin geht die Richtung seiner Kraft. Das Ober-

haupt hat das gröfste Loos, folglich die meisten Feinde, nämlich an der alten Bevölkerung; seine Spannung ist schon deshalb die gröfste; überdies kommt ihm zu, für Alle zu wachen. Auf Jene, die mit ihren eignen Loosen beschäftigt sind, kann er nicht mit Sicherheit zählen. Sein eignes Besitzthum, und seine nächsten Getreuen, müssen ihm aushelfen. Diesen Getreuen, die sich dergestalt an ihn angeschlossen haben, dafs sie nicht *neben* ihm als Glieder der Gesellschaft zu gelten, sondern, *ohne alle Hemmung*, seiner Person anzugehören, und dieselbe unmittelbar zu verstärken begehren, — diesen *Dienern*, oder *dienstwilligen Freyen*, theilt er von seinem Gute mit, doch unter Bedingungen, wie es die Umstände erfordern. In diesem Kreise seiner *Vasallen* ist er nicht blofs *Fürst*, sondern *Herrscher* in strengem Sinne. — Die Diener ahmen nun allmählig dem Herrn nach; sie selbst werden Herren. Die Allodien weichen den *Lehnen;* und gegen die zu hoch gestiegenen Lehnsträger erheben sich aus dem Schoofse der Macht, jün[25]gere Kinder, nämlich *Ministerialen* und *Briefadel*. Die Geschichte lehrt dies ausführlicher.

11. Bey weitem einfacher ist der dritte Fall. Hat sich der Sitz der Macht nicht verändert durch die Eroberung: so wird zwar der fortdauernd zu besorgende Widerstand die Spannung der Macht um etwas vermehren; doch bey weitem weniger als im vorigen Falle, wo Freunde und Feinde vermischt wohnten. Der Machthaber wird dadurch nur mehr Herrscher als zuvor, denn der Vortheil der Eroberung ist für ihn. Es versteht sich, dafs von so verwickelten Verhältnissen, wie wir heute kennen, nicht die Rede ist; sonst müfste überlegt werden, ob nicht manchmal die wachsende Spannung bedeutender sey als der Vortheil?

12. Die allgemeinste Wirkung des Krieges ist die, dafs er *grofse Staaten* bildet. Denn nur durch seine heftigen Bewegungen kommen die Kräfte, welche in entfernten Gegenden erzeugt wurden, in Berührung. Allein obgleich nach der Hemmung allemal Verschmelzung der Reste folgt, so reicht doch dieser Begriff nicht zu, um die Verbindung weit getrennter Provinzen zu bezeichnen, die in spätern Zeiten darum noch zu Einem Staate gehören, weil einst der Krieg sie zusammengedrückt hat. Vielmehr pafst hier, wo keine gegenseitige Hemmung statt findet, der Begriff der *Complication* (§ 57 u. s. f.) die jedoch theils mit der wachsenden Entfernung im umgekehrten Verhältnisse steht, theils durch sehr viele andre Umstände veränderlich ist. In Zeiten, wo es für ein Wagestück galt, funfzig Meilen weit zu reisen,* konnte die Kraft der Complication kaum vergleichbar seyn mit der in unsern Tagen, wo nicht blofs Chausseen und Ei[26]senbahnen, sondern auch ein gleichartiger Unterricht, und eine durchgehends ähnliche conventionelle Bildung, den geistigen wie den leiblichen Verkehr unterhalten. Dennoch verlangt man offenbar zuviel, wenn man hofft, der Bürgersinn, wie ihn eine Stadt erzeugt, solle in einem grofsen Reiche

---

* Vergl. Herr v. ROTTECK's Allgemeine Geschichte, Bd. 5, S. 491, 492. „In einigen Ländern waren die Fremden völlig rechtlos. *Fremd* aber war der Genosse *desselben* Staates; kam er nur aus einer andern Provinz. Als unter den schwachen Karolingern die Küstenbewohner Frankreichs, von den wilden Normännern gedrängt, schaarenweise ins innere Land flohen, machte man sie da zu Sklaven!“ —

gleichmäfsig verbreitet seyn. Jede Stadt behält ihren Radius, in dessen Weite ihre Anziehung merklich ist. Aus den Städten sammt ihren Umgebungen, besteht jede Provinz, aus den Provinzen der Staat. Und das Oberhaupt des Staats ist vermöge der Geschäfte weit inniger mit jeder einzelnen Provinz verbunden, als diese unter einander. Im Mittelpuncte der Geschäfte aber erzeugt sich eine ganz andre Art von Complication und von Trennung; es ist die logische, nach den verschiedenen Verwaltungszweigen, unter den Räthen, welchen dieselben zugetheilt werden.

Dies erinnert an denjenigen Theil der Politik, welchen ich hier zu berühren keine Veranlassung habe. Er begreift alle künstlichen, absichtlich gemachten Verhältnisse, die ganze Wirkung der *Gesetze*, die aus der Reflexion, aus dem Selbstbewufstseyn des Staats hervorgehn; sammt denjenigen Verfassungen, die sich vertragsmäfsig mögen gebildet haben. Meine Absicht war, an die Hauptbegriffe der Statik des Geistes zu erinnern, ich komme jetzt zur Mechanik.

B. Bruchstücke der Mechanik des Staats.

Wir haben im § 74 das allgemeine Grundgesetz gefunden, nach welchem die Hemmungssumme allmählig sinkt. Dieses heifst hier soviel als: *Die Ungleichheit im Staate nimmt immer zu, so lange ein gegebenes System von Kräften, die zugleich anfingen ins Gleichgewicht zu treten, unverändert das nämliche bleibt.* Dabey sinkt eine der schwächern Kräfte nach der andern zur statischen Schwelle; [27] und so oft dies geschieht, beschleunigt sich die Bewegung für jede der übrigen plötzlich. *Im Ganzen aber wird die Bewegung stets langsamer, und nähert sich ins Unendliche einer Gränze, die niemals vollkommen erreicht wird.*)* — Es wird nicht nöthig seyn, historische Belege anzuführen. So viele Modificationen auch das Gesagte durch hinzukommende Umstände leidet, so bin ich doch überzeugt, dafs man es ohne Mühe in der Geschichte wieder erkennen wird.

Anders verhält es sich, wofern das System der Kräfte nicht das Nämliche bleibt. Kommt zu denen, die schon nahe im Gleichgewichte waren, eine neue: so sieht man die Regel der nunmehr entstehenden Bewegung in dem Capitel von den *mechanischen Schwellen.* (§ 77—80.) Die älteren Kräfte scheinen Anfangs grofsen Verlust zu erleiden, allein sie gerathen in stärkere Spannung; dadurch erheben sie sich wieder: und oftmals können sie, nachdem sie schon völlig unterdrückt zu seyn schienen (auf der mechanischen Schwelle waren) sich vollkommen wieder zu ihrem alten Stande erheben, mit wirklicher Unterdrückung der neu hinzugekommenen Kraft. Es mag der Mühe werth seyn, ein paar leichte Corollarien hier beyzufügen.

1. Man täuscht sich leicht, wenn man politische Kräfte schätzen will, die sich mit andern entgegengesetzten schon ins Gleichgewicht gesetzt

*) Ich setze Leser voraus, die Mathematik genug verstehn, um sich hier nicht an den Worten zu stofsen; und die wenigstens die Reihe $\frac{1}{x}, \frac{1}{x^2}, \frac{1}{x^3}, \ldots$ *in infinit.* zu summiren wissen.

hatten. Sie sind dann allemal weit stärker als sie scheinen. Man sieht nämlich nur ihre Reste nach der Hemmung; gleichsam den über der Oberfläche des Wassers hervorragenden, nicht aber den eingetauchten Theil; und doch richtet sich ihre Wirksamkeit nach ihrer ganzen Stärke, die sogar noch [28] durch Verschmelzungshülfen (wegen Verbindung der Reste aus früherer Hemmung,) vergröfsert seyn wird.

2. Man kann sich abermals täuschen, und noch leichter wie zuvor, — wenn man die erste grofse Nachgiebigkeit wahrnimmt, mit welcher sie auf den Impuls der neu hinzukommenden Kraft anfangen zu sinken. Gerade dann, wann sie ganz unterdrückt scheinen, haben sie ihre gröfste Spannung.

3. Eine Täuschung von anderer Art würde erfolgen, wenn man die Geschwindigkeit der anfänglichen Bewegungen, sey es des Steigens oder Sinkens, für gleichförmig halten wollte. Alle psychologischen Kräfte, deren Wirkungsart nicht besonders verwickelt ist, bringen solche Veränderungen hervor, deren Lauf eine kurze Zeit lang nahe gleichförmig ist, aber sehr bald langsamer wird, wiewohl niemals völlig zum Stillstande kommt.

Bevor ich weiter gehe, müssen ein paar allgemeine Bemerkungen Platz finden.

Es ist der beständige Fehler der falschen Politik, Kräfte niederzudrücken, mit denen man sich besser verbinden sollte. So macht es nicht blofs die türkische Despotie, sondern auch die häfsliche Demokratie zu Athen (die weder dem Xenophon noch dem Platon gefiel,) wufste nichts besseres als ihren Ostracismus. Klüger wenigstens war Napoleon, der seine Herrschaft durch Verbindung mit allen Partheyen bevestigte: so jedoch, dafs Er selbst der allgemeine Mittelpunct blieb. — Wird eine Kraft niedergebeugt, so wird sie entweder vernichtet; dann schwächt sich der Staat, denn er kann die Kräfte nicht nach Belieben schaffen, sondern nur benutzen; oder sie geräth in Spannung; dann ist ein verborgener Feind geschaffen, mit dem man irgend einmal wird streiten müssen.

Da nun der Staat an seiner Gesammtstärke alle die, gewöhnlich sehr zahlreichen, Kräfte verliert, welche, vermöge der Ungleichheit, unvermeidlich auf die statische Schwelle fallen, (denn seine Stärke resultirt nur aus der [29] Verschmelzung nach der Hemmung,) was soll geschehn? Will man, dafs die stärkeren Kräfte geschwächt werden, um mit den andern ins Gleichmaafs zu treten? Das ist jener Berührungspunct der Extreme, des revolutionären und despotischen Geistes. Will man, dafs die schwächeren sich stärken? Das läfst sich zum Theil bewirken, oder wenigstens veranlassen, durch Hinwegräumung von Hindernissen; aber man bekommt es niemals ganz in seine Gewalt. Die natürlichen Ungleichheiten bleiben, und wirken fort. Jedermann weifs, dafs Weiber und Kinder niemals mit den Männern, Lohnknechte und Fabrik-Arbeiter niemals mit den Herrn auf dieselbe Linie können gestellt werden; anderer Beyspiele nicht zu gedenken; die meistens darauf hinaus laufen, dafs die Arbeit vollbracht werden mufs durch Menschen die sich ihr widmen.

Man kann also nur die schwächern Kräfte mit den stärkern in *Verbindung* setzen; man mufs suchen, den Hemmungen durch die Complicationen und Verschmelzungen zu begegnen; indem man zugleich die

Hemmungsgrade (die streitenden Interessen) möglichst vermindert; und die Berührungen der zu stark und zu entschieden entgegengesetzten Kräfte zu vermeiden sich bestrebt. (Das letztere geschieht vorzüglich, indem man Jedem eine eigenthümliche Sphäre seines Wirkens anweiset; wovon die Beschützung der Rechts-Gränzen durch gute Justizpflege das bekannteste Beyspiel ist.)

Dahin nun streben längst alle geordnete Staaten; aber es läfst sich nicht ganz vollbringen. Nicht Alles kann sich mit Allem compliciren und verschmelzen. Es bleibt die Entfernung durch weite Räume in grofsen Staaten; Verschiedenheit der Gewohnheiten und Meinungen in verschiedenen Ständen, u. s. w.

Also erzeugt sich, anstatt Einer allgemeinen Verbindung Aller mit Allen, eine Menge von kleineren Gruppen; anstatt einer unmittelbaren Verknüpfung giebt es einen Zusammenhang durch *Mittelglieder;* die Men-[30]schen ordnen sich in *Reihen* und in *Gewebe von Reihen;* so dafs Jeder seinen Platz habe in einem kleinen Kreise, dessen Radien jedoch weiter fortlaufen, und einen Weg zeigen, den man durch das Ganze der Gesellschaft verfolgen könne.

Dies nun ist der Punct, den ich erreichen wollte.

Der wichtigste Theil der ganzen Mechanik des Geistes ist die Lehre von den *Vorstellungsreihen* (§ 86—92 und § 100). Dort ist der Grund aller *Ordnung* im menschlichen Geiste nachgewiesen; die Anwendung davon auf die Gesellschaft würde zeigen, wie es zugeht, dafs jeder Mensch sich an einer bestimmten *Stelle* unter den übrigen findet, die ihm in den verschiedenen Reihen der Unterordnung und Nebenordnung zukommt. Wohlgeartete Bürger im wohl eingerichteten Staate halten sich selbst an dieser ihrer Stelle; sie wirken an ihrem Platze, sie wirken das, was sie zu thun haben, indem sie zugleich das erreichen, erwerben, geniefsen, was dieser ihrer Stelle zukommt. Sie greifen Andern nicht vor; allein sie setzen voraus, dafs die frühern Glieder in der Reihe, so weit sie dieselbe übersehen können, schon gehandelt haben, und es ist in ihnen ein Streben, dafs zu den nachfolgenden Gliedern die allgemeine Thätigkeit, wozu sie ihren Beytrag geben, weiter fortlaufen möge. Vermöge dieses Zusammenhangs wirkt der Reiz, welcher an irgend einem Puncte in der Gesellschaft angebracht ist, dergestalt fort, dafs er sich durch das Ganze verbreitet; die vorhandenen Reihen und deren Verwebungen sind die Conductoren, an denen er fortläuft.

Jenes merkwürdige *Weiterstreben*, das wir im § 100 gefunden haben; jenes *Wirken wider sich selbst, um andern Platz zu machen*, läfst sich hier, wo vom wohlgearteten Staatsbürger die Rede ist, leichter anschaulich machen, als dort, wo es in den Vorstellungen, den Gliedern der Reihen, gefunden wurde. Dem Menschen in der Gesellschaft ist zwar von Natur ein [31] eben solches vordringendes Streben eigen, wie den Vorstellungen; aber theils will er nicht *allein* vordringen, sondern in Verbindung mit Anderen, die ihm nahe stehn, — theils, was hier die Hauptsache ist, richtet sich sein Streben dergestalt auf das Gesammtwirken Aller, welche mit ihm in Verbindung stehn, dafs er selbst zurücktritt, wenn an den Andern die Reihe ist, sich hervorzuthun. Man könnte in Versuchung

gerathen, darin eine Aeufserung der Moralität zu suchen; allein dies Zurücktreten ist nichts mehr als das Pausiren des Musikers, welcher voraussetzt und will, dafs die übrigen Stimmen fortfahren, damit das Tonstück, was ihm vorschwebt, vollständig, im rechten Tacte und Vortrage, herauskomme. Weder in dem Musiker, noch in dem Staatsbürger, könnte ein solches Streben seyn, wäre es nicht zuvor, nach den, im ersten Theile entwickelten, mathematisch-psychologischen Gesetzen, in den Vorstellungen begründet. Denn der Musiker spielt seine Noten in solcher Ordnung, solchem Rhythmus, wie er sich die Töne denkt; sein Vortrag ist der unmittelbare Ausdruck des Strebens in seinen Vorstellungen. Der Bürger fühlt sich auf gleiche Weise getrieben zum regelmäfsigen Handeln mit Andern, und in Uebereinstimmung mit Andern; dergestalt, dafs, wenn sie säumten, er sie ermahnen würde, das Ihrige zu thun; darum, weil für ihn in dem Gedanken seines eignen Thuns schon das dazu gehörige Thun der ihm nahe Stehenden mit inbegriffen, mit einbedungen ist. Der Lauf seiner Vorstellungen wird aufgehalten, *das darin wirksame Streben erleidet eine Hemmung*, wofern er seine Nächsten nicht vollführen sieht, was ihnen zukommt.

Was nun hier, als ob es die Wirkung eines Naturtriebes wäre, vor Augen liegt, das mufs erklärt und begriffen werden aus jenen Gesetzen der Mechanik des Geistes.

Die *Kraft der Ordnung* im Staate ist nun die Gesammtkraft aus allen den einzelnen Kräften, welche [32] sich in den einzelnen Staatsbürgern regen, um ein Theilchen der allgemeinen Ordnung im nächsten Kreise, worin Jeder steht, zu erzeugen oder zu erhalten. Unmöglich könnte von einem, oder von wenigen Puncten aus, eine so grofse Masse von Menschen in Ordnung gehalten werden, wenn nicht in Allen, oder doch in den Meisten ein solches Streben wäre. Der geringste Wind würde diese Masse, wenn sie nicht durch sich selbst verbunden wäre, aus einander stäuben; und bey der geringsten entstandenen Unordnung würde das Gebäude, da es aus so beweglichen Steinen besteht, wie die Köpfe und die Gemüther der Menschen sind, in allen Puncten aus einander fahren. Statt dessen zeigt bekanntlich jeder, nur leidlich geordnete Staat, eine ungeheure Kraft, sich nach den heftigsten Erschütterungen wieder herzustellen.

Aber diese Kraft ist bey weitem nicht in allen Staaten und zu allen Zeiten die nämliche; sie ist gerade so verschieden an Art und Gröfse, wie die Structur der Reihen, die sich im Staate aus Menschen, — in den Köpfen der Menschen aus Vorstellungen gebildet haben. Schon im ersten Theile ist erwähnt worden, dafs die Reihen, und so auch die *Reihen von Reihen*, ja die *Reihen von Complexionen*, und deren Verwebungen, höchst mannigfaltige Gestalten haben, dafs sie verdorben werden können, und dafs sie in ihrem Ablaufen sehr häufig wider einander anstofsen. Dies erwartet die *Kunst des Staatsmannes!* — Wohl zusammen gefügte Reihen sind der Sitz des Lebens und der Gesundheit für den Geist und für den Staat; das Gegentheil droht Krankheit und Tod.

Man redet von der *Organisation* des Staats; hier hat man das rechte Wort; aber darum noch nicht den rechten Begriff. Denn was ist ein Organismus? Worin besteht das organische Leben? Wem es Ernst ist, dies erforschen zu wollen: der fange damit an, sich umzusehn im Staate!

Hier kann er weit mehr lernen, als jemals der Staatsmann lernen wird vom Anatomen und [33] vom Physiologen. Denn der Staat besteht ganz deutlich aus einer *endlichen* Zahl von Menschen; diese sind *zufällig* in demselben beysammen; man kann auch Jeden, einzeln genommen, befragen um seine Gesinnung, und beobachten in seinem Handeln. Hingegen die lebendigen Leiber bestehn aus *Materie;* diese ist nach dem *irrigen Vorgeben* fast aller Physiker und Metaphysiker ins Unendliche theilbar; aus diesem Irrthume hilft keinesweges die Erfahrung; man kann die einzelnen Theile nicht beobachten; man sieht zwar, dafs die Nahrungsmittel *zufällig* hineinkommen, aber es ist schwer, diesen Wink der Erfahrung zu verstehen; und unsre Zeit hat sich nun vollends in die *Unwahrheit* verliebt: *im Organismus gehe das Ganze den Theilen voran.*

Sollte sich jemals ein Staatmann dahin verlieren, diesen Irrthum auf den Staat zu übertragen, so wird er wenigstens den Zwang fühlen müssen, den ihm unaufhörlich die Erfahrung entgegensetzt.

So gewifs aber, allen falschen Auslegungen zum Trotz, die Analogie zwischen dem Staate, dem Organismus, und dem System der Vorstellungen im denkenden Geiste, wirklich vorhanden ist: eben so gewifs wird auch dereinst die wahre Psychologie bis dahin durchdringen, wo jetzt noch, im Scheine von Irrlichtern, Gespenster umherschweben. Das heifst: die nämlichen Grundsätze der Mechanik des Geistes, welche die Reizbarkeit der Vorstellungsreihen erklären, werden auch das organische Leben, als eine Verkettung einfacher Wesen, und die lebendige Kraft des Staats, als einer Verbindung von einzelnen Menschen, auf ähnliche Weise begreiflich machen. Dann wird man die Kunst des Staatsmanns besser schätzen, — aber auch die unendlich höhere Kunst, welche das organische Leben schuf, reiner verehren als heute.

Ungeachtet der erwähnten Analogie zwischen dreyen Gegenständen, die beynahe das Wichtigste sind, was in die Sphäre der menschlichen Untersuchung fällt, mufs [34] man sich doch hüten, die Aehnlichkeit zu übertreiben. Dahin gehören folgende Bemerkungen:

1. Weder der menschliche Geist noch der Staat haben *ursprünglich* die Beschaffenheit eines bestimmten organischen Keims.* Hätten sie ihn: so würden Erziehungskunst und Staatskunst sich in eine Art von Gärtnerey verwandeln, die nur dem Keime Gelegenheit giebt, sich zu ent-

* Diesen Satz will ich *hier* nicht beweisen; in Ansehung des menschlichen Geistes geht er sehr leicht aus der allgemeinen Metaphysik, und mit vermehrter Evidenz aus dem Ganzen dieses Werks hervor. — Vor nicht langer Zeit erscholl gegen mich von zweyen, oder gar von mehrern Seiten der Vorwurf: „*Nichts bewiesen!*“ Diejenigen, welche den Ruf ertönen liefsen, führten durch den ganzen Zusammenhang den factischen Beweis, dafs sie sich nicht die geringste Mühe gegeben haben, meine längst geführten Beweise in meinen frühern Schriften aufzusuchen, und verstehen zu lernen. Wer wissen will, was ich bewiesen oder nicht bewiesen habe, der mufs meine praktische Philosophie, meine Hauptpuncte der Metaphysik, [Bd. II vorl. Ausg.] die Abhandlungen *de attractione elementorum* [Bd. III vorl. Ausg.] und *de attentionis mensura,* [Bd. V vorl. Ausg.] nebst meiner Einleitung in die Philosophie, [Bd. IV vorl. Ausg.] und dem gegenwärtigen Werke, genau kennen. Er versuche, zu widerlegen! — Uebrigens dienen deutlich ausgesprochene Behauptungen, *ohne* Beweis, zwar nicht *statt* der Beweise; wohl aber zum *Verstehen;* auch ist das Vertrauen, der Leser werde sehr nahe liegende Mittelglieder eines Beweises selbst finden, in mathematischen Schriften längst üblich.

wickeln, ihn aber nicht umschaffen kann. Aber beyde, der Geist und der Staat, *nähern sich allmählig* der Natur eines organischen Wesens; indem jeder Grad von schon empfangener Bildung dazu beiträgt, die Art von Assimilation zu bestimmen, wodurch das Neue vom Alten angeeignet wird.

2. Der lebende Organismus hat seine Perioden des Wachsens und Abnehmens; man hat dies oftmals auf Staaten übertragen, als ob sie schwach würden vor Alter. Da ich hier die Grundsätze der Mechanik des Geistes angewandt habe, so könnte ich in Versuchung gerathen, eben dieselbe Behauptung anzuknüpfen an die Lehre von der abnehmenden Empfänglichkeit (§ 94—99). Allein [35] dazu ist kein Grund vorhanden. Die Einheit des Staats ist zusammengesetzt aus den Individuen, den absterbenden und heranwachsenden. Hingegen die Einheit der Seele ist die strengste, die es geben kann, und gerade daher rührt, wie am gehörigen Orte gezeigt worden, die Abnahme der Empfänglichkeit. (Jede vollkommene Selbsterhaltung, um dies nochmals kurz zu wiederhohlen, ist einfach, wie das einfache Wesen, das sich selbst erhält; denn es ist in ihr sich selbst *vollkommen gleich.* Darum ist sie eine absolute Einheit, die eben so wenig wachsen kann, als sie aus Theilen besteht. Wenn aber ihre Bedingung, das Zusammen, nur unvollkommen eintritt: dann erzeugt sie sich Anfangs in minderem Grade; und dieser Grad kann erhöht werden, bis er der Einheit gleich wird, nur nicht weiter. Die Möglichkeit der Erhöhung bis zur vollen Einheit ist die in jedem Augenblicke noch übrige Empfänglichkeit. Das Gesetz, nach welchem dieselbe continuirlich abnimmt, findet sich im § 94.)

Was in der Gesellschaft, folglich mittelbar im Staate, altert und sich abstumpft, das ist die Empfänglichkeit für öfter angewendete Formen der Kunst und der Wissenschaft. Die lebhafte, allgemeine Aufregung, welche ehedem WIELAND und KLOPSTOCK hervorbrachten, kann sich auf die nämliche Weise nicht wiederhohlen. — Wenn der Staat die neuen Eindrücke fürchtet (wie die Alten den neuen Tonweisen der Musiker eine gefährliche Wichtigkeit beylegten,) so kann ihn die Abstumpfung trösten.

Kunst und Wissenschaft wirken weder so *viel*, als der erste Eifer, der erste Stofs neuer Eindrücke, zu versprechen scheint; noch so *wenig*, als die nachmalige Kälte glauben macht, denn theilweise gehemmte Kräfte wirken noch immer in dem Verhältnisse ihrer vollen Stärke, nur ruhiger.

Wenn aber im Staate die Ungleichheit dergestalt anwächst, das ganze Klassen unterdrückt werden, weil [36] ihnen Niemand half, und weil das Glück freyes Spiel fand, Güter und Vorrechte auf wenigen Puncten anzuhäufen: dann freylich befällt den Staat die Auszehrung; aber man mufs darum nicht sein höheres Alter anklagen. Nicht die Jahre schaden ihm, sondern Mangel an Vorsicht in den wichtigsten Puncten.

Diese Bruchstücke der Mechanik des Staats schliefse ich mit derselben Erinnerung, wie jene der Statik; ich habe nämlich nicht vom künstlichen, sondern vom kunstlosen Mechanismus des Staats zu sprechen Veranlassung gehabt. Alle Wirkung der Reflexion, folglich der *positiven Gesetze,* mufste bey Seite gesetzt werden, weil die psychologischen Vorarbeiten des ersten Theils darüber noch kein Licht geben. Nur die allgemeine Bemerkung will ich beyfügen: dafs die Gesetze, indem sie den natürlichen Neigungen

der Menschen einen Zügel anlegen, die *Continuität* unterbrechen, womit der Natur-Mechanismus, sich selbst überlassen, fortwirken würde. Aber er gleicht dem Strome, der anschwillt vor dem Damme. Hat er dessen Höhe erreicht, so stürzt er hinüber, und reifst ihn fort. Der kluge Staatsmann läfst es dahin nicht kommen; seine Kunst gleicht der des Wasserbaues.

Das Vorstehende konnte dienen, durch eine auffallende Anwendung auf vielbesprochene Gegenstände die Erinnerung an den ersten Theil zu beleben und zusammenzudrängen. Aber noch eine andre Vorbereitung ist nöthig für diesen zweyten Theil; der bey seinen Hauptgegenständen nur in so fern die *Anwendung* der frühern Lehren auf die Erfahrung gestattet, als diese letztere durch *Analyse* dafür empfänglich gemacht wird.

Wenn ein Kasten vor uns stände, in welchem etwas eingepackt läge, das wir einzeln besehen wollten: so würden wir es unmöglich in *der* Ordnung auspacken können, in der es hineingekommen war; sondern nur in [37] der umgekehrten. Oben auf liegen würde das, was zuletzt hineingelegt war; und wollten wir nicht Alles durch einander werfen, und es mannigfaltiger Beschädigung aussetzen, so müfsten wir das, was beym Einpacken seinen Platz am Boden gefunden hatte, nicht zuerst herausreifsen, sondern zuletzt herausnehmen.

Die Erfahrung zeigt den Menschen in zeitlicher Entwickelung begriffen. Als reife Männer beobachten wir uns zum Behuf der Psychologie; aber für diejenigen Zustände, in welchen wir als kleine Kinder die ersten räumlichen und zeitlichen Sinnes-Anschauungen bildeten, die Muttersprache uns aneigneten, und selbst von den Dingen unterschieden, die Begriffe von Ursachen und Wirkungen in uns erzeugten, u. s. w. haben wir die Erinnerung völlig verloren. Und doch beginnen die *empirischen* Psychologien von dem, in Hinsicht dessen für Jeden die einzig ächte, nämlich seine eigne unmittelbare Erfahrung, unwiederbringlich entflohen ist! Die *Sinnlichkeit*, meint man, sey das gemeinste, darum das leichteste.

Freylich jetzt und hier, da wir die Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes schon haben, ist es auch richtig, von dem auszugehn, was sich zuerst durch den psychologischen Mechanismus bildet; und so werden wir tiefer unten wirklich verfahren. Aber wo hätten Diejenigen anfangen sollen, die nun einmal das undankbare Geschäft, mathematische Gegenstände ohne mathematisches Auge zu betrachten, über sich nahmen? Unstreitig da, wo die hellste Gegend der Erfahrung ist; da, wo die Dichter sich am freyesten bewegen; mitten im Leben, worin der Mann sich mit seines Gleichen vereinigt findet; und bey den obersten der sogenannten Seelenvermögen am liebsten; denn was man ihnen zuschreibt, das ist das Neueste, was entstand; und im Kasten liegt es oben auf.

Auch von Vernunft und Verstand ist zwar genug geredet worden; aber es ist nicht überflüssig, auch hier noch davon zu reden. Der Weg mufs gezeigt werden, [38] der für Andre offen lag; wir brauchen zu dem Ende nur wenige Schritte auf diesem Wege zu gehn, und wenn er gleich zunächst nur zu *Namen-Erklärungen*, und zu Erläuterungen von nicht

gröfserem Werthe führt, so wird doch dadurch gar mancher Irrthum, der späterhin blenden könnte, im Voraus abgelehnt. Wir versetzen uns demnach für eine kleine Weile auf den Standpunct der empirischen Psychologie; um von dort aus die obern Vermögen zu betrachten.

Beruft man sich auf Erfahrung: so mufs man sie in sinnlicher Klarheit hinstellen; wenige scharfe Züge reichen zu. Verstand hat der Mann; Unverstand zeigt das Kind und der Knabe; ihm ähnlich ist der, welcher den Verstand verlor.

Dort schlägt das kleine Mädchen ihre Puppe mit der Ruthe; denn die Puppe ist unartig! Dort spielen die kleinen Knaben mit bleyernen Soldaten; die gröfseren tragen selbstgeschnitzte Weidenzweige statt der Degen an der Seite, einige spielen Pferde; sie haben den Bindfaden in den Mund genommen, um Zaum und Zügel vorzustellen. Wenn der Mann das thäte: so würde man sagen, er habe *den Verstand verloren.*

Die Scheiterhaufen der Inquisition nennt man nicht *unverständig*, sondern *vernunftwidrig;* denn der Verstand des Egoismus leuchtet hervor neben der Schwärmerey; aber diese Art des Cultus ist gerade so vernünftig wie der Dienst des Moloch, in dessen glühende Arme das Kind von der Mutter geworfen wurde. Auch wer die Lehren der Astronomie leugnet (um ein rein theoretisches Beyspiel anzuführen), ist unvernünftig. Und nicht minder unvernünftig Jeder, der wissentlich, und unberufen, in sein Verderben rennt. Am empörendsten für die Vernunft ist eine vollendete, vorbedachte Schandthat eines gleichwohl nicht schändlichen Menschen. Mit Entsetzen und Schaudern denke ich an den unglücklichen Sand. Man fühlt sich zerrissen, wie man seine That [39] auch überlegen möge. Doch hinweg von diesem Bilde! Zurück zu gewöhnlichen, zu gemeinen Dingen! — —

In Gesellschaft findet man unverständig denjenigen, der sich bekannter Beziehungen, wodurch sein Gespräch doppelsinnig wird, nicht erinnert; hingegen den, welcher ohne Grund wissentlich Andere reizt, nennt man unvernünftig.

Die unartige Puppe, die bleyernen Soldaten, wodurch verstofsen sie wider den männlichen Verstand? Durch ähnliche Ungereimtheit, wie der Traum wider das Wachen. Diese Ungereimtheit sieht das Kind nicht; es sieht nicht Bley, nicht Holz; es denkt nicht an die Weichheit des Metalls; von dem harten Krieger und seiner Spannung weifs es noch wenig; es ist ihm nicht geläufig, Holz und Mensch wie Stoff und Kraft gegen einander zu stellen. Es ist vertieft in die Bedeutung seines schlechten Symbols, so weit es sie kennt; und bedarf nicht mehr zur Illusion und zur Unterhaltung. Es betrachtet nicht die wahre Qualität des Gegenstandes; so wenig wie derjenige, der Unkluges redet, indem er Ort und Zeit und Gesellschaft aus den Augen verliert. *Thäten die Vorstellungen ihre volle Wirkung*, erhielten sie ihre *ganze* Entwickelung, so wie es den *vorgestellten Gegenständen* angemessen ist, so würde der Unverstand fühlbar werden. Kluge Maafsregeln gehn aus von der Umsicht, berichtigen sich durch Beobachtung, erweitern sich durch Berechnung der möglichen Erfolge, gelangen zur Ausführung durch stete Besonnenheit und Gegenwart des Geistes.

Darum stellte ich längst die Definition auf: *Verstand ist das Vermögen, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten.**

[40] Hingegen Vernunft ist das Vermögen, dasjenige zu vernehmen, wofür der Unvernünftige taub ist; und das sind — *Gründe.* Also: *Vernunft ist das Vermögen, zu überlegen, und nach dem Ergebnifs der Ueberlegung sich zu bestimmen.*

Dem Unvernünftigen (z. B. dem Inquisitor) *muthen wir an, dafs er anderen Betrachtungen Gehör gebe; dem Unverständigen, dafs er seine eignen, schon vorhandenen Gedanken vollends entwickele.*

Kein Wunder, dafs man *Begriffe* dem Verstande zueignet, und *Schlüsse* der Vernunft. Jene bestimmen die Qualität des Vorgestellten; diese fügen eins zum andern, den Untersatz zum Obersatze. Aber dadurch allein würde noch keine brauchbare Namenerklärung gewonnen seyn; wie tiefer unten ausführlicher soll gezeigt werden. Hier kümmern wir uns nicht um die Bestimmungen der Schulen, sondern um den Sprachgebrauch; denn wir reden nicht von wirklichen Dingen, sondern vom Sinn der Worte, von den allgemein vorhandenen Auffassungen, die durch sie angezeigt werden. Wir meinen demnach nicht, es *gebe nun wirklich ein besonderes* Vermögen, das dazu bestellt sey, die Gedanken nach der Qualität des Gedachten zurechtzustutzen; auch nicht, es sey wirklich die Sache eines *eignen* Vermögens, zur Ueberlegung, zur innern Berathschlagung die sämmtlichen stimmfähigen Meinungen und Absichten zu berufen, während ihres Votirens und Streitens das Protokoll zu führen, und das letzte Resultat in die innere Gesetzsammlung einzutragen: wohl aber bemerken wir, dafs etwas dem ähnliches wirkliches in uns vorgeht; wir fassen es auf, heben es weg, und sehen nach, was tiefer darunter verborgen liegen möge?

[41] A. Vorläufige Betrachtung des Verstandes nach seinen Beziehungen.

Da der Verstand die Fähigkeit ist, sich im Vorstellen nach der Qualität des Vorgestellten zu richten; da ferner der Verstand spät erwacht, sich langsam entwickelt, bey den Thieren fast ganz zu fehlen scheint: so richten sich nicht immer, nicht ursprünglich und von selbst, die Vorstellungen nach der Qualität des Vorgestellten.

Nun ist zuvörderst klar, dafs hier nicht von jenen *einfachen* Vorstellungen die Rede seyn kann, die wir im ersten Theile meistens betrachteten, und etwa mit *a, b, c,* bezeichneten; um sie als Gröfsen in der Rechnung zu behandeln. Denn diese einfachen Vorstellungen, — die man *Empfindungen* nennt, wenn man auf den Augenblick ihres ersten Entstehens hinweisen will, — *haben kein Vorgestelltes aufser sich selbst*, mit dessen Qualität sie zusammenstimmen könnten oder auch nicht. Es sind innere Zustände der Seele, die man nur uneigentlich Vorstellungen nennt, da sie kein Bild eines Gegenstandes geben.

* Man vergleiche den Anfang der Logik, in meiner Einleitung in die Philosophie; desgleichen mehrere hieher gehörige Stellen meines Lehrbuchs der Psychologie. [Vergl. Bd. IV vorl. Ausg.]

Demnach sind wir in der Region der *zusammengesetzten* Vorstellungen. Und es wird noch überdies ein Unterschied angenommen zwischen dem zusammengesetzten *Vorgestellten*, wie es sey, unabhängig vom Vorstellen; und dem wirklichen Geschehen eben dieses *Vorstellens*, das mit jenem übereinstimmt oder auch nicht.

Nach diesem Unterschiede brauchen wir nicht weit zu suchen. Die Erfahrung erinnert uns fürs erste an unzählige Gegenstände, denen es zukommt, auf bestimmte Weise *vorgestellt zu werden*, indem sie sich zur Wahrnehmung darbieten; so dafs, wenn einmal Einer sie anders vorstellt, ihm sogleich hundert andre Menschen zurufen, er habe sich geirrt.

[42] Aber zweytens wissen wir aus der Lehre von den Complicationen und Verschmelzungen, dafs der wirkliche Actus des Vorstellens allemal von bestimmten Reproductions-Gesetzen abhängt, die sich sogleich bilden, indem die einfachen Empfindungen *zusammen*kommen,[1] und sogleich wirken, indem, sey es auch nur nach der geringsten augenblicklichen Hemmung, die Vorstellungen sich wieder heben. Wir wissen, dafs hier alles auf die *Ordnung* und *Stärke* der Auffassungen ankommt; und überdies, dafs zufällige Hemmungen die Reproduction der Reihen, und ihrer Verwebungen, sehr leicht verkürzen und verkümmern, — ja dafs eine Reihe, an welcher einige Glieder fehlen, *neue falsche Verbindungen* eingehn kann, die sie nicht würde zugelassen haben, wenn sie sich im Bewufstseyn *vollständig* entwickelt hätte. (So gehts im Traume.)

Wir werden uns also nicht wundern, wenn ein zerstreuter Mensch, der nicht recht zuhört und zusieht, abweicht von der Qualität des Vorgestellten, wie der genaue Beobachter es findet; oder wenn ein Trunkener oder Träumender, dessen Vorstellungsreihen einer ungewöhnlichen Hemmung unterworfen sind, Zeichen des Unverstandes giebt.

Was aber die Kinder angeht, so können sie mitten in Kinderspielen doch für ihre Jahre verständig genug seyn. Nur den Verstand der Männer mufs man von ihnen nicht fordern, aus dem einfachen Grunde, weil es bey den Männern eine Menge von *Verbindungen*, und gerade deshalb von *Gegenkräften* unter den Vorstellungen giebt, welche zu erwerben jene noch nicht Zeit und Gelegenheit hatten. Dasselbe gilt von den Thieren, die auch in *ihrer* Art verständig genug seyn können, obgleich sie dem Menschen, der sie mit fremdem Maafse mifst, unverständig dünken.

Der Verstand bezieht sich also auf die Zusammensetzung der Vorstellungen, sammt den davon abhängenden Reproductions-Gesetzen; und das Verständig-Wer[43]den bezieht sich auf die fortschreitende Vermehrung und Berichtigung der vorhandenen Vorstellungsreihen. Bey jeder solchen Berichtigung mufs ein Stofs erfolgen, denn die ablaufende Reihe wird dadurch in dem Puncte gehemmt, wo die Berichtigung eintritt; sie wird genöthigt, hier ein neues Glied aufzunehmen.

Wir kennen diese Stöfse aus der Erfahrung; es sind die *Urtheile*, wodurch den Subjecten wider Erwarten Prädicate gegeben werden.

Wäre hiebey *kein* Stofs erfolgt, so würde die Vorstellung, welche das Prädicat ausmacht, *ohne Weiteres* mit der des Subjects verschmolzen seyn.

[1] In SW ist das ganze Wort: „zusammenkommen" gesperrt.

Das heifst: man könnte die *Fuge* oder den *Kitt* zwischen beyden nicht wahrnehmen, welchen man gewöhnlich die *copula* nennt; sondern es wäre ganz unmerklich eine solche Verbindung eingetreten, wie wir sie unzählig oft zwischen den Partial-Vorstellungen einer Anschauung finden. Wie wenn Einer sich das Gesicht eines Andern merkt, ohne sich die Verbindung der Nase, der Augen, des Mundes, u. s. w. in eben so vielen Urtheilen auseinanderzusetzen, als wie viele Combinationen darin liegen.

Also in jedem Falle, in welchem der sogenannte Actus des Urtheilens merklich wird, *mufs* ein solcher Stofs, wie zuvor beschrieben, statt finden. Das Subject, welches ein Prädicat eben jetzt bekommt, mufs zuvor eine *anders bestimmte* Vorstellung gewesen seyn; jedoch pflegen wir dieselbe in den meisten Fällen eine *unbestimmte* zu nennen, nämlich wenn die Bestimmung im Dunkeln blieb.

Hier kann wiederum die Erfahrung zu Hülfe kommen. Sie versorgt uns mit unzähligen Vorstellungen, denen Unbestimmtheit, das heifst, eine *Frage nach Bestimmungen*, anklebt, darum, weil sie *vielfach* und *entgegengesetzt sind bestimmt worden.* Aus einer Menge grofsentheils gleichartiger Anschauungen, erzeugt sich eine Gesammt-Vorstellung, welcher das Streben inwohnt, alle ungleichartigen Nebenbestimmun[44]gen mit sich hervorzuheben, die den einzelnen Fällen eigen waren. Dies Streben ists, welches den Stofs des Prädicats auffängt, sobald die Gesammtvorstellung von neuem Subject eines Urtheils wird. Man kann das Gesagte unmittelbar anknüpfen an den § 101.

Es ist dort gezeigt, dafs gerade das Uebermaafs entgegengesetzter Verbindungen es ist, wodurch eine Vorstellung dahin gelangt, dafs sie für *isolirt* gelten kann, und nunmehr für neue Verbindungen bereit liegt, wobey blofs ihre Qualität die bestimmende Ursache ausmacht; welches denn bey den *logischen* Anordnungen der *Begriffe* geschieht. Davon wird weiter unten ausführlich geredet werden. Aber es ist einer der ärgsten, wie der gemeinsten, Misgriffe, deren sich die empirische Psychologie schuldig gemacht hat, den Verstand für das *Vermögen der Begriffe* (oder auch, Vermögen, durch Begriffe die Gegenstände zu denken) zu erklären (wobey noch obendrein, um einen zweyten Fehler zu begehn, Begriffe für *allgemeine Vorstellungen* ausgegeb enwerden, als ob es keine *einzelnen* Begriffe gäbe). Diese Definition ist viel zu eng; und sie taugt deshalb Nichts; auch dann noch, wann wir von dem Vorurtheil der Seelenvermögen ganz hinwegsehn. Die empirische Psychologie mufs dem Sprachgebrauche genügen; und dieser erlaubt schlechterdings nicht, nach der Cultur der Begriffen die Gröfse des Verstandes abzumessen. Frauen, Staatsmänner, Feldherrn, Künstler, Kaufleute, suchen den Verstand in keiner logischen Schule; obgleich sie hier allerdings diejenige, zwar wichtige, aber ziemlich eng beschränkte *species* des Verstandes suchen sollten, welche von der Anordnung und scharfen Bestimmung der Begriffe abhängt.

Der logische Zuschnitt der Gedanken ist nicht ihre Bewegung, und doch ist diese noch nöthiger als jener, wenn sie sich nach der Qualität des Gedachten richten sollen. Wenigstens im Leben; denn anders verhält sichs in der Wissenschaft, der nicht vorgeschrieben ist, sie [45] solle an einem bestimmten Tage fertig seyn. Daher sind die Köpfe, welche

viel Verstand *in einer gegebenen Zeit* haben, weit verschieden von grofsen Denkern, denen er leicht fehlen kann in dem Augenblick, wo man ihn fordert; denn die Vertiefungen des wissenschaftlichen Denkens richten sich zwar nach den Begriffen, aber nicht nach der Uhr.

Man gewöhne sich endlich gleich hier an eine Unterscheidung, die öfters nöthig ist: die des *Absichtlichen* und *Unabsichtlichen*. Es giebt ohne allen Zweifel eine starke Selbstbeherrschung, durch welche man sich *zwingt*, seine Gedanken nicht von der Qualität des Gedachten abschweifen zu lassen; diese Selbstbeherrschung ist der Nerv des Philosophirens. Aber sehr mit Unrecht würde man den ganzen Verstand auf diese Absicht zurückführen. Die natürliche Leichtigkeit, womit kluge Köpfe das Verwickelte richtig durchschauen[1] und behandeln, ist auch Verstand; und darüber können sich nur diejenigen wundern, welchen im Ernste jedes Seelenvermögen Eins und ein Ganzes ist, das man denn freylich nicht zerstückeln und zersplittern darf!

B. Vorläufige Betrachtung der Vernunft nach ihren Beziehungen.

Die Analyse der Vernunft ist merklich schwerer, als die des Verstandes. Zum Theil schon deswegen, weil man sich leicht versucht fühlt, die Betrachtung sogleich auf die *species*, theoretische und praktische Vernunft, zu richten, und darüber den allgemeinen Charakter dessen, was Vernunft heifst, nämlich *Ueberlegen und Entscheiden* zu verfehlen.

Das erste Merkmal der Ueberlegung nun ist, dafs sie *Zeit* braucht, damit sich eine Reihe von Vorstellun[46]gen entwickele. Also bezieht sich die Vernunft (nämlich die *endliche*, die ein empirischer Gegenstand ist,) wiederum auf die Reproductionsgesetze, die wir aus der Mechanik des Geistes kennen.

Allein es kommt etwas hinzu, wodurch das Ueberlegen sich vom Reproduciren des Gedächtnisses und der Phantasie unterscheidet.

Zuvörderst: die Reproduction wird innerlich beobachtet. Nun beruht alle Beobachtung auf einem unbestimmten Erwarten dessen, was kommen könnte. Also ist hier ein *unbestimmtes Vorstellen* zugegen, dergleichen nur eben zuvor beym Verstande, und seinem Uebergange ins Urtheilen, bemerkt wurde. In der That kann man den Gegenstand, welcher überlegt wird, — den Fragepunkt, — ansehn als ein noch unbestimmtes Subject, dem ein Prädicat bevorsteht.

Die Vernunft bezieht sich also auf eine *Theilung* des geistigen Thuns in *wenigstens zwei* Theile, die sich verhalten wie Beobachtetes und Beobachter; oder kürzer, wie Object und Subject.

Zweytens: der Ueberlegende beobachtet nicht blofs in sich die Reproduction einer bekannten, oder einer zufällig neu entstehenden Reihe, — wie wenn er das früher Memorirte wiederhohlen, oder dem Spiele seiner Phantasie zuschauen wollte, — sondern er erwartet ein Ereignifs, das sich

---

1 „das Verwickelte durchschauen und" .... SW („richtig" fehlt).

innerlich zutragen soll, wodurch eine noch nicht vorhandene Bestimmung seiner Gedanken eintreten wird. Dazu kann *eine* Reihe allein nicht hinreichen; es müssen deren zwey, oder mehrere seyn, die auf einander treffen: die irgendwie zusammenstofsen.

Die Vernunft bezieht sich also nicht blofs auf die Theilung des Objects und Subjects, sondern auch auf eine Theilung in dem Objectiven, welches zusammenstofsen soll.

Hieraus sieht man, dafs der Syllogismus eins der leichtesten Beyspiele für das Thun der Vernunft darbietet, aber das Beyspiel ist nicht der Begriff selbst; und [47] es war eine sehr enge Definition, da man die Vernunft für das Vermögen zu schliefsen erklärte.

Indem wir die Erfahrung zurückrufen, und uns der oftmals langen und zweifelnden Ueberlegungen erinnern, sehn wir, dafs die Entscheidung keineswegs immer so rasch erfolgt, wie in einem gewöhnlichen Schulbeyspiele der Logiker. Dies liegt zum Theil an der Länge der Reihen, die sich nur allmählig entwickeln, und oft rückwärts und seitwärts sich ausbreiten, (wie wenn Beweise und Beläge der Prämissen gesucht werden:) oftmals aber tritt der Beobachter hervor; er ist afficirt worden von dem Zusammenstofs; er nimmt Parthey, weil Streit unter den Reihen war, und es erfolgt ein Machtspruch statt der Entscheidung. Oder er sondert die Partheyen, um sie zu vereinigen. Kurz, es geht im Innern, wie in berathschlagenden Versammlungen. Auch bleibt oft der Mensch selbst nach der Ueberlegung noch innerlich in Zwiespalt; besonders wenn dieselbe nicht *vollständig* war; das heifst, wenn nicht alle Gedankenreihen, die zusammenstofsen konnten, sich entwickelt haben, und die säumigen erst später nachkommen.

Ist nun die Vernunft ein Seher, der Offenbarungen, oder ein Monarch, der Befehle ertheilt? Ich glaube, sie begnügt sich mit dem bescheidenen Titel eines Präsidenten, oder beständigen Secretairs. Bestimmter darf ich hier nicht sprechen, denn ich befinde mich im Felde der Namen-Erklärungen, und davon abhängiger Analysen, wodurch Untersuchungen nur vorbereitet, aber nicht abgeschlossen werden können.

Zum mindesten aber ist hier der Sprachgebrauch dergestalt beobachtet worden, dafs nun alles Gesagte mit gleicher Leichtigkeit bezogen werden kann auf die theoretische, wie auf die praktische Vernunft.

Denn die Beschaffenheit der Reihen, welche sich entwickeln sollen, ist unbestimmt geblieben. Und die Vernunft, als solche, *bezieht sich demnach nicht* auf bestimmte Reihen, noch auf einen bestimmten Ur[48]sprung derselben. Wir haben freylich etwas vernommen von einer *reinen* Vernunft, die einen Vorrath von *Ideen* und *Befehlen* in sich trage; aber die Thatsache gehört zu den bestrittenen; und dergleichen mufs man in empirischen Untersuchungen nicht mit den unbestrittenen vermengen; auch können wir dieselben für jetzt noch nicht füglich mit den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes in Verbindung bringen; viel weniger die Erklärung zulassen: *die Vernunft sey das Vermögen der Principien.*

Aus dem Vorstehenden wird der Leser nun ohne Zweifel den Satz klärlich einsehn: *der Verstand hat Vernunft.* Denn wie könnte man immer

seine Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten einrichten, ohne manchmal Ueberlegung zu Hülfe zu nehmen? — Eben so klar ist ein zweyter Satz: *die Vernunft hat Verstand.* Denn wie könnte die Ueberlegung zur richtigen Entscheidung führen, wenn die Gedankenreihen, die in der Ueberlegung sich entwickeln, nicht der Beschaffenheit des Gedachten gemäfs wären? Eben so leicht würde man beweisen können, dafs beyde, Verstand und Vernunft, auch ein Gefühlvermögen und ein Begehrungsvermögen haben; da beyde sich *bestreben*, zu denken; und es *fühlen*, wenn sie zum Ziele ihres Strebens gelangen. Wer wird sich darüber wundern? Jedes Seelenvermögen ist längst in unsern Psychologien gewohnt, als eine vollständige Person handelnd aufzutreten; es fehlt nur noch, dafs der Verstand neben den andern Vermögen, die er schon hat, auch noch *Verstand* — die Vernunft neben den übrigen Vermögen, die sie schon längst besitzt, auch noch *Vernunft* bekomme!

Doch ich würde den Leser beleidigen, wenn ich diesen Scherz verlängern wollte. Die nächste Absicht der zuvor gegebenen Analysen des Verstandes und der Vernunft, — das heifst, der Begriffe, welche der Sprachgebrauch mit diesen Worten verknüpft, um ein paar natürliche Ansichten des geistigen Lebens damit zu bezeich[49]nen, — wird erreicht seyn, wenn man aus der kurzen Probe gesehn hat, wie eine blofse Zergliederung des empirisch-Gegebenen dann aussieht, wann sie ohne Einmischung von Hypothesen angestellt wird; und wie wenig auf diesem Wege kann gewonnen werden. Sie giebt nämlich dann keinen Irrthum, aber auch wenig Wahrheit; nichts besseres und nichts schlechteres ist von der eigentlichen empirischen Psychologie zu sagen. Die Analysen der übrigen sogenannten Vermögen sind leichter, bey einiger Aufmerksamkeit kann Jeder sie selbst finden, es mag auch nützlich seyn, sie von den obern Vermögen zu den niedern fortschreitend (aus dem oben angedeuteten Grunde,) weiter zu vollführen; allein ich werde mich nicht dabey aufhalten. Es wird jetzt schon soviel Licht auf einige wichtige Puncte des bevorstehenden Weges gefallen seyn, als nöthig ist, um ihn anzutreten; insbesondre liegt uns nunmehr als Thatsache vor Augen, dafs in unserm Geiste *mehrere Vorstellungsmassen* zusammen wirken, wenn wir auch noch nicht einsehn, in wie fern sie gesondert, oder verknüpft seyn mögen. Die eigentlichen Aufschlüsse hierüber lassen sich nicht anders erlangen, als indem wir mit der Analyse allemal sogleich bey ihrem Anfange diejenige Hülfe verbinden, die wir uns im synthetischen Theile bereitet haben. Und dies nun ist unser Vorsatz.

Wie schon oben bemerkt, können wir mit unserm vollen Rechte die Analyse da anfangen, wo wir die frühesten Producte des, seinen Grundgesetzen nach uns schon bekannten, geistigen Mechanismus erwarten dürfen. Die obige Analyse des obern Vermögens, — womit jede nackte, von keiner synthetischen Nachforschung unterstützte, empirische Psychologie anfangen sollte — gehört demnach nicht mit in die Reihenfolge der bevorstehenden Untersuchungen; welche dort, wo sie auf Verstand und Vernunft zurückführen, schon mit mehrern Hülfsmitteln ausgerüstet seyn müssen. Sondern wir beginnen in der gewöhnlichen Ordnung von dem, was man das *Un*[50]*terste* im menschlichen Geiste nennt, nur nicht von

dem blofsen sinnlichen *Vorstellungs*vermögen[1], welches eine Abstraction ist, sondern von der Gesammt-Erscheinung des Vorstellens, Fühlens, und Begehrens, wie sie bey allen lebenden Wesen, so fern wir sie beobachten können, angetroffen wird. Man wird in dem gegenwärtigen Werke, welches die Psychologie neu begründen, aber nicht bis ins kleinste Detail verfolgen soll, keine Abhandlung über die einzelnen Sinne und sinnlichen Gefühle erwarten, — wir können überall nur die gröfsern Parthien, und deren gegenseitige Verhältnisse im Auge haben. So werden wir nun auch an jene Gesammt-Erscheinung des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, zwar sogleich eine Betrachtung der wichtigsten Klassen der Gemüthszustände anknüpfen; aber nur das Allgemeinste erwägen, ohne uns um die Arten der Affecten, der Leidenschaften, u. s. w. zu bekümmern. — Fast gleichzeitig mit den ersten Gefühlen und Begehrungen beginnt auch der psychologische Mechanismus schon die *Reihen* der Vorstellungen zu produciren, deren Formen unter den Benennungen *Raum* und *Zeit* am meisten bekannt sind; sie werden uns ziemlich lange beschäftigen, und uns sehr bestimmt an die Mechanik des Geistes erinnern; ohne mehr als die ersten Elemente einer unabsehlichen Untersuchung darzubieten, welche auf andere Arbeiter wartet. Darauf wenden wir uns zu denjenigen Anfängen des obern Vermögens, von denen man nicht hinreichenden Grund hat, sie ausschliefsend dem Menschen beyzulegen; und wir rechnen hieher auch den innern Sinn, dessen Verwandtschaft mit der Vernunft schon oben, bey der vorläufigen Analyse der letztern, wird aufgefallen seyn. Vom Gedächtnifs und der Phantasie werden wir aber nicht besonders sprechen; denn die Reproduction ist in Hinsicht ihrer ersten Gründe und Gesetze sehr sorgfältig im ersten Theile behandelt worden; und das Detail müssen wir überall weglassen.

Die erwähnten Untersuchungen zusammengenommen nun geben die Hauptumrisse eines Bildes vom geistigen Leben überhaupt; ohne Unterschied zwischen dem Menschen und den höheren Thieren. Und ein solches Bild mufs der bestimmteren Schilderung des menschlichen Geistes nothwendig vorausgehn, wenn man aus der Verwunderung über den Menschen, in welchem soviel Ungleichartiges beysammen zu wohnen scheint, jemals herauskommen will. Es ist eine alte Bemerkung, dafs sich das Thier einer weit vollkommenern Einheit mit sich selbst zu erfreuen scheint, als der Mensch; auch sind die Thiere von einer Art einander sehr ähnlich, während beim Menschen beynahe jedes Individuum seine eignen Kennzeichen hat, und die Menschheit, in Hinsicht des Geistigen, nur ein Abstractum ist, das man aus den verschieden gearteten Exemplaren kaum herauszufinden vermag. Daher scheint der Mensch das Product einer neuen Gährung zu seyn, welcher der psychologische Mechanismus sich nicht nothwendig zu unterwerfen braucht; und deren wichtigste Ursachen wohl in den geselligen Reibungen liegen dürften. Könnte man nun die Ruhepuncte finden, bey welchen, ohne Aufregung durch das gesellschaftliche Leben, der psychologische Mechanismus stehen bleiben würde: so hätte man den Begriff einer sich selbst genügenden geistigen Existenz,

[1] Das ganze Wort „Vorstellungsvermögen" ist gesperrt SW.

ohne thierische Instincte, welche aber als das Urbild, als das Beste angesehen werden möchte, was dem Thiere erreichbar wäre, ohne in die Unruhe des Menschen hineinzugerathen.* Und eine solche Existenz müfste sich aus den Principien der Statik und Mechanik ableiten lassen, für welche dann die hinzutretenden Bedingungen des Lebens, wie sie bey den einzelnen Thiergeschlechtern sich finden, nur Beschränkungen wären. Der erste Abschnitt dieses zweyten Theils, welche die angedeuteten Untersuchungen in sich fafst, mag als Vorarbeit dazu angesehen werden.

Dem unruhigen Daseyn des Menschen ist alsdann der zweite Abschnitt gewidmet. Nach den ersten Betrachtungen über die natürlichen Vorzüge des Menschen folgt daselbst die erneuerte Untersuchung über das Ich, wodurch der erste Abschnitt des ersten Theils ergänzt wird. Man wird eine sehr unruhige, sehr wandelbare Ichheit darin finden. Hieran knüpfen sich eben so wandelbare Auffassungen der Welt, die sich, wie schon am Ende des ersten Theils bemerkt, in keine veste Kategorien einschliefsen lassen; so wenig, als die höhere Ausbildung, von der zuletzt gesprochen wird, eine veste Richtung und Begränzung in sich trägt. Hiemit schliefst der zweyte Abschnitt, und mit ihm die eigentliche Psychologie. Glücklich, wenn auch das Buch damit schliefsen dürfte! Aber das erlaubt die heutige Zeit nicht. Durch eine Physiologie, die nicht blofs empirisch ist, und die neuerlich einen wundernswürdig raschen Lauf genommen hat, wird die Psychologie in Gefahr gesetzt, *umgerannt* zu werden, wenn sie sich nicht hütet. So lange als möglich habe ich gesucht, ihr auszuweichen; und schon dies allein würde mich abgehalten haben, meinem Buche den jetzt üblichen Titel einer *psychischen Anthropologie* zu geben, wenn ich auch nicht andre Gründe dagegen hätte.* Aber am Ende fand ich doch nöthig; die allgemeinen Untersuchungen, welche ich über die Materie angestellt habe, hier zu benutzen, um den heutigen Biologen wenigstens etwas mehr *Vorsicht* zu empfehlen; indem es noch Ansichten — und auch Gründe dafür — in Ansehung des materiellen Daseyns und des leiblichen Lebens giebt, an die sie in der That nicht aufs entfernteste gedacht haben. Indefs mache ich mir wenig Hoffnung, diese Herrn zu überzeugen. Die Metaphysik ist so oft todt gesagt worden, dafs sich das Leben längst ihrer Aufsicht entbunden glaubte, und um desto williger, in der Theorie wenigstens, mit sich spielen liefs. Nun ist zwar schon Mancher des Spiels müde geworden; aber man findet in der Regel, dafs Diejenigen, die sich einmal das Geständnifs ablegen mufsten, in der Theorie geirrt zu haben, von diesem Zeitpuncte an blofs noch auf reine Erfahrung hören mögen; für jede neue Theorie aber taub sind. Und dies ist einer von den Gründen, weshalb ich den letzten Abschnitt dieses Buchs nicht ausführlicher bearbeitet habe. Die Leser,

* Für diesen Begriff giebt es keine Erfahrung. Die edlern Thiere, die wir kennen, haben eine so frühzeitige Pubertät, und die Entwickelung derselben ist bey ihnen so gewaltsam, dafs eine rein psychologische Vergleichung mit dem Menschen unmöglich ist.

** Der Titel würde passen, wenn eine wissenschaftliche Psychologie aus der Anthropologie als ein Theil derselben könnte herausgehoben werden Aber die Psychologie ist ein Theil der Metaphysik; und die Somatologie ist es auch; die Anthropologie aber besteht aus beyden, in ihrer Beschränkung auf den Menschen.

für welche ich schrieb, wissen ohne Zweifel, dafs man den Geist nicht herleiten kann aus dem Leibe; und um der Versuchung, in welche sie durch falsche Theorien gerathen könnten[1], Widerstand zu leisten, dazu werden sie am Ende dieses Buchs mehr Hülfe finden, als sie brauchen. Eine philosophische Beleuchtung der Physiologie erfordert durchaus die genaueste metaphysische Auseinandersetzung der Lehre von der Materie und vom intelligibeln Raume; diese aber ist den psychologischen Untersuchungen völlig fremdartig; und wer sie in einem Anhange zu den letztern vollständig verlangt, der weifs nicht, was er fordert.

Anmerkung.

Die Anmaafsung der Physiologie gegen die Psychologie, als ob sie dieselbe ihren höchst schwankenden Meinungen, die im besten Falle mit den offensten Bekenntnissen der Unwissenheit gerade in den wichtigsten Puncten zu endigen pflegen, — unterordnen könnten: ist heut zu Tage so allgemein, dafs man sie nicht etwa blofs bei den sogenannten Naturphilosophen, sondern auch bey solchen Schriftstellern findet, welche sich durch kritischen Geist und geordnete Schreibart eben so sehr [54] als durch grofse Gelehrsamkeit und Erfahrung auszeichnen. Ihre Entschuldigung liegt freylich in der Schwäche der Anthropologien, die sie vorfanden; allein ich kann mich damit nicht begnügen; wer sich von jenen Anmaafsungen imponiren läfst, für den habe ich umsonst geschrieben. Daher werde ich sogleich dieser Einleitung ein paar Worte beyfügen, die wenigstens dazu dienen können, mich mit jenen Herrn auseinanderzusetzen.

Herr Professor RUDOLPHI spricht in der Vorrede zu seiner Physiologie folgendes merkwürdige Wort: „Wenn alle Verfasser physiologischer Werke befragt werden sollten, welches darunter sie für das Erste hielten, so kann Niemand etwas dagegen haben, wenn sie das ihrige nennen; allein, wenn man sie weiter fragt, welches sie für das zweyte halten, so bin ich überzeugt, dafs sie alle ohne Ausnahme HALLERS Physiologie nennen werden. Was allen Verfassern aber das zweyte scheint, ist gewifs das Erste."

Demnach wird es ja wohl nicht unschicklich seyn, wenn ich HALLER's Physiologie in Beziehung auf das Verhältnifs zwischen Seele und Leib hier anführe. In den *primis lineis physiol. Cap. VII*, § 556, sagt er von der Fortpflanzung der Empfindung des Nerven in die Seele: *Nihil ultra scitur, nisi nasci in anima cogitationem novam, quotiescunque mutatio, in quocunque sensorio nata, ad primam eius nervi originem perfertur, qui patitur.* Und im § 569: *aliam naturam animae esse a corpore, infinita demonstrant, maxime ideae, et adfectiones animae, quibus nihil in sensu respondet. Quis enim superbiae color, aut quaenam magnitudo est invidiae? curiositatis? cuius nihil simile in animalibus est; neque id bonum, quod concupit, gloria, novarum idearum quasi adquisitio, ad aliquam corpoream voluptatem referri potest. Potestne corpus ita duplices vires adipisci, ut eius infinitae particulae in unam massam coalescant, quae non suas adfectiones solas conservent, sibique repraesentent, sed in* [55]

[1] „gerathen können" SW.

unam, communem, totalem cogitationem consentiant, quae ab omnium attributis differat, omnia tamen ea attributa recipiat, et comparet? Estne aliquod exemplum corporis, quod absque externa causa ex quiete in motum transeat, motus directionem absque occurrente alia causa mutet, reflectat, ut in anima observatu facillimum est? — Et tamen haec anima, adeo diversa a corpore, arctissimis cum eo ipso conditionibus religatur. Und wie endet der grofse Mann sein Werk? *Mortui hominis cadaver putredini traditur. Ita adeps et aqua, et gluten, resoluta avolant; terra suis destituta vinculis sensim dilabitur, et ad humum se admiscet: Anima eo abit, quo Deus iusserit, quam in morte non destrui vel ex frequente phaenomeno arguas: plurimi enim mortales, quando nunc corporis vires dissolutae dilabuntur, serenissimae et vegetae, et laetae demum mentis signa edunt.*

Mit dieser, *nicht von mir* aufgestellten, Auctorität mögen nun ein paar entgegengesetzte Meinungen verglichen werden; man sehe zu, welche von beyden ihr am nächsten kommt!

Herr Prof. RUDOLPHI sagt in seiner Physiologie;

§ 3 folgendes. „Der Organismus ist nicht nur die *Quelle* der körperlichen, sondern auch der geistigen Thätigkeit. — Sollte jedoch die *psychische Seite des Lebens* hier eben so ausführlich behandelt werden, wie die physische, so würde es die Gränzen einer — *Vorlesung* überschreiten!“

§ 225 dagegen lautet: „Aufser der geistigen Kraft, *die ganz für sich steht*, scheint es mir hinreichend, von der allgemeinen Erregbarkeit die Spannkraft, Muskelkraft, und Nervenkraft zu unterscheiden.“

§ 227. „Das Daseyn oder *Hinzutreten* eines *Geistes* oder einer *Seele* zum Körper erklärt uns das Leben nicht im Geringsten.“ (Sehr wahr! Die Seele ist nicht zum Dienste der Physiologie vorhanden.)

[56] Blicken wir nun in den zweyten Theil jenes Werkes hinein: so sehen wir sogleich, dafs das Versprechen, die geistige Kraft allein für sich hinzustellen, nicht gehalten worden, vielmehr dieselbe wirklich wie eine *psychische Seite des Lebens* (das heifst, wie ein Stückchen Modephilosophie,) der Physiologie eingemengt ist. Denn es wird dort der Plan der Untersuchung so angelegt, dafs die Lehre *von dem Empfindungsleben* zerfällt in die vom Nervensystem, von der Empfindung, von den äufsern Sinnen, und — viertens! *von dem Seelenleben.* Da ist denn wirklich in bunter Reihe, *untergeordnet* dem *Empfindungs*-Leben,[1] die Rede von der Urtheilskraft so gut als von den Thierseelen, und von dem Willen ebensowohl als vom Schlaf-Wandeln!

So lange die Physiologie so aussieht, kann die Psychologie mit ihr in keine Gemeinschaft treten.

Das Seelenleben ist — ein verführerisches Wort, aber kein Begriff, der ein wissenschaftliches Gepräge hat. Freylich beginnt hier der Sprachgebrauch die Verwirrung, indem er den Ausdruck *Leben* für zwey ganz und gar — nicht entgegengesetzte, — sondern disparate, keiner Vergleichung fähige, Begriffe, zugleich anwendet. Alle physiologischen *Erscheinungen*, sowohl jene, vermöge deren die Nerven als Leiter der Sinnes-

---

[1] SW hat „Empfindungsleben“ und dabei das ganze Wort gesperrt.

Affectionen und der Willens-Regungen betrachtet werden, als die der Irritabilität und der Ernährung, fallen in den *Raum*. Aber alle Fragen, wie Materie, gleichviel ob todt oder belebt, im Raume existiren und wirken könne, fallen in die Metaphysik. Wenn dieses *forum* seine Schuldigkeit nicht thut; so haben das die Physiologen nicht zu verantworten; wollen sie aber über jene Fragen nicht blofs mitreden, sondern mit untersuchen, so müssen sie — das ist unerlafslich! — erst Metaphysiker werden. Alles, was sie, ohne diese Bedingung zu erfüllen, darüber vorbringen, ist so beschaffen, dafs statt dessen nichts anderes als ein ganz reines, unumwundenes Bekenntnifs der völ[57]ligen Unwissenheit am rechten Platze gewesen wäre. Vollends aber die *psychologischen* Untersuchungen mit den physiologischen vermengen, ist nicht blofs ein metaphysischer, sondern ein logischer Fehler. Die psychologischen Erscheinungen fallen *nicht* in den Raum; sondern der Raum selbst, mit allem, was in ihm wahrgenommen wird, ist ein psychologisches Phänomen; und zwar eins der ersten und zugleich der schwersten für die Psychologie, die sich in der Behandlung desselben sehr ungeschickt benehmen würde, wenn sie dabey von der Nervenkraft zu reden anfinge. Denn ihre Frage ist nicht, woher die Empfindungen kommen? sondern, wie die Empfindungen, *wenn sie da sind*, gleichviel woher? ja sogar gleichviel was auch das *Empfundene* sey? *alsdann* die räumliche Form annehmen mögen.

Nun aber behaupte ich weiter, dafs der Unterschied zwischen todter und belebter Materie, das heifst, zwischen Physik und Physiologie nicht eher begriffen werden könne, als bis man den Geist durch Hülfe der Psychologie kennt. Denn in jedem der unzählbaren (nicht unendlich-vielen) Elemente des organischen Leibes — sowohl in der Pflanze als im Thiere, — ist ein Analogon der geistigen Ausbildung, welches man unmöglich auf der Oberfläche der Erscheinungen finden kann. Ein Fragment *unserer eignen* geistigen Bildung nehmen wir innerlich wahr; dieses Fragment ergänzt die speculative Psychologie, gestützt auf Metaphysik, zu einer wissenschaftlichen Einsicht; alsdann kommt ihr eine andre, gleichfalls metaphysische Wissenschaft, die Naturphilosophie, mit dem Begriffe der Materie entgegen; einer solchen Materie nämlich, wie man sie durch Chemie und Mechanik kennt; nun erst läfst sich weiter fragen, wie wohl eine Materie beschaffen seyn würde, deren einzelne Elemente nicht blofs durch ihre ursprüngliche Qualität, sondern auch durch eine, der geistigen analoge, Bildung, bestimmt wären? Nun läfst sich einsehen, dafs eine so geartete Materie im Raume durch Bewegungen erschei[58]nen müsse, die nicht blofs nach mechanischen und chemischen Gesetzen geschehen können. Und dann endlich tritt die Erfahrung hinzu mit ihrer Aussage, es gebe wirklich solche Materie, an der die Erklärungen der Mechanik und Chemie nothwendig scheitern müssen; es gebe aber sehr verschiedene Stufen, in welchen sich dieselbe über die chemischen und mechanischen Gesetze erhebe; diese Stufen seyen nicht blofs an den Pflanzen und Thieren überhaupt, sondern an den einzelnen Theilen und Systemen derselben verschieden; auch steige in der sogenannten Assimilation solche Materie, die als Nahrungsstoff aufgenommen worden, continuirlich höher in ihrer Bildung; wie denn dieses Alles nach jenen, *a priori* gefundenen, Gründen nicht anders zu erwarten war.

Aber der Sprachgebrauch benennt mit dem Worte *Leben* — erstlich die *innern* Erscheinungen der *geistigen* Bildung, welche wir *in uns* wahrnehmen; zweytens die *räumlichen* Erscheinungen, wodurch Pflanzen und Thiere sich über Metalle und Steine, Luft und Wasser erheben. Wenn nun diese räumlichen Erscheinungen (wie so eben gesagt) nichts anders sind als Resultate der innern Bildung; die *nicht* erscheinen kann, aufser in unserm Bewufstseyn von dem, was *in uns* vorgeht: so ist in dem Worte *Leben* die schlimmste Vermengung, die nur irgend sich denken läfst. Nicht anders, als ob Einer die *Gedanken eines* Individuums verwechseln wollte, mit den *Worten anderer* Individuen; oder genauer, das *Innere* des Einen mit den *äufsern Zeichen* vom Innern nicht blofs *Eines Andern*, sondern Vieler, ja unzählig vieler *zusammenwirkender Andern*. Diese Verwechselung ist um desto ärger, je unvollkommner einerseits unser Wissen von uns selbst, so wie die dunkele innere Wahrnehmung es darbietet; je mangelhafter andererseits unsre Kenntnifs der physiologischen Thatsachen; je *entfernter* endlich *die Analogie* unseres Innern mit dem, was *in den einzelnen Elementen der Thiere und* [59] *Pflanzen auf allen den unzähligen Bildungsstufen derselben* vorgeht. Ja! kennten wir dieses letztere genau, dann erst würde die ungeheure Schwierigkeit hervortreten, *aus den innern Zuständen die äufsern, räumlichen Veränderungen zu erklären.* Und das gröfste Unglück ist, dafs unsre Physiker von dieser Aufgabe nicht einmal den ersten Begriff haben. Sie wissen gar nicht, dafs Materie überhaupt, gleichviel ob todte oder lebende, nichts anders ist als *das Resultat der innern Zustände, worein sich die einfachen Elemente gegenseitig versetzen.* Sie wissen es nicht, obgleich es ihnen schon Chemie und Mineralogie so deutlich vor Augen legen, als die Erfahrung dergleichen Dinge aussprechen kann. Ein paar dürftige Hypothesen von Polaritäten, elektrischen Kräften, — und das allmächtige Wort *Leben*, — diese sollen alle jene ungeheuren Klüfte und Lücken unseres Wissens bedecken; damit ja Niemand sich einfallen lasse, zu Fleifs und Genauigkeit im speculativen Denken aufzufordern! Aber ich lasse mich dadurch nicht abhalten.

Herr Professor Rudolphi wird mir nach diesen Erklärungen verzeihen, wenn ich den Streit, den er in seinem § 324 mit mir angefangen hat, nicht fortsetze. Es gereicht mir zur Ehre, dafs er auf mein Lehrbuch der Psychologie einige Rücksicht hat nehmen wollen; allein so sehr ich wünschte, mit einem so ausgezeichneten Gelehrten in Untersuchung gemeinschaftlich eintreten zu können, so müfsten doch die Anfangspuncte unserer Discussion ganz anders gewählt werden, wenn einige Hoffnung des Erfolgs vorhanden seyn sollte. Auf jeden Fall aber ist gerade Herr Prof. Rudolphi derjenige unter den Physiologen, (so weit ich sie kenne,) dem ich noch am ersten mich nähern könnte; denn jene Puncte, worin er von meiner Ansicht sich freylich weit entfernt, charakterisiren, wie es mir scheint, nicht sowohl ihn, als vielmehr die jetzige Lage der Wissenschaft, der jeder einzelne Gelehrte natürlich mehr oder weniger nachgeben wird.

[60] Diejenigen aber, welche dem Empirismus zugethan sind, könnten, wenn sie wirklich für die Lehren der Erfahrung Empfänglichkeit besitzen, aus dem heutigen Zustande der Physiologie lernen, wie viel, oder vielmehr wie wenig, die blofse Erfahrung leiste. Als empirische Gelehrsamkeit steht

die Physiologie auf einer Höhe, die Niemand verachten wird, sie wandelt überdies im Lichte der heutigen Physik; gleichwohl hat sie begierig, wie der Schwamm das Wasser, jene Naturphilosophie in sich gesogen, die eben deswegen nichts weifs, weil sie damit anfing, das Universum *a priori* zu construiren. Gegen diesen Irrthum hat keine andre Wissenschaft sich so schwach, so zu allem Widerstande unfähig gezeigt, als eben die Physiologie. Das Gerede vom Leben ist das todte Meer geworden, in welchem der philosophische Untersuchungsgeist ertrunken liegt, so dafs er jetzt, wofern überhaupt eine Art von Auferstehung für ihn zu hoffen ist, sich in ganz unbefangenen Köpfen von neuem erzeugen mufs.

ZWEYTER,

ANALYTISCHER THEIL.



[63] Erster Abschnitt.

Vom geistigen Leben überhaupt.

Erstes Capitel.

Ueber die Verbindung der sogenannten drey Hauptvermögen der Seele.

§ 103.

Vorstellen, Fühlen, und Begehren, sind bekanntlich die drey obersten Klassenbegriffe, durch deren Zusammenfassung man das geistige Leben, ohne Rücksicht auf den Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren (welchen wir in diesem ersten Abschnitte noch bey Seite setzen,) glaubt bezeichnen zu können. Allein, *wie* man sie zusammenfassen müsse, um die Einheit des geistigen Lebens richtig zu erkennen? Das ist die Frage, welche man aus blofser Erfahrung nicht beantworten konnte; und woran wir nun zuerst uns wagen wollen, um zu sehen, ob unsre synthetischen Untersuchungen etwas Brauchbares zur Verzeichnung der äufsersten Umrisse der Psychologie geleistet haben? Denn hoffentlich wird für jetzt noch Niemand verlangen, dafs wir den Faden der Nachforschung über das Selbstbewufstseyn, schon hier wieder aufnehmen sollten; die aufserordentlich grofsen Schwierigkeiten dieses Gegenstandes, (den wir dem folgenden Abschnitte vorbehalten,) werden in frischem Andenken seyn; und es will sich noch nicht zeigen, dafs [64] die Statik und Mechanik des Geistes dieselben erleichtert hätten.

Nothwendig aber müssen wir einen Augenblick bey der Vorfrage verweilen: ob wohl Jemand jetzt noch geneigt sey, die Seelenvermögen wieder herbeyzubringen, und sie mit den zuvor nachgewiesenen Kraft-Aeufserungen der Vorstellungen selbst in Verbindung zu setzen. Die Lehren vom Gedächtnifs und von der Einbildungskraft, von der Sinnlichkeit und der Vernunft, werden ohne Zweifel noch lange ihre Liebhaber behalten; allein hier kommt es nur darauf an, ob wohl *mit* und *neben* den Gesetzen der Mechanik von der unmittelbaren und der mittelbaren Wiedererweckung der Vorstellungen, an eine Wirksamkeit solcher besondern Vermögen, wie Gedächtnifs und Einbildungskraft, könne gedacht werden? Hier möchte denn doch wohl Jedermann in Verlegenheit gerathen, wenn er angeben sollte, wie die Seelenvermögen eingreifen in die schon in vollem Gange begriffene

Thätigkeit der Vorstellungen selbst! *Nach welchen Gesetzen* sollte es doch geschehen, dafs die, schon gesetzmäfsig wirkenden, Vorstellungen gestört würden von jenen, ihnen fremden, Gewalten? — Vermuthlich *nach gar keinen Gesetzen;* denn bekanntlich ist an genaue Bestimmung der Bedingungen, wann, wie, und wie stark sich irgend eins der Seelenvermögen rege oder nicht, noch niemals in den Psychologien zu denken gewesen; die Vermögen sind sammt und sonders lauter transscendentale Freyheiten.

Wenn man nun fürs erste auch nur soviel einsieht, dafs wenigstens einige Functionen des Gedächtnisses und der Einbildungskraft ohne die dazu bestimmten Vermögen von Statten gehn; — und dafs sich der hierüber aufgestellten Theorie die genannten Vermögen nicht schicklich mehr anfügen lassen: so wird man ein gerechtes Mifstrauen auch gegen die andern Seelenvermögen, deren vermeinte Functionen noch nicht erklärt sind, zu fassen nicht umhin können.

[65] In der That aber sind wir schon um ein Beträchtliches weiter vorgerückt. Denn wenn man die Statik und Mechanik aufmerksam durchläuft: so findet man darin nicht blofs Spuren des sogenannten Erkenntnifsvermögens, sondern auch Nachweisungen solcher Gemüthszustände, die zu den Gefühlen müssen gerechnet werden. Hierüber sind nur noch einige Erläuterungen nöthig, welche der folgende § enthalten soll.

Mit den Gefühlen hängen die Begierden sehr nahe zusammen. Auch von diesen werden wir die einfacheren Regungen bald kennen lernen.

Demnach ist die Frage: ob die Vermögen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens nur zufällig beysammen seyen, oder ob sie wesentlich zusammengehören? schon so gut als beantwortet; und es wird sehr bald einleuchten, dafs man dieselben bis zu den niedrigsten Thieren hinab stets verbunden zu finden erwarten müsse; wie dieses auch der Erfahrung entspricht.

Aber man findet auch durch das ganze Thierreich die Wahrscheinlichkeit, dafs alle geistig lebende Wesen etwas von den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen besitzen. Man findet bey höheren Thieren sogar Spuren von allgemeinen Begriffen, wenigstens von Erwartung ähnlicher Fälle; desgleichen vom Verstehen der Zeichen, die man ihnen giebt; wobey zu bemerken, dafs nicht alle Sprache nothwendig Wortsprache seyn mufs; und, was den innern Sinn anlangt, so hat man keinen zureichenden Grund, ihnen diesen gänzlich abzusprechen. Die natürliche Vermuthung, dafs zu der ursprünglichen Verknüpfung des Vorstellens, Fühlens und Begehrens auch die eben genannten Vorstellungsarten mit gehören, wird im Folgenden bestätigt werden.

Hingegen die eigentlich sogenannten oberen Vermögen, durch welche der Mensch sich über das Thier erhebt, werden wir zwar nicht als einen unabhängigen, selbstständigen Zuwachs zum niederen Vermögen, jedoch als eine weitere Entwickelung kennen lernen, die bey den [66] Thieren nicht genug begünstigt, vielmehr so sehr erschwert ist, dafs sie nicht merklich werden kann.

Bey allen Aufschlüssen hierüber wird dies der wichtigste Umstand seyn, dafs wir uns der Frage nach dem Causal-Verhältnisse der Seelenvermögen, nach ihrem Einflusse auf einander, im Voraus überhoben finden;

indem jene, aus der innern Erfahrung bekannte, rasche und beständige Abwechselung des Vorstellens, Fühlens, Begehrens, mit allen dazu gehörigen Modificationen, wobey keins dieser Drey die andern ganz verdrängt, vielmehr jedes fast immer zugleich auch die übrigen beyden in sich schliefst, so dafs eigentlich nur das Uebergewicht unter ihnen wechselt, — sich uns von selbst als der einzig natürliche und nothwendige Verlauf der geistigen Ereignisse wird zu erkennen geben.

In der That sind es nur Abstractionen, denen wir uns hingeben, — es sind Benennungen *a potiori,* mit denen wir uns behelfen, wenn wir sagen, ich fühle, oder ein andermal, ich begehre, oder wiederum ein andermal, ich denke. Denn jedesmal, indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch ein noch so vielfältiges und verwirrtes Mannigfaltiges, als ein Vorgestelltes im Bewufstseyn vorhanden seyn; so dafs dieses bestimmte Vorstellen in diesem bestimmten Fühlen eingeschlossen liegt. Und jedesmal, indem wir begehren, fühlen wir zugleich die Entbehrung, und haben auch dasjenige in Gedanken, was wir begehren; so wie jedesmal, indem wir denken, eine Thätigkeit wirksam ist, die, wenn sie aufgehalten würde, wenn sie sich durch Hindernisse durchdrängen müfste, alsbald sich als ein Begehren, den Gedanken hervorzuhohlen, verrathen würde. Gedanken, kann man sagen, sind die Begierden, die im Entstehen sogleich erfüllt werden; Begierden hingegen sind aufgehaltene Gedanken, die sich dennoch ins Bewufstseyn drängen; Gefühle endlich sind zusammengewachsene Begierden, die einander entweder aufheben oder befriedigen. Doch in diesen Ausdrücken liegt keine wissenschaftliche Genauigkeit.

[67] Bevor wir dies alles mit mehr Bestimmtheit erörtern, soll hier noch eine allgemeine Erinnerung statt finden, welche nicht vergessen werden darf, wenn man sich in psychologischen Untersuchungen wissenschaftlich orientiren will. Diese nämlich, dafs eine nicht geringe Vertrautheit mit den Ansichten des *Idealismus* nöthig ist, um die psychologischen Probleme richtig aufzufassen.

Es giebt überhaupt keinen gründlichen Realismus, als nur allein den, welcher aus der Widerlegung des Idealismus hervorgeht. Wer unmittelbar auf das Zeugnifs der Sinne sich beruft, wenn von der Realität der Aufsendinge die Rede ist, der ist unwissend in den ersten Elementen der Philosophie.

Die Welt, welche uns erscheint, ist unser Wahrgenommenes; also in uns. Die reale Welt, aus welcher wir die Erscheinung erklären; ist unser Gedachtes; also in uns. Dem gemäfs sollten wir unser eignes Ich, Allem zu Grunde legen. Aber hievon ist die Unmöglichkeit und völlige Ungereimtheit, im Anfange des ersten Theils dieses Buchs ausführlich nachgewiesen; und diese Ungereimtheit würde nur noch gröfser werden, wenn man (nach FICHTE) das reine Ich zugleich denken wollte als ursprünglich setzend ein Nicht-Ich. Daraus entspringt die Ueberzeugung, dafs wir, um *uns selbst*, sammt *unsern Vorstellungen* von der Welt, *denken* zu können; und um hiebey nicht in eine bodenlose Tiefe des Unsinns zu gerathen, ein mannigfaltiges Reales in allerley Verhältnissen und Lagen, voraussetzen müssen; dessen Bestimmungen die allgemeine Metaphysik soweit beschreibt, als sie zur Denkbarkeit der Erfahrung nöthig sind.

So gewifs nun solchergestalt die wahre Philosophie streng und vollkommen realistisch ist: so bleibt es dennoch wahr, dafs alle Gegenstände des gemeinen und des philosophischen Wissens lauter Vorstellungen sind; dafs alles Anschauen und Denken, alle Entbehrung und Befriedigung der Begierden, alle Lust und Unlust, in die [68] Eine grofse Klasse der psychologischen Ereignisse fällt, und also auch einer psychologischen Erklärung bedarf. Obschon die allgemeine Metaphysik lehrt, dafs man auch die von uns unabhängige, reale Welt durch Begriffe des Raums und der Zeit denken müsse, so darf man sich doch nicht einbilden, dafs *dieser* Raum und *diese* Zeit gleichsam von aufsen her in die Seele kämen, und in die Wahrnehmungen der Sinne hinübergingen; sondern *in dem ganz unräumlichen Vorstellen* müssen die räumlichen Bestimmungen *des Vorgestellten* sich von vorn an erzeugen. Obschon zur Befriedigung unserer Begierden wirkliche, *reale* Gegenstände nöthig sind: so dringen doch *diese* Gegenstände nicht in die Seele; was uns *unmittelbar* befriedigt, das ist eine blofse Vorstellung in einem psychologisch zu bestimmenden Verhältnisse zu andern, schon vorhandenen Vorstellungen. Obschon wirkliche Schwingungen von Körpern aufser uns nöthig sind, damit wir harmonische Verhältnisse von Töneu mit Lust vernehmen können: so geschieht doch nicht das Mindeste, was mit diesen Schwingungen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hätte, in der Seele selbst; sondern etwas ganz Heterogenes (Verschmelzungen vor der Hemmung) mufs in uns geschehn, woraus diese, und auf ähnliche Weise auch andere Lustgefühle, sich rein psychologisch erklären lassen. Mit einem Worte, die Psychologie hat mit dem Idealismus alle Fragen gemein; nur nicht die Antworten. Und die Seele wohnt zwar in einem Leibe, auch giebt es correspondirende Zustände des einen und der andern; aber nichts leibliches geschieht in der Seele, nichts rein-geistiges, das wir zu unserm Ich rechnen könnten, geschieht im Leibe: die Affectionen des Leibes sind keine Vorstellungen des Ich, und unsre angenehmen und unangenehmen Gefühle liegen nicht unmittelbar in dem begünstigten und gehinderten organischen Leben.*

[69] § 104.

Wir gehn nunmehr an das Geschäfft, die Gefühle und Begehrungen in dem Kreise des Bewufstseyns aufzusuchen; das heifst, in der Mitte desjenigen Vorstellens, was in jedem Augenblicke von der schon geschehenen Hemmung noch übrig ist. Eine negative Bestimmung mufs vorausgehn, um die Gränzen abzustecken, innerhalb welcher man die positiven zu suchen hat.

Die Zustände des Vorstellens, Begehrens und Fühlens, sind sämmtlich *Zustände des Bewufstseyns; folglich kann ihre unmittelbare Erklärung nicht liegen in demjenigen, was die Statik und Mechanik von Vorstellungen lehrt, sofern sie sich nicht im Bewufstseyn befinden.*

* Mangel an Uebung in den Ansichten des Idealismus ist gerade der Hauptgrund, weshalb selbst scharfsinnigen Physiologen die Behandlung psychologischer Gegenstände so schlecht gelingt. Sie kleben immerfort am Räumlichen; Uebersinnliches, und *genaues* Denken, sind ihnen entgegengesetzte Pole.

Dahin nun gehört *zuvörderst* alles dasjenige, was wir oben ein *Streben vorzustellen* genannt haben. Wenn demnach im gemeinen Leben, oder auch wohl in philosophischen Untersuchungen, von *Bestrebungen* gesprochen wird, *deren man sich bewufst sey*, so sind diese niemals geradezu selbst jenes Streben vorzustellen, wenn sie schon darin ihre nächste Ursache finden können. Das wirkliche Streben vorzustellen, ist, wie wir längst wissen, nur in so fern vorhanden, als die Vorstellungen nicht wirklich von Statten gehn, als ihr Object verdunkelt ist, oder mit andern Worten, als sie aus dem Bewufstseyn verdrängt sind, und folglich nicht mehr im Kreise der innern Wahrnehmung liegen. Hingegen die Bestrebungen deren man sich bewufst ist, können überall nicht unmittelbar für wirkliche Bestrebungen gelten; sie sind *Phänomene*, über deren Realität erst ihre Erklärung den Ausspruch thun mufs.

Manche Philosophen stehn in dem Wahne, der eigentlich reale Begriff der *Kraft* komme uns im Selbst[70]gefühle, im Gefühle[1] des eignen Strebens, Wollens, und Handelns. Daraus entsteht eine heillose Pfuscherey in der allgemeinen Metaphysik, die an Psychologie nur gar nicht mehr erlaubt zu denken. Metaphysische Begriffe können überall nicht durch Gefühle bestimmt werden; in der Psychologie aber mufs man sich sehr hüten, die noch ungeläuterten metaphysischen Begriffe, die wir *aus dem gemeinen Denken* auf uns selbst zu *übertragen* pflegen, nicht in dieser rohen Gestalt für Offenbarungen des Selbstbewufstseyns zu halten; da sie nicht einmal zu richtigen Ausdrücken der Phänomene taugen, welche sich der innern Wahrnehmung darbieten. Wir können von realen Kräften, Vermögen, Strebungen, gar Nichts unmittelbar in uns wahrnehmen; und alle Einbildungen der Art, von der rohen Leibeskraft bis zur transscendentalen Freyheit, sind nur Beweise, dafs es eben an *der* Wissenschaft fehle, die wir hier suchen.

Es folgt nun, *zweytens*, von selbst, dafs auch das *Sinken* unserer Vorstellungen nicht unmittelbar dasjenige seyn kann, worin die Zustände des Vorstellens, Wollens, und Fühlens bestehn. Denn die sinkenden Vorstellungen verschwinden aus dem Bewufstseyn gerade in so fern und gerade um so viel, als sie sinken. — Schon oben ist daran erinnert worden, dafs man sein eignes Einschlafen nicht wahrnehmen kann; dasselbe gilt von dem Einschlafen *jeder einzelnen* Vorstellung auch während der Zeit, da der Mensch übrigens wacht. Ja es gilt von jedem Grade der Verdunkelung einer noch zum Theil wachenden Vorstellung. Und daher ist kein Uebergang zu einem mehr gehemmten Zustande für sich selbst fähig, eine Bestimmung dessen abzugeben, was in uns geschieht, in so fern dieses genau das nämliche seyn soll, was wir in uns wahrnehmen.

Es bleibt also zur nächsten Erklärung des Vorstellens, Begehrens und Fühlens nichts anderes übrig, als nur das Bestehen unserer Vorstellungen im Bewufstseyn, und das Emporsteigen derselben zu einem kläreren Be[71]wufstseyn. Denn von den vier möglichen Bestimmungen der Vorstellungen, dafs sie entweder im Bewufstseyn stehen, oder sich im gehemmten Zustande befinden, oder dafs sie steigen, oder dafs sie sinken, —

1 „im Gefühle" fehlt SW.

hievon sind zwey abgewiesen; und wir müssen nun nachsehn, was die übrigen beyden leisten können.

Dafs eine Vorstellung im Bewufstseyn bestehe, heifst bekanntlich nichts anderes, als nur, dafs sie eben jetzt ihr Object wirklich vorstellt. Besteht eine Vorstellung des Blauen im Bewufstseyn, so wird das Blaue nun wirklich vorgestellt. Desgleichen, dafs eine Vorstellung steige, heifst nichts anderes, als, dafs sie ihr Vorgestelltes jetzo klärer, mit mehr Intension vorbilde, als unmittelbar zuvor, da sie noch in einem mehr gehemmten Zustande war.

Offenbar bezieht sich dieses alles blofs auf das sogenannte Vorstellungsvermögen; und es möchte bald scheinen, als müfsten wir doch am Ende noch auf ein eignes Vermögen des Begehrens und Fühlens zurückkommen. Doch die scheinbare Verlegenheit verschwindet durch folgende Bemerkungen:

1. Wenn eine Vorstellung *steht* im Bewufstseyn, so ist ein Unterschied, ob sie selbst mit den hemmenden Kräften im Gleichgewichte ruht, oder aber ob sich an ihr eine hemmende und eine emportreibende Kraft das Gleichgewicht halten. Im ersten Falle befindet sie sich in Hinsicht des vorhandenen Grades von wirklichem Vorstellen, in einem unangefochtenen Znstande; denn da sie im Gleichgewichte ruht, so mufs die Hemmungssumme gesunken, das heifst, der Nöthigung zum Sinken Genüge geleistet seyn. — Hingegen im zweyten Falle ist der Nöthigung zum Sinken keinesweges Genüge geschehn; die Vorstellung besteht vielmehr *wider* diese Nöthigung, und *trotz* derselben, indem eine andre mitwirkende Kraft, z. B. eine Verschmelzungshülfe, oder eine ganze Summe solcher Hülfen, ihr nicht erlaubt, dem Drucke, von dem sie getroffen wird, nachzugeben. — [72] Dieser Unterschied ist kein Unterschied für das Vorstellen; vielmehr das Vorgestellte hat im einen und im andern Falle die gleiche Klarheit. Dennoch ist dieser Unterschied für das Bewufstseyn vorhanden, denn er betrifft die Vorstellung gerade in wie fern sie wacht, und nicht gehemmt ist. Mit welchem Namen sollen wir nun die letztere Bestimmung des Bewufstseyns, da ein Vorstellen zwischen entgegenwirkenden Kräften eingeprefst schwebt, benennen, zum Unterschiede von jener ersten Bestimmung, da dasselbe, nicht hellere und nicht dunklere Vorstellen, vorhanden ist, ohne eine Gewalt zu erleiden? Wie anders werden wir den geprefsten Zustand bezeichnen, als durch den Namen eines mit der Vorstellung verbundenen *Gefühls*?

2. Wenn eine Vorstellung steigt: so ist ein Unterschied, ob sie sich selbst überlassen steige, (etwa nach dem Gesetze des § 81) oder ob ihr in diesem Steigen ein Hindernifs begegnet, das nur nicht völlig stark genug ist, ihr das Steigen gänzlich zu verwehren; oder ob noch antreibende, vielleicht auch nur begünstigende Kräfte (nach § 87) mitwirken. Die nähern Modificationen hievon können sehr mannigfaltig seyn, wie schon die obigen, zur Mechanik des Geistes gehörigen Untersuchungen deutlich genug zeigen. Auch diese Unterschiede können nicht unbewufst bleiben, denn sie betreffen das wirkliche Vorstellen. Aber sie sind nicht *Gegenstände* des Vorstellens, sondern Arten und Weisen, *wie* das Vorstellen sich ereignet; diese Bestimmungen des Bewufstseyns, in so fern sie über das

bloſse Vorstellen hinausgehn, können nur Gefühle heiſsen. Dabey nun sind sie die Begleiter *aufstrebender*, und eben deshalb *wirksamer* Vorstellungen, es verbinden sich also mit den schon erwähnten Bestimmungen des Bewuſstseyns noch Wirkungen und Abänderungen theils in andern Vorstellungen und Gründen, theils vielleicht in der Wahrnehmung, wenn nämlich ein äuſseres Handeln, also eine Thätigkeit des Organismus nach physiologi[73]schen Gefühlen hinzugekommen ist. — Mit welchem Namen sollen wir nun die fortlaufenden Uebergänge aus einer Gemüthslage in die andre bezeichnen, deren hervorstechendes Merkmal das Hervortreten einer Vorstellung ist, *die sich gegen Hindernisse aufarbeitet*, und dabey mehr und mehr alle andern Vorstellungen nach sich bestimmt, indem sie die einen weckt, und die andern zurücktreibt? Man wird keinen andern Namen finden, als den des *Begehrens.** Denn dieses eben unterscheidet sich von dem Gefühle, so wie vom Vorstellen, dadurch, daſs es nicht als ein Zustand, sondern nur als eine Bewegung des Gemüths gedacht werden kann; wie daraus klar ist, daſs es bey gegebener Gelegenheit sogleich handelnd ausbricht, oder, wenn die Gelegenheit fehlt, wenigstens Pläne zum künftigen Handeln hervorruft. Diese Pläne aber sind nichts anders als zusammengetriebene Vorstellungen, welche wegen ihrer Verschmelzungen und Complicationen mit jener aufstrebenden, sich sämmtlich nach ihr richten, ja sich so zusammenfügen müssen, daſs aus ihnen keine, oder doch die geringste mögliche Hemmung, für jene vorherrschende, entspringe. — Will man aber, um hiegegen Einwürfe zu machen, den Versuch anstellen, sich eine unbewegte, völlig vestgehaltene Begierde zu denken, so wird man leicht bemerken, daſs hiebey Verwechselungen vorgehn. Zwar giebt es allerdings Stillstände im Begehren, (sobald die hemmenden Kräfte Spannung genug erlangen,) und nach denselben neue Ausbrüche, (durch neu gegebene oder erweckte Vorstellungen); aber die Stillstände sind *unbehagliche Gefühle*, und die neuen Ausbrüche sind *neues Begehren.* Jene sind Pausen im Begehren; und nur dann, wann sie von kurzer Dauer sind, werden sie so wenig bemerkt, daſs man die Begierde als fortdauernd ansieht.

[74] 3. Wenn eine Vorstellung sinkt: so ist ein Unterschied, ob sie ohne Weiteres den hemmenden Kräften nachgiebt; oder ob sie, zwar sinkend, und vielleicht durch immer zunehmende Hemmung fortgetrieben, doch durch Verbindungen gehalten, oder durch neue Wahrnehmungen verstärkt, noch *zaudert*, aus dem Bewuſstseyn vollends zu entweichen. Auch dieser Unterschied muſs sich im Gefühle verrathen; und überdies ist hieraus das *Verabscheuen* herzuleiten. Dieses ist eigentlich auch ein Begehren; aber nicht ein Begehren, das in irgend einer einzelnen, hervorragenden Vorstellung seinen Sitz hätte, wie die Begierde im gewöhnlichen Sinne. Vielmehr liegt es in dem ganzen Systeme zusammenwirkender Vorstellungen; die sich wieder eine einzelne, sie alle drückende Vorstellung, in Freyheit zu setzen streben, und die damit aus irgend einem Grunde nicht sogleich zu Stande kommen können. Begierde und Abscheu kommen darin überein, daſs in beyden gewisse Vorstellungen gegen einander drängen. Aber

* Die Hauptsätze über das Begehren finden sich im § 150.

sie unterscheiden sich durch das Object, das in ihnen am lebhaftesten vorgestellt wird. In der Begierde ist die *Vorstellung des begehrten Gegenstandes* zugleich die lebhafteste und die herrschende; im Abscheu ist die *einzelne Vorstellung* des verabscheuten Gegenstandes *klärer* als jede einzelne der gegenwirkenden Vorstellungen; aber *alle gegenwirkenden zusammengenommen* ergeben ein herrschendes Totalgefühl, und bilden eine Gesammtkraft, durch deren Thätigkeit die Gemüthslage auf ähnliche Art in einen continuirlichen Uebergang versetzt wird, wie beym Begehren.

Zu allem diesem kommt nun noch

4. die ganze Mannigfaltigkeit solcher Gemüthszustände, welche aus der Verschmelzung vor der Hemmung, oder dem dahin zielenden Streben, entspringen müssen. Man vergleiche hier die §§ 71 und 72. Man gehe ferner zurück zu § 61, 66; und besonders zum § 87. Allein um hierüber deutlicher zu sprechen, ist [75] eine Analyse nöthig, die wir dem Folgenden vorbehalten.

Genug, wenn man jetzt einsieht, nicht blofs *dafs* die Zustände des Vorstellens, Begehrens und Fühlens in der innigsten Verbindung stehn, und mit einander zum geistigen Leben gehören: sondern auch, *wie* sie verbunden sind, indem die Begierden und Gefühle nur Arten und Weisen sind, wie unsre Vorstellungen sich im Bewufstseyn befinden.

Allein das Ungewohnte dieser Ansicht steht ihr im Wege. Es wird nöthig seyn, zu dem Gewohnten zurück zu gehn, und es mit dem so eben Vorgetragenen zu vergleichen.

Machen wir zu einer solchen Vergleichung einen kurzen Versuch, blofs in einer kleinen Probe. Ich nehme eins der neueren, mit Achtung aufgenommenen, psychologischen Werke zur Hand; *Maafs von den Gefühlen;* nicht in der Absicht, gegen dieses Werk zu polemisiren, da man in hundert älteren und noch neueren Schriften eben so grofse, und gröfsere, Fehler finden würde; sondern damit der heutige Zustand der Wissenschaft zu Tage komme; und weil die Gefühle in einem, ihnen insbesondere gewidmeten Werke doch am ersten erwarten können, mit Aufmerksamkeit behandelt zu werden.

Gleich im Anfange des ersten Abschnitts, S. 14, u. s. w. lese ich folgendes: „Die gröfste Stärke haben Gefühle, (so wie alle Empfindungen überhaupt,) unter übrigens gleichen Umständen, alsdann, wann sie uns noch neu und ungewohnt sind.“

Schon hier ist eine starke Verwechselung ganz heterogener Dinge. Die Neuheit der *Empfindungen*, wenn die Rede ist von Wahrnehmungen, begünstigt darum ihre Stärke, weil die *Empfänglichkeit* (welches Wort in dem obern genau bestimmten Sinne zu nehmen ist,) dafür noch nicht erschöpft ist. (Vergleiche oben § 94, wo wir diesen Gegenstand der Rechnung unter[76]worfen haben.) Die Neuheit der *Gefühle*, nämlich von Lust und Unlust, ist deshalb für ihre Stärke wichtig, weil die Gemüthslage, die aus den wider einanderwirkenden Vorstellungen entspringt, nicht haltbar ist, sondern sich, eben durch die Thätigkeit dieser Vorstellungen selbst, insbesondre durch das Sinken der Hemmungssummen, allmählig in einen ruhigern Zustand verlieren mufs. Uebrigens kann Niemand behaupten, dafs die Gefühle gerade im Augenblicke des Entstehens ihr Maxi-

mum hätten, wie dieses von der Stärke der augenblicklichen Wahrnehmung gilt, nach obigen Lehrsätzen.

Herr Professor MAASS fährt fort:

„Denn 1. Je mehr ein Gefühl noch neu und ungewohnt ist, desto weniger Fertigkeit hat das Gefühlvermögen schon erlangt, dasselbe aufzufassen, und desto mehr mufs es sich also dabey anstrengen. Je mehr dies aber der Fall ist, desto mehr beschäfftigt uns das Gefühl, und desto stärker ist es also.“

Sollen wir dies wörtlich nehmen: so ist das Gefühlvermögen nicht etwan ein Vermögen, Gefühle zu *erzeugen*, sondern irgend welche, vermuthlich schon vorhandene Gefühle *aufzufassen*. Wir wollen nicht fragen, woher denn die aufzufassenden Gefühle, kommen, und wie sie in das Gefühlvermögen hineinkommen mögen. Nur folgendes dringt sich auf: Eine Fertigkeit macht ihren Besitzer geschickter zu seinem Geschäfft, und das Werk dieser Fertigkeit wird durch sie selbst gröfser und vollständiger. Hier aber lernen wir ein Vermögen (nämlich das Gefühlvermögen,) kennen, das seine Sachen um so besser macht, je *weniger* Fertigkeit es hat; und dessen Product, (das Gefühl,) um so geringfügiger ausfällt, je *mehr* die Fertigkeit zunimmt!

„2. Alles Neue spannt die Aufmerksamkeit an, und setzt die Kräfte in Bewegung. Denn es giebt, oder verspricht, (wenn auch oft nur dem Scheine nach,) eine Erweiterung unserer Erkenntnifs nnd eine Vermehrung [77] von Gegenständen des Gefühls und des Begehrens. Alle Kräfte aber haben ein angebornes Bestreben, sich zu äufsern, und regen sich, sobald sich nur Veranlassung darbietet. Daher mufs alles Neue, und folglich auch ein neues Gefühl, blofs darum, weil es neu ist, die Aufmerksamkeit anspannen, und alle unsre Kräfte in Bewegung setzen.“

Wir lernen hier, dafs nicht blofs die Seele angeborne Kräfte besitzt, sondern dafs den Kräften wiederum Bestrebungen angeboren sind; daher vermuthlich abermals den Bestrebungen gewisse fernere Bestimmungen werden angeboren seyn. Es ist ein schlimmes Zeichen für eine Kraft, wenn sie, statt ohne Weiteres zu *thun*, was ihres Amts ist, erst noch ein Bestreben hat, und auf Veranlassungen wartet. Solche wartende Kräfte sind gar nicht, was ihr Name verheifst; sie sind misgeborne Kinder einer falschen Physik oder Metaphysik; dergleichen freylich in der Bücherwelt genug herumlaufen. Das Scheidewasser im Glase wartet nicht, dafs ein Metall sich darbiete, um aufgelöset zu werden; sondern der Physiker ists, welcher die wartende Kraft in das Scheidewasser hineindichtet; die wahre Metaphysik aber könnte ihn eines Bessern belehren.

Warum denn mögen die neuen Gefühle stärker seyn, die älteren schwächer? Verliert sich etwa das angeborne Bestreben mit der Zeit? Gesetzt, der Magnet habe ein angebornes Verlangen nach Eisen: so wird dies Verlangen gewifs stärker, je länger man ihm sein Eisen läfst; denn bekanntlich trägt er je länger desto mehr! Warum ist es anders mit dem Streben des Gefühlvermögens, Gefühle aufzufassen? — Man sieht, der zweyte Grund ist $= o$; daher bleibt es bey dem ersten; die Fertigkeit zu Fühlen wird gröfser, *darum* werden die Gefühle — *schwächer!*

Weiterhin kommt bey Herrn MAASS noch die Bemerkung vor, das

Gefühlvermögen halte die zu starken [78] Gefühle nicht lange aus, weil jede *endliche* Kraft, je stärker sie angespannt wird, um so eher wieder nachlassen und erschöpft werden mufs.

Wäre es mir um eine Instanz zu thun: so würde ich verschweigen, dafs meine Metaphysik alle räumlichen, anziehenden und abstofsenden Kräfte verwirft; und alsdann fragen, ob denn die anziehende Kraft der Sonne gegen die Erde, oder die anziehende Kraft des Sauerstoffs gegen den Wasserstoff, etwan *unendliche* Kräfte, und *darum* ausgenommen sind von der Regel, dafs angespannte Kräfte nachlassen müssen? Jetzt aber will ich lieber fragen, was für ein Begriff hinter dem Worte *Anspannung* verborgen sey, — welches bekanntlich zunächst nur auf die Körperwelt, auf vergröfserte räumliche Ausdehnung pafst; und dessen Anwendung auf das Gefühlvermögen zwar vortrefflich ist im rhetorischen Gebrauche, aber sehr mislich an den Orten, wo es der empirischen Psychologie nach *ihrer Laune* beliebt, nun einmal *nicht blofs* empirisch seyn, sondern auch etwas *erklären* zu wollen. Ich selbst habe mich oben des Ausdrucks *Spannung* auch für geistige Kräfte bedient; aber diesen Ausdruck schon im § 42 genau erklärt, woraus unter andern hervorgeht, dafs die Spannung der Vorstellungen ihre Kraft im geringsten nicht vermindert, erschöpft, oder abnutzt, sondern stets auf gleiche Weise die Bedingung ihrer Wirksamkeit ausmacht. Und so gebührt sichs für Alles, was mit Recht den Namen der Kraft trägt.

§ 105.

Wir können nunmehr die Analyse der Gefühle unternehmen, so weit sie für diesen Abschnitt gehört. Dabey mufs aber vorausgesetzt werden, dafs der Leser sich in die Beobachtung seiner selbst versenke; das Fühlen ist seine eigne Sache; und nur zur Reflexion darüber, zur Sonderung des sehr verwickelten Mannigfaltigen, welches er finden wird, kann die Theorie ihn leiten.

Man erinnere sich zuerst der Bemerkung, welche [79] schon in der Einleitung, den vorläufigen Analysen des Verstandes und der Vernunft voranging; dafs man nicht anfangen mufs bey dem Ersten und Frühesten, welches in unserer Kindheit entstand, als wir noch nichts in uns beobachten konnten; sondern bey dem Neuesten, eben jetzt im Werden Begriffenen, welches eben darum, weil es gegenwärtig geschieht, sich auch gegenwärtig beobachten läfst. Dies mufs erst gleichsam oben abgehoben werden, ehe man das tiefer Liegende, gleichsam Verschüttete, heraus hohlen kann, welches man verunstalten würde, wenn man es voreilig ergreifen wollte.

A. Nun findet sich jeder Mensch an irgend einem Platze in der Gesellschaft. Er gehört entweder zu den Dienenden, oder zu den gemeinen Freyen, oder zu den Angesehenen, oder er steht an der Spitze; (man vergleiche die Sätze über die Statik des Staats in der Einleitung;) welche Bestimmungen mancher Modificationen fähig sind, die Jeder für sich selbst aufsuchen kann. Hievon hängt der äufsere Umrifs seines Gefühlszustandes ab. Er ist nämlich bis auf einen gewissen Grad eingetaucht in die allgemeine gesellschaftliche Hemmung. Gewisse Hoffnungen sind ihm abgeschnitten, und Aussichten versperrt; hiedurch ist die Möglichkeit solcher Gefühle, wie sie aus den ganz gehemmten, demnach für ihn so gut als

nicht vorhandenen Vorstellungen, *hätten* entstehen können, aufgehoben. Der ganz Arme kennt nicht die Gefühle des Reichen als solchen; er ist frey von den Sorgen der Güterverwaltung; der Unwissende weifs nichts vom literarischen Ehrgeize; dem Bauern kann nicht die Empfindlichkeit des Angesehenen für die Kränkungen der Ehre beywohnen. Es giebt zwar Einzelne, die sich in höhere Stände hinein phantasiren; allein die grofsen Dichter wären nicht so aufserordentlich selten, wie sie wirklich sind, wenn jenes Phantasiren, welches die gesellschaftliche Hemmung abzuwerfen scheint, in den wirklichen Zustand, in die wahren Gefühle der Höheren einzudringen fähig wäre, [80] ohne sich den mannigfaltigsten Täuschungen zu unterwerfen.

Was die Hemmung übrig läfst, das bestimmt eben sowohl das Feld der Gefühle, als den Horizont der Vorstellungen.

Jeder fühlt sich mit der ihm noch übrigen Regsamkeit seiner Vorstellungen irgendwo, in bestimmten Puncten, geklemmt von der Gesellschaft. Man erinnere sich an das Stehen und Steigen der Vorstellungen wider eine Hemmung; wovon im vorigen § die Rede war.

Man begreift nun sogleich, dafs diese grofse Klasse von Gefühlen in verschiedene Arten zerfällt, je nachdem das Streben, was gegen die Gränze drängt, an sich beschaffen ist. Anders fühlt sich der moralische Mensch gedrückt von der Last des Bösen in der Welt; anders der wagende Kaufmann von denen, die neben ihm speculiren; anders der Gelehrte und Denker in der Mitte entgegenstehender Theorien; anders der Feldherr, welcher zwischen Sieg und Niederlage schwebt. Aber genau besehen, ist das Gefühl, geklemmt zu seyn, in allen solchen Fällen von einerley Art; und die Verschiedenheit liegt nicht in diesem Gefühle selbst, sondern in der *Beymischung irgend eines andern Gefühls, was in der Vorstellungsmasse, die gegen die Hemmung drängt, schon an sich enthalten ist.* So liegt ein eigenthümliches Gefühl in dem sittlichen Gedankenkreise des Menschen, welches das nämliche bleibt, auch wenn die Gesellschaft der Guten und Bösen ganz weggenommen wird, ein anderes Gefühl in dem Suchen und Erlangen oder Verlieren des Reichthums, welches von der Reibung wider Andre, die eben dahin streben, nicht abhängt, eben so hat die wissenschaftliche Evidenz, und der Besitz der Kenntnisse, eigne, starke Gefühle, die (glücklicherweise!) von dem Getöse des literarischen Markts zwar für Augenblicke unterbrochen werden, aber in sich unverändert bleiben; und selbst der Feldherr, obgleich dessen Spannung ganz vom Kriege abzuhängen [81] scheint, wird doch noch ein Gefühl der Zuneigung für den vaterländischen Boden, oder eine Abneigung gegen den fremden, in sich haben können, welches in das Gefühl der Krieg-Führung sich zwar einmischt, so lange der Krieg dauert, aber früher entstand und später nachbleibt. — Die Unterscheidung, welche wir hier gemacht haben, bietet uns eine sehr wichtige Analogie dar für das Folgende.

B. Den äufsern Hemmungen in der Gesellschaft ähnlich sind die inneren zwischen den verschiedenen Vorstellungsmassen. Hier gehe man zurück zu der, in der Einleitung gegebenen, vorläufigen Analyse der Vernunft. Man vergegenwärtige sich den Zustand der Ueberlegung. Es sey z. B. ein ungerechter Angriff abzuwehren. Soll es mit Worten, soll es mit Gewalt geschehen? Was ist zu hoffen von der Gewalt? Wird sie nicht die Kräfte

des Gegners noch mehr concentriren und spannen? Was ist zu erlangen durch Worte? Läfst sich der Gegner versöhnen? Kann man sogar den Feind umschaffen in den Freund? Könnte man ihn vielleicht blofs durch Satyre demüthigen? Könnte man ihn durch Grofsmuth beschämen? Oder ist es rathsamer, ihn zu beschäfftigen, ihm anderwärts zu thun zu geben, seine Hülfsmittel zu theilen, ihn in neue Feindschaften zu verwickeln, ihm Freundschaft zu heucheln, und alsdann mit Arglist und Trug ihn im Netze zu fangen? — Aber hier erhebt sich das moralische Urtheil; und in die Ueberlegung mischt sich der Schreck! Konnte ein so schändlicher Gedanke in mir aufsteigen? Bin ich ein Neuling, ein Schwächling im Dienste der Tugend, so sehr, dafs die ersten Grundsätze des ehrlichen Mannes in mir wanken? Welche Abwesenheit des Geistes? Wohin könnte sie führen! Zurück zu andern Gedanken, andern Mitteln, Auswegen, Plänen! Sie müssen sicher, kräftig, aber tadelfrey, schicklich, würdig seyn, und vor allen Dingen den Streit nicht noch mehr aufregen, sondern ihn möglichst besänftigen. — [82] Nachdem nun solche Mittel und Maafsregeln gefunden sind, welche allen Rücksichten Genüge leisten, endigt die Ueberlegung in ein Gefühl der innern Harmonie, und der Entschlufs stellt sich vest; auch beginnt nun von neuem das gewohnte Handeln in den Kreisen des täglichen Lebens, welches, so lange die Ueberlegung dauerte, war gehemmt worden; nicht ohne ein Gefühl eines Druckes wie *von aufsen her:* indem die täglichen, gewöhnlichen Geschäffte gleichsam ungeduldig wurden, und nicht länger warten wollten.

Diese unvollkommne Skizze hat längst von den Dichtern ihre mannigfaltige Ausmalung erhalten. Aber hier kommt es nicht an auf den Schmuck, sondern auf Unterscheidung der verschiedenen, zusammenstofsenden Gedankenzüge; deren jeder, in gewissem Grade, den andern widerstrebt; und zwar so, dafs jeder von den andern eine gewisse neue Aufregung und Lenkung annimmt; nur allein das moralische Urtheil ausgenommen, welches, so fern es wacht, unbiegsam vest steht; dagegen aber Gefahr läuft, mit Glimpf oder Gewalt — durch Sophisterey oder durch die Begierde, ja oftmals und ganz besonders, durch die grofse Geläufigkeit des weltklugen Handelns, niedergedrückt zu werden. Dafs der letztere Fall wiederum zwiefach ist, indem das moralische Urtheil entweder betäubt, oder verachtet wird (der Unterschied der Schwäche und des Bösen,) gehört nicht hieher.

Ueberhaupt ist die Gegenwart des moralischen Urtheils für unsre jetzige Untersuchung nichts Wesentliches, sie dient hier blofs als ein bekanntes und vorzüglich passendes Beyspiel für den *Stofs, den eine Vorstellungsreihe von der andern erleidet*, und für das *Gefühl, welches daraus entsteht.* Vergleicht man aber diesen Stofs mit jener gesellschaftlichen Hemmung, von welcher vorhin die Rede war: so wird auffallen, dafs jetzt beyde wider einander wirkende Kräfte in Einem und demselben Bewufstseyn vorhanden sind; während dort die Gesellschaft von aufsen her wirkte und [83] klemmte. Welche von zweyen zusammenstofsenden Vorstellungsreihen wollen wir nun vergleichen mit der *äufsern* hemmenden Kraft; und welche andre mit dem Gegenstreben, worin, nach dem Obigen, das *Gefühl der Klemmung* enthalten war? Offenbar können wir sie *beyde* mit dem

letzteren vergleichen. Also entsteht auch hier das nämliche Gefühl der Klemmung, aber nicht *einmal*, sondern *zweymal*. Und nun mufs noch bedacht werden, dafs jede der geklemmten Vorstellungsreihen, gerade so wie oben, ihr *eigenthümliches* Gefühl in sich selbst enthalten kann. Also haben wir ein *vierfaches* Gefühl, wenn zwey Vorstellungsreihen zusammenstofsen, und ein schnell wechselndes, wenn, wie in der vorhin kurz bezeichneten Ueberlegung, ihrer viele schnell nach einander hervordringen.

In jenem Beyspiele war nun noch etwas mehr enthalten, nämlich nach der Klemmung während der Ueberlegung noch die Harmonie, worin sie sich auflöset. Darauf werden wir später zurückkommen.

C. Das Gegenstück zu der zwiefachen Klemmung, sowohl in der Gesellschaft, als in unserm eignen Innern, ist das *Lebensgefühl*, welches uns immer, wenn gleich oft bis zum unmerklichen geschwächt, begleitet. Ich rede hier nicht von dem organischen Gemeingefühl der Physiologen, was den beschäfftigten und gesunden Mann nur selten so stark anwandelt, dafs es sich über der Schwelle des Bewufstseyns halten könnte, während es freylich den Hypochondristen (und vielleicht nicht viel minder den sanguinischen Lüstling) unaufhörlich necken mag. Der Anfangspunct meiner Untersuchung liegt im Gebiete der Psychologie, und zwar im Capitel von der unmittelbaren Reproduction; (§ 81—85;) und auch die mittelbare Wieder-Erweckung hängt damit zusammen. Was wir *geistiges Leben* nennen, das ist ohne Zweifel jenes fast continuirliche Hervorquellen neuer Gedanken, die freylich auch der lebhafteste Kopf nicht aus sich selbst allein schöpft, die er aber doch veranlafst, [84] indem er die Anreizung dazu, die man *Unterhaltung* und *Beschäfftigung* nennt, in der Aufsenwelt aufsucht.

Auf den ersten Blick möchte man glauben, dieses Hervorsteigen der Vorstellungen, die nach aufgehobener Hemmung sich in Freyheit setzen, und mit ihren Verschmelzungshülfen auch andre emporheben, — werde unmittelbar gefühlt. Allein das Gegentheil ist im vorigen § gezeigt. Aufhören der Hemmung ist Aufhören der Verdunkelung, also Vermehrung des wirklichen Vorstellens, aber schlechthin nichts weiter. Um jenes Lebensgefühl zu begreifen, wollen wir ein ähnliches Verfahren anwenden, wie zuvor; nämlich zuerst ein *äufseres* Verhältnifs in Betracht ziehn, um alsdann das *innere* analoge, leichter zu verstehen.

a) Wenn Jemand im äufsern Handeln (dessen Möglichkeit wir hier nicht zu erklären haben) seine Gedanken realisirt, und ihm nun diejenigen Anschauungen zu Theil werden, die jenen Gedanken entsprechen: so verliert er darum nicht die Erinnerung an den frühern Zustand der Dinge. Vielmehr, *die ganze Umgebung, und von den Merkmalen des behandelten Gegenstandes alle diejenigen, die unverändert geblieben sind, reproduciren ihm denselben Zustand seiner Vorstellungen, welcher zuvor, durch die frühere Lage der jetzt abgeänderten Dinge, war gebildet worden.* Die Folge ist, dafs auch der Zustand des Begehrens, dessen Ausdruck die Handlung war, zurückgerufen wird. Dieses Begehren nun, so vielfältig und mannigfach wie es in den sämmtlichen frühern, jetzt reproducirten Zuständen war, löset sich auf in die Anschauung des Vollbrachten, oder glücklich Gewonnenen; und die Befriedigung, welche in dem Uebergange dieser Auflösung gefühlt wird, ist desto stärker, je weiter der Mensch zurückschaut zu einem länger ver-

gangenen Zeitpuncte; je mehrere Bestrebungen, die seitdem sich realisirt haben, er zusammenfafst. — Um dies richtig zu verstehn, mufs man in den vorigen § zu[85]rückblicken, und das unter 1. und 2. dort Gesagte hier anwenden. Es kommt nämlich darauf an, dafs wir uns das *Streben* der Vorstellungen, welches zuerst gerade als derjenige Zustand derselben bezeichnet wurde, da sie *aus dem Bewufstseyn verdrängt* sind, jetzt *in das Bewufstseyn herein* versetzt denken. Sonst könnte es nicht ein Gefühl ergeben, welches ohne Zweifel im Bewufstseyn ist. Nun wissen wir längst, dafs die Forderung sehr leicht, sehr stark, und sehr mannigfaltig kann erfüllt werden, wenn eine Vorstellung mit Vielen andern *verbunden* ist; weil alsdann der Druck, den sie leidet, sich jenen Verbundenen mittheilt, von welchen gleichsam getragen, sie *unter dem Drucke besteht.** So gewifs dieses Bestehen eine Bestimmung der Art und Weise abgiebt, wie die Vorstellung *im Bewufstseyn* ist: eben so gewifs macht auch die *Erlösung aus dem nämlichen Drucke* eine Bestimmung der Art und Weise aus, wie die Vorstellung im Bewufstseyn ist. In dieser Erlösung liegt die Befriedigung des Begehrens. So oft, und so vielfach man sich in die frühere Lage des Begehrens zurückversetzt, eben so oft erneuert sich die Befriedigung. Und eben dies thut der Mensch unaufhörlich, weil ihm immer eine kürzere oder längere Strecke seines frühern Lebens vorschwebt; wäre es auch nur, dafs er einen Brief schriebe, dessen schon hingeschriebene Worte ihm beym Ueberblick über das nächstvorhergehende stets alle Momente des Begehrens, vermöge dessen er schrieb, gegenwärtig erhalten. — Daher fühlt sich der Mensch in jedem Augenblicke seines Daseyns als vorwärts oder rückwärts gehend; mit bestimmter Geschwindigkeit, und folglich auch mit entsprechender Intensität des frohen oder beklommenen Lebensgefühls. Hiezu jedoch giebt nun auch das Folgende einen höchst wichtigen Beytrag.

[86] *b)* Wir versetzen jetzo wiederum das äufsere Verhältnifs ins Innere. Wir wissen schon, dafs es im Innern verschiedene Vorstellungsmassen giebt, und Jeder kann sich dies durch Beobachtung seiner selbst leicht näher bestimmen. Wer im Begriff ist, irgend eine geistige Arbeit (etwa des Rechnens, oder des Denkens, oder des Dichtens,) zu unternehmen: der wartet nun auf die Gedanken, welche ihm kommen werden. Er hat sich im Allgemeinen durch den Zweckbegriff von seiner Arbeit bestimmt, zu welcher Klasse die Gedanken gehören sollen; er weifs im Allgemeinen, wie und wozu er sie gebrauchen will. *Dieses Wissen ist eine Vorstellungsmasse für sich allein.* Nun kommen die Gedanken, oder sie bleiben aus. Das Kommen an sich, so fern es lediglich nach den Reproductionsgesetzen geschieht, ohne nähere Bestimmung, wird eben so wenig gefühlt, als das Ausbleiben. Aber aus den gesammelten und gefügten Gedanken entsteht allmählig ein Ganzes, welches den Umrifs ausfüllt, den der Zweckbegriff bestimmte. Dies geschieht mit bestimmten Graden von Geschwindigkeit und Genauigkeit. Dadurch befriedigt sich das Begehren, was im Zweckbegriffe lag. Der Mensch fühlt, dafs er in seinem Innern

* Dies ist schon am Ende des § 61 erwähnt worden, und man wird wohl thun, ihn mit § 104 zu vergleichen.

weiter kommt. Er wird es desto mehr fühlen, je weiter er zurück schaut, je mehr er sich in den Zustand seines frühern Wartens auf sich, seiner Ansprüche an sich, zurückversetzt. Ja er trägt oft genug ein solches Begehren, und solche Ansprüche, in späterer Zeit auf eine frühere hinüber, als ob er sie damals schon gemacht hätte, und sie nunmehr erfüllt fände. — Im Zusammenwirken mit Andern, und schon im Gespräch, wodurch auch eine Art von gemeinschaftlichem Werke entsteht, geht Alles schneller und leichter; das gesellige Lebensgefühl hat daher weit mehr Intensität als das des Einzelnen, allein das Phänomen ist mehr zusammengesetzt.

D. Sowohl für jene, unter *A* und *B* erwähnten Gefühle der Klemmung, als für diese, unter *C* bezeich[87]neten, des Fortkommens, müssen nun die nähern Bestimmungen dadurch aufgesucht werden, dafs man die eigenthümlichen Gefühle unterscheidet, welche schon, unabhängig vom Zusammenstofs oder von der Förderung, in *Partial-Vorstellungen* liegen, aus denen die Massen und Reihen bestehn. Auf das Verdienst, dieselben vollständig aufzuzählen, mache ich nicht Anspruch; allein es ist offenbar, dafs dahin diejenigen Gefühle gehören, welche man *Lust und Unlust*, *Angenehmes* und *Unangenehmes*, und *ästhetische Gefühle* nennt. Was ich darüber im Allgemeinen sagen kann, besteht in Folgendem:

1. Jede Vorstellungsreihe, welche nach den im § 100 angegebenen Gesetzen sich zu evolviren im Begriff ist, wird in der Regel unter den mannigfaltigen, gleichzeitig gegenwärtigen Vorstellungen und Zuständen irgend etwas antreffen, wodurch ihre Bewegung, wenn nicht ganz gehindert, so doch mehr oder weniger erschwert wird. Trifft es sich nun, dafs zugleich auch eine andre Reihe sich entwickelt, welche wider das nämliche Hindernifs wirkt, so begünstigen sich beyde Reihen *gegenseitig* durch Besiegung dieses Hindernisses. Sie sind nämlich beyde in so fern als *Begierden* zu betrachten, wiefern sie sich gegen das Hindernifs hervorarbeiten; und beyde Begierden werden hier eine durch die andre *befriedigt*, in so weit sie einander zu Hülfe kommen.

2. So oft ein paar Vorstellungen durch den Lauf der übrigen dergestalt zusammengeführt werden, dafs sie in ihrem Begegnen sogleich verschmelzen: so entsteht aus ihnen eine neue Gesammtkraft, wodurch das statische Gesetz, von welchem ihr Bestehen unter den Hindernissen abhängt, zu ihrem Vortheile verändert wird. Sogleich gewinnt also das Ablaufen der mit ihnen verbundenen Reihen eine neue Energie; und die, nach dem eben zuvor Gesagten, darin liegende Begierde, erhält eine Befriedigung. Dies erkennt man ohne Mühe in [88] dem erhöhten Lebensgefühl, welches mit jedem neu gebildeten Syllogismus, ja mit jeder neuen Combination jeder neu gewonnenen Ansicht verbunden ist.

3. Es scheinen nun zuvörderst alle Gefühle der Lustigkeit und Munterkeit zu dem ersten, und theilweise auch zu dem zweyten der beyden hier angegebenen Fälle zu gehören, denn eine oft schnelle, manchmal auch langsamere, stets aber aus *mehrern*, correspondirenden Vorstellungsreihen zusammengesetzte *Bewegung* und neue *Aufregung* des Geistes ist leicht darin zu spüren. Diese Gefühle sind es, welche ich, sammt ihrem Gegentheile, ganz eigentlich durch die Worte *Lust* und *Unlust*, dem Sprachgebrauche gemäfs glaube bezeichnen zu müssen. Weiter unten mehr davon!

5*

4. Es giebt eine Menge von *Gegenständen*, deren eigenthümliche Beschaffenheit es mit sich bringt, ja von denen ein Theil sogar künstlich darauf eingerichtet ist, dafs ein auffassender Geist, ein Zuschauer, wenn er sich ihnen hingiebt, und nicht schon von entgegenwirkenden Gedanken angefüllt ist, in mehrere Vorstellungsreihen eingeführt werden mufs, deren correspondirendes, sich gegen Hindernisse gemeinsam aufarbeitendes Ablaufen, die zuvor beschriebene gegenseitige Befriedigung mit sich bringt. Es giebt ferner *Beschäfftigungen*, die darauf eingerichtet sind, dafs sie mancherley, zum Theil dem Zufall überlassene, Combinationen von ähnlicher Wirkung, wie jene Gegenstände, hervorbringen können. Solche Beschäfftigungen, in so weit sie aufserdem keinen Zweck haben, nennt man *Spiele;* jene Gegenstände aber, in so fern sie von der Wirkung, auf die sie berechnet sind oder scheinen, ein Prädicat erhalten, gehören zu der Klasse der *ästhetischen Gegenstände;* und ihre Aehnlichkeit mit dem Spiele ist durch die Sprache längst anerkannt, denn man redet vom *Spiele eines Künstlers*, vom *Schauspiele*, u. d. gl.

5. Damit ist aber nicht gesagt, *dafs Alles Aesthetische nur Spiel sey*, wie Manche sich einzubilden [89] scheinen. Das Wort *Spiel* drückt nur die Abwesenheit des ernsten, vestgestellten, nothwendigen Zwecks aus. Aber die ästhetische Natur, selbst des Spiels, liegt nicht in dieser Negation, sondern sie ist rein positiv, und besteht eben so gut mit dem tiefsten, strengsten, heiligsten Ernste, als mit derjenigen Entfernung von Sorgen, worauf der Künstler bey seinem Zuhörer rechnet. Diese Beseitigung der Angelegenheiten und Pflichten des täglichen Lebens dient nur, um Platz zu gewinnen für den neuen Ernst, den die, keinesweges immer scherzende und schmeichelnde, Kunst, an die Stelle setzen will. Alle Künste weihen sich der Religion; und wenn sie nun in ihrer Zusammenwirkung den Menschen wirklich über das Irdische emporgetragen haben, wollen wir dann sagen, sie haben *gespielt?*

6. Im § 71 und 72 war die Rede von der *Verschmelzung vor der Hemmung*. Es wurde gezeigt, dafs dieselbe von einer ganz eigenthümlichen Art des Strebens der Vorstellungen abhänge, wobey ihre Stärke ganz und gar nicht, sondern blofs ihr *Hemmungsgrad* in Betracht kommt. Das Gegentheil desselben ist der Grad der *Gleichartigkeit;* und man wird sich erinnern, dafs Vorstellungen, in so fern sie als gleichartig zu betrachten sind, in ein völlig ungetheiltes Eins zusammenfliefsen müssen; dafs eben deshalb solche Paare von Vorstellungen, die sich, eine mit der andern verglichen, in Gleichartiges und Entgegengesetztes *zerlegen* lassen, in Hinsicht des Gleichartigen zusammenfliefsen *sollten*, welches sie jedoch nicht können, weil sich das Gleichartige vom Entgegengesetzten nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in Begriffen — durch *zufällige Ansichten* — trennen läfst.* Hieraus entsteht ein innerer Streit zwischen der Kraft, die zur Verschmelzung treibt, [90] und den entgegengesetzten Kräften; und es giebt verschiedene Resultate dieses Streits, je nachdem die Kräfte gröfser oder kleiner, das heifst, je nachdem der Grad der Gleichartigkeit, folglich der

* Man hat Ursache, sich hiebey an die Metaphysik zu erinnern; aber man hüte sich vor Verwechselungen! Vorstellungen sind nicht einfache Wesen; und *vice versa.*

Hemmungsgrad, gröfser oder kleiner angenommen wird. Die Berechnung darüber ist in den angeführten Paragraphen, wenigstens zum Theil, geführt worden. Aber auf welchen Gegenstand soll sie angewendet werden? — Schon dort wurde erinnert, dafs sie auf die Intervalle *einfacher Töne*, auf die ersten Elemente der Musik pafst. Gleichwohl ist offenbar, dafs die Töne, als solche, gar kein besonderes Vorrecht haben, sich die Anwendung jener Rechnungen ganz allein zu vindiciren. Die Sphäre derselben mufs weit gröfser seyn; denn der Begriff des gröfsern oder kleinern Hemmungsgrades gehört zu den allgemeinsten, die es für die ganze Psychologie nur geben kann; und blofs *das* ist dabey zu bedenken, dafs hier von *einfachen* Vorstellungen, die wir *Empfindungen* zu nennen pflegen, die Rede ist; also nicht von jenen Reihen und Geweben, wobey allemal die Reproductionsgesetze, und das in ihnen liegende Begehren, zunächst das Gefühl bestimmen.

Nun hat man zwar sehr Ursache, die Anwendung der allgemeinen Gesetze *aller Verschmelzung vor der Hemmung*, zuerst bey den Verhältnissen der Töne zu versuchen. Denn dieser Gegenstand ist bey weitem am einfachsten, und am bekanntesten. Es ist auch ganz unwidersprechlich, dafs die Unterschiede der Consonanz und Dissonanz in der Musik einzig und allein durch das Intervall jedes Paars von Tönen, das heifst, durch den Hemmungsgrad, bestimmt wird; diese *Thatsache* liegt deutlich vor Augen. Man mag nachsehn, was ich in den Hauptpuncten der Metaphysik, [Bd. II vorl. Ausg] und im zweyten Heft des Königsberger Archivs [Bd. III, S. 99 ff., vorl. Ausg.] darüber gesagt habe.

Allein es ist nicht erlaubt, hiebey stehn zu bleiben. Die Farben sind ja auch einfache Empfindungen mit bestimmten Hemmungsgraden zwischen jedem Paare. Sollte [91] es denn für sie keine Verschmelzung *vor der Hemmung* geben? — Man hat wohl von *Farbenklavieren* gehört; und es hat demnach gewifs Menschen gegeben, welche den Farben-Contrast, der in der Malerey so unstreitig wirksam ist, nach Analogie der Tonkunst benutzen wollten. Warum das nicht gelingen konnte, liegt am Tage. Das Farbenklavier mufste irgend welche gefärbte Figuren abwechselnd dem Auge darbieten. Aber die Wahl dieser Figuren war in jedem Falle wichtiger als die Wahl der Farben; wegen der ästhetischen Beurtheilung des Räumlichen, welcher man nicht ausweichen konnte, und doch hätte ausweichen müssen, wenn die Farben hätten die Rolle der Töne in der Musik übernehmen sollen.

Also ist es die fremdartige Einmischung eines *andern* Aesthetischen, welches die, aus der Verschmelzung vor der Hemmung sonst entspringende, ästhetische Beurtheilung, im Gebiete der Farben verdunkelt; da man niemals Farben ohne Formen wahrzunehmen im Stande ist. Hiezu kommt nun allerdings noch der eigenthümliche Unterschied der Tonlinie, die nach zwey Seiten ins Unendliche geht, und der Farben, die nur ein begränztes, obwohl flächenförmiges, und in so fern gröfseres Continuum bilden; doch hieraus allein würde man die Unbedeutsamkeit der Farbenspiele im Vergleich mit den Tonspielen um so weniger begreifen, da ja auch die Musik eigentlich nur der Octave bedarf, innerhalb welcher sie alle ihre Verhältnisse beysammen findet. —

Wir müssen aber unsern Weg noch weiter fortsetzen. Denn es giebt aufser den Tönen und den Farben noch unzählig viele andre Empfindungen. Nur nicht *einfache* Empfindungen! wird man sagen, und dies gerade ist der Punct, auf den wir zielten. Geruch und Geschmack vermögen schon nicht mehr, die Empfindungen gesondert darzubringen; aus Essig und Zucker, aus dem Dufte der Lilie und Nelke, wird ein Mittleres für die Zunge und die Nase. Es ist also die Frage, ob [92] sie je ein wahrhaft Einfaches dargeboten haben. War nicht schon der saure Geschmack, und eben so, der süfse, ein Zusammengesetztes? Desgleichen der Geruch der Lilie ein Gemisch aus Empfindungen, die wir nicht scheiden können; und der Duft der Nelke ein anderes Gemisch? — Diese Frage läfst sich aus einem metaphysischen Grunde bestimmt bejahen. Alle einfachen Selbsterhaltungen der Seele müssen gerade so einfach seyn, wie sie selbst. Dafür nun kann man wohl den einfachen Ton, die reine Farbe, annehmen; allein nicht den Geruch und Geschmack, sobald sie sich nicht mehr begnügen, irgend ein Empfundenes, als *dieses* oder *jenes*, das man wieder zu erkennen und von andern zu unterscheiden vermöge, darzustellen, sondern es uns auch *noch obendrein* als ein *Angenehmes* oder *Unangenehmes* aufdringen. Hier ist schon Ueberflufs, schon keine reine Einfachheit, sondern Mischung *aus anderm Einfachen, das wir nicht kennen.* — Wie aber, wenn es uns bekannt würde? Dann ohne Zweifel würden wir die Gesetze der Verschmelzung vor der Hemmung darauf anwenden. Dann würden, wie bey den Tönen, und minder deutlich bey den Farben, einige Zusammensetzungen uns gefallen, andre misfallen. — Dürfen wir uns denn wundern, wenn die Mischungen, welche Geruch und Geschmack aus unbekannten Ingredienzien zusammensetzen, uns bald angenehm sind, bald unangenehm? Was wir erwarten mufsten, trifft zu. Es fehlt blofs die Möglichkeit, die Bestandtheile der Mischungen einzeln zu betrachten, die Hemmungsgrade derselben zu untersuchen, und darnach, wie in der Musik, mit eigner Wahl die Zusammensetzung anzuordnen. Darum *verschmilzt* bey diesem Angenehmen, und seinem Gegentheil, *die Summe der einfachen Empfindungen* mit dem *Gefühl der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit.** Und da wir das Gefühl nicht Uns [93] gegenüber stellen können, findet sich auch hier *kein vestbestimmter Gegenstand, den wir zum Subject eines Urtheils machen könnten;* folglich tritt an die Stelle des ästhetischen Urtheils hier das blofse Fühlen; und hiemit ist das *Angenehme* getrennt vom Gebiete des *Schönen.*

Ungeachtet nun auf diese Weise das sinnlich Angenehme und Unangenehme, mit allen dahin gehörigen körperlichen Sensationen, (denn das Gesagte ist nicht nothwendig auf Geruch und Geschmack eingeschränkt,) seine höchst wahrscheinliche Erklärung im Allgemeinen erhält: so zeigt sich doch auch eben hierin die Unmöglichkeit, demselben jemals näher auf die Spur zu kommen. Denn kein Rosengeruch und kein Zahnschmerz läfst sich analysiren; und kein Einfaches ist gegeben, woraus man unternehmen könnte, beydes zu construiren. Physiologische Erklärungen aber würden

* Man vergleiche hier meine praktische Philosophie, in der Einleitung, S. 32 bis 37. [Bd. II, S. 342—343, vorl. Ausg.]

hier ganz am unrechten Orte seyn, da wir zuerst wissen wollen, was sich im *Bewufstseyn* ereigne, ehe uns die Frage interessiren kann, wie die Bedingungen desselben, welche *aufserhalb* des Bewufstseyns liegen mögen, beschaffen seyen. Diese zweyte Frage hat gar keinen Beziehungspunct, bevor die erstere beantwortet ist.

Also ist die Sinnlichkeit — zu welcher man das Entstehen der einfachen Empfindungen, der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, und die Auffassungen des Räumlichen und Zeitlichen rechnet, — kein so leichter Gegenstand, dafs die Psychologen, welche ihre Analysen hier, als bey dem leichtesten Puncte, anfingen, besonderes Lob verdienten. Die Entstehung der einfachen Empfindungen mufs aus der metaphysischen Lehre von den Selbsterhaltungen erklärt werden. Die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen erfordern die, nicht eben leichte, Betrachtung über die Verschmelzung *vor* der Hemmung. Und die Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen, die wir bald näher ansehen wollen, beruhen auf der Verschmelzung *nach* der Hem[94]mung, und den daraus entspringenden Reproductions-Gesetzen.

7. Die Verschmelzung *vor* der Hemmung *kann* nun zwar bey sinnlichen Empfindungen vorkommen, und dieselbe in ein Gefühl verwandeln: aber *sie ist keineswegcs an die Sinnlichkeit* (als eine Receptivität, und Passivität gegen den Leib,) *gebunden.* Man gehe in den § 72 zurück, und man wird finden, dafs durchaus Nichts auf die Frage ankommt, woher die verschmelzenden Vorstellungen stammen, sondern Alles lediglich darauf, dafs sie da seyen. Wären die Vorstellungen aller Töne in der Tonlinie dem Menschen angeboren, könnte er durch blofse Spontaneität je zwei und je drei oder vier solcher Vorstellungen ins Bewufstseyn bringen; hörte er dagegen niemals ein Instrument, niemals eine Singstimme: gleichwohl würde, gerade wie jetzt, für ihn die Octave das Verhältnifs des vollen Gegensatzes, die Quinte (deren Gleichartigkeit $= \sqrt{2} - 1$ neben beyden Gegensätzen $= 2 - \sqrt{2}$ gerade auf die statische Schwelle fällt, also unwirksam gemacht wird,) das der Octave in Hinsicht der Consonanz am nächsten stehende Intervall seyn; die falsche Quinte, deren Gleichartigkeit den Gegensätzen gerade gleich ist, die stärkste Dissonanz ergeben, (wegen des stärksten möglichen, unausgeglichenen Widerstreits zwischen den drey durch die Zerlegung entstandenen Kräften;) ja es würden sich auch für ihn die Töne des reinen Accordes gegenseitig in drey Kräfte brechen, nahe im Verhältnifs der Zahlen 3, 4, und 5, oder genauer so, dafs auch hier die schwächste, in der Brechung entstehende Kraft, neben den andern auf der statischen Schwelle sey;* und auch für ihn würde es nicht mehr und nicht weniger als zwey reine [95] Accorde geben können. Denn die Gründe, warum dies alles so seyn mufs, sind ganz allgemein, und für den körperlosen Geist genau die nämlichen wie bey uns sinnlichen Menschen; trotz allen den thörichten Versuchen, Dinge dieser Art von Schwingungen der Nerven, oder gar der Saiten und Luftwellen abhängig zu machen;

---

* Die *Art* der Brechung, welche hier gemeint, und im zweyten Heft des Königsberger Archivs (von 1811) [Bd. III, S. 99 ff., vorl. Ausg.] entwickelt ist, kann der Leser zunächst in gegenwärtigem Werke § 98, gegen das Ende, nachsuchen.

damit ja die Psychologie auf immer die Sklavin der Physiologie und der Physik bleiben möge!

Dasselbe, was hier von den Gefühlen in der Verschmelzung vor der Hemmung bemerkt worden, gilt nun auch, und sogar noch auffallender, von jenen andern Gefühlen, deren Sitz in den zugleich ablaufenden Reihen, ihrer gegenseitigen *Begünstigung* oder *Hemmung*, zu suchen ist. So gewifs diese bey sinnlicher Lust und Unlust, während aller rauschenden Vergnügungen, aller flüchtigen, aus vorübergehendem Kitzel entstehenden Geniefsungen, zutrifft; und so weit man auch das Symbol solcher Lust, nämlich *Tanz nach der Musik*, ausdehnen kann in seiner Bedeutung: eben so *gewifs können die zugleich und in Verbindung ablaufenden Reihen auch eben so wohl ganz unabhängig seyn von den Sinnen;* und alsdann das reinste *geistige* Wohlseyn, oder sein Gegentheil erzeugen. Daher jene Harmonie nach geendigter Ueberlegung, oder beym Ueberblick wohldurchlebter Jahre, oder beym Durchdenken consequenter Systeme, zusammenstimmender Beweise, kluger, nützlicher, und wohlthätiger Anstalten und Einrichtungen.

8. Daher darf man sich gar nicht wundern, in der Reihe der, aus der letztern Quelle entspringenden Gefühle auch jene einfachen und ursprünglichen Billigungen und Misbilligungen zu finden, auf deren Hervorhebung und deutlichen speculativen Darstellung die *praktische Philosophie* beruht. Mehrmals hat man von mir die psychologische Erörterung des Ursprungs der praktischen Ideen gefordert; meist mit einem Vorurtheil, welches die mindeste Bekanntschaft mit ästhetischen Gegenständen [96] irgend einer Art hätte widerlegen können; nämlich als ob die ästhetische Evidenz durch psychologische Erklärung derselben irgend etwas an Sicherheit und Stärke gewinnen könnte; obgleich man längst weifs, dafs ein Gedicht, wenn es nur verständlich ist, sich von Analysen und Commentaren keinesweges eine gröfsere Wirkung zu versprechen hat; und dafs Aufklärungen über die Entstehung und Verfertigung der Kunstwerke zwar wohl dem Künstler, aber nicht dem Werke, eine gröfsere Bewunderung schaffen können. Und wahrlich! die praktische Philosophie wird, in Ansehung ihrer *ersten Gründe*, der Psychologie niemals den geringsten positiven Zusatz an Kraft und Werth verdanken, aber sie ist den neugierigen Blicken der letztern einmal ausgesetzt; sie leidet überdies von hineingetragenen Irrthümern *falscher* Psychologie, die nur durch *wahre* Psychologie können fortgeschafft werden. Daher will ich es nicht vermeiden, Denjenigen, welche in diesem Puncte mehr Neugierde haben als ich, wenigstens meine Meinung zu sagen, wie sie ihre Untersuchung anzustellen haben, wenn sie sich nicht in Täuschungen über die wichtigsten Gegenstände verwickeln wollen.

Zuerst haben sie zu verhüten, dafs sie hier nicht die Frage von der wahren Natur des Willens einmengen. Diese müssen sie nothwendig ganz unbestimmt lassen; denn, wie Kant sehr richtig bemerkt hat, die Sittenlehre mufs nicht blofs für Menschen gelten; sie mufs uns sogar in unserer Gottesverehrung Licht geben; der göttliche Wille ist aber sicherlich kein Gegenstand einer menschlichen Psychologie.

Auch liegt in den *ersten* Grundgedanken der praktischen Philosophie nicht der mindeste Anspruch, den wirklichen Willen zu lenken, und auf ihn zu wirken; welches, wenn es Statt fände, freylich die Forderung her-

beyführen könnte, man müsse den Willen, um über ihn Gewalt zu erlangen, erst seiner wahren Beschaffenheit nach kennen. Allein die Grundgedanken der prak[97]tischen Philosophie sind keine Befehle, sondern Urtheile des Lobes und Tadels, über einen Gegenstand, nicht *wie er ist*, sondern *wie er gesehen wird*.

Darum mufs zuerst die Frage so gestellt werden: *Wie wird der Wille gesehen? Wofür wird er allgemein gehalten? Welche Vorstellung von ihm liegt den Urtheilen zum Grunde, durch welche er gelobt und getadelt wird?*

Nun ist offenbar, dafs der Wille als *Anfangspunkt von Reihen* betrachtet, und dafs sein Sitz mitten im *Wissen* gesucht wird. Die Handlungen nämlich, welche man ihm zuschreibt, sind die ersten Glieder gewisser Reihen von Ereignissen. Der Anfangspunct von Reihen ist nach gemeinen Begriffen so viel als eine *erste Ursache*, worüber vorläufig § 102 zu vergleichen ist; tiefer unten wird mehr davon vorkommen. Aber man sucht keinen Willen da, wo kein Wissen ist; und obgleich der Wille allerdings für einen Anfangspunct gehalten wird, so setzt man doch voraus, das Wissen sey der Boden, in dem er entspringe; und hiedurch unterscheidet man ihn von allen blind wirkenden, keiner Auswahl fähigen Kräften.

In diesem Begriffe wird sogleich ein Widerspruch gefühlt, wenn das Wissen einen andern Weg zeigt, als das Wollen geht. Eine solche Erscheinung bietet dem Zuschauer zwey Reihen dar, deren Ablaufen zu vereinigen ihm nicht gelingt; während im Gegentheil, wenn das Wissen sich gleichlautend ausspricht, wie die Handlungen den Willen verkündigen, alsdann die Reihen in der Beobachtung des Zuschauers einander begünstigen.

Ferner zieht der Wille selbst mehrere Linien; er tritt auch in Verhältnisse zu andern Willen, die gleichfalls dem Zuschauer als Anfangspuncte von Reihen vor Augen stehn. In allen Fällen dieser Art, (von denen die praktische Philosophie die allgemeinen Begriffe vollständig zur Beurtheilung vorlegt) entspringen für den Zuschauer gewisse bestimmte Gefühle, die von der eigen[98]thümlichen Art und Weise abhängen, wie in ihm die Reihen mit einander gehen oder wider einander stofsen.

Dafs der Zuschauer völlig unbefangen sey, wird dabey vorausgesetzt. Es soll nicht an ihm, sondern lediglich an der jener ihm dargebotenen Reihen liegen, *welches Gefühl* sie in ihm erregen. Darum spricht er seine Gefühle in der Form einer Beurtheilung des Gegenstandes aus. Und der Gegenstand heifst aus eben diesem Grunde mit Recht ein ästhetischer. Denn was ist ein ästhetischer Gegenstand? Nichts anderes als ein solcher, *dessen blofse Vorstellung geeignet ist, in dem ihm hingegebenen, affectlosen Zuschauer ein bestimmtes Gefühl zu erregen.*

Uebrigens versteht sich von selbst, dafs in der Betrachtung der Willens-Verhältnisse, aus deren Beurtheilung die praktischen Ideen entspringen, der Wille nicht so erscheint, als ob wirkliche, bestimmt anzugebende Reihen, die aus einzelnen Gliedern bestünden, von ihm abliefen. Er ist nur der Anfangspunct *möglicher* Reihen; und Alles beruht hier auf dem ihm zugeschriebenen *nisus*, gewissen Reihen, die aus ihm hervorzutreten im Begriff sind, ihre Richtungen anzuweisen. —

Im gegenwärtigen Paragraphen mufste Mancherley berührt werden, das erst weiterhin mehr entwickelt werden kann. Der fühlende Mensch

sollte sich in der gegebenen kurzen Darstellung so viel als möglich wieder erkennen, zu diesem Behuf war nöthig, das Knäuel so zu nehmen, wie es vorliegt; und nicht gar zu ängstlich diejenigen Gefühle abzusondern, die nur erst bey höherer Ausbildung entstehen können.

Zweytes Capitel.

Von den Affecten und den Leidenschaften; nebst Rückblicken auf das Vorhergehende.

§ 106.

Eine vollständige, und möglichst sichere, *Analyse* der Begehrung und des Gefühls würde sich nicht unmit[99]telbar an die allgemeinen Begriffe vom Begehren und Fühlen wenden dürfen. Denn diese Begriffe sind *aus Erfahrungen* durch eine weit fortgesetzte Abstraction gewonnen worden. Sondern die Wissenschaft würde von unten auf steigend, zuerst die ganz speciellen Arten der Begierden und Gefühle aus den *unmittelbar gegebenen Thatsachen*, den ächten Erfahrungs-Principien, zu erkennen suchen; und alsdann die höhern abstracten Begriffe allmählig bilden, nicht aber dieses Geschäfft als vom gemeinen Verstande schon vollbracht, voraussetzen, wobey mancherley Fehler können mit untergelaufen seyn, wenigstens die Begriffe selbst keine völlige Bestimmtheit erlangen werden. Dies ist der Gang, der ganz besonders die weitläuftigen, ins Einzelne gehenden, Abhandlungen ziemen würde, dergleichen jener zuvor genannte Psychologe über die Leidenschaften und über die Gefühle geschrieben hat; dies das Verfahren, woraus man das Streben nach einer ächt analytischen Methode erkennen sollte, die vor allem Anderen dahin sehen mufs, *dafs sie die zu analysirenden Begriffe unmittelbar aus der Quelle schöpfe.* Eingestreute Beyspiele machen den Fehler nicht gut, der in der ganzen Anlage steckt, wenn die Analyse, anstatt gebührender Maafsen von den eigentlichen Thatsachen zu den Begriffen und allgemeinen Sätzen, vielmehr gerade verkehrt vom Allgemeinen zum Besondern hin, gleich einer synthetischen Nachforschung über Gegenstände des reinen Denkens, ihre Richtung nimmt. —

Aber die Auffassung der einzelnen Thatsachen, woraus die allgemeinen Begriffe von Begierden und Gefühlen erhalten werden, ist vermischt mit physiologischen Beobachtungen; ja diese Thatsachen sind eben sowohl physiologische als psychologische Thatsachen, in so fern wir sie als Erkenntnisgründe gebrauchen, und von ihnen auf ihre realen Bedingungen und Ursachen schliefsen wollen. Daher führen sie in einen dichten Wald der mannigfaltigsten Nachforschungen; der schwerlich wird [100] durchdrungen werden, wenn man nicht vorläufig das *Bekannteste* der Thatsachen des Bewufstseyns nach seinen *klärsten* Merkmalen, mit den synthetischen Principien der Statik und Mechanik vergleicht, um nachzusehen, in wiefern man von diesen die Erklärung des Vorgefundenen erwarten kann, und wie sich mit ihnen die physiologischen Gründe verbinden lassen. Es ist wichtig, dafs man in schwierigen und verwickelten Untersuchungen immer von demjenigen anfange, welches am unmittelbarsten einleuchtet,

und am wenigsten Zweifel aufregt. Einen solchen Punkt von vorzüglicher Klarheit aber hoffen wir jetzt zu finden, indem wir zu den *Affecten* fortgehn, deren Erklärung aus den Gründen der Mechanik und Statik des Geistes sich beynahe nicht verfehlen läfst.

Bekanntlich sind es die *Affecten* und die *Leidenschaften,* die man als die *stärksten* Aeufserungen des Fühlens und Begehrens betrachtet. Wir können also hoffen, in ihnen vorzüglich deutliche Merkmale für die Analyse und zur Vergleichung mit der Synthese anzutreffen.

Sogleich kommen uns die ersteren mit ihrer Eintheilung in *rüstige* und *schmelzende* Affecten entgegen; oder, wie CARUS sie besser nennt, *entbindende* und *beschränkende* Affecten. Die Eintheilung selbst giebt hier das Hauptmerkmal des eingetheilten Begriffs zu erkennen; *die Affecten nämlich sind Gemüthslagen, worin die Vorstellungen beträchtlich von ihrem Gleichgewichte entfernt sind;* und zwar dergestalt, dafs die rüstigen Affecten ein *gröfseres* Quantum des wirklichen Vorstellens *ins Bewufstseyn bringen,* als darin bestehen kann, die schmelzenden ein gröfseres Quantum daraus *verdrängen,* als wegen der Beschaffenheit der vorhandenen Vorstellungen daraus verdrängt seyn sollte.

Sind aber wohl die Affecten, genau genommen selbst die Kräfte, von denen die Vorstellungen sich regieren [101] lassen? — Nach unsern vielfältigen Erörterungen bedarf dies gar keiner neuen Widerlegung. Vielmehr liegt die Kraft in den Vorstellungen selbst; nicht die Affecten sind das Bindende und Entbindende, sondern, wenn durch gewisse Vorstellungen andere entbunden werden, so dafs sie ihre statischen Puncte weit übersteigen, dann bezeichnet man die hieraus entspringende Gemüthslage mit dem Namen des rüstigen Affects; wenn im Gegentheil durch einige Vorstellungen andere tief unter ihre statischen Puncte herabgedrückt werden, — wenn wohl gar eine Menge derselben auf der mechanischen Schwelle verweilen mufs, — alsdann bekommt die so entstandene Gemüthslage die Benennung des beschränkenden Affects.

Hieraus ergiebt sich augenblicklich das Vorübergehende aller Affecten. Die Gemüthslage mufs sich dem Gleichgewichte vermöge der allgemeinsten Gesetze des psychologischen Mechanismus wieder nähern, sobald die Spannung der Vorstellungen grofs genug wird, um die den Affect erregenden Ursachen zu überwinden.

Hieraus erklärt sich ferner das körperlich Angreifende aller Affecten, sobald überhaupt ein Zusammenhang zwischen Gemüthslagen und dem Organismus eingeräumt wird. Denn man bedenke die Gewalt, welche auf einer Seite eine aufserordentlich vergröfserte Hemmungssumme, (bey den rüstigen Affecten); oder auf der andern Seite eine Menge von Vorstellungen, die auf der mechanischen Schwelle, oder derselben nahe sind (bey den schmelzenden) ausüben mufs. Die Gesetze, nach welchen dadurch die Geschwindigkeit in der Veränderung der Gemüthslage zunimmt, sind in den obigen Untersuchungen zu erkennen; und von dieser Geschwindigkeit hängt ohne Zweifel die Anstrengung ab, welche dem Organismus in seinen begleitenden Bewegungen angemuthet wird.

Am alleroffenbarsten pafst die gegebene Erklärung auf den *Schreck.* Was hier durch eine plötzliche, den vorhandenen Vorstellungen fremdartige,

neue Wahrnehmung im Gemüthe bewirkt werde, das wird sich beynahe [102] gänzlich aus § 77 u. s. f. erkennen lassen. Nicht minder verräth sich beym *Zorne* der Anwachs entbundener Vorstellungsmassen, bey der *Furcht* das Drängen verhaltener Vorstellungen gegen die wenigen noch im Bewufstseyn vorhandenen. Es zeigt sich ferner eben in den angegebenen Merkmalen das Aehnliche des Zorns und der Begeisterung, so wie das Unterscheidende der Furcht von der Behutsamkeit.

Allein um die Affecten näher kennen zu lernen, müfsten wir ohne Zweifel die Qualität der verschiedenen Gefühle in Betracht ziehn, durch welche sich die Affecten unterscheiden.

Dieses erinnert an die oben erwähnte, den Psychologen gewöhnliche Ansicht, die Affecten seyen gesteigerte Gefühle. Verhält es sich also, alsdann mufs es so viele Affecten geben als Gefühle, und das Maafs der Gefühle mufs zugleich das Maafs der Affecten seyn.

Oben ist bemerkt worden, dafs die Gefühle in gewissen Arten und Weisen, *wie* unsre Vorstellungen sich im Bewufstseyn befinden, ihren Sitz haben; indem andere hemmende und emportreibende Kräfte darauf einwirken. Hiebey kommt es nicht darauf an, wie viele Vorstellungen im Bewufstseyn vorhanden seyen; auch nicht darauf, ob diejenigen Vorstellungen, welche die Einwirkung erleiden, sich gerade in einem mehr oder minder gehemmten Zustande befinden, welcher Unterschied sich vielmehr auf das Vorstellen als auf das Fühlen bezieht; sondern darauf, wie stark das Drängen der mit einander und wider einander wirkenden Kräfte ausfalle. Mit Beyseitsetzung mancher nähern Bestimmungen, die hier noch nicht eingesehen werden können, läfst sich das Wesentlichste durch folgendes Gleichnifs erläutern: man denke sich einen Hebel, und die Bedingungen seines Gleichgewichts. Gesetzt, dies Gleichgewicht wäre verletzt: so neigte sich derselbe nach der einen oder andern Seite; damit vergleiche man das Steigen und Sinken der Vorstellungen; also die objectiven Bestimmun[103]gen des Bewufstseyns, welche *nicht* Gefühle genannt werden. Aber das Gleichgewicht kann bestehn, während sehr verschiedene Gewichte, in sehr verschiedenen Entfernungen von der Stütze des Hebels, an ihm angebracht werden. Diese drehen den Hebel nicht; gleichwohl würde er sie *fühlen*, wenn er Bewufstseyn hätte; und immer anders und anders fühlen, je nachdem gröfsere oder kleinere Gewichte an ihm so oder anders angebracht wären. Ja auch alsdann, wenn er wirklich gedreht würde, müfste mit jeder seiner Lagen ein gar mannigfaltig verschiedenes Gefühl verbunden seyn, je nachdem er von vielen oder wenigen, starken oder schwachen, mit oder wider einander wirkenden Kräften gedreht würde.

Also bey den Gefühlen soll es nicht vorzugsweise darauf ankommen, wie viele und wie weit gehemmte Vorstellungen sich im Bewufstseyn befinden; ganz andre Umstände sollen die Stärke der Gefühle bestimmen. Hingegen bey den Affecten kommt es nach dem Obigen gar sehr darauf an, ob mehr oder weniger Vorstellungen wach seyen, als mit ihrem Gleichgewichte bestehen kann. *Folglich ist es unrichtig, dafs die Affecte gesteigerte Gefühle seyen: es giebt ein verschiedenes Maafs für Affecten und Gefühle; ja die ersten und die andern gehören gar nicht zusammen wie Art und Gat-*

tung; sondern es sind verschiedenartige, wiewohl sehr häufig und mannigfaltig verbundene, Bestimmungen der Seelenzustände.

Was hier mit Hülfe synthetischer Principien geschlossen wurde, das liegt schon bey bloſser Analyse so klar vor Augen, daſs es nie hätte können verfehlt werden, wären die allgemeinen Klassenbegriffe, Vorstellen, Wollen und Fühlen, denen alles sollte untergeordnet werden, nicht schon im Voraus hingestellt gewesen. Die Affecten sind freylich weder Vorstellungen noch Begehrungen; *also* (meinte man,) müssen sie wohl Gefühle seyn! — Anders schloſs Wolff; er hatte noch kein [104] eignes Fachwerk für die Gefühle; darum sind seine Affecten, Begehrungen und Verabscheuungen.*

Wie sehr Unrecht thut man doch gerade den edelsten Gefühlen, indem man sie zu einem, noch obendrein unbestimmbaren, Mittelmaaſs verurtheilt, auf daſs sie nicht in Affect übergehn! Man betrachte das Selbstgefühl, mit welchem Jemand sich bei empfangener Kränkung vor Gegen-Beleidigungen hütet, indem er die Hoffnung faſst, seine Ehre werde vest genug stehn, und er dürfe verzeihen! Wenn dieses Selbstgefühl auch nicht ohne Affect ist, so wird doch Niemand den Affect für so stark halten, wie dieses höchst lebhafte Gefühl. Oder man nehme das reinste, zugleich äuſserst süſse, Gefühl der Freundschaft, besonders in Augenblicken, nicht der Noth und Dienstleistung, sondern des bloſsen Gesprächs, welches eine vollkommene Zusammenstimmung der innersten Gesinnungen entfaltet. Kein anderes Gefühl wird mehr als dieses, beglücken; aber der Affect, der es begleitet, ist äuſserst gelinde; die Seele kommt daher eher *in* Ruhe als *aus* der Ruhe. Man nehme endlich die Gemüthsstimmung aller charactervollen Männer, in den Augenblicken, da sie etwas wichtiges vest beschlieſsen: gewiſs ist der Entschluſs vom lebhaftesten Gefühle begleitet; aber Affecten konnten sich eher in die vorgängige Ueberlegung mischen; in den Abschluſs der Ueberlegung kann bey dem besonnenen Manne sich der Affect nur durch einen Rest menschlicher Schwäche einen geringen Einfluſs verschaffen.

§ 107.

Wie der Affect zum Gefühle, so soll sich die Leidenschaft zur Begierde verhalten.** Werden wir das zweyte Verhältniſs gesunder finden als das erste?

[105] Kant, so viel ich weiſs, war der erste, der überhaupt Affecten und Leidenschaften, die bis dahin verwirrt unter einander gelegen hatten, gehörig sonderte. Bey Wolff steht noch die Ruhmsucht zwischen der Reue und der Schaam; ja es heiſst bey ihm: *gloria eſt affectus*, u. s. w.

Seitdem nun sind die Leidenschaften zu den Begierden gezogen, und zwar zu den *sinnlichen* Begierden,*** wodurch der Begriff der Sinnlichkeit eine Ausdehnung bekommt, die statt aller Widerlegung dienen sollte. Denn

---

* *Affectus ſunt actus animae, quibus quid vehementer vel appetit, vel averſatur; vel ſunt actus vehementiores appetitus ſenſitivi et averſationis ſenſitivae. Wolfii Pſych. empirica* § 603.

** Carus Psychol. S. 306.

*** Unter andern bey *Maaſs über die Leidenschaften*, S. 58, und überhaupt in diesem Werke.

so gehören die Wahrnehmungen nach Verhältnissen des Raums und der Zeit in eine Klasse mit den Strebungen des Lüstlings, und zugleich mit dem, nur all zu oft leidenschaftlichen, Enthusiasmus für Freyheit und Vaterland, ja für Religion und Wissenschaft; und die Sinnlichkeit mufs sich in vielen Fällen geradezu in das Gebiet der Vernunft versteigen, um durch diese die *Gegenstände* der Leidenschaften nur erst *kennen zu lernen*, während sie sonst gewohnt ist, selbst die ersten Anfänge der Erkenntnisse darzubieten! —

Wie bey allen Erfahrungsbegriffen, wird auch hier die Analyse erleichtert werden, indem wir in den Umfang des Begriffs der Leidenschaft hinabsteigen, wodurch wir der Erfahrung, also der Erkenntnifsquelle, näher kommen.

Fassen wir auf der einen Seite die Leidenschaften für sinnliche Genüsse, die Spielsucht, die Sucht nach Neuigkeiten, Curiositäten, u. s. w. zusammen, auf der andern die Rachsucht, Eifersucht, Ruhmsucht, und ihres Gleichen: so fällt leicht der Unterschied ins Auge, dafs jene in etwas Aeufseres versinken, diese das eigne Selbst hervorheben, und dagegen das Aeufsere herabdrücken. Daneben findet sich alsdann eine dritte Klasse, die beyderley Kennzeichen vermengt. Der Geiz ist versunken in das Geld, und zugleich in das eigne Selbst, in die [106] Anschauung der eignen Person als des Besitzers; die Habsucht erhöht noch dazu das eigne Selbst vor Anderen, die sie beraubt; der Fanatismus aller Art ist versunken in Verehrung seines Götzen, und zugleich will er die Verehrer dieses Götzen, die *Seinigen*, allein glänzen sehn, und den Anblick eines andern Cultus nicht dulden.

Nehmen wir nun rückwärts den Weg der Abstraction, so sehen wir, *dafs im Allgemeinen jeder Leidenschaft eine herrschende Vorstellung zum Grunde liegt, die nicht etwan nur einmal, nur auf Veranlassungen, sondern fortwährend, und vermöge einer bestehenden Disposition des Gemüths, sich als Begierde äufsert.* Wo die Vorstellung des begehrten Gegenstandes nicht selbst die herrschende ist, wo vielmehr ihr Hervorstreben grofsentheils durch andre, mit ihr verbundene bestimmt wird, da ist keine Leidenschaft.

Die Begehrungen des Sinnengenusses sind *alsdann nicht* Leidenschaften, wenn sie nur zu Zeiten, durch Naturbedürfnisse veranlafst, hervortreten. Die Sorge für Ehre und Geld ist *nicht an sich selbst* Leidenschaft, *wenn* sie ausgeht von der Nothwendigkeit, Vertrauen zu besitzen für eine Wirksamkeit und für den Umgang unter Menschen, die Kosten bestreiten zu können für einen anständigen Lebensunterhalt. Die Regungen des Fanatismus werden sich legen, so bald die Untersuchung seines Gegenstandes beginnt; und derjenige wird nicht fanatisch verfahren, der aus Einsicht in die Gründe seines Cultus handelt.

Was ist es, das durch die Leidenschaften zunächst *leidet?* Es ist die Fähigkeit, sich nach Motiven zu bestimmen, sich nach den Umständen zu richten, *in wiefern* diese ein solches Handeln widerrathen, wozu die Leidenschaft antreibt. — Verwandelt man diese Fähigkeit in ein Gemüthsvermögen, etwan unter dem Namen des Verstandes oder der Vernunft, so kommt sogleich die Ungereimtheit zu Tage, dafs die Leidenschaften das[107]selbe Vermögen unterdrücken, welches sie doch auch zu ihrem Dienste ge-

brauchen; als ob die Metapher, der Verstand sey ein *Sklave* der Leidenschaften geworden, ein exacter philosophischer Begriff wäre, und als ob man dem Verstande, gleich dem Sklaven, einen Willen und einen zweyten Verstand beylegen könnte, vermöge deren er sich in die Sklaverey, in die er unglücklicherweise gerathen, nun auch zu schicken wisse!

Um den Begriff einer Leidenschaft gehörig fassen zu können, bedarf es keines Vermögens, wogegen die Leidenschaft sich stemme, und eben so wenig eines andern Vermögens, woraus sie selbst hervorgehe; denn *ihre Gewalt ist offenbar und geradezu die Gewalt der herrschenden Vorstellung* selbst, die sich gegen eine stets erneuerte Hemmung aufarbeitet.* Wohl aber bedarf es der Voraussetzung einer richtigen Verbindung und eines richtigen Verhältnisses der verschiedenen Vorstellungen unter einander, welches vorhanden seyn *sollte,* so dafs *im Gegensatze mit demselben* die Leidenschaft aus einer *übermäfsig* starken und *übel verbundenen* Vorstellung oder Vorstellungsmasse entspringe.

Leidenschaften sind demnach nicht selbst Begierden (Acte des Begehrens,) sondern *Dispositionen zu Begierden, welche in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben.* Und aus diesem Grunde läfst sich begreifen, dafs es nicht blofs einzelne Leidenschaften, sondern *leidenschaftliche Naturen* giebt, *ja dafs überhaupt der Zustand der Rohheit in der Regel mit allgemeiner Leidenschaftlichkeit behaftet ist.* Denn je mehr die Vorstellungen vereinzelt geblieben, je weniger sorgfältig und regel-[108] mäfsig sie unter einander verknüpft sind, desto gewaltsamer wirkt jede für sich allein, sobald sie aufgeregt ist; und erweckt und erträgt nur diejenigen, welche, ohne sie zu hemmen, mit ihr in Verbindung treten können. Man vergleiche hier den § 76. Was Wunder, dafs wilde Völkerschaften der Leidenschaftlichkeit unterliegen; dafs in der Barbarey gerade die Leidenschaften zuerst anfangen verständig zu werden, indem die herrschenden, und selbst nicht beherrschten Vorstellungen sich allmählig die übrigen Vorstellungen unterwerfen, sie mit sich, und dadurch sie unter einander verbinden, und sie nach sich discipliniren?

Diesen Durchgang durch die Barbarey, dessen Uebergang in wahre Cultur höchst unsicher, und keinesweges nothwendig ist, erspart den Kindern gebildeter Menschen die Erziehung. Und eben darin unter andern zeigt sich die *gute* Erziehung der frühesten Jahre, dafs sie den Kindern die Leidenschaftlichkeit unmöglich macht, indem sie jeder Spur davon sogleich Zwang entgegensetzt, und die ganze Masse der Vorstellungen schon während des Entstehens in einen solchen Flufs bringt, dafs keine einzelne zu einer heftigen Aufregung gelangen kann.

Was Wunder endlich, dafs auch selbst die wahre Cultur, dafs die ächt moralische Gesinnung ihre Leidenschaften hat? Die Vorstellung der Gottheit, ja die abstracte Vorstellung der Tugend, oder des Rechts, der Freyheit, der Gleichheit, oder selbst jeder erste beste theoretische Begriff irgend einer Wissenschaft, habe eine vorzügliche Stärke erlangt; sey aber

* Es versteht sich von selbst, dafs hier nicht von einer einfachen Vorstellung, sondern von der ganzen Masse und Verbindung einfacher Vorstellungen die Rede ist, die den Gegenstand der Leidenschaft betreffen.

entweder gar nicht oder schlecht verbunden mit den Begriffen von den gesellschaftlichen Verhältnissen der einzelnen, *wirklichen* Menschen unter einander: alsbald wird man sehen, wie unvernünftig bey gegebener Gelegenheit die letztern gemishandelt, wie ungestüm die erstern durchgesetzt, und wie dabey den niedrigsten Affecten, diesen gewöhnlichen [109] Gesellen der aufgeregten Leidenschaften, so viele Freyheiten zugestanden werden!

§ 108.

Nachdem wir die Affecten von den Gefühlen unterschieden, die Leidenschaften vielmehr für Dispositionen zu Begierden als für stärkere Acte des Begehrens erkannt haben: bleibt in dieser Gegend der Untersuchung noch Einiges theils nachzuhohlen, theils zu ergänzen übrig, wodurch die vorigen Paragraphen, (besonders § 105) nicht noch mehr sollten angeschwellt werden. Zuerst mufs ich von dem Cirkel sprechen, in welchem bey manchen Schriftstellern Gefühl und Begierde sich zu drehen scheinen.

Fragen wir hierüber Herrn Maass, so antwortet er uns in seinem Werke über die Gefühle (Th. I, S. 39) „Ein Gefühl ist angenehm, so fern es um sein selbst willen begehrt, unangenehm, so fern es um sein selbst willen verabscheuet wird.“ Aber in dem Werke über die Leidenschaften (Th. I, S. 2) lernen wir, man begehre, was als *gut*, man verabscheue, was als *böse* vorgestellt werde; und weiterhin, (S. 7) die Sinnlichkeit *stelle das als gut vor*, wovon sie *angenehm* afficirt werde, *das Gegentheil* als *böse*. So sind wir im Cirkel herumgeführt, das Angenehme ist das Begehrte, das Begehrte ist das Angenehme. Wobey wir billig fragen müssen, ob denn dieses oder jenes ursprünglich bestimmt sey? Ob das Begehrungsvermögen zuerst begehre, und sein Begehrtes nun angenehm empfunden werde; oder ob das Gefühl zuerst das Angenehme vom Gleichgültigen und vom Unangenehmen unterscheide, und alsdann sich die Begehrung zu dem Herausgefühlten hinlenke?

Es ist offenbar, dafs eben die Schwierigkeit dieser Frage den obigen Cirkel veranlafst hat.

Carus, (in seiner Psychologie S. 399 u. s. w.) nachdem er mehrere irrige Meinungen geprüft hat, erklärt sich also: nur das Gefühl werde angenehm, was [110] unser *Selbst*gefühl verstärke, und dies geschehe nur *durch inniges Inne-Werden unsrer eignen im Fortschreiten begriffenen Verstärkung unsrer Kraft*. Aber hier ist das Klärere durch das Dunklere erklärt; und man darf wohl von den angenehmen Gefühlen behaupten, dafs sie es sich nur gefallen lassen, von der Reflexion hintennach als Selbstgefühle in uns hinein versetzt zu werden, indessen sie selbst uns gar oft aus uns heraus versetzen.

Eberhard in seiner Preisschrift: allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens,* S. 78 der neuen Ausgabe, spricht von einer *Vereinigung*

* Dies schätzbare Buch kommt in meinen Augen dem Geiste einer ächten psychologischen Forschung bey weitem näher, als das meiste Neuere, mir Bekannte. Es ist vom Jahre 1776; und hält sich an Leibnitz'ens Lehren; ein Umstand, der für Psychologie in mancher Hinsicht wohlthätig seyn mufs.

der geringeren Perceptionen, woraus das Angenehme entspringe. Hierbey bemerkt er *Abstufungen* der Vereinigung, mit deren Hülfe er *aus dem nämlichen Princip* die Auffassungen des *Angenehmen*, *Schönen*, *Guten*, und *Wahren* erklärt. Darin liegt eine richtige Ahndung, die wir mehr ins Licht zu setzen haben.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind specifisch verschieden vom Angenehmen und Unangenehmen. Nicht auf die erstern paſst die Zusammenstellung mit dem Schönen, Guten, und Wahren; wohl aber paſst sie auf das Letztere.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind es, welche von der Art und Weise abhängen, wie sich unsre Vorstellungen im Bewuſstseyn befinden; und zum reihenförmigen Ablaufen angeregt sind. Den Vorstellungen selbst, (insofern sie nicht etwa schon eine veste Construction erlangt haben,) ist eine solche Art und Weise zufällig; die daraus entspringenden Gefühle sind ihnen alsdann eben so zufällig.

[111] Wie es einer Vorstellung vermöge ihrer Verbindungen und der hinzukommenden Aufregungen begegnen kann, daſs sie sich als Begierde äuſsert, eben so trifft es sich wohl auch, daſs mit ihren verschiedenen Stellungen im Bewuſstseyn heute Lust, morgen Unlust verbunden ist, ohne daſs darum sie selbst etwas mehr als ein gleichgültiges Object ins Bewuſstseyn zu bringen hätte. Dergleichen bemerken wir bey allen Gegenständen unsrer Beschäfftigung; sie kommen uns bald gelegen, bald ungelegen, nach den Umständen.

Ganz anders verhält es sich mit dem eigentlich Angenehmen und Unangenehmen. Wem es in diesem Augenblicke völlig ungelegen ist, sich zu baden, der kann gleichwohl mit dem eingetauchten Finger prüfen, ob das schon bereitete Bad eine angenehme Wärme habe. Wer Wohlgerüche scheut, als ungesund, oder sie verachtet, der kann dennoch einen Ausspruch darüber thun, ob dies oder jenes angenehmer rieche. Wer einen körperlichen Schmerz höchst gelassen erduldet, wird ihn dennoch unangenehm nennen, so daſs der Schmerz ein Prädicat bekommt, was vom Erdulden desselben unabhängig besteht.

Auf diese Weise giebt es eine, nicht eben gar groſse, Anzahl von Gefühlen, denen ihre Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit *wesentlich* zugehört. Jede solche Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit ist *von eigner Art*, jede hat ihren eignen Grad; der darum nicht gröſser noch kleiner wird, ob man ihr viel oder wenig Wichtigkeit beylege; wofern nicht etwa die Empfänglichkeit des Fühlenden sich ändert, welches nicht hieher gehört.

Es fehlt nicht viel daran, daſs die Aussage von solcher Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit die Form eines Urtheils bekomme. Wirklich spricht man oft: dieser Wind ist unangenehm, der elektrische Schlag ist unangenehm. Allein bey genauer Prüfung zeigt sich ein Fehler im Subjecte solcher Sätze. Nicht der bewegten Luft, nicht dem hervorspringenden Funken, kommt jenes [112] Prädicat zu; auch ist es nicht so gemeint, sondern unsrer eignen Empfindung beym Eindringen jener Luft oder dieses Funkens, schrieben wir die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zu. Nun läſst sich aber die Empfindung gar nicht vorstellen, auſser als an-

genehm oder unangenehm. Sie, als das wahre Subject des Satzes, schliefst dergestalt das Prädicat in sich, dafs nicht einmal Raum ist für einen analytischen Actus der Aufmerksamkeit, dergleichen sonst vorgeht, wo ein Subject unter eins seiner Merkmale subsumirt wird. Daher kann man jene Sätze beynahe tautologisch nennen; besonders da der Begriff des Unangenehmen, in seiner Allgemeinheit, äufserst dunkel ist, und man sich fast nothwendig auf etwas unmittelbar Gefühltes besinnen mufs, um ihn zu verstehen; welches denn im Falle jener Sätze nichts anderes seyn wird als eben ihr Subject.

Merkwürdig aber bleibt immer die Neigung, den Begriff des Angenehmen oder des Unangenehmen als Prädicat zu gebrauchen. Gesetzt, es wäre möglich, das Subject für dies Prädicat *anders aufzufassen*, so, dafs in dem Denken des Subjects nur nicht unmittelbar das Prädicat schon läge, sondern dafs noch eine Fortrückung möglich bliebe vom Denken des Subjects zum Denken des Prädicats, dafs also in der That der Actus des Urtheilens könnte ausgeübt werden: alsdann käme eine Klasse von Urtheilen zum Vorschein, die *in psychologischer Hinsicht* den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen nahe verwandt wäre, wenn sie schon in ihren Folgen sich weit von ihnen entfernen möchte.

Dieses ist nun wirklich der Fall, und zwar bey den *ästhetischen Urtheilen*. Man prüfe das Urtheil: *dieses Bild ist schön.* Zuvörderst, nicht die Leinwand, oder die Pigmente, oder die dadurch reflectirten Lichtstrahlen sind schön, sondern unsre eigne Vorstellung, in welcher die Auffassungen aller Theile des Bildes sich vereinigen. Diese nähere Bestimmung ist ganz ähnlich jener, da wir das Unangenehme nicht dem Winde [113] noch dem Funken, sondern unserem Gefühle zuschrieben. Allein nun tritt die Verschiedenheit hervor. Unsre Vorstellung des Bildes läfst sich zerlegen in die ganze Summe ihrer Theil-Vorstellungen; aber von allen einzelnen gefärbten Puncten, die wir sahen, ist kein einziger schön; also auch nicht ihre Summe, so lange sie blofs als Summe gesehen wird. Nun kann man aber wirklich das Bild sehen als eine blofse Summe sichtbarer Stellen; und ohne Zweifel wird es also gesehen von Thieren, von Kindern, vom rohen Volke, das, wie man zu sagen pflegt, keinen Sinn hat für das Schöne. Und auch der Kenner mufs einen Uebergang machen von dem Sehen des Aggregats von Farben zu dem Sehen des Schönen in dem Bilde; er mufs sich die Verhältnisse erst herausheben, er mufs der Vorstellung dieser Verhältnisse eine kleine Weile zu ihrer Ausbildung gönnen, ehe der Unterschied zwischen seinem Sehen und dem des Volkes fertig wird. Dieser Uebergang gleicht dem vom Subjecte zum Prädicate im ästhetischen Urtheile; jenes ist die blofse Materie des Wahrgenommenen, dieses entspringt in der Auffassung der Form.

Was aber mag leichter seyn zu ergründen, das, was beym ästhetischen Urtheile, oder was bey den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen in der Seele vorgeht? Offenbar das erste. Denn beym ästhetischen Urtheile sind uns die Partial-Vorstellungen gegeben, die zusammen das Schöne ausmachen; auch können wir mit ihnen experimentiren, sie mannigfaltig abändern, und bemerken, wie dadurch das Schöne sich ins Schönere oder ins Häfsliche verwandelt. — Es giebt ja so einfache ästhetische Urtheile,

dafs sich bey ihnen alles, was ihr Gegenstand ins Bewufstseyn bringt, der Rechnung unterwerfen läfst; daher es möglich seyn mufs, alles aufs vollständigste kennen zu lernen, was bey diesen Urtheilen in der Seele sich ereignet. Dies sind bekanntlich die Grund-Urtheile der Musik, über das Consonirende oder Dissonirende zweyer und dreyer Töne.

[114] Die Vergleichung dieser ästhetischen Urtheile mit den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen wirft, wie schon oben gezeigt worden, ein Licht auf die Natur der letztern; nämlich in Rücksicht auf die Frage: was doch bey ihnen das Gefühlte vor einem blofsen Vorgestellten auszeichnen möge? Worin der Grund des Vorziehens und Verwerfens liegen möge, welches bey ihnen Angenehmes vom Unangenehmen, so wie dieses beydes vom Gleichgültigen, dem *blofsen* Vorgestellten, — unterscheide? Wir kennen schon folgende Antwort: *Das Vorgestellte im Gefühl des Angenehmen oder seines Gegentheils, ist nicht einfach, sondern zusammengesetzt aus Partial-Vorstellungen, die sich von einander im Bewufstseyn nicht absondern lassen, die aber unter einander in ähnlichen Verhältnissen stehn, wie die Partial-Vorstellungen bey ästhetischen Gegenständen.* Kennt man daher die letzteren, so wird man sich einen Begriff machen können von jenen. Dem gemäfs wird sich auch über die, anfangs aufgeworfene Frage wegen des Cirkels, worin das Angenehme und das Begehrte sich zu drehen scheinen, etwas bestimmteres sagen lassen. Nämlich *das eigentlich Angenehme und sein Gegentheil gehen der darauf sich richtenden Begierde voran;* (abgesehen davon, dafs auch dieses, so wie jedes Gleichgültige, *zufälliger Weise* ein Gegenstand der Begierde werden kann, wobey zu bemerken, dafs der Erfahrung gemäfs gar nicht selten sogar das an sich Unangenehme begehrt wird, z. B. wenn es den Reiz der Neuheit hat.) — Allein das bey weitem gröfste Quantum der Lust und Unlust, die im menschlichen Leben vorkommt, hängt nur in geringem Grade ab von dem eigentlich Angenehmen und Unangenehmen; indem darüber viel öfter die im § 104 unter Nro. 1, 2, 3 bezeichneten Gemüthslagen entscheiden; aus denen *Gefühle und Begierden zugleich* entspringen, *welche an gar keine Qualität des Vorgestellten gebunden* [115] *sind, sondern sich nach dem durch Umstände bestimmten psychologischen Mechanismus richten.* Hier ist die Entbehrung mit Unlust verbunden; die Befriedigung aber *darum* mit Lust, *weil die Begierde voranging,* die ihrem Gegenstande *einen ihm aufserdem nicht zukommenden Werth* beylegte.

Hievon wollen wir nun eine kurze Anwendung machen auf die Leidenschaften, von denen wir wissen, dsfs sie die Stämme sind, aus denen ein heftiges Begehren, sich gleichartig wiederhohlend, hervorwächst. Es kann uns nämlich jetzt nicht mehr wundern, wenn wir sehen, dafs die Leidenschaften den seltsamsten und widrigsten Contrast nicht blofs mit dem bilden, was wirklich zum Wohlseyn des Menschen gehört, sondern auch mit dem, was er als sein wahres Glück anerkennt, was er bey ruhiger Ueberlegung wirklich anstrebt, ja selbst was er in seinen Phantasien sich als heitern Lebensgenufs ausmalt. Dies könnte nicht Statt finden, wenn die zu Leidenschaften gesteigerten Begierden in irgend einem wesentlichen Zusammenhange stünden mit den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen.

Weit davon entfernt, stören sie noch überdies das heitere Spiel mannigfaltiger Vorstellungsreihen, woraus die Lustgefühle hervorgehn. Die Leidenschaften sind vielmehr der Ausdruck des rohen psychologischen Mechanismus, wie er sich da erzeugt, wo natürliche Begierden lange unbefriedigt bleiben; wo alte Gewohnheiten ohne Schonung Gewalt erleiden; wo betäubende Geniefsungen oftmals wiederkehren; wo einerley Affect sich unbewacht und ungedämpft durch fortwährende Reizung erneuert; wo das wahre ästhetische Urtheil ungebildet blieb, und dagegen vorsgespiegelte Güter und Uebel den Geist lange beschäfftigen; und wo die Spannung, der Krampf, welcher in solchen Lagen entstand, die Vorstellungsreihen hier hemmte, dort verknüpfte, so dafs die Reproductionsgesetze sich darnach einrichten, von allen Seiten auf denselben Punct zurückführen, und hiedurch [116] unter wechselnden Umständen doch immer dasselbe Leiden erneuern. Hat sich nun früherhin die gesunde Ueberlegung ausgebildet: so ist so lange noch Hülfe gegen die Leidenschaft, wie lange sie nicht durch ihre Regungen bis zum eigentlichen Affecte aufsteigt, in welchem, weil die Vorstellungen aus dem Gleichgewichte kamen, auch der Leib — die Nerven und das Blut — in eine Aufregung gerathen, die nicht sogleich vorübergeht, sondern gegen den Lauf der Vorstellungen hemmend zurückwirkt. Kommt es erst dahin: so gleicht der Anfall der Leidenschaft mehr oder weniger dem Traum und dem Wahnsinn; das Uebel läfst zwar nach, aber nur um künftig desto furchtbarer wiederzukehren. Der Mensch bedarf alsdann Hülfe von aufsen: und nur zu oft überliefert ihn das Bewufstseyn dieses Bedürfnisses solchen Seelenärzten, die das Schlimme noch schlimmer machen.

Man hat unter mancherley nähern Bestimmungen oftmals, nicht blofs gerathen, sondern versucht, eine Leidenschaft durch die andre zu bezwingen. Es giebt ja sogar Lobredner der Leidenschaften; es finden sich Leute, die zum Beyspiel einer Nation, welche bis dahin von politischen Leidenschaften wenig wufste, gern dergleichen einimpfen möchten! — —

Dafs auch gute Aerzte zuweilen durch ein künstliches Geschwür, — welches sie wieder heilen können, und das in ihrer Gewalt bleibt — dringende Gefahren *vorläufig* abwenden, ist bekannt. Wer sich aber einbildet, man könne aus entgegengesetzten Leidenschaften die moralische Gesundheit erzeugen, der gleicht den Politikern, welche im Ernste zwey Mächte auf Einem Boden begehren. Nicht Ruhe, sondern völlige Zerrüttung ist davon die nothwendige Folge.

Weit besser ist ein anderes Mittel, welches unsre Moralisten seit KANT zu sehr verschmäht haben. Es ist eine verständige Glückseligkeitslehre, welche das Bewufstseyn des wahrhaft Angenehmen und Erfreulichen zurückführt. Ein Mensch, der ein anhaltend genufsrei[117]ches Leben führt, ist darum keinesweges gut und edel, aber er ist gesund! Hierauf werde ich weiterhin, bey den Betrachtungen über die Ausbildung der Maximen, zurückkommen.

Am sichersten ist es ohne Zweifel, der Entstehung von Leidenschaften vorzubeugen. Dazu ist aber nicht blofs die eigne Aufmerksamkeit des Menschen auf sich selbst, sondern auch eine solche äufsere Lage und Behandlung nöthig, die ihn vor heftigen Reizungen, und vor dem Mangel

des Unentbehrlichen schütze. Barbarische Behandlung macht Barbaren! Man kennt die Schilderungen der heutigen Griechen. — Dagegen hat man neuerlich die unerwartete Erfahrung gemacht, dafs selbst reifsende Thiere durch gute Pflege, welche ihren Bedürfnissen abhilft und zuvorkommt, sanftmüthig erhalten werden können. Was hindert uns, anzunehmen, dafs die Raubsucht des Tigers und der Hyäne eine Leidenschaft sey, die aus unbefriedigtem heftigen Hunger entstand, und alsdann habituel wurde?* Wir sehen wenigstens, dafs der Kettenhund, durch sein langes Leiden, eben so wohl bösartig gemacht wird, als dies beym Menschen der Fall seyn würde.

Dies erinnert an eine andre Aehnlichkeit zwischen Menschen und Thieren in Ansehung des *Temperaments*,** welches auf Affecten und Leidenschaften ei[118]nen so grofsen und unläugbaren Einflufs hat. Bekanntlich ist das Temperament nicht blofs bey *einzelnen* Thieren, sondern noch weit auffallender bey den *Thiergattungen* verschieden. Das phlegmatische Rind, der sanguinische Sing-Vogel, der cholerische Hund, — und soll ich sagen, die melancholische Eule? — sind stark von der Natur gezeichnet; und wir können uns nicht weigern anzuerkennen, dafs der Organismus seinen mächtigen Einflufs auf Gemüthsbewegungen hiedurch sehr deutlich documentirt. Die Folgen solcher Verschiedenheiten greifen ins Leben tief genug ein. Wenn wir aus einem Hause ins andre ziehn, so geht der Hund willig mit uns, und läfst sichs beym neuen Ofen eben so wohl seyn als beym alten, sobald er nur die Erlaubnifs hat, in Gesellschaft seines Herrn zu leben; — aber die Katze will uns nicht folgen; sie bleibt in der alten Wohnung, getreu dem Heerde und den Schlupfwinkeln, die sie kennt, anhänglich mehr für das Todte als für das Lebendige. Warum? Ohne Zweifel hat die Katze niemals ganz den *ersten Affect* überwunden, den der Mensch ihr bey der ersten Annäherung einflöfste; und das war die Furcht. Beym Hunde hingegen ist es der Zorn, der seiner Natur nach schneller vorübergeht. Daher bleibt der Hund stets unvorsichtig; die Katze aber hütet sich; sie ist schlau, weil sie sich fürchtet. Wir wollen die Physiologen nicht fragen, welches von den beyden Thieren hierin Recht oder Unrecht habe? Sie würden sonst ohne Zweifel die Katze loben müssen, die, viel klüger als der Hund, sich gewissen grausamen Experimenten entzieht, so lange sie kann. Sollte aber wohl die vergleichende Anatomie jemals dahin kommen, uns über den Grund, weshalb das Temperament und der erste natürliche Affect bey Verschiedenen verschieden sind, Aufschlufs zu geben? Wenn die Physiologen es dahin bringen, so werden sie uns etwas von dem lehren, was wir zu wissen verlangen; während sie bisher (z. B. in

* Zwar hat man den Thieren die Leidenschaften abgesprochen; z. B. Herr Hofrath SCHULZE, (Psychische Anthropologie S. 382) weil Hemmung des Verstandesgebrauchs ein wesentliches Merkmal der Leidenschaften sey. Eher würde ich mich darauf berufen, dafs die Vernünfteley, die wahnwitzige Ueberlegung des leidenschaftlichen Menschen, bey den Thieren fehle. Allein die Disposition zur Begierde, die Reizbarkeit zum Affecte, findet sich doch vor; und die Abwesenheit eines negativen Merkmals dürfte wenig Gewicht haben, wenn man nicht um Worte streiten will.

** Wegen dieses Puncts kann § 90 meines Lehrbuchs der Psychologie [vergl. Bd. IV, S. 351, vorl. Ausg.] nachgesehen werden. Ich glaube nicht, alle Einzelnheiten aus jenem Buche hier wiederhohlen zu müssen.

der Angabe des Sitzes verschiedener Seelenvermögen,) freygebig gewesen sind mit Antworten, [119] zu denen in der wahren Psychologie leider! die entsprechenden Fragen nicht angetroffen werden.

Im dritten Abschnitte wird gezeigt werden, dafs, ungeachtet das Leben des Geistes und das Leben des Gehirns zwey durchaus verschiedene Dinge sind, dennoch wegen des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele, die Abhängigkeit der letztern von jenem noch *ohne allen Vergleich gröfser* müfste erwartet werden, als sie sich in der Wirklichkeit findet. Dem gemäfs müfste auch der Mensch, in welchem Grade er über die Thiere hervorragt, in demselben Grade stärker einen entschiedenen Gattungscharakter in Hinsicht des Temperaments und des ersten Affects zeigen, als dieses bey den Thiergattungen der Fall ist. Aber gerade das Gegentheil! Was wir beym Menschen in der zu erwartenden Vergröfserung antreffen, und mit den Namen der verschiedenen Temperamente belegen, das ist nichts anderes als die vergröfserte Verschiedenheit, die sich bey den *einzelnen* Thieren von *einerley* Gattung ganz deutlich vorfindet. Ich habe nicht Lust, von meinen zwey Hunden zu erzählen; man wende sich an Jäger, und an Pferdekenner, und man wird von jener Verschiedenheit genug zu hören bekommen. Die Unterschiede des Temperaments sind beym Menschen unbegreiflich gering gegen die scharfe Zeichnung des *allgemeinen menschlichen* Temperaments, (das, wenn wir die individualen Verschiedenheiten gegen einander aufheben, wohl gleich Null seyn dürfte,) welche statt finden müfste, wenn *psychische Anthropologie* das rechte Wort wäre statt *Psychologie*. Aber gesetzt, der Mensch fehlte auf der Erde: dann würde kein Zuschauer aus den übrigen Thieren eine zusammenhängende empirische Psychologie herausdeuten können; er müfste sich mit einer *psychischen Zoologie* begnügen. Denn je tiefer wir zu den niedrigern Thierarten herabsteigen: desto mehr verliert sich die Psychologie in die Physiologie.

---

[120] Drittes Capitel.

Vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen.

§ 109.

Begierden und Gefühle sind so sehr mit unsern Vorstellungen des Umgebenden verflochten, dafs eine tiefer eindringende Untersuchung der einen und der andern sich unvermeidlich in Erörterungen über unsre Art und Weise, die Dinge in der Welt aufzufassen, verwickeln mufs. Aber das Verwickelte wird nur verständlich nach vorgängiger Kenntnifs des Einfacheren. Daher lassen wir die bisher gelieferten Anfänge der Untersuchung über Begierden und Gefühle jetzt fürs erste liegen* und wenden uns zu den Hauptformen der weltlichen Vorstellungsarten; unter denen bekanntlich die räumlichen und zeitlichen sich zu allererst zur Analyse darbieten.

* Die Fortsetzung dieser Materie kann erst im § 150 Platz finden.

Hier bemerke man zuerst den Unterschied zwischen räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten auf einer Seite, und Vorstellungen *des* Raumes und *der* Zeit auf der andern. Jene sind unstreitig allen Menschen eigen, dergestalt, dafs Niemand ihre erste Entwickelung in früher Kinderzeit nachzuweisen unternimmt, da sie jenseit der ersten Puncte liegt, die das Gedächtnifs zu erreichen vermag. Allein wenn Manche behaupten, Raum und Zeit selbst, diese *leeren Formen* für Körper und Begebenheiten, würden als unendliche gegebene Gröfsen von uns vorgestellt: so mufs man sich dabey sogleich erinnern, dafs das Unendliche eine wissenschaftliche Vorstellungsart ist, zu der sich ungebildete Köpfe nicht erheben, wenn sie gleich von einem Etwas *jenseit der ihnen bekannten* Sinnensphäre eine Ahndung haben. Nicht einmal die drey Dimensionen des Raumes und des [121] Räumlichen werden *ursprünglich* unterschieden; wer dies annimmt, erschleicht eine Thatsache, die sich nicht nachweisen läfst.

Setzen wir nun fürs erste die Vorstellungen des Raumes und der Zeit ganz bey Seite, und halten uns an denen des Räumlichen und Zeitlichen: so scheint es zwar auf den ersten Blick, als hätten wir hier einen recht klaren Gegenstand, welchem die Analyse ohne Mühe seine Merkmale abgewinnen werde. Denn das Räumliche und Zeitliche läfst sich ja messen und zählen! Es läfst sich im eigentlichen Verstande mit Händen greifen, und wird durch die Worte unserer Sprachen unmittelbar, ohne Metaphern, (die vielmehr von ihm entlehnt sind,) bezeichnet! Auch haben wir es nur mit den gemeinsten Vorstellungsarten zu thun; und die metaphysischen Fragen, nach dem wahren Wesen des Körperlichen, nach der Möglichkeit des Veränderlichen bekümmern uns hier gar nicht.

So wahr dieses ist: eben so bekannt ist dagegen auch, dafs der Sinn für räumliche Auffassungen in den frühesten Kinderjahren eine Uebung erlangt, die ursprünglich nicht vorhanden war, welche aber, *einmal angenommen, sich nicht wieder abstreifen läfst.* Die Hand des Kindes *lernt* erst greifen, das Auge *lernt* erst sich gehörig richten; aber der Erwachsene vollzieht unwillkührlich, was er gelernt hat; er trübt sich unwillkührlich die reine sinnliche Wahrnehmung durch Zusätze, die seine vorhandene Ausbildung hineinmischt. Wie mit dem Räumlichen, also auch mit dem Zeitlichen. Wir messen die Zeit, durch Vergleichung mit bekannten Zeitgröfsen, mit Secunden, Minuten, Stunden, Tagen; wir theilen kleine Zeitabschnitte mit Leichtigkeit in Hälften und in Dritttheile; und wer einmal an rhythmische Auffassungen gewöhnt ist, bei dem stellen sie sich überall ein, ohne sein Wollen und Zuthun. Aber es giebt Menschen ohne solche Uebung und Gewöhnung; es giebt deren, die über die rohesten Unterscheidungen des Lang[122]samern und des Schnelleren nicht hinauskommen. Uns in den Gemüthszustand derselben zurück zu versetzen, nachdem wir ihn einmal überschritten haben, wird uns nicht gelingen; dagegen werden wir uns um so eher von der Einbildung hinreifsen lassen, als sei eine so ausgebildete, ja künstliche Auffassung des Zeitlichen und des Räumlichen, wie uns nun einmal anklebt, eine wahrhaft ursprüngliche menschliche Anlage. —

Diejenigen endlich, welche mit heutiger Schul-Philosophie sich zu beschäfftigen gewohnt sind, müssen sich an diesem Puncte die dringende Warnung gefallen lassen, nicht in die gemeine Verwechselung zweyer gänzlich

verschiedenen Untersuchungen zu gerathen. Die Frage, wie wir zu unsern Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen kommen mögen, nämlich zu den gemeinen, und von Kindheit auf gehegten Vorstellungen, — eben die Frage, die uns hier beschäfftigt, — mufs nothwendig gesondert werden von der völlig heterogenen Frage, ob wirklich etwas aufser uns in räumlichen Verhältnissen existire? Was diese letztere Frage anlangt, die in die allgemeine Metaphysik (oder, mit dem alten Namen, in die Ontologie,) hineingehört: so wird sie von LEIBNITZ bejahet, während KANT alle positive Beantwortung derselben verbietet. Aber was sind KANT's Gründe? Er sucht zu beweisen, die räumlichen Formen entspringen aus einer Urform unserer Sinnlichkeit, sie kommen keinesweges von aufsen in uns hinein. Gesetzt, das werde eingeräumt: ist nun damit LEIBNITZ widerlegt? So wenig, dafs er vielmehr gerade das nämliche auf das bestimmteste behauptet. Denn nach der prästabilirten Harmonie entspringen alle unsere Vorstellungen in uns selbst, aus der eigenen Anlage unserer Seele, ohne den geringsten Causal-Zusammenhang mit dem, was draufsen ist. In LEIBNITZ'ens Lehre bestehen zwey ganz verschiedene Behauptungen völlig mit einander; die eine psychologische: Raum und Zeit sind Vorstellungen, die sich lediglich aus unserer ursprünglichen Anlage entwickeln, (so wie [123] alle unsere Vorstellungen;) die zweyte allgemein-metaphysische, die wahren Wesen, welche von uns abhängig existiren, sind wirklich auf räumliche Weise aufser uns, und aufser einander; die wahren Begebenheiten, welche theils aufser uns, theils in uns vorgehen, sind wirklich zeitliche Begebenheiten, und das Zeitliche ist keinesweges eine blofs menschliche, sondern in der wahren Erkenntnifs eines jeden Vernunftwesens unentbehrliche Vorstellungsart. — Ich behaupte *mit* LEIBNITZ den letztern, metaphysischen Satz; ich behaupte *wider* LEIBNITZ *und* KANT das Gegentheil jenes erstern, psychologischen Satzes; ich werde über meine psychologische Behauptung hier Rechenschaft ablegen, während mich der allgemein metaphysische Satz, über den ich anderwärts gesprochen,* hier gar nichts angeht.

Dennoch wird es im Anfange meiner Entwickelung scheinen, als müsse ich mit LEIBNITZ und KANT gerade in dem Puncte zusammenstimmen, worin ich ihnen beyden widerspreche. Der Leser aber wird mich am leichtesten verstehn, wenn er es über sich erhalten kann, weder an LEIBNITZ noch an KANT zu denken, sondern lediglich dem Faden meiner Untersuchung zu folgen.

§ 110.

Schon im § 103 wird aufmerksam gemacht auf die vollkommne Intensität alles unseres Vorstellens, wegen der völligen Einheit und Einfachheit der Seele. Alle Unterschiede des Rechts und Links, Oben und Unten, die in unserem *Vorgestellten* vorkommen, verschwinden gänzlich, sobald von dem Actus des *Vorstellens* selbst die Rede ist. Oder vielmehr — da doch das Vorstellen dem Vorgestellten vorauszusetzen ist, — sie sind in

* In den Hauptpuncten der Metaphysik, [Bd. II vorl. Ausg.] und in der Abhandlung *de attractione elementorum* [Bd. III vorl. Ausg.].

dem Vorstellen noch gar nicht vorhanden; dieses ruhet in dem Einen und untheilbaren Schoofse der Seele; und es *bleibt* auch in demselben; es kann gar nicht aus [124] demselben heraus — folglich auch gar nicht wirklich auseinander treten.

Mag also immerhin die allgemeine Metaphysik ihren Satz behaupten, es gebe wirklich Wesen aufser uns, und aufser einander; mag, auf irgend eine, rechtmäfsige oder unrechtmäfsige Weise, die Physiologie sich mit jener in Verbindung setzen, und erzählen von dem Bilde auf der Netzhaut des Auges, worin alle Proportionen der äufseren, wirklichen Gegenstände, sich unverändert wiederfinden: das alles fällt zusammen, es wird ein ungeschiedenes Chaos, sobald daraus ein wirkliches Vorstellen in der Seele entspringt. Sie, die Seele, mufs nun ganz von vorn an die völlig vernichteten Raum-Verhältnisse erzeugen; und dieses mufs sie leisten, ohne ihre Vorstellungen nur im allergeringsten auseinanderrücken zu können; sie mufs es so leisten, dafs, während das Vorstellen intensiv bleibt, sein Vorgestelltes doch auseinander trete.

Allein das Vorgestellte ist eben weiter nichts als nur ein Vorgestelltes; es ist nichts wirkliches; also tritt auch nicht wirklich etwas auseinander; sondern das wirkliche psychologische Ereignifs des räumlichen Vorstellens ist etwas völlig Unräumliches. — Man kann leicht zeigen, dafs auch das Vorstellen des Zeitlichen etwas solches ist, worin sich Nichts von der *dadurch vorgestellten* Zeit befindet. Dabey aber entstehn leicht Verwechselungen zwischen *dem successiven* Vorstellen und dem Vorstellen *des Successiven;* daher bleiben wir fürs erste beym Vorstellen des Räumlichen; welches immerhin, ohne Sorge wegen eines möglichen Misverstandes auch *räumliches* Vorstellen genannt werden kann, eben darum, weil es kein Vorstellen giebt, das selbst etwas Räumliches wäre.

Nun mufs aber doch das Vorstellen des Räumlichen gewisse Aehnlichkeiten haben mit dem Räumlichen selbst, weil sonst das Vorgestellte dieses Vorstellens eher alles andere als ein Räumliches seyn würde.

[125] Ohne Mühe sieht man: es mufs ein mannigfaltiges Vorstellen seyn; ferner ein verbundenes und geordnetes. Ja die Ordnung läfst sich näher bestimmen. Sie mufs für jede Dimension gleichen der Ordnung der Buchstaben a, b, c, d, e, u. s. w.; dergestalt, dafs jeder von diesen der erste seyn könne, aber dafs zwey bestimmte andre, (die nächsten zu beyden Seiten,) mit ihm *zuerst* verbunden seyen, noch zwey andre nur *mit der Verbindung jener mit ihm*, und so ferner. Sey c der erste; mit ihm sind ohne weiteres verbunden b und d; hingegen a und e nur mit der Verbindung des b mit c, und des d mit c. Sey b der erste; so ist mit ihm ohne weiteres verbunden c, aber d mit b nur so fern c mit b verbunden ist.

Doch diese analytische Betrachtung des räumlichen Vorstellens, und der Erscheinung eines *Neben einander* geordneten, würde entweder gar nicht, oder nur mit grofsem Aufwande künstlicher Speculation so weit fortgeführt werden können, bis sich aus ihr die wirkliche geistige Thätigkeit, die dabey zum Grunde liegt, mit Bestimmtheit erkennen liefse. — Die Synthesis mufs uns zu Hülfe kommen; ja sie bietet sie uns dar, auf eine völlig unzweydeutige Weise.

§ 111.

Wir wollen zuvörderst versuchen, den Leser so schnell und so gerade als möglich auf den Hauptpunct hinzuweisen; ohne uns gleich in das Einzelne der nöthigen Erläuterungen zu verlieren.

Aus der so eben angestellten analytischen Betrachtung (die übrigens auf die Zeit und die Zahl eben so gut paſst als auf den Raum,) läſst sich wenigstens so viel erkennen, daſs auf *Abstufung in der Verbindung der Vorstellungen* alles ankommen müsse.

Diese haben wir aber in der Mechanik des Geistes, (§ 86—91 und § 100) mit einer früherhin niemals erreichten Genauigkeit kennen gelernt. Und hieher sind wir demnach durch die Analyse gewiesen; es fragt sich [126] nur, welche Modificationen die dortige allgemeine Untersuchung annehmen könne und müsse, um die gesuchten Erklärungen zu liefern. So viel leuchtet gleich von selbst ein, daſs eine geringe Anzahl von Vorstellungen, wie die dortige P, π, π', π'', u. s. w. und eine eben so kleine Anzahl bestimmt verschiedener Reste r, r', r'', u. s. w., hier nicht zureichen könne; denn beym sinnlichen Auffassen des Räumlichen giebt jede kleinste, farbigte oder betastbare, Stelle, ihre eigne Vorstellung; und jede Vorstellung verschmilzt mit allen andern. Es muſs also die Anwendung jener allgemeinen Lehren eine unermeſsliche Mannigfaltigkeit in sich schlieſsen.

Nun ist es gewiſs, daſs, während wir sehen und tasten, eine unermeſsliche Menge, nicht bloſs *von Vorstellungen,* sondern auch für jede einzelne unter ihnen, (wenn man anders eine einzelne herausheben kann, welches z. B. beym Anblick des gestirnten Himmels, unter Voraussetzung eines guten Auges, allerdings eintritt,) eine unermeſsliche Menge *von Abstufungen ihres Verschmelzens* mit den übrigen entsteht. Folglich ist so viel unzweifelhaft, daſs wirklich die Reproductionsgesetze, welche in der Mechanik nachgewiesen worden, hier zur Anwendung kommen. Gesetzt demnach, wir dächten nicht daran, eine Erklärung des räumlichen Vorstellens zu suchen: so müſsten wir doch schon der Theorie wegen, und bloſs *a priori,* irgend eine Folge von diesen Reproductionsgesetzen, die nicht unterlassen könne, im empirischen Bewuſstseyn merklich zu werden, erwarten und durch die innere Erfahrung aufzufinden uns bemühen.

Unter welchen Bedingungen aber entstehn die verschiedenen Abstufungen des Verschmelzens einer jeden Vorstellung mit allen übrigen? — und unter welcher neuen Bedingung gelangen die aus den verschiedenen Abstufungen entstandenen Reproductionsgesetze zur Wirksamkeit?

Die ganz einfache Antwort auf beydes zugleich ist: [127] wenn man das beschauende Auge und den tastenden Finger *vorwärts* und *rückwärts* bewegt.

Denn beym Vorwärtsgehn sinken allmählig die ersten Auffassungen, und verschmelzen, während des Sinkens sich abstufend, immer weniger und weniger mit den Nachfolgenden. Beym mindesten Rückkehren aber gerathen sämmtliche früheren Auffassungen, begünstigt durch die eben jetzt hinzukommenden, die ihnen gleichen, ins Steigen; und mit diesem Steigen ist ein *nisus* zur Reproduction aller übrigen verbunden, dessen Geschwindigkeit genau dieselben Abstufungen hat wie die zuvor geschehenen Verschmelzungen.

Dies nun ist das Wesentliche, was der Leser suchen mufs sich gleich jetzt so deutlich zu denken, als es ihm gelingen will. Er wird alsdann gewahr werden, dafs *jede* Vorstellung *allen* ihre Plätze anweis't, in denen sie sich *neben* und *zwischen* einander lagern müssen; während doch der Actus des Vorstellens rein intensiv ist und bleibt.

Das ruhende aber Auge sieht keinen Raum. Dies ist in der Erfahrung etwas schwer zu erkennen, weil wir so leicht den längst bekannten Raum erschleichen und einschieben. Doch versuche man, ganz starr vor sich hinzusehen; man wird spüren, dafs der Raum schwindet, und dafs, im Bemühen, ihn wieder zu gewinnen, man sich über einer kaum merklichen Bewegung des Auges ertappen kann. Beym Beschauen neuer Gegenstände ist übrigens die unaufhörliche Regsamkeit, womit der Blick die Gestalt umläuft, sehr leicht wahrzunehmen.

Die räumliche Auffassung liegt also nicht in der allerersten, unmittelbaren Wahrnehmung, hier *kann* sie nicht liegen, denn es ist evident, dafs die vollkommne Intensität des Vorstellens, so lange noch die Vorstellungen in eine einzige Masse zusammenschmelzen, und so lange jede für alle nur einen *einzigen*, *gleichen nisus* der Reproduction aufzubieten hat, alle Räumlichkeit aufhebt. Vielmehr kommt allerdings aus dem Innern etwas [128] hinzu, welches der Wahrnehmung die räumliche Form giebt. Aber dieses Etwas ist nicht ein Seelenvermögen: sondern es sind die schon vorhandenen Vorstellungen, welche in ihrem Wieder-Hervortreten ein gewisses Gesetz befolgen; ein Gesetz der Ordnung, nach welchem jede auf das Hervortreten der Mit-Verbundenen wirkt. Sofern nun die augenblickliche Wahrnehmung mit diesen schon geordneten Vorstellungen verschmilzt, wird sie selbst geordnet; und ist daher allerdings die fortdauernde Wahrnehmung in einem beständigen Uebergange zur räumlichen Form begriffen.

Man kann nun das *Auge* und den *Finger* aus der Voraussetzung weglassen: so bleibt übrig, dafs die Seele auf irgend eine Weise, (wenn man will, blofs aus sich selbst,) Vorstellungen erzeuge, die auf die nämliche Weise, wie jene, mit einander zuvörderst verschmelzen; worin noch nichts Räumliches liegt; dafs alsdann andere und wieder andere Vorstellungen eintreten, während jene, nun auch verschmelzend mit den hinzukommenden, im Bewufstseyn sinken, (statt der vorigen Annahme, das Auge bewege sich vorwärts;) dafs die Seele noch einmal neue, aber den erstern völlig gleichartige, Vorstellungen erzeuge, (vorhin: dafs das Auge rückwärts gehe;) woraus denn folgt, dafs die Gesunkenen wieder hervortreten. Wenn man nun alle Umstände so annimmt, dafs die Verschmelzung die nämliche werde, wie unter Voraussetzung des sehenden Auges und des tastenden Fingers: so wird der Erfolg ebenfalls der nämliche seyn müssen; indem jede Regung einer Vorstellung in ihrem eignen Hervortreten zugleich alle, von ihr ausgehenden, Verschmelzungshülfen anregt. — Diese Erklärung kann also auch der Idealist und der Leibnitzianer gebrauchen; aber die besondere angeborne Anlage, nach welcher die menschliche Seele nun einmal eigensinniger Weise soll genöthigt worden seyn, sich alles räumlich vorzustellen, was ihr Sichtbares und Fühlbares vorkommt, diese mufs er weglassen.

[129] [Im Zusammenhange der ganzen Metaphysik kann es übrigens

bestimmt behauptet werden, dafs wir die äufsern Gegenstände darum räumlich geordnet wahrnehmen,[1] weil sie wirklich räumlich geordnet sind. Denn jenes Reproductions-Gesetz hängt von den vielfach abgestuften Verschmelzungen ab; die Verschmelzungen hängen von der Wahrnehmung ab; woher kommt nun der Wahrnehmung dieses Abgestufte? Aus der allgemeinen Metaphysik weifs man, dafs in der Seele gar nichts dafür prädisponirt seyn kann, dafs vielmehr die Wahrnehmungen sich nach Störungen der Seele durch von ihr verschiedene Wesen richten, dafs in diesen Störungen keine andre Regelmäfsigkeit seyn kann, als solche, die aufser der Seele, und unabhängig von ihr, begründet seyn mufs, man weifs endlich eben daher, dafs man den Wesen einen intelligibelen Raum zugestehen mufs, in welchem sie sich bewegen, und dafs nach ihren Bewegungen sich ihre Störungen unter einander, folglich auch diejenigen Störungen richten, welche die Seele erleidet. Dem gemäfs entscheidet die Räumlichkeit, welche den Wesen (zwar nicht als reales Prädicat) zukommt, auch über diejenige *erscheinende* Räumlichkeit, welche die Seele ihren *sinnlichen* Vorstellungen zuschreiben mufs.]

Die gegebene Erklärung ist noch nicht entwickelt; man kann sie aber entwickeln vermittelst der Bestimmung des Reproductionsgesetzes, das sich aus den schon angeführten Untersuchungen der Mechanik des Geistes ergeben wird. Es ist also in unserer Gewalt, dasjenige nachzuweisen, was bey den räumlichen Auffassungen in uns vorgeht; ja es mufs möglich seyn, *für jede Figur, die wir im Raume wahrnehmen, das besondere, ihr zugehörige Gesetz anzugeben, vermöge dessen sie gerade als diese und als keine andere Figur erscheint.* Dies ist der Punct, woran die Erklärung aus vorausgehenden angebornen Formen in der Seele, nothwendig scheitert, indem daraus nicht klar wird, [130] warum ein Wahrgenommenes *so*, ein anderes *anders geformt* erscheine.

In die unabsehliche Weite dieser Untersuchungen mich zu verlieren, kann hier nicht meine Absicht seyn; nur etwas weniges werde ich hinzufügen, um die Gründe und das daraus zu Erklärende näher zusammen zu rücken.

§ 112.

Die Reproductionsgesetze, worauf hier alles beruht, lassen sich zwar bey gehöriger Vergleichung unserer Annahme mit den angeführten Sätzen aus den Grundlinien der Mechanik des Geistes, deutlich genug erkennen. Leichter fafslich aber läfst sich der ganze Gegenstand machen, wenn wir eine minder verwickelte Frage, deren Beantwortung zwar schon im § 100 gegeben worden, uns hier noch einmal vergegenwärtigen.

Es ist bekannt, dafs eine Reihe von Wahrnehmungen nicht blofs in Hinsicht der Materie des Gegebenen (der einzelnen sinnlichen Empfindungen), sondern auch *als Reihe*, als bestimmt geordnete Folge, vom *Gedächtnisse* aufbehalten wird. So beruhen die Worte nicht blofs auf Sprachlauten, sondern auf bestimmten Folgen von Sprachlauten; als solche werden sie behalten und verstanden, keinesweges aber verwechselt mit den mancherley Anagrammen, die man daraus machen kann.

---

[1] „darum geordnet wahrnehmen" . . . SW („räumlich" fehlt).

Wie geht es nun zu, — wie ist es nur denkbar, dafs dergleichen Reihenfolgen gemerkt und reproducirt werden? Nachdem die Total-Auffassung der gegebenen Reihe von Wahrnehmungen geendigt ist: machen alle dazu gehörige Partial-Vorstellungen ein intensives Eins. Und in dieses Intensive würde gerade dasselbe hineingekommen seyn, wenn in einer andern Folge die nämlichen und gleich starken Wahrnehmungen wären gegeben worden. Auch alsdann wären alle die nämlichen Vorstellungen in der Seele gewesen, geblieben, aufbehalten; auch alle mit allen verbunden; was unterscheidet denn noch jetzt, nachdem die Wahrnehmung sammt der ihr eigenthümlichen Succession vorbey ist, den davon [131] zurückgebliebenen Seelen-Zustand von allen andern, die durch eine andere Succession der nämlichen Wahrnehmungen konnten hervorgebracht werden? Ja was bewirkt eine so feine Unterscheidung, dafs wir sogar den Rhythmus, in welchem die gegebene Reihe der Wahrnehmungen fortschritt, mit aufbehalten?

Um die Antwort zu finden, überlegen wir zuerst blofs die Art der Verschmelzung für zwey auf einander folgende Wahrnehmungen; und halten uns der Kürze wegen an die Formel: $\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$, im § 86, worin das Wesentliche dessen, was die nachfolgenden Untersuchungen lehren, gleichsam vorbedeutet ist.

Die Wahrnehmung P gehe voran; die Wahrnehmung Π folge nach. Jede von beyden besteht aus einer Menge von momentanen Auffassungen während der Dauer des Auffassens. Jede momentane Auffassung von P beginnt augenblicklich zu sinken, nachdem sie gegeben war; (§ 95) und alle sind um etwas gesunken, — die frühern mehr als die späteren, indem Π eintritt. Die momentanen Auffassungen von Π sind im ungehemmten Zustande, indem sie schon anfangen, mit den zum Theil gehemmten von P zu verschmelzen. Folglich ist gewifs am Ende, der Rest ϱ von Π, gröfser als der mit ihm verschmolzene Rest r von P; wenn wir übrigens P und Π gleich setzen. Nun mögen beyde Vorstellungen im Bewufstseyn sinken. Gesetzt aber, es erhebe sich eine von beyden aufs neue: so wird ein Unterschied sein in der Reproduction der einen durch die andre, je nachdem sich P oder Π wieder erhob.

P trete zuerst hervor: so strebt es, das Quantum ϱ zu reproduciren, die Kraft aber, die es anwendet, ist nur $= r$. *Diese schwache Kraft soll ein grofses Werk vollbringen; dazu nimmt sie sich viel Zeit*, wie in der Formel zu erkennen ist.

Π trete zuerst hervor: so strebt es, das Quantum ϱ zu reproduciren Die Kraft, die es dazu anwendet, ist $= \varrho$; [132] und statt $\varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$ kommt nun $r\left(1 - e^{-\frac{\varrho t}{P}}\right)$. *Die Wirkung der stärkeren Kraft eilt jetzt viel schneller ihrer minder weit gesteckten Gränze zu.*

Statt P und Π nehmen wir jetzt eine Folge von Wahrnehmungen, a, b, c. Hier wird das sinkende b zugleich mit dem mehr gesunkenen a und dem minder gesunkenen c vorschmolzen seyn. Gesetzt, nach einer Weile

werde eine, dem *b* gleichartige Vorstellung neu gegeben: so erhebt sich *b*, und mit ihm zugleich *a* und *c*, aber auf verschiedene Weise. Nämlich *b* ist jetzt für *a*, was zuvor *II* für *P*, aber zugleich ist *b* für *c*, was vorhin *P* für *II*. *Also b hebt a schneller, aber minder hoch; es hebt zugleich c langsamer, aber höher.* Dadurch wird *a* wie ein vorangehendes, *c* wie ein nachfolgendes vorgestellt.

Oder aber, es werde eine, dem *a* gleichartige Vorstellung neu gegeben. So hebt sich *a;* aber in so fern auf verschiedene Weise, als von *a* mehr verschmolzen ist mit *b* wie mit *c*, *daher es b schneller, aber darum nicht höher hebt als c.* So läuft hier die Reproduction in der nämlichen Folge, worin die Wahrnehmung gegeben war. — Dieses mufs man näher bestimmen durch die Untersuchungen über das Maximum und das nachfolgende Sinken der reproducirten Vorstellung (§ 88 u. s. w.).

Oder endlich, es werde eine dem *c* gleichartige Vorstellung neu gegeben: so erhebt sich *c*, und reproducirt *a* und *b*. Nun war *c* mit diesen beyden zugleich verschmolzen; dabey befand es sich selbst in einerley Zustande, allein ein gröfseres Quantum von *b*, ein kleineres von *a* ist mit *c* verschmolzen. Die Geschwindigkeit also, welche *c* dem *a* und dem *b* ertheilt, ist eine und dieselbe Function der Zeit, allein mit einer verschiedenen Constante; und *es wird dadurch ein gröfseres Quantum von b als von a gehoben.* Die Erinne[133]rung an das Mehr-vergangene ist schwächer als die an das Näherliegende. *Diese Reproductionsgesetze müssen ganz genau gemerkt werden.*

Nun wird man auch die Reproduction der Rhythmen begreifen können. Man mag *a*, *b*, *c*, als Noten von verschiedenem Zeitwerthe betrachten: so ist nur nöthig zu bedenken, dafs bey längern Noten die ersten momentanen Aufffassungen, (welche wegen der abnehmenden Empfänglichkeit die stärksten sind,) mehr Zeit haben zu sinken, bevor sie mit den nachfolgenden Noten verschmelzen, und dafs sie eben deshalb langsamer reproduciren; dagegen die kürzeren Noten aus dem umgekehrten Grunde eine schnellere Reproduction des Nachfolgenden bewirken.

Uebrigens ist wohl zu bemerken, dafs wir hier nur eine Reproduction in ähnlicher Folge haben, als worin die Wahrnehmung gegeben wurde; also eine *Vorstellungs-Reihe;* aber noch keine Vorstellung des Successiven als eines solchen, vielweniger eine Vorstellung der Zeit selbst. Dies mufs unter andern deshalb beachtet werden, damit es nicht scheine, als ob die Vorstellung des Räumlichen, die auf einem *successiven* Vorstellen *beruht*, deshalb die Vorstellung von etwas Successivem *als Merkmal enthalte.*

§ 113.

Von dem Vorstehenden die Anwendung auf das Räumliche zu machen, ist leicht. Eine bunte Fläche gehe in gerader Richtung vor dem Auge vorüber, — oder auch, es sey das Auge, was sich umgekehrt bewege, und die Fläche bleibe in Ruhe: so würde hiebey, ganz wie oben, eine Folge von Wahrnehmungen entstehen, wenn jedesmal *nur* der Mittelpunct des Gesichtsfeldes sichtbar wäre, und alles Umgebende völlig finster. Statt dessen ist der mittlere Theil des Gesichtsfeldes *am meisten* sichtbar: das seitwärts Liegende aber ist um desto unbedeutender, weil nach der Hem-

mung die Reste der Vorstellungen verhältnifsmäfsig noch weit mehr an Stärke [134] verschieden ausfallen, als die Vorstellungen selbst. (Man vergleiche § 44.) So nun entsteht zwar etwas mehr verwickeltes, aber doch ähnliches, wie vorhin.

Aber das Auge, wenn es eine Gestalt auffassen will, bewegt sich, wie schon oben erinnert, nicht in Einer geraden Linie, sondern es läuft hin und wieder. Durch jede Bewegung vorwärts erzeugt sich eine Menge von Reproductionsgesetzen; durch jede Bewegung rückwärts werden sie wirksam, wegen des erneuerten Anblicks des früher Gesehenen. Was ist schneller, als die Bewegungen eines geübten Auges;* und was also wird schneller fertig als eine räumliche Auffassung?

Da aber der Begriff des Raumes auf dem Merkmale des *Aufsereinander* beruht, so wollen wir jetzt noch genauer die psychologische Möglichkeit erwägen, dafs etwas als aufsereinander könne wahrgenommen werden.

Das Aufsereinander erfordert *einen Punct aufser dem andern;* und strenge genommen weiter gar Nichts, nicht einmal ein *Mittleres zwischen beyden;* wie sogleich daraus erhellt, dafs, wofern ein solches Mittleres vorhanden ist, alsdann *dasselbe* sich *aufser Jedem der beyden*, dadurch getrennten, Puncte, befindet, folglich zur Darstellung des Aufsereinander nun schon Einer der beyden Puncte überflüssig wird, und die *einfachste* Darstellung des Aufsereinander schon überschritten ist. Woher es nun komme, dafs dennoch die Phantasie sich sträubt, sich etwas als Aufsereinander vorzustellen *ohne* ein Mittleres dazwischen, — wobey ihr noch obendrein Geometer und Philosophen so kräftig als möglich das Wort geredet haben, — davon wird sich der Grund auf dem Wege der psychologischen Forschung entdecken.

[135] Ferner, das Aufsereinander erfordert *gleichmäfsiges Vorstellen beyder*, aufsereinander gelegenen Puncte. Denn es seyen a und f die beyden Puncte: so ist nicht minder f aufser a, als a aufser f; beyde tragen gleichviel bey zu dem Aufsereinander; und dasselbe schliefst die Vorstellung beyder in gleichem Grade in sich.

Es kann scheinen, als würde dieser letzte Umstand sich aus den erwähnten Reproductionsgesetzen nicht hinreichend erklären lassen. Denn das beschriebene successive Vorstellen reproducirt zwar von jedem Puncte aus die übrigen, näheren und entfernteren, in ihrer Ordnung; aber dabey ist die Vorstellung Eines Punctes die reproducirende, diejenige also auch, welche vor allen andern lebhaft hervortritt, während da, wo wir zweyer Puncte Entfernung auffassen, unserer Meinung nach keiner von beyden vorherrschend soll aufgefafst werden.

Dennoch gebe man Acht auf sich selbst, was da vorgehe, wo man die Entfernung zweyer Puncte mit den Augen messen will. Man wird wohl wahrnehmen, dafs es Mühe kostet, den einen Punct nicht mehr noch weniger als den andern zu sehen, und einen ruhigen Blick auf beyde gleich-

* Hiebey darf man nicht gerade voraussetzen, das Auge gehe genau auf *einer* Linie vorwärts und rückwärts; welches vielmehr sehr selten geschehn wird. Aber jede, auch die kleinste, *krummlinigte* Bewegung geht vorwärts und rückwärts in Ansehung des Perpendikels auf die Sehne des Bogens.

mäfsig zu vertheilen. Man wird sich leicht überzeugen, dafs ursprünglich das Auge zwischen beyden hin und hergeht, dafs es die Entfernung vorwärts und rückwärts durchläuft; dafs dadurch *zwey Reproductionsgesetze* gebildet werden, indem *jeder von beyden Puncten*, erst das Mittlere, Zwischenliegende, und dann den andern Punct reproducirt. Man wird einsehn, dafs erst nachdem das hiemit verbundene *zwiefache* successive Vorstellen sich ins Gleichgewicht gesetzt hat, erst *nachdem beyde entgegengesetzte Reproductionen wider einander zu laufen beginnen*, jene gleichmäfsige Vorstellung des Aufsereinander möglich wird; die also noch weiter von der ursprünglichen, gegebenen Empfindung absteht, als das erste Auseinandertreten, die erste räumliche Ausbreitung des Wahrgenommenen. Daher würde man das eigent[136]liche und vollkommene Aufsereinander besser einen *Begriff*, als eine *Anschauung* nennen.

In dieser Erläuterung haben wir nun schon angenommen, es gebe zwischen den beyden Puncten ein Mittleres; dieses Mittlere werde durch die Vorstellung eines jeden seiner Endpuncte eiliger reproducirt, als der andere Endpunct; und so schiebe eine jede Reproduction das Mittlere gerade so zwischen die Endpuncte, wie es wirklich dazwischen liegen möge. Sollten wir nun dieses Zwischenliegende gar nicht entbehren können? Sollten die Puncte wirklich in einander schwinden, wenn das Zwischenliegende wegfiele? Und ist es denn wirklich nicht möglich, sich zwey nächste Puncte, genau *an* einander liegend, vorzustellen?

Gewifs ist es unmöglich, so lange wir in dem Kreise der hier beschriebenen, sinnlichen Vorstellungsart verbleiben.

Denn das räumliche Vorstellen beruht, wie wir gesehen haben, auf einer abgestuften Verschmelzung einer Vorstellung mit einer Reihe anderer Vorstellungen. Wenn nun die Vorstellung a verschmolzen ist durch ihren Rest r mit b, durch ihren kleineren Rest r' mit c, durch ihren noch kleineren Rest r'' mit d, u. s. w. was würde nöthig seyn, damit c und d so nahe erschienen, dafs nichts mehr dazwischen Platz hätte? Nichts geringeres, als dafs zwischen den Resten r' und r'' kein mittlerer, folglich zwischen den durch sie bestimmten Reproductionsgesetzen für c und d ebenfalls kein mittleres Statt finden könnte. Nun aber besteht die Vorstellung a gewifs nicht aus den Differenzen ihrer Reste; sie besteht überhaupt nicht aus Theilen; sondern verschiedene Grade der Verdunkelung erleidet sie zufälligerweise durch andre Vorstellungen; und sie kann deren unendlich viele erleiden. Und *diese unendlich vielfache Möglichkeit, zwischen je zwey Resten, wie r' und r'', noch unzählige andre zu bestimmen, die ebenfalls ihre Verschmelzungen eingegangen seyn könnten, ist der Grund* [137] *der unendlichen Theilbarkeit des sinnlichen Raums.*

Dieser psychologische Grund hat mit den geometrischen Gründen für die unendliche Theilbarkeit des Raums nicht das geringste gemein; aber er unterstützt, unerkannt, den *Glauben* an die letztern auf das kräftigste, indem jede Bemühung, sich ein *sinnliches Bild* von einander liegenden Puncten zu machen, unfehlbar mislingt; welches denn, etwas übertrieben, so ausgesprochen zu werden pflegt: wir können uns keine aneinander liegenden, und doch gesonderten Puncte *gedenken.* — Wenn nun auf der andern Seite die Metaphysik zeigt, dafs man sich ein *Continuum*

nicht denken könne, und dafs der Begriff des Aufsereinander völlig verdorben werde, sobald man sich erlaube, aneinander liegende Puncte für ineinander schwindend auszugeben, wobey man Extension und Intension vermische: so ist es nicht die gröfsere Gründlichkeit der Geometrie, sondern es ist ein psychologisch erklärbares Vorurtheil, welches die Untersuchungen der Metaphysik zurückweis't. Eigentlich ist gar kein Streit zwischen der Geometrie und Metaphysik über das Continuum; denn auch die Metaphysik kommt in ihren Constructionen auf dasselbe; sie kann es nur nicht als primäre Vorstellungsart zulassen, sondern mufs es in den Rang der secundären verweisen; daher sie denn auch nicht duldet, dafs geometrische Raumbegriffe unmittelbar auf die Materie, als das, wenigstens scheinbare, Reale im Raume, angewendet werden. *

§ 114.

Jetzt noch einige, zum Theil sehr nothwendige, und für die richtige psychologische Theorie des Raums unentbehrliche Bemerkungen über das Auffassen der *bestimmten Gestalten* im Raume.

Erstlich: Keine Gestalt wird gesehen, ohne Gegensätze im Farbigten. Man denke sich eine Figur mit [138] unsichtbarer Tinte gezeichnet. Die Figur ist vorhanden; ihr Umrifs wird auch *gesehen*, aber er wird nicht eher *unterschieden*, als bis durch ein hinzukommendes Mittel die Zeichnung eine, von der übrigen Fläche abstechende Farbe bekommt. Diese abstechende Farbe hält den Blick an, der über die Fläche forteilen will; sie fängt gleichsam das Auge innerhalb des Umrisses, und macht es an demselben herumlaufen; dadurch wird die Gestalt erkannt.

Zweytens: schon ein einziger abstechender Punct wird bemerkt auf einer gleichfarbigen Fläche;** und ein einziger Flecken wird um so auffallender, je reiner übrigens die Fläche ist. Was geht hier vor? Diese Frage kann durch die blofse Erwähnung des Contrastes nicht beantwortet werden; denn wenn man auch mit dem Worte *Contrast* einen bestimmten Begriff verbindet, so mufs man sich doch wundern, dafs die ganze Masse des Vorstellens, welches die Auffassung einer weifsen Fläche erzeugt, nicht die schwache Vorstellung eines kleinen, dunkeln Punctes beynahe gänzlich hemme; man mufs sich wundern, dafs, scheinbar gegen alle statische Gesetze, die schwache Vorstellung sogar vorzugsweise heraustrete. Wir erinnern uns hier vor Allem der abnehmenden Empfänglichkeit für die Wahrnehmung der, überall entgegenkommenden Farbe der Fläche; der mehr geschonten Empfänglichkeit für die Auffassung des einzelnen Punctes. (Vergl. § 94.) Ferner: indem der Blick, die Fläche durchlaufend, an den Punct stöfst, erleidet die Vorstellung der Farbe der Fläche ein plötzliches Sinken, (§ 77). Ueberdies verschmilzt die Vorstellung des Punctes mit jener der Fläche, (nämlich mit jener Stelle der Fläche in einem eigenen, bestimmten Grade,) und zwar erhält sie hier eine sehr beträchtliche [139] Verschmelzungshülfe, (vergl. § 69). Rückt also der Blick wieder über den Punct hinaus,

* *De attractione elementorum*, § 17—27. [Bd. III, S. 172 ff., vorl, Ausg.]

** Ohne abstechende Puncte würde ursprünglich gar keine Fläche gesehen; denn die Stellen der Fläche unterscheiden sich nur durch die verschiedene Verschmelzung mit dem Abstechenden.

oder fafst er auch nur zugleich mit demselben das Umliegende auf: so treiben doch, wegen der Verschmelzung, alle neuen Auffassungen der Fläche die, zwar zum Sinken gedrängte, Vorstellung des Punctes wieder hervor, in so fern sie die frühern, ihnen gleichartigen, aber mit jener verschmolzenen, Vorstellungen fortdauernd beleben. Hieraus kann man erkennen, was in der Seele vorgehe, indem sie beschäfftigt ist im Merken auf den Punct in der Fläche.

Drittens: die Richtung des fortlaufenden Blickes durchschneide eine auf der Fläche gezeichnete Linie (oder auch den Umrifs einer Gestalt). Das Auge wird an der Linie fortlaufen; und zwar in einem stumpfen Winkel gegen seine vorige Richtung. Denn es wird Anfangs, indem der Blick die Linie schneidet, gleichsam von zwey Kräften getrieben; eine davon ist eben jene Verschmelzungshülfe, welche auch schon auf den einzelnen Punct das Auge zurückwirft; die aber jetzt nur nöthig hat, senkrecht auf die, überall gleichgefärbte Linie das Auge, nachdem es die Linie durchschnitten hatte, oder zu durchschneiden im Begriff war, zurückzuwenden; anstatt der andern Kraft dient die einmal vorhandene Geschwindigkeit des forteilenden Blickes. Diese Zusammenwirkung ändert unaufhörlich, und sehr schnell, die Direction, in welcher der Blick fortgeht, bis die letztere mit der Linie zusammentrifft. Man mufs dabey bedenken, dafs der Anfang der Abänderung nicht erst dann geschieht, wenn der Mittelpunct des Gesichtsfeldes auf die Linie trifft, sondern sobald der Contrast zwischen der Linie, und dem jenseits gelegenen Theile der Fläche merklich werden kann.

Viertens: in geringer Entfernung von der Linie sey gleich Anfangs ein Punct anfgefafst, und dessen Vorstellung, wie sich versteht, verschmolzen mit den übrigen Auffassungen. Indem das Auge an der Linie fortläuft, entfernt es sich von diesem Puncte; die Vorstellung des[140]selben wird gehemmt, aber eben dadurch gespannt, und dasselbe begegnet der Verschmelzungshülfe. Zugleich nimmt die Empfänglichkeit für die Auffassung der überall gleichfarbigen Linie ab. Abgesehen nun von andern, etwa störenden Umständen, kommt ein Augenblick, wo die Vorstellung des Punctes mächtiger vordringt, als dafs die fortgehende neue Auffassung sie zurückhalten könnte; dann sucht das Auge den Punct; es kehrt zurück, und fafst ihn mit der durchlaufenen Strecke der Linie zusammen.

Fünftens: das eben beschriebene wird mannigfaltiger und verwickelter, wenn mehrere Puncte der Linie gegenüber stehn; wenn mehrere Linien neben einander sichtbar sind; wenn diese Linien zusammenhängen, oder in allerley Richtungen einander kreuzen. Es wird nicht blofs mannigfaltiger, sondern auch bequemer, wenn die Linien gekrümmt sind, so dafs sie das an ihnen fortlaufende Auge von selbst auf die gesuchten Puncte zurückführen; wie z. B. die Kreislinie, die das Auge niemals weiter vom Mittelpuncte entfernt. Hieraus kann man beurtheilen, was geschehn müsse, wenn in einem Kreise ein Punct sichtbar ist, aber nicht in der Mitte; oder wenn der Kreis unrichtig gezeichnet ist. So etwas ist *häfslich*; und wir sind also hier an der Pforte der *ästhetischen Urtheile* über das Räumliche.

Ueberhaupt aber ist kein Zweifel, dafs es müsse *a priori* bestimmt und berechnet werden können, welche Bewegungen, welches Umherlaufen des Blickes, einer jeden Gestalt zukomme, unter der Voraussetzung, dafs das Auge sich der Gewalt hingebe, und keinem fremden Antriebe folge.

Eben so gehört zu jeder Gestalt ein endlicher Ruhepunct für das Auge, dem es im Umherlaufen sich wenigstens annähern soll. Wäre jenes und dieses bekannt, so würde man dem ungeübten Auge seine Wege vorzeichnen, es würde einen Unterricht im Sehen geben können. Wäre die Pädagogik weiter ausgebildet, als sie ist, so müfste man hierauf in Rücksicht der Anschauungsübungen aufmerksam machen.

[141] Uebrigens liegt in dem Ganzen dieser Bemerkungen eine physiologische Voraussetzung, nämlich *dafs sich das Auge dem Antriebe der Vorstellungen gemäfs bewege.* Dies geschieht eben so gewifs, als wir die Hand nach den begehrten Gegenständen ausstrecken; die Gründe des einen und des andern aber werden eine allgemeine Beleuchtung erhalten im letzten Abschnitte dieses Buchs.

Man wird nach diesen Vorerinnerungen nun leichter die Wirkung derjenigen, aus der Erfahrung bekannten, Umstände beurtheilen können, von welchen die Auffassung eines *räumlichen Ganzen* abhängt. Deren sind, nach Beyseitsetzung der Begriffe, die etwan auf einen Gegenstand möchten übertragen werden, — hauptsächlich vier, die geschlossene Gestalt, die gegen den Hintergrund abstechende Farbe, die Beschäfftigung des Auges nnerhalb des Umrisses, und, was am wichtigsten ist, die *Bewegung des Ganzen vor dem Hintergrunde.*

In Ansehung der geschlossenen Gestalt können diejenigen Figuren Zweifel erregen, deren Umrifs nur durch nahe stehende Puncte angedeutet wird. Das Auge springt hier leicht über die Zwischenräume weg; man könnte fast sagen, es fülle sie aus; wenn sie nicht um gar zu grofse Abstände von einander entfernt sind. Verschiedene Ursachen wirken dabey zusammen. Theils verschmilzt sogleich die Vorstellung eines Puncts mit den nächsten des Hintergrundes, wohin das Auge von ihm kommt; theils wird der Punct noch fortdauernd gesehen, weil das Gesichtsfeld nicht aufs Centrum beschränkt ist; und, dadurch gehoben, wird die Vorstellung des Puncts, die zugleich wegen der Auffassung des Hintergrundes sinken soll, in den Zustand des *Begehrens* versetzt (§ 104), theils endlich giebt es eine physiologische Nachwirkung des Reizes im Auge, wie jene, vermöge deren eine glühende Kohle, im Kreise geschwungen, den ganzen Kreis leuchtend auszufüllen scheint. — Kommt das Auge aus [142] der Mitte der Figur gegen die Gränze hin: so bewegt sich das *ganze* Gesichtsfeld, als eine ungetheilte Einheit; daher können selbst Puncte die Fortschreitung aufhalten.

Was die Färbung anlangt: so dürfte man beynahe den Satz aufstellen, dafs entweder der Gegenstand, oder der Hintergrund, schlicht seyn müssen, damit die Figur zusammengefafst werde. Sind beyde bunt: so giebt es keine zulängliche Bevestigung der Gränzen; an welche anstofsend, der Blick zurückkehren sollte. Dies wird am stärksten dann empfunden, wenn viele krumme Linien sich in einander einwickeln. Wer kennt nicht das Geschlinge der Himmelskarten, und die Beschwerde, die man überwinden mufs, um die Figuren aus dem allgemeinen Gewirre herauszusondern?

Die Beschäfftigung des Auges innerhalb der Figur setzt voraus, dafs *Figur in Figur*, eine Zeichnung in der andern, enthalten sey; wodurch der Blick selbst innerhalb des Umrisses vielfältig aufgehalten, zurückgeworfen, umhergeführt wird; wie es bei den allermeisten sinnlichen Gegenständen

der Fall ist, über die man nicht so leicht hinwegkommt, wie über eine einfache geometrische Zeichnung. Die Wirkung der in einander eingeschalteten Figuren ist im Allgemeinen eine verstärkte Auffassung durch die Verweilung; während über eine ganz einfarbige Fläche das Auge sehr schnell hinweggleitet; da es mit schon erschöpfter Empfänglichkeit noch immer dasselbe sieht: die nähern Bestimmungen dieser Wirkung können sehr mannigfaltig seyn. Es kommt alles darauf an, wie die verschiedenen Reproductionsgesetze, welche aus den einzelnen Zügen der Zeichnung entstehn, zusammen passen. Je nachdem sie einander im Ablaufen der Reihen begünstigen oder widerstehen, ist der Gegenstand *schön* oder *häfslich*. Ein leichtes Beyspiel der Begünstigung geben die vielen Parallelen in Werken der Architectur, die durch ein einziges schief liegendes Parallelogramm könnten entstellt werden, wie etwa durch ein schiefes Fenster, u. d. gl.

[143] Endlich die Bewegung des Ganzen vor seinem Hintergrunde, (sey sie auch nur scheinbar, wie wenn uns im Spazierengehn ein Baum vor der dahinter liegenden Landschaft vorüberzuwandeln scheint,) hat offenbar die Folge, dafs sich das Ganze losreifst von der Umgebung. Allein diesen Punct müssen wir, der Folgen wegen, genauer überlegen.

Aehnliche Reproductionsgesetze, wie die zwischen den Partialvorstellungen des Ganzen, verknüpfen auch die Vorstellung des Ganzen mit denen der Umgebung. Wer den Spiegel an der Wand erblickte, der wird an der Wand zuverlässig vermöge der Reproduction den Spiegel vermissen und suchen, nachdem derselbe weggenommen ist. Hängt aber nunmehr der Spiegel an einer neuen Wand: so entsteht eine neue Verschmelzung. Wird die Stelle des Spiegels abermals verändert: so sollten jene beyden Wände, als seine Umgebung, zugleich reproducirt werden; allein schon jetzt entsteht eine Hemmung unter den Reihen, welche stets gröfser wird, wenn der Spiegel seinen Platz noch öfter verändert. Von der solchergestalt allmählig vollständiger erfolgenden *Isolirung* der Vorstellungen war schon im § 101 die Rede; allein dort konnte noch nicht derjenige Hauptumstand ins Licht gesetzt werden, welcher die Vorstellungen des Räumlichen als solche betrifft.

Es bewege sich ein Gegenstand continuirlich vor einem bunten Hintergrunde vorüber. Da seine stets veränderte Umgebung immer mit ihm verschmilzt: so mufs in der gesammten Reproduction aller Umgebungen sich endlich jede bestimmte Zeichnung und Färbung durch gegenseitige Hemmung auslöschen; aber das Gemeinsame aller dieser Reproductionen, nämlich die Ordnung des Zwischenliegenden, also die Räumlichkeit, mufs dennoch bleiben. Daher nun der *Raum selbst*, in welchem wir jeden sichtbaren oder fühlbaren Gegenstand, als in eine unbestimmte Umgebung, hineinversetzen, sobald wir ihn denken! Was ist dieser Raum? Nichts anderes als eine [144] unzählbare Menge höchst gehemmter Reproductionen, die von dem Gegenstande nach allen Richtungen ausgehn.

Nachdem für eine Menge gesehener Gegenstände ein solcher Umgebungs-Raum in der frühesten Kindheit einmal war erzeugt worden: konnte es nicht fehlen, dafs jede neue Gesichtsvorstellung, indem sie ihre ganz oder nahe gleichartigen zurückrief, sich auch in deren Umgebungsraum versetzte, sich etwas davon aneignete. Für das reifere Alter hat sich ein

solcher Ueberflufs an leerem Raume gesammelt, dafs wir gegenwärtig auf ihm alle unsre Bilder zeichnen, ihn durch sie bestimmen.

Hierauf nun endlich gründet sich ein sehr merkwürdiges psychologisches Phänomen, nämlich die *Reproduction wegen der Gestalt.* Sie ist etwas so Alltägliches, dafs man sie an einem ganz leichten Beyspiele zureichend erkennen wird. Es ist uns gleich, ob eine Schrift schwarz auf weifs, oder (auf der Schiefertafel) weifs auf schwarz vor unsern Augen liegt; wir lesen sie auch eben so leicht, wenn sie mit rother Tinte, oder mit goldenen Buchstaben geschrieben ist. Wie kann das seyn? Sicherlich nur durch eine Reproduction der einmal bekannten Zeichen. Aber wer die schwarzen Buchstaben gelernt hat, wie können dem diese schwarzen Figuren wieder einfallen, wenn er die rothen oder die goldnen sieht? Zwischen den einfachen Empfindungen *roth* und *schwarz* ist Hemmung; das Gegentheil der Reproduction. Diese letztere konnte *unmittelbar* durchaus nicht erfolgen; gleichwohl geschieht sie mit gröfster Leichtigkeit. Also ist ein Mittelglied dazwischen getreten; und dies ist eben jenes dunkle Raumbild, welches sich auf gleiche Weise an Rothes und Schwarzes anschliefst, und aufgerufen vom einen, sogleich das andere herbeyführt, von welchem es eine ähnliche Bestimmung erhielt. Es ist der gemeinste Stoff, den wir haben, viel wohlfeiler als alle sinnlichen Empfindungen; wir verarbeiten ihn unaufhörlich, mengen, versetzen und verfälschen alles mit ihm, — und kennen ihn doch nicht, wenn er uns [145] in der Metaphysik als ein unendliches Nichts entgegentritt!

Dafs nun mit der *Reproduction wegen der Gestalt* auch *Hemmung wegen der Gestalt* verbunden seyn kann, versteht sich von selbst. Und hier schliefst sich diese Untersuchung an jene gegen das Ende des § 100.

Anmerkung.

Ueber räumliche Constructionen.

Der Raum hat in seinem Ursprunge nur *zwey Dimensionen;* er ist eine Ebene. Beym ersten Entstehen des räumlichen Vorstellens bildet sich sogar nur eine *Linie*, und zwar eine *gerade;* denn das erste Reproductionsgesetz erzeugt sich nur in so fern, als in der Bewegung des Gesichtsfeldes ein Vorwärts und Rückwärts angenommen werden kann (§ 111). Und dieses Reproductionsgesetz ist Anfangs nur eins; seinem Wege kann man nur zwey völlig entgegengesetzte Richtungen zuschreiben. Allein das räumliche Auffassen des Gefärbten oder Betasteten ist noch keine Vorstellung *des Raumes selbst;* der, wie vorhin gezeigt. erst von der Bewegung der Gegenstände auf ihrem Hintergrunde allmählig erzeugt wird. Wenn es dahin kommt: dann ist längst das Vorwärts und Rückwärts nach allen Richtungen in der Ebene des Gesichtsfeldes geläufig geworden. Hingegen die dritte Dimension kann bekanntlich ursprünglich nicht gesehen werden; man mufs sie als etwas hinzukommendes um so mehr betrachten, da die Vorstellungen des ganzen vollständigen Raumes sich in die drey Combinationen: *Länge und Breite, Länge und Dicke, Breite und Dicke,* immer wieder auflöset.

Man setze nun einen Punct auf die Ebene. Dieser Punct, als im Raume befindlich, ist der Anfang aller möglichen Richtungen in der Ebene; und

die Vorstellung desselben steht im Begriff, nach allen Richtungen gleichmäfsig auseinander zu gehn. Der Punct ist [146] nichts anders als ein concentrirtes System aller Reproductionen, die zur Darstellung des Aufsereinander geeignet sind. Wer daran nicht glauben will: der versuche einmal den Punct *ohne* die Ebene, und überhaupt ohne alle Umgebung — das heifst, ohne alle davon ausgehende reihenförmige Reproduction zu denken. Das wird nicht gelingen; man kann den Punct nur *irgendwo* denken.

Man ziehe eine Linie. Das heifst, man bewege den Punct. Im ersten Beginnen dieser Bewegung wird demnach aus allen möglichen Reproductionen, die von ihm ausgehn konnten, *eine* hervorgehoben; aber die nunmehr hervortretende Vorstellung gleicht vollkommen der vorigen, daher betrachtet man sie als dieselbe, als den nämlichen Punct, von dem man sagt, *er, der eine und gleiche,* bewege *sich.* Also ist das ganze System von Richtungen, die von ihm ausgingen, von einerley Vorrückung ergriffen, und alles, was darin mag unterschieden werden, ist um gleich viel von der Stelle gekommen. — Soll nun die Vorrückung eben so gleichmäfsig fortgesetzt werden: so wird die Linie *gerade.* Und *die gerade Linie ist diejenige, deren Normalen* (oder andre von ihr seitwärts ausgehende Richtungen) *sich stets parallel fortbewegen während sie selbst gezogen wird.*

Es mag wohl sehr befremden, dafs ich den für so räthselhaft gehaltenen Parallelismus ganz unbedenklich in die Erklärung* der geraden Linie hineinbringe. Allein mit allem Respect gegen die Mathematiker, mit denen ich hier nicht gern streiten möchte, bitte ich, dafs man auf sich Acht gebe, was man thue, wenn man in Gedanken eine Linie zieht. Jedermann wird bekennen, dafs ihm dabey ein Raum vorschwebe, der *seitwärts* von [147] der Linie liegt, und den sie selbst in der Mitte durchschneidet. Dieser Raum gehört nun freylich nicht in die Erklärung, die man von der Linie *gern geben möchte,* um blofs die *in ihr* liegenden Merkmale anzugeben; aber er gehört sehr wesentlich zur psychologischen Beschreibung dessen, was im Geiste während des Ziehens der Linie vorgeht; denn die Puncte, zu denen man gelangt, wären nicht Raumpuncte, wenn sie nicht den *nisus* in sich trügen, nach allen Seiten zu reproduciren. Bewegt sich ein Punct, so nimmt er diesen *nisus* überall hin mit, wohin er kommt. Soll er sich selbst in diesem *nisus* nicht stören: so mufs die Linie gerade fortgehn, wie sogleich noch klärer werden wird.

Man ziehe zwey convergirende Linien. Bey der mindesten Convergenz, und indem man nur anfängt, ihr gemäfs den Zug zu beginnen, drängen und streiten schon die seitlichen Reproductionen wider einander, denn die Forderung der Convergenz bedeutet gerade so viel, als: man soll im Fortgange das, von beyden Linien her sich begegnende, *Zwischen-Schieben* (durch die Reproductionsgesetze) nunmehr vermindern; wodurch diesen Gesetzen offenbar Abbruch geschieht. — In dem Augenblicke, wo die Linien sich schneiden, wird den Reproductionen die gröfste Gewalt angethan; nach dem Durchkreuzen hingegen werden sie wiederum in Freyheit gesetzt.

* Eine *logische* Erklärung soll es überhaupt nicht seyn: sondern eine psychologische Bezeichnung des *nisus* in unsern Vorstellungen.

Und nun folgt eine andre Art von Anstrengung. Man mufs nämlich, um die sich immer weiter entfernenden Linien doch noch in Gedanken zusammenzuhalten, immer *mehr* zwischen sie einschieben; das heifst, man mufs sie selbst langsamer vorrücken lassen, damit den seitlichen Reproductionen Zeit gelassen werde, einander zu begegnen. Zieht man die Linien zu rasch: so entläuft eine der andern.

Man ziehe eine krumme Linie. Man soll also die Richtung, in der man fortgeht, jeden Augenblick ändern. Beym ersten Beginnen hatte man ohne Zweifel eine Richtung, das heifst, ein gleichmäfsiges Fortgehen [148] des Anfangspuncts mit allen seinen Reproductionen. Jede solche Reproduction, die, wenn man sie ins Bewufstseyn höher hebt, selbst eine Seitenlinie ergiebt, und *nun wiederum von jedem ihrer Puncte aus seitwärts reproducirt,* — war um gleichviel fortgeschoben; das heifst, sie war zum zweytenmale dargestellt, und so neben sich selbst gelegt, dafs die zuvor beschriebene Convergenz oder Divergenz nicht eintreten konnte. — Jetzt aber soll die erste Linie sich krümmen. Also müssen ihre correspondirenden Seitenlinien nunmehr die vorige Negation der Convergenz oder Divergenz verlieren; das heifst, sie müssen convergiren und divergiren; wobey eine Gewalt, die wir unsern Vorstellungen anthun, dunkel *gefühlt* wird. Daher wird das Krumme zum Symbol des Falschen und des Bösen; hingegen das Gerade zum Symbol des Rechten.

Man ziehe Parallelen, gleichviel ob krumme oder gerade. Hier kommen uns glücklicherweise die Mathematiker zu Hülfe; die den Parallelismus *krummer* Linien längst auf die seitliche gleich grofse Reproduction zurückgeführt haben, indem sie fordern, man solle alle Normalen einer Curve ziehen, hierauf gleiche Stücke abschneiden, und auf die Endpuncte verbinden, um die Parallele jener Curve zu haben. Warum denn bey den *geraden* Linien so grofse Umstände? —

Die Geometrie nimmt *den Punct, als liegend in der Ebene, und als beweglich in derselben,* an. Dieses ihr erstes Gegebenes, um dessen Ursprung sie sich nicht kümmert, sollte sie gleich Anfangs doch wenigstens *analysiren.* Statt dessen springt sie ab von der Sache; sie construirt zwey, drey, von einander unabhängige Linien, läfst sie zum Dreyecke zusammen stofsen, und meint nun erst recht in ihrem Elemente zu seyn, wenn sie anfangen kann, von der Congruenz der Dreyecke zu reden. Kein Wunder, dafs ihr hinterher die Begriffe fehlen, die sie übersprang, als es Zeit war, sie zu entwickeln. Bekanntlich kommen bey den Parallelen drey [149] Umstände vor, die zusammen gehören: das *Nicht-Schneiden, der gleiche Abstand, und die gleiche Richtung.* Diese drey Umsände mufsten gleich in der Construction der Parallelen mit gleicher Deutlichkeit, und in ihrer nothwendigen Verbindung, zugleich hervortreten; aber die künstlichen Mittel, durch die man sie hintennach zusammenfügen will, sind nichts als Nothbehelfe, welche selbst dann, wenn sie vor der geometrischen Kritik sich rechtfertigen könnten, (wenn das, was die Geometer unter dem Namen einer Parallelentheorie noch immer suchen, gefunden würde,) die frühere Vernachlässigung nicht wieder gut zu machen im Stande wären. Ich weifs nicht, ob ich es den Geometern werde recht machen können; aber auf folgendes will ich aufmerksam machen.

Die Ebene *umgiebt* den Punct, der *in* ihr liegt; und man kann *aus* ihm *in* sie treten. Man vollziehe dies Heraustreten mit der mindesten Bewegung, aber auf eine bestimmte Weise. Alsdann ergiebt sich:

1. Der Punct, den man verliefs, liegt nun *mitten zwischen* der Stelle, wohin man gelangt ist, und einer andern, von der man sich *genau um eben soviel entfernt* hat, als um wieviel man fortrückte. Geht man rückwärts, das heifst, tritt man wieder in den Punct, aus dem man kam, so nähert man sich jener Stelle um ebensoviel.

2. Bey der ersten Fortrückung hat man einen Theil der Ebene dergestalt durchschnitten, dafs dieselbe zu beyden Seiten liegen blieb; und man ist *neben* dem, was zerschnitten wurde, vorübergegangen. Ohne Zweifel konnte man auch in dieses Nebenliegende der Ebene aus dem Puncte übergehn; man kann also auch jetzt den gemachten Uebergang dergestalt verändern, dafs er in das Nebenliegende der einen oder der andern Seite eintrifft. Aber diese beyden Veränderungen sind entgegengesetzt; der erste Uebergang liegt *mitten zwischen* ihnen, die Veränderung nach der einen Seite hin ist also [150] Entfernung von der andern. Oder mit andern Worten: auch für die Drehung giebt es zwey Richtungen.

3. *Jeder* Uebergang liegt auf diese Weise zwischen zweyen andern. Die Ebene aber umgiebt den Punct gleichförmig. Also ist die Möglichkeit der Veränderung des Uebergehens allenthalben um den Punct herum gleichförmig; oder kurz, die Radien des Kreises um den Punct liegen allenthalben gleich dicht.

4. *Alle Krümmung ist Drehung: die gerade Linie aber verfolgt eben in so fern einerley Richtung, in wiefern sie die Drehung vermeidet.* Um dies einzusehn: überlege man nur die einfachste, — wenn man will, unendlich kleine Fortrückung. Da der Punct, welcher eine Linie beschreibt, jede Stelle, die er durchläuft, fortdauernd bezeichnet, (er wird nämlich in Gedanken überall da, wo er war, auch vestgehalten; sonst würde die gezogene Linie hinter ihm verlöschen): so versetzt er sich mit allen von ihm ausgehenden Richtungen von einem Orte zum andern. Beym Fortrücken nun zieht er jene eben zuvor (1) bezeichnete Stelle, von der man sich um eben soviel entfernt, als das Fortrücken beträgt, — hinter sich her; sie mufs in den vorigen Ort des Punets fallen, welcher genau die *Mitte ist zwischen* ihrem vorigen und seinem jetzigen Platze. *Dies liegt unmittelbar in dem Grundbegriffe des Zwischen, welcher der wahre Ursprung aller Reihenformen ist.* Wiederholt sich das Fortrücken: so zieht entweder der Punct wiederum dieselbe Stelle hinter sich her; — oder eine andre. Im letztern Falle geschieht zweyerley zugleich; vorn eine Krümmung, hinten eine Drehung. Im ersten Falle bleibt hinten die Richtung, und vorn geht die Linie gerade fort.

5. Man betrachte den Punct an zweyen Orten auf der geraden Linie, die er beschrieben hat. Man verändere an beyden Orten die Richtung um gleichviel; nach einerley Seite abwärts von der geraden. So ist die Richtung, die man beydemale erhält, eben so gewifs dieselbe, [151] als der Punct noch derselbe ist; weil auch alles Uebrige gleich ist. Zieht man nun gerade Linien in die zweymal erhaltene Richtung hinaus: so mufs auch diese Handlung des Ziehens als eine und dieselbe angesehen

werden, und beyde Linien müssen stets gleich lang seyn. Sie können sich nie schneiden, ja, ohne besondere Anlässe kann nicht der Gedanke ihres Schneidens entstehn, weil im Durchschnittspuncte verschiedene Richtungen zusammenstofsen mufsten; es soll aber keine Krümmung, also auch keine Drehung vorgefallen seyn. Der Eine, ungetheilte Actus des Ziehens beyder zugleich, führt die anfängliche Linie, welche ihre Entfernung zuerst bestimmte, (gleichviel ob unmittelbar oder vermittelst eines davon abhängenden Perpendikels) stets mit sich fort, so dafs von ihr die Fläche eines wachsenden Parallelogramms beschrieben wird. Dabey kann nie eine Drehung vorfallen. Denn jede der beyden Linien zieht immer nur einerley Stelle hinter sich her, deren Winkel gegen die anfängliche gerade, ein für allemal bestimmt ist. Geschähe aber das Ziehen ungleichmäfsig: dann freylich würde die Linie zwischen den jedesmaligen Endpuncten sich, indem sie die Fläche beschreibt, zugleich drehen; und dies müfste sich verrathen, indem man diejenigen Endpuncte zusammenfafste, die durch den gleichmäfsigen Zug hätten entstehen sollen.

Ohne Zweifel wird man diesen Gedanken ein mehr geometrisches Kleid geben können; allein darauf kommt es mir nicht an. Auch mufs der Gegenstand in der Metaphysik noch etwas anders behandelt werden wie hier. Doch in der Erklärung der Parallelen kommen beyde Untersuchungen überein; es sind *vervielfältigte Darstellungen Einer Richtung*. Darauf gründet sich das Nicht-Schneiden und der gleiche Abstand ganz unmittelbar; die Unmöglichkeit des Schneidens ist die Identität der Richtung; und der Abstand (oder statt seiner die dritte durchschneidende Linie, welche das Parallelogramm schliefsen hilft) hält die Darstellungen dieser Richtung als [152] ein Vieles auseinander. Läfst man den Abstand schwinden, so fallen die Parallelen in Eine Linie zusammen; gestattet man das Schneiden, so entzweyt man die Richtung. Der psychologische Ursprung der Parallelen ist das Vesthalten des *allgemeinen Begriffes* der Richtung; während der Punct, von dem man ausgeht, an verschiedene Orte zugleich hinversetzt wird. Könnte man den allgemeinen Begriff der Richtung auf der Tafel zeichnen, so würden die Geometer schwerlich je über Parallelen gestritten haben; da man es nicht kann, werden sie vielleicht ewig darüber streiten.

Die übrigen räumlichen Constructionen lassen sich zum Theil aus dem Vorigen leicht ableiten; (so ist z. B. das Perpendikel auf eine Linie, psychologisch betrachtet, nichts anders als die von derselben seitwärts gehende Reproduction, nachdem *in* ihr alles Entgegengesetzte sich gehemmt hat, wie man aus der Zerlegung der Richtungen sogleich findet;) theils würden sie hier zu weitläuftig werden.

Aber merkwürdig ist, dafs, nachdem einmal geometrische Constructionen auf dem leeren oder als leer betrachteten Raum in Gang gekommen sind, sie sich überall, mit und ohne Willkühr einschieben; — so wird eine Reihe von Bäumen als eine gerade Linie, ein Polygon von mehr als etwa sechs Seiten als ein Kreis gesehen, — ja dafs sie sich aufdringen, als das, was seyn *sollte*, im Gegensatz der Sinnendinge wie sie sind. Dies ist zunächst nur ein Zeichen des Uebergewichts der ältern, längst vielfach verknüpften und ausgebildeten Vorstellungsmassen über die momentanen, mit

schwacher Empfänglichkeit erzeugten, neuen Wahrnehmungen; ästhetische Urtheile können noch hinzukommen, und das eigentliche *Sollen* herbey bringen, welches allemal, wo es vorkommt, von *ihnen* ausgeht, und ihren Gegensatz gegen das Wirkliche bezeichnet.

§ 115.

Betrachtungen über die dritte Dimension bis zu denen [153] über das Solide* versparend, kommen wir jetzt auf die Vorstellungen des Zeitlichen. Diese sind offenbar mit denen des Räumlichen sehr nahe verwandt; daher wird das Vorstehende hier nur einige Modificationen erhalten.

Das Zeitliche, mit seinem bestimmten Unterschiede des Vorher und des Nachher, gestattet keine solche, auf gleiche Weise wider einander laufende, Reproductionsfolgen, wie das Räumliche (§ 113). Dennoch genügt auch hier nicht das einfache Ablaufen einer Vorstellungsreihe, welches von einer einzigen reproducirenden Vorstellung ausgehn könnte, nach § 112. Vielmehr, die Vorstellung des Zeitlichen als eines solchen kommt darin mit der des Räumlichen überein, dafs *eine Strecke desselben auf einmal vorliegen mufs, wie sie eingeschlossen ist zwischen ihrem Anfangs- und Endpuncte.* Ein fliefsendes Vorstellen, fortgleitend von dem Anfangspuncte zum Endpuncte,[1] würde zwar selbst Zeit verbrauchen; aber es würde die Zeit nicht darstellen, indem es von dem Successiven einen Theil über dem andern fahren liefse, anstatt das ganze Successive zusammenzufassen.

Beyde, der Anfangs- und der Endpunct, gehören gleich wesentlich zur Auffassung des Zeitlichen, und müssen darin mit gleicher Klarheit vorkommen. Dafs sie aber mit einander nicht verwechselt werden, dafür sorgt schon die Wahrnehmung selbst, welche das Zeitliche zu unserer Kenntnifs bringt. Denn sie gestattet nicht, dafs wir in ihr, wie in der räumlichen Auffassung, jeden beliebigen Punct zum ersten machen, und die Reproductionsfolgen nach Gefallen rückwärts und vorwärts kehren. Vermöge der Verschmelzung, die in dem zeitlich wahrgenommenen entstehen mufs, reproducirt zwar jeder Punct sowohl Vorhergehendes als Nachfolgendes, aber jedes auf verschiedene Weise. Hierüber ist im § 112 ausführlich geredet worden.

[154] Wir brauchen also nur eine Voraussetzung anzunehmen, unter welcher der Anfangspunct und der Endpunct einer Zeitstrecke gleiche Klarheit im Bewufstseyn erlangen können; alsdann wird sich das Uebrige von selbst finden. Gesetzt demnach, von einer Reihe wohl verschmolzener successiver Wahrnehmungen werde am Ende die erste und die letzte wiederholt: so reproducirt jede von beyden das dazwischenliegende, aber jede nach ihrer Art. Die Reproduction des Endpuncts stellt die ganze Reihe auf einmal vor Augen, aber mit rückwärts abnehmender Stärke, so dafs die vordersten Glieder der Reihe wie in einen dunkeln Hintergrund treten. Zugleich durchläuft die Reproduction des Anfangspunctes alle Glieder von vorn nach hinten: oder eigentlich, sie wirkt auf alle zugleich, aber läfst die frühern eiliger als die spätern hervorkommen, so dafs die

* Im § 143.

[1] „Anfangspuncte, würde" ... SW („zum Endpuncte" fehlt).

ganze Reihe in einem solchen unaufhörlichen Uebergehn in allen ihren Theilen schwebend erhalten wird, wie es der wirklichen successiven Wahrnehmung analog ist.

Indem nun jene erste Reproduction gleichsam eine Perspective in die Ferne eröffnet, und die zweyte aus dieser Ferne etwas näher kommen läfst: fehlt noch das Merkmal, das Entfernte sey nicht; es fehlt die Negation in dem Begriffe des Aufhörens. Aber wenn man von dem Zeitlichen als einem Sinnlichen und Anschaulichen redet, so wird man dieses Merkmal in dem Nacheinander nun schon entbehren müssen. Denn wie auch der Unterschied zwischen Anschauungen und Begriffen möchte bestimmt werden, so wird doch Niemand behaupten, dafs eine Negation könne angeschaut werden. Daraus ergiebt sich, dafs, wie oben von dem Aufsereinander im eigentlichsten Sinne, eben so hier von dem Nacheinander zu sagen ist, die Vorstellung desselben sey vielmehr ein Begriff als eine Anschauung. Bis an die Gränze der Begriffe aber haben wir beyderley Vorstellungen nunmehr verfolgt und ihren Ursprung psychologisch erkannt.

Es bleiben nun noch einige Bemerkungen über die [155] Zeit zu machen übrig, welche theils jenen frühern über den Raum analog sind, theils ihrerseits Veranlassung geben können, den Raum genauer zu untersuchen.

Am Ende des § 114 haben wir gesehen, wie die Vorstellung *des Raumes selbst*, verschieden von denen des Räumlichen entsteht. Das dunkle Bild des leeren Raums ist ursprünglich das Gemisch der gegenseitig beynahe gänzlich sich hemmenden Reproductionen, welche von der Vorstellung eines Gegenstandes ausgehn, dessen Bewegung vor einem bunten Hintergrunde man zuvor beobachtet hat. Natürlich bildet sich auf ähnliche Weise eine Vorstellung der leeren Zeit. Um den Gegenstand so deutlich als möglich in der Erfahrung zu erblicken: erinnern wir uns, dafs die leere Zeit am stärksten dann wahrgenommen wird, wenn sie als *Pause* in der Rede oder in der Musik vorkommt. Gesetzt, der Prediger auf der Kanzel, der Lehrer auf dem Katheder, stocke mitten in seinem Vortrage; oder es sey in einem Tonstück (wie die Componisten zuweilen absichtlich thun) ein ganzer Tact Pause für alle Instrumente absichtlich angebracht: so wird jeden Augenblick der Fortgang des Vortrages erwartet; und in diesem Erwarten mehr als jemals sonst, die leere Zeit wahrgenommen. Man kann auch das letzte Beyspiel abändern. Mitten in einer sehr vollstimmigen Musik, worin, wie etwan in der Fuge, ein Gewühl von Melodien gleichzeitig durcheinander fuhr, sey auf einmal nur *eine* Stimme hörbar, welche eine lange Note aushält, während alle übrigen Stimmen schweigen. Hier wird nicht leere Zeit eintreten, denn man hört fortwährend die ausgehaltene Note. Aber dagegen wird dieser Ton als eine *dauernd* wahrgenommen; warum? weil auf ihn die Töne der andern Instrumente, welche man erwartet, aber nicht hört, übertragen werden. Der Grund liegt hier ganz klar am Tage. Die Bewegung des bis dahin vernommenen Vortrags hat die Vorstellungen dergestalt aufgeregt, dafs sie alle mit einem *unbestimmten Streben* zur Reproduction fortwirken. Un[156]bestimmt ist es jedoch nur in so fern, als die zuletzt aufgefafsten Theile des Vortrags früher schon mannigfaltig mit andern Vorstellungen in den verschiedenen Abstufungen ihrer Reste verschmolzen

waren. Aus dieser Ursache löschen sich die Reproductionen beynahe aus, und es bleibt nichts als die Form derselben, das Nacheinander, noch merklich. Anders verhält es sich, wenn mitten in einer *bekannten* Melodie die Pause eintritt. Hier ist die Reproduction bestimmt; sie ruft den gewohnten Fortgang herbey.

Jedermann weifs, dafs mit dem Warten sich ein sehr *unangenehmes Gefühl* verbinden kann. Wenn in dem *bekannten* Vortrage (eines Liedes, eines Gedichts, eines Schauspiels) eine Stockung eintritt: so ergänzt zwar der Hörer sogleich das Nächstfolgende: allein eben dadurch rückt *in ihm* die bekannte Reihe weiter vor; fängt nun der Redner oder Sänger nach seiner Verspätung da wieder an, wo er vorhin stehn blieb, so *verschiebt* sich die Reihe der Wahrnehmungen gegen die der Reproductionen; die Glieder beyder Reihen, welche gleichmäfsig ablaufen mufsten, treffen falsch auf einander; und dies stört nicht blofs die Vorstellungen einzeln genommen, sondern auch das an sie geknüpfte, von ihnen fortwährend ausgehende Streben zum fernern Reproduciren.

Aber auch wenn die Reihe der Wahrnehmungen noch nicht zuvor bekannt war: so ist dennoch ihre Unterbrechung widrig. *Das Gefühl der leeren Zeit ist an sich unangenehm.* Warum? Weil es aus Reproductionen von entgegengesetzter Art entsteht, die sich, eben indem sie ins Bewufstseyn fortwährend vordringen, gegenseitig Gewalt anthun. Hieher gehört das peinliche Gefühl der *Langenweile;* analog dem des *wüsten* leeren Raums. Die Pause in der Musik gleicht einer leeren Stelle in einem alten Gemälde, von welchem hie und da die Farbe abgeschabt ist; oder auch dem Loche in einem Kleide.

[157] Gesetzt, wir haben ein Gespräch geführt, das oftmals abbrach; und immer von neuem angesponnen, doch niemals recht in Zug kam: so sagen wir am Ende, die Zeit sey uns lang geworden. Hier kommt nun zu den unangenehmen Empfindungen während der Pausen noch etwas anderes. Wir irren uns in Hinsicht der verflossenen Zeit; wir schätzen sie unrichtig; unsre Uhr sagt uns, es sey nicht, wie wir meinten, eine ganze, sondern nur eine halbe Stunde verflossen. Dagegen, wenn ein Gespräch so fortläuft, dafs sein Anfangspunct uns während der ganzen Zeit mit allem, was hinzukommt, wohl verschmelzend noch gegenwärtig bleibt am Ende: dann täuschen wir uns auf entgegengesetzte Weise; wir haben Mühe, zu glauben, dafs schon soviel Zeit verlaufen sey. Um dies zu erklären: erinnere man sich an die Eigenthümlichkeit der *rückwärts* gerichteten Reproduction. In der Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, stehe man am Ende bey *e*. Diese letzte Vorstellung ruft die vorhergehenden jedesmal *simultan* zurück; aber abgestuft; so weit die Verschmelzung reicht. Waren damals, als *e* eintrat, *a* und *b* schon ganz gesunken: so kann jenes nur *d*, und minder *c* hervorrufen. Indem, hiedurch freyer von der Hemmung, sich nun durch eigne Kraft *c* höher hebt: steigen allmählig auch *a* und *b*. Aber eben diese Vorstellungen konnten auch unmittelbar von *e* hervor gehoben werden, wenn nur damals, als die Reihe sich bildete, *a* und *b* noch im Bewufstseyn gegenwärtig blieben, indem *e* hinzutrat. Ueberdies fällt die Abstufung verschieden aus, je nachdem die Reihe in ihrem Entstehen sich zusammenfügt. Wäre das ganze *a*, das ganze *b*, und so ferner, völlig

ungehemmt gewesen, als *e*, das letzte Glied, hinzukam: so würde gar keine Abstufung in der Reproduction seyn; und *e* würde die vorigen Glieder gar nicht als ein Vergangenes, sondern als ein Gegenwärtiges reproduciren. Dieser Aufhebung der Zeitform nähert sich nun die Reproduction um so mehr, je gröfsere Reste der früheren Glieder sich mit den späteren vereinigt haben; die ver[158]flossene Zeit erscheint also in diesem Maafse kürzer; im umgekehrten Falle desto länger.

Es ist nun nicht schwer einzusehn, dafs die Langeweile zwey entgegengesetzte Ursachen haben kann. Steht der Zuhörer hoch über dem Vortrage, der ihm gehalten wird, so langweilt er sich; steht er tief darunter, so begegnet ihm dasselbe. — Im ersten Falle schiebt er als gedankenreicher Kopf seine eignen, schnell hervorspringenden Vorstellungen überall zwischen ein, und drängt hiedurch die Glieder der ihm dargebotenen Reihe gleichsam auseinander, so dafs sie nicht gehörig verschmelzen kann; überdies hemmt er als Kritiker durch seinen Tadel die einzelnen Glieder, welches die vorige Einwirkung noch vermehrt. Der Ungebildete würde sich dem Vortrage hingegeben, und die ihm dargebotene Unterhaltung fröhlich genossen haben. Dagegen wenn auf gebildete, kenntnifsreiche Männer eine Unterhaltung berechnet ist: so gehören zu der dargebotenen Reihe alle die Gedanken, die sie selbst hinzuthun sollen. Man redet mit ihnen eine bekannte Sprache; die aber für den Unkundigen nichts bedeutet. Das Unverstandene giebt dem Letzteren verworrene Reproductionen; und eben diese sind der Sitz der Langenweile.

Wir können hier noch die Frage berühren, wie weit überhaupt die psychologische Möglichkeit reiche, den Unterschied der Zeiten wahrzunehmen. Es ist gewifs, dafs wir diese Möglichkeit als in sehr enge Gränzen eingeschlossen betrachten müssen. Wenn eine Folge von Vorstellungen in solchen Zeitabschnitten gegeben wird, welche dem Vorrücken des Erdballs um einen Fufs, oder gar dem Fortschritte des Lichts um einen Zoll, entsprechen: so ist kein Zweifel, dafs hunderte solcher Vorstellungen, wiewohl sie nach einander eintreten, für uns als absolut gleichzeitig zu betrachten sind. Um nun wenigstens etwas Licht auf diesen dunkeln Gegenstand zu werfen: mache ich zwey Bemerkungen:

1. Während eine Vorstellung allmählig sinkt, und [159] mit ihren verschiedenen Resten sich den nachfolgenden anschliefst: welche von diesen Resten sind geschickter, die Zeit fein zu zertheilen, die ersten, gröfseren, oder die letzten, kleineren? Offenbar jene. Denn wir wissen, dafs die Bewegung des Sinkens Anfangs am geschwindesten geschieht; daher werden die Unterschiede der gröfsern Reste beträchtlicher, als die der kleinern, wenn übrigens die nachfolgenden Vorstellungen im gleichbleibenden Zeitmaafse gegeben werden. Also werden auch die davon abhängenden Geschwindigkeiten der Reproduction mehr verschieden seyn; worauf ganz allein der bemerkbare Unterschied der Zeiten beruht.

2. Kann denn auch die feinste Zertheilung der gröfsten Reste einer Vorstellung im Bewufstseyn merklich werden? Die Antwort fällt verneinend aus. Soll die Reproduction mit verschiedener Geschwindigkeit, gemäfs der Gröfse der Reste, erfolgen: so müssen diese Reste wirksam seyn können; das heifst, die ganze Vorstellung mufs wenigstens bis auf *den* Grad ins

Bewufstseyn ungehemmt hervorgetreten seyn, welcher dem gröfsten *derjenigen* Reste gleich ist, deren gesondertes Wirken man verlangt. Also müfste sie ganz und gar ungehemmt wieder hervortreten können, wenn auch die Unterschiede unter den *gröfsten* ihrer Reste, die ihr selbst beynahe gleich sind, einen merklichen und entsprechenden Unterschied in den Geschwindigkeiten der davon abhängenden Reproductionen ergeben sollten. Aber sie kann niemals ganz ungehemmt wieder hervortreten, wie wir schon im § 82 gesehn haben. — Die kleinsten Zeittheilchen, welche Jemand unterscheiden kann, hängen demnach davon ab, wie hoch er seine Vorstellungen ins Bewufstseyn wieder zu erheben vermöge. Wenn nun zu den allgemeinen psychologischen Hindernissen noch besondere individuelle hinzukommen: so nähert sich sein Zustaud theils dem des Schlafenden, welchem gar keine Zeit fliefst, theils dem, welcher aus einer fixen Idee oder fixen Begierde hervorgeht. Denn sobald irgend eine Art von Erstarrung [160] anstatt des gewöhnlichen Flusses der Vorstellungen eintritt, so kann die Zeit nicht mehr wahrgenommen werden.

§ 116.

Beynahe so wichtig, als das Entstehen der Reihen, ist das Abbrechen und Verändern derselben. Eigentlich sollten *alle* successive Vorstellungen während des ganzen Lebens eine einzige Reihe bilden. Aber oft genug werden wir innerhalb eines zusammengefafsten Ganzen beschäfftigt und aufgehalten (§ 114); oft genug dringen Vorstellungen aus unserm Innern hervor, welche das fernere Merken auf die Wahrnehmung abschneiden (§ 95 bis 97, wenn $S > \beta q$); endlich, was am merkwürdigsten ist, wenn eine Reihe durch *Versetzung* ihrer Glieder verändert wird, so ändern sich die dadurch bestimmten Reproductionen. Durchläuft die Ternion *a b c* alle ihre sechs Versetzungen: so verschmilzt jedes Glied auf gleiche Weise mit allen, und die Reproductionen kreuzen sich nach allen Richtungen; das bestimmte *Zwischen* verschwindet; es erzeugt sich dagegen die unbestimmte Vorstellung des *Vielen*. Der Anblick einer *Heerde*, einer *Schaar von Menschen*, oder selbst nur unser Umhergehn unter einer Menge von Gegenständen, giebt die Beyspiele dazu. — Das *Viele* wird näher bestimmt theils durch den *allgemeinen* Begriff des in ihm vorhandenen Gleichartigen, theils durch *Zahlbegriffe*. Von allgemeinen Begriffen handelt das nächste Capitel. Hier aber mag ein schicklicher Ort seyn, um im Vorübergehn etwas über die Vorstellung von der *Zahl* zu sagen. Ein Gegenstand, der zwar in der That noch zu früh kommt, den aber ein ziemlich gangbarer Irrthum hieher versetzt. Denn seit Kant hat man oft genug wiederholt, die successive Addition von Einem zu Einem ergebe diese Vorstellung, welche hiemit an die *Zeit* gebunden sey.

Zu dieser Meinung hat offenbar die gemeine Operation des Zählens den Anlafs gegeben, in welcher die [161] Zahl $n + 1$ erzeugt wird aus der nächstvorhergehenden Zahl n, durch Zusetzung der Einheit.

Dem gemäfs denkt man sich die Zahlen bestehend aus Einheiten; allein die Eins selbst weifs man nicht zu erklären; und wenig fehlt, dafs man sie gar für eine angeborne Idee halte.

Es ist hier einer von den Fällen, wo eine Verlegenheit entsteht, weil man vergifst, zu einem Beziehungsbegriff seinen Beziehungspunct aufzusuchen, und diesen alsdann genau vestzuhalten. Man besinne sich nur zuvörderst, dafs beym Zählen allemal Etwas vorhanden ist, welches gezählt wird; und dafs die Vorstellung von diesem Etwas immer gleichartig bleiben mufs, indem bekanntlich ungleichartige Dinge, z. B. Federn, Papierbogen, Siegellackstangen, sich nicht zusammenzählen lassen, es sey denn, dafs man sie als gleichartig (durch den allgemeinen Begriff der Schreibmaterialien) auffasse. Jede Zahl nun bezieht sich auf solche Weise auf einen allgemeinen Begriff des Gezählten; dieser Begriff aber kann ganz unbestimmt bleiben, indem für die Zahlbestimmung es gänzlich gleichgültig ist, *was* man zähle. Gleichwohl mufs man die Beziehung auf diesen unbestimmten Begriff stets vor Augen behalten, sonst wird man verleitet zu jener falschen Vorstellungsart, von Einheiten als Bestandtheilen der Zahlen. Zu der Zahl 12 denke man hinzu den allgemeinen Begriff eines Stuhls, oder eines Thalers, so wird man gewahr werden, dafs sich die Zahlbestimmung ungetheilt, und auf einmal, dem Begriffe anschliefst; und dafs es unter den zwölf Stühlen nun weder einen ersten, noch einen zwölften Stuhl giebt, weil der Gedanke von allen zusammen schlechthin zugleich gefafst wird. Uebrigens kann man allerdings das Dutzend successiv durchzählen, und es besteht alsdann auch aus allen einzelnen Stühlen; aber die Zahl zwölf besteht darum doch nicht aus zwölf Einheiten, denn die Einheit würde auf diese Weise in den Platz des allgemeinen Begriffs von dem Zählbaren treten, (also das *sich Beziehende* [162] in den *Beziehungspunct* verwandelt werden;) während die Eins vielmehr selbst eine Zahl ist, das heifst, eine von den möglichen Antworten auf die Frage: wieviel?

Es entstehn die gröfseren Zahlen nicht aus der Eins, sondern gerade umgekehrt die Eins aus der Mehrheit. Denn wenn ein Gegenstand nur einmal vorhanden ist, so fällt der allgemeine Begriff, und dessen Anwendung zusammen; und nur in den Fällen einer Mehrheit des Gleichartigen kann der *Gattungsbegriff* desselben, welcher der Beziehungspunct und folglich die *conditio sine qua non* des Zahlbegriffs ist, *von den einzelnen Gegenständen* ursprünglich unterschieden werden. Sind aber schon Begriffe einer Mehrheit, wenn auch noch nicht völlig bestimmte Begriffe der gröfsern Zahlen, vorhanden, dann bedarf man auch der Eins, *die nun das Einzelne bezeichnet, was man aus der gröfsern Menge absondert oder ihr entgegensetzt.*

Wenn aber auch eingeräumt werden könnte, dafs die Zahlen durch successive Addition von Einheiten entständen; so würde daraus noch ganz und gar nicht folgen, dafs irgend etwas von Zeitbestimmung oder Succession in den Vorstellungen der Zahlen enthalten sey. Vielmehr fordert die Zahl die vollkommenste Simultaneität, und löscht die Succession des Durchzählens, wodurch man bis zu ihr gelangt seyn mag, gänzlich aus. Die Zahl hat demnach mit der Zeit nicht mehr gemein, als hundert andre Vorstellungsarten, die auch nur allmählig konnten erzeugt werden. So gelangen wir auch im Raume aus einer bekannten Gegend nach und nach durch Erweiterung unseres Gedankenkreises in die unbekannten und entlegenen; das Erstaunen über die Entfernung der Sonne, der Fixsterne, der Nebelflecke, ist noch weit stärker als das über Trillionen oder Centillionen in

Zahlen; zum Zeichen, dafs wir in den entfernten Räumen nicht heimisch sind, sondern langsam und mühsam uns dahinaus fortbewegen. Wer wird darum zweifeln, dafs im Raume Alles zugleich sey? Oder wer wird die Vor[163]stellung des Raums von der Vorstellung der Zeit abhängig machen?

Endlich der eigentlich wissenschaftliche Begriff der Zahl, welcher kein andrer als der des Mehr und Minder, und dabey empfänglich ist nicht nur für alle Brüche, sondern auch für alle irrationale Gröfsen: dieser ist von noch früherem Ursprunge als die ganzen Zahlen. Denn das Mehr und Minder erkennt man gar leicht an Raumgröfsen. Einerley Reproduction giebt einerley Raumgröfse; darauf beruht das Messen mit dem Auge; aber *wenn die Reproduction entweder nicht ausreicht, um sich einem Gegebenen anzupassen, oder wenn sie sich gehemmt findet, ehe sie zu Ende kommt, so wird in jenem Falle ein Mehr, in diesem ein Minder bemerkt.* Die allgemeinen Begriffe hievon, und mit ihnen auch die bestimmten Zahlbegriffe, bilden sich allmählig aus wie alle andern allgemeinen Begriffe; wovon das Weitere im nächsten Capitel.

Viertes Capitel.

Von den ersten Spuren des sogenannten obern Erkenntnifsvermögens.

§ 117.

Vorwärts schreitend in der Richtung, die wir im Anfange des dritten Capitels genommen, trifft die Analyse jetzt zunächst auf das Factum, dafs wir nicht blofs ein Räumliches und Zeitliches überhaupt, sondern räumliche *Dinge* und zeitliche *Begegnisse, die sich mit den Dingen zutragen*, wahrzunehmen glauben. Nun kann zwar auf keine Weise eingeräumt werden, dafs in den gemeinen Vorstellungen der Dinge schon der Begriff der *Substanz*, in denen der Begegnisse der Begriff von *Wirkungen* gewisser *Kräfte*, enthalten sey; [164] und eben so bestimmt mufs geläugnet werden, dafs nach Kant's Behauptung, (§ 15 der Kritik der reinen Vernunft,) eine besondere *Verstandeshandlung* nöthig sey, um das Mannigfaltige einer Anschauung zur Einheit eines Objects zu verbinden. Allein die Psychologen, welche sich durch Unterscheidung der Seelenvermögen ein Verdienst zu erwerben glaubten, haben nun einmal den Verstand in die Auffassung der Dinge eingemischt; sie rechnen auch einstimmig den Verstand zum obern Erkenntnifsvermögen; daher wird nach dem gangbaren Sprachgebrauche die Ueberschrift dieses Capitels nicht unpassend seyn für die darin abzuhandelnden Gegenstände.

Zur bequemeren Uebersicht erst einige Vorerinnerungen! Wir beschäfftigen uns in diesem ganzen Abschnitte mit dem geistigen Leben überhaupt, also noch nicht mit dem Eigenthümlichen der menschlichen Ausbildung. Da nun das obere Vermögen der Vorzug des Menschen vor den Thieren seyn soll: so müfsten wir dieses Vermögen hier noch gar nicht berühren. Allein die ganze Unterscheidung zwischen Mensch und Thier ist so höchst schwankend, dafs die Psychologen sogar ausdrücklich

den Thieren ein *analogon rationis* einräumen; gleichsam eine schwache Nachahmung der menschlichen Vernunft; während doch ohne Zweifel jedes Thier in seiner Art eine ursprüngliche Vollständigkeit besitzt, so gut wie der Mensch.

Ferner: drey Hauptpuncte sind es, welche wir in diesem Capitel betrachten werden: die Vorstellungen von Dingen, die Gesammt-Eindrücke gleichartiger Gegenstände, und die Urtheile. Hiebey ist vorläufig zu merken, dafs die Ausbildung der ächten allgemeinen Begriffe, welche mit den Gesammt-Eindrücken ähnlicher Gegenstände nicht verwechselt werden dürfen, den Urtheilen nicht vorangeht, sondern erst durch dieselben zu Stande kommt, und also ihnen nachfolgt.

Eben so nöthig ist es, zu merken, dafs das An[165]schauen, welches gewöhnlich zur Sinnlichkeit gerechnet wird, erst viel tiefer unten, nach der Lehre vom Selbstbewufstseyn, kann in Betracht gezogen werden.

Desgleichen wolle man hier nicht nach dem innern Sinne fragen. Er soll den Gegenstand des folgenden Capitels ausmachen. Für jetzt haben wir andre, noch dringendere Angelegenheiten zu besorgen.

Zur Uebersicht kann es nützlich seyn, wenn ich an diesem Orte die schon in der Einleitung gegebenen Analysen von *Verstand* und *Vernunft* wieder in Erinnerung bringe; und daran noch ein paar Nebenbestimmungen knüpfe.

Verstand nenne ich das Vermögen, sich im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten.

Das Gegentheil hievon ist der Unverstand, der sich als Mangel an Fassungskraft, als Zerstreutheit, Thorheit, Verblendung durch Affecten äufsert.

Die Qualität des Gedachten ist unabhängig von der Stärke, welche zufällig eine Vorstellung vor andern besitzt, und eben so von ihrer momentanen Aufregung. Aber zur Qualität des Gedachten gehört

1. die Aehnlichkeit und Verschiedenheit in demselben, Daher ist der Verstand ein logisches Vermögen.

2. Die Verknüpfung. Daher ist dem praktischen Verstande stets die ganze Lage der Dinge gegenwärtig; daher auch werden Zeichen verstanden, Sprachen gelernt, u. dgl. m.

Vernunft nenne ich das Vermögen der Ueberlegung. In dieser aber werden mehrere Vorstellungen, oder deren schon vorhandene Verbindungen, im Bewufstseyn zusammen gehalten; sie durchdringen sich gegenseitig und geben ein gemeinschaftliches Resultat.

Das Gegentheil hievon ist die Unvernunft, die keine Gründe hören will oder kann; daher auch die Schwäche der Kinder und der Thiere, die sich über den Eindruck des Augenblicks nicht erheben können; und die Verblendung der Leidenschaften mit ihrer falschen Vernunft.

[166] Die Ueberlegung kommt vor

1. bey Prämissen eines Schlusses. Daher ist auch die Vernunft ein logisches Vermögen.

2. Bey der Erweiterung der Begriffe zum Unendlichen und Unbedingten. Nach einer gegebenen Regel des Fortschritts werden hier einige Fortschreitungen wirklich gemacht, und dann die Möglichkeit der noch zu machenden in einen Gedanken zusammengefafst.

3. Beym Wählen unter Zwecken; also bey der Veststellung praktischer Maximen. Daher ist die Vernunft ein moralisches Vermögen.

Die Erläuterungen hievon werden sich allmählig darbieten. Soviel sieht man auf den ersten Blick, dafs nach diesen Erklärungen Verstand und Vernunft einander nicht coordinirt werden können, weil sie sich nicht mit Genauigkeit ausschliefsen. Allein darin eben liegt der Fehler, den man begeht, dafs man sie coordiniren will, um daraus reale Seelenvermögen machen zu können. Gute Namenerklärungen müssen dem Sprachgebrauche angemessen seyn; und der geht nicht darauf aus, dafs die Begriffe einander vollkommen ausschliefsen sollen; er bezeichnet oftmals nur verschiedene Gesichtspuncte für einerley Erscheinungen, durch die Verschiedenheit der Worte. Jetzt kehren wir zurück in den Zusammenhang des Vortrags.

§ 118.

Die Gränze zwischen dem obern und untern Erkenntnifsvermögen wird durch eine Verschiedenheit der Erklärungen darüber, die sich bey Wolff und Kant, den hauptsächlichsten Absonderern der Seelenvermögen, findet, — nicht wenig zweifelhaft gemacht. Wolff setzt die Deutlichkeit der Erkenntnifs zum Scheidepuncte; daher beginnt auch seine Lehre vom obern Erkenntnifsvermögen mit der *Aufmerksamkeit*, welche die Theilvorstellungen einzeln hervorhebe. Kant (in der Anthropologie, S. 25,) ist hiemit sehr unzufrieden; er beschuldigt Leibnitz'en, als Platoniker angeborne reine Ver[167]standesanschauungen (Ideen) angenommen, und in deren Beleuchtung und Verdeutlichung alle wahre Erkenntnifs gesetzt zu haben;* er will dagegen, dafs die *Passivität* der Sinnlichkeit, die *Spontaneität* des Verstandes, den Unterschied machen solle. Hieher gehört jener § 15, u. s. w. der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant etwas sehr wichtiges zu lehren glaubt, indem er erinnert, aller Analysis müsse eine Synthesis vorangehn; und diese sey eine *Handlung* des Verstandes, auch wenn sie nur das Mannigfaltige der Anschauung in die Vorstellung Eines Objects vereinige.

In der That ist dieses ein sehr wichtiger, sehr durchgreifender und verderblicher *Irrthum* für die ganze Kantische Lehre. Denn freylich mufsten wohl Seelenvermögen angenommen und abgetheilt werden, wenn das Mannigfaltige der Anschauung nicht anders zusammenkommen, nicht anders Objecte zu erkennen geben konnte, als nachdem *sua sponte* gleichsam ein höherer Geist, der Verstand, den sinnlichen Stoff ergriffen und geformt hatte! Schwerlich giebt es im ganzen Gebiete der Wissenschaften ein stärkeres Beyspiel von unnützer Bemühung, das zu erklären, was sich schlechthin von selbst versteht.

* Wie schlecht dies zur prästabilirten Harmonie pafst, nach welcher *Alles ohne Ausnahme* angeboren ist, springt in die Augen. Ich kann mir manche verfehlte Aeufserungen Kant's gegen Leibnitz kaum anders erklären, als durch die Voraussetzung, Kant habe sich dem Eindrucke, den Leibnitz'ens *nouveaux effays* wohl machen können, zu sehr hingegeben; und nicht auf die Accomodation an Locke'n geachtet, über die sich Leibnitz gleich im Anfange dieses Werks erklärt. Auch scheint Kant nicht genug Unterschied zwischen Leibnitz und Wolff zu machen.

Wie sollen denn wohl die mehrern Vorstellungen Eines erkennenden Subjects es anfangen, getrennt zu bleiben? Was denkt man sich bey dieser Trennung? Etwa dafs die Vorstellungen *aufser* einander liegen? Und was denkt man sich bey der Verbindung der zuvor [168] Getrennten? Etwa dafs irgend ein besonderes, *neues Bindungsmittel* dazu komme? Das wohl nicht; aber was denn sonst? — —

Alle unsere Vorstellungen, blofs und lediglich darum, weil sie in uns beysammen sind, würden ein einziges, aus gar keinen Theilen bestehendes, gar keiner Art von Absonderung fähiges, Object vorstellen, — und zwar eben sowohl ein unzeitliches als ein unräumliches Object; — wenn die bekannten Hemmungen und Gegensätze der Vorstellungen nicht wären.

Was nun die Hemmungen nicht trennen, (unmittelbar oder mittelbar,) *das bleibt beysammen, und wird vorgestellt als Eins.*

Man frage also gar nicht, wie es zugehe, dafs, wenn wir z. B. eine *Glocke* wahrnehmen, und sie durch ihre verschiedenen Merkmale als Ein Ding auffassen, die Farbe und Gestalt der Glocke mit ihrem Klange und ihrer Härte und Kälte zusammengefafst werde. Man frage auch nicht, welche Verstandeshandlung aus Blättern und Zweigen, Blüthen und Früchten, den Aesten und dem Stamme, einen Baum construire. Sondern man frage lieber, warum nicht die Glocke auch noch mit dem Gebälke, woran sie hängt, der Baum auch noch mit dem Boden, worin er steht, zusammengefafst, und für ein einziges Ding gehalten werde? Darauf ist alsdann die Antwort, dafs allerdings diese letzte Art der Auffassung die ursprüngliche ist; dafs wir die gleichzeitige Umgebung nur blofs darum nicht als Ein Ding, sondern als eine Summe von Dingen ansehen, weil diese Umgebung zerreifst, indem die Dinge von ihren Plätzen rücken, oder auch der Sinn bald mehr bald weniger von ihnen zusammen fafst, oder endlich der Standpunct des Wahrnehmenden geändert wird; wobey neue Complexionen von Vorstellungen gebildet werden, die mit den früheren in mancherley Hemmungsverhältnisse gerathen. Nichtsdestoweniger aber bleiben auch die früheren Complexionen noch wirksam; so [169] entstehen *Ganze* und *Theile:* so bleibt, in unserer Vorstellung, der Baum im Walde, und der Wald in der Landschaft. — Ganz auf die nämliche Weise geht es mit denjenigen Associationen, worauf die *Erwartung ähnlicher Fälle* beruht. Diese verknüpft eben so gut für den Wahrsager das Zeichen mit dem vorbedeuteten Erfolge, als für den Physiker die Wirkung mit der Ursache. *Ursprünglich ist jedes Vorhergehende ein Vorzeichen,* lediglich darum, (und ohne alle andre Bedeutung, als) *weil die Vorstellung desselben mit der des nachfolgenden in Ein Bewufstseyn zusammenkommt und verschmilzt.* Bey fortgehender Erfahrung aber zerreifst auch hier das Band an gar vielen Stellen; Vorstellungsfolgen von entgegengesetztem Ausgange bey gleichem Anfange müssen in der Wahrnehmung sich bilden und in der Seele sich hemmen; dagegen verstärken einander die vielemal wiederhohlten gleichartigen Vorstellungsfolgen, und machen die Grundlage der gemeinen Lebensklugheit.

Soll nun dergleichen Synthesis den Hauptcharakter des Verstandes bestimmen, so giebt es in der ganzen Psychologie kaum etwas, das sich so sehr von selbst verstünde als der Verstand. Auch ist alsdann das Fundament der Lehre vom Verstande enthalten in den Capiteln der Statik

des Geistes, die von Complicationen und Verschmelzungen handeln; und bey denen wir uns schon auf die *Einheit der Seele*, als auf den für sich vollständigen und zulänglichen Erklärungsgrund der Verbindung, gestützt haben. Soll aber der Verstand sich als Eigenthümer der Begriffe von Substanz und Ursache zeigen, so werden wir einen solchen wohl als etwas ausschliefsend menschliches betrachten, und demnach für jetzt noch zur Seite lassen müssen. Denn eine Substanz ist etwas ganz anderes als ein sinnliches Ding, das heifst, als eine Complexion von Merkmalen, bey der noch nach keinem Princip der Einheit gefragt ist, weil das Ding ohne Weiteres für Eins gegolten hat. Eben so, eine [170] Ursache ist etwas ganz anderes als ein Vorzeichen, an dessen Zusammenhang mit dem Erfolge ohne Umstände geglaubt wird, weil der psychologische Mechanismus die eine Vorstellung nach der andern vermöge einer Verschmelzungshülfe zu Tage fördert.

Während nun KANT sich viel zu viel Mühe macht mit denjenigen Verknüpfungen, wodurch das Mannigfaltige der Empfindung gruppirt wird zu Dingen und Begebenheiten: ist er dagegen bis zur äufsersten Vorschnelligkeit freygebig mit dem: *Ich denke,* welches, wie er sagt, alle unsre Vorstellungen mufs begleiten *können.* Bey diesem *Können* dringt sich die Frage auf, warum es sie denn *nicht wirklich überall begleitet?* Wann und unter welchen Umständen, nach welchen *Gesetzen*, diese Begleitung wirklich eintritt? Nach welchen andern Gesetzen sie unter andern Umständen ausbleibt? Eine Frage, die freylich eine allgemeine Satyre auf alle Seelen*vermögen*[1] enthält. — Wir aber haben oben gesehen, (ganz im Anfange des ersten Theils dieses Buchs,) dafs der Begriff des Ich an innern Widersprüchen leidet; daher es sogar um das *Begleiten-Können* eine bedenkliche Sache ist. Denn entweder ist das Begleitende wirklich die ächte Vorstellung des Ich, — so fragt sich, woher denn diese widersprechende Vorstellung ihren Ursprung nehme, und warum sie sich den Wahrnehmungen anhängen möge: oder es ist nicht die ächte Vorstellung des Ich, als der Identität des Objects und Subjects; dann fragt sich, welche Verwandtschaft sie mit derselben habe, warum sie mit jener verwechselt werde, — und überdies noch wie oben, wie es zugehe, dafs sie sich mit den übrigen Vorstellungen verknüpfe. Dafs man alle diese Fragen hat überspringen können, beweiset nichts anderes, als dafs man von einer Psychologie zwar viel redete, aber nicht einmal die ersten Bedingungen überdachte, unter denen sich Jemand schmeicheln dürfte, diese Wissenschaft zu besitzen. Uebrigens ist die Erwähnung des Selbstbewufstseyns völlig unnöthig [171] da, wo man nur wissen will, *wie unsre Vorstellungen von Objecten sich ursprünglich aus den einfachen Empfindungen der einzelnen Sinne zusammensetzen;* und die überflüssige Einmischung dient nur, *diese* Frage, die wir eben zuvor beantwortet haben, zu verdunkeln.

§ 119.

Wie das Factum zwar seine Richtigkeit hat, dafs die einzelnen sinnlichen Vorstellungen im Bewufstseyn vereinigt (eigentlich gruppirt) werden;

[1] Das ganze Wort: „Seelenvermögen" ist gesperrt SW.

aber KANT's Annahme eines vereinigenden Vermögens unzulässig ist; eben so unterliegt zwar die Thatsache keinem Zweifel, dafs aus Wahrnehmungen *Begriffe*, und aus undeutlichen Begriffen *deutliche Begriffe* entstehen; aber eine eigentliche Scheidewand zwischen einem untern und obern Erkenntnifs-vermögen, wie dergleichen WOLFF hier zu finden glaubte, — so dafs es wohl Wesen geben könne oder gar wirklich gebe, die das eine besäfsen und das andere entbehrten, — ist ein Hirngespinnst: und der *Deus ex machina*, den man *Verstand* nennt, und der sogar (z. B. von HOFFBAUER) als ein *productives* Vermögen beschrieben wird, kommt der Wissenschaft um nichts gelegener, wenn er Begriffe erzeugen, als wenn er die Synthesis der Wahrnehmungen besorgen will.

Allein die Masse der in einander verstrickten Irrthümer, mit denen uns sogar die gangbaren Logiken entgegenkommen, nöthigt uns, hier etwas weitläuftiger zu werden als bey dem vorigen Gegenstande; und mit einer Vorerinnerung anzufangen.

Wenn wir auch von dem *Verstande* und der *Vernunft* nur Worterklärungen verlangen, so finden wir gerade heutiges Tages die ärgste aller nur immer denkbaren Verwirrungen. — Die entferntern Ursachen zu dieser Verkehrtheit haben schon die frühern bessern Denker gegeben. Diesen schien es bequem, sich hier, wie anderwärts, an die Logik zu lehnen, ohne zu überlegen, ob es denn auch die Sache der Logik sey, das [172] Verlangte zu leisten, und für die ihr angehängten Meinungen Bürgschaft zu übernehmen. Die Logik redet von Begriffen, Urtheilen, Schlüssen. Daraus machte man drey verborgene Qualitäten der Seele, ein Vermögen zu begreifen, ein anderes zu urtheilen, ein drittes zu schliefsen. Nun fänden sich in der gemeinen Sprache die Worte Verstand und Vernunft (*intellectus et ratio*); diese mufsten doch etwas bedeuten, sie mufsten zu etwas gebraucht werden. Wie konnte man sie besser anwenden, als indem man dem Verstande das Begreifen, der Vernunft das Schliefsen auftrug. Ein neuer Name für das mittlere Vermögen zwischen beyden war nöthig — und die *Urtheilskraft* wurde geschaffen.

Ein wenig später besann man sich, dafs noch einiges Andere in dem menschlichen Vorstellen und Denken sich ereigne, wofür auch Namen da seyn müfsten. Das Handeln nach Ueberlegung, nach Gründen, besonders nach sittlichen Maximen, wird im gemeinen Leben vernünftiges Handeln genannt; also mufste die Vernunft nicht blofs theoretisch seyn, sondern auch praktisch. So wurde das Vermögen zu Syllogismen, zugleich das Vermögen der obersten praktischen Gesetzgebung, — und nun entstand die Aufgabe, nachzuweisen, was für eine wirkliche, nicht blofs logische, Gemeinschaft, was für eine reale Einheit sich möge ausdenken lassen, woraus der Syllogismus und das Gewissen zusammengenommen hervorgehn könnten, so jedoch, dafs dabey keinem andern Seelenvermögen etwas von seinem schon angewiesenen Eigenthum geraubt werde. Weder das Gewissen noch der Syllogismus besitzen Gewandtheit genug, um sich in eine für sie nicht passende Gesellschaft zu fügen und zu schicken; eine solche aber schienen diese beyden, einander gewifs sehr ungleichartigen Gegenstände, jeder dem andern, zu leisten; was Wunder also, wenn endlich beyde den Platz räumen mufsten, und der neuerdings erfundenen *intel-*

lectualen Anschauung überlassen wurde, das Wort *Vernunft* zu ihrem Schmuck zu gebrauchen. — Nach solchem [173] Beyspiele haben denn auch die Urtheilskraft und der Verstand sich manches ähnliche müssen gefallen lassen. Jene, die ihr Wesen in der Bejahung und Verneinung hatte, bekam noch das Geschäfft, Schönes und Häfsliches zu erkennen; welches in der That mit dem grammatischen Geschäffte, Sätze und Perioden zu bilden, ungefähr so viel Aehnlichkeit hat, als das Gewissen mit dem Syllogismus. Der Verstand aber mufste neben den übrigen Begriffen, ihren Gegensätzen und Unterordnungen, noch Kategorien aufnehmen, und in diese, man weifs nicht, nach welcher Regel, das Mannigfaltige der räumlichen und zeitlichen Wahrnehmungen vertheilen.

So ist das Fachwerk beschaffen, welches man als Regulativ für die wichtigsten Untersuchungen aufstellte, und lange Jahre hindurch, in der Meinung, hierin die Erkenntnifs der geistigen Natur, wie sie sey und wirke, zu besitzen; — ehrfürchtig anwendete!

Weit entfernt, dafs die Logik sich dafür verbürge, hat vielmehr sie selbst, wenigstens in der Darstellung, darunter leiden müssen. Wo ist die Logik der neuern Zeit, die nicht mit psychologisch seyn sollenden Erzählungen von dem Verstande und der Vernunft anhübe? Gleichwohl ist dieser Fehler gerade so arg, als wenn eine Sittenlehre mit einer Naturgeschichte der menschlichen Neigungen, Triebe, und Schwachheiten beginnt.

Beyde, Logik und Ethik, haben Vorschriften aufzustellen, nach welchen sich, hier das Denken, dort das Handeln richten *soll*, obgleich es sich eins wie das andere, aus psychologischen Gründen gar oft in der Wirklichkeit nicht darnach richtet, und nicht darnach richten *kann*. Die Schärfe dieses Gegensatzes zwischen dem Sollen und dem Können ist die schneidendste, die es giebt; unsre Moralisten aber eben so wenig als unsre Logiker sind bis heute dahin gekommen, sie gehörig zu begreifen. Jene stumpfen sie ab durch die trasscendentale Freyheit, welche vorgeblicherweise alles kann, was sie will; und diese verderben sie, indem sie meinen, die [174] Lehre von den Begriffen vorbereiten zu müssen durch die vom Verstande, gleich als ob in der Reihe unserer Erkenntnisse der Verstand den Begriffen voranstünde, während kein Mensch vom Verstande reden würde, wüfste er nicht zuvor, was Begriffe sind, und was begreifen und verstehen heifst. Man kann, wenn es nöthig scheint, durch eine vollständige Induction beweisen, dafs keine einzige von allen, der reinen Logik unbestreitbar angehörigen Lehren, von den Oppositionen und Subordinationen der Begriffe bis zu den Kettenschlüssen, irgend etwas psychologisches voraussetze. Die ganze reine Logik hat es mit *Verhältnissen des Gedachten*,[1] des Inhalts unserer Vorstellungen (obgleich nicht speciell mit diesem Inhalte selbst) zu thun; aber überall nirgends mit der *Thätigkeit des Denkens*, nirgends mit der psychologischen, also metaphysischen, Möglichkeit desselben. Erst die angewandte Logik bedarf, gerade so wie die angewandte Sittenlehre, psychologischer Kenntnisse, in so fern nämlich als der *Stoff* seiner Beschaffenheit nach erwogen seyn mufs, den man, den gegebenen Vorschriften gemäfs, bilden will.

---

[1] „Gedachten" nicht doppelt gesperrt SW.

Damit nun aber doch in die Worte *Verstand* und *Vernunft* ein Sinn hineinkomme, oder besser, damit man denjenigen Sinn dieser Worte erkenne, welcher allen denen gemeinschaftlich vorschwebt, die sich übrigens mit ganz verschiedenen Neben-Bestimmungen derselben bedienen: wäre es dienlich gewesen, zu bedenken, dafs man den Verstand von der Sinnlichkeit als etwas *Höheres zu unterscheiden*, die Vernunft aber derselben als etwas *sie besiegendes entgegenzusetzen* pflegt. *Verstand* und Sinnlichkeit bestehen mit einander, indem jener *ausarbeitet*, was diese darbietet. *Vernunft* und Sinnlichkeit dürfen einander nicht zu nahe kommen, sonst *leugnet* jene, was diese behauptet; und *verbietet* die eine, was die andere fordert. Hiemit treffen die im § 117 und schon in der Einleitung gegebenen Erklärungen zusammen; in so fern nach denselben [175] der Verstand seinen Stoff nicht ändert, die Vernunft aber aus der Ueberlegung neue Resultate ziehen kann.

§ 120.

Um nun näher zur Sache zu kommen, müssen wir zuerst eine Sonderung machen zwischen Begriffen in logischer, und in psychologischer Bedeutung.

Jedes Gedachte, blofs seiner Qualität nach betrachtet, ist im logischen Sinne ein Begriff. Dabey kommt es zuvörderst nicht an auf den Umfang der Begriffe, denn es giebt sowohl *einzelne* Begriffe, d. h. solche, denen kein Umfang zukommt, als solche, unter denen andere enthalten sind.* Ferner kommt Nichts an, auf das denkende Subject; einem solchen kann man nur im psychologischen Sinne Begriffe zueignen, während aufserdem der Begriff des Menschen, des Triangels, u. s. w. Niemanden eigenthümlich gehört. Ueberhaupt ist in logischer Bedeutung jeder Begriff *nur einmal vorhanden;* welches nicht seyn könnte, wenn die Anzahl der Begriffe zunähme mit der Anzahl der, dieselben vorstellenden Subjecte, oder gar mit der Anzahl der verschiedenen Acte des Denkens, wodurch, psychologisch betrachtet, ein Begriff erzeugt und hervorgerufen wird.

Für Manche wird dieser, freylich gar nicht schwierige, Gegenstand, dadurch am geschwindesten klar werden, wenn ich bemerke, dafs die *entia* der ältern Philosophie, selbst noch bey Wolff, nichts anderes sind, als Begriffe im logischen Sinne. Wolff's Ontologie enthält eine Menge von logischen Sätzen, die in eine Metaphysik gar nicht gehören; sie enthält unter andern ein ganzes Capitel *de ente fingulari et univerfali.* Die Einmengung dieser Universalien in die Metaphysik hängt mit einem, durch das Mittelalter hindurch stets wirksamen Reste des Platonismus zusammen, wovon auch bey [176] Locke sich Spuren finden, nämlich in den Meinungen, die er anführt, um sie zu bestreiten, wie im dritten Capitel des dritten Buchs, wo er klagt: *the former of thefe opinions, which fuppofes these effences, as a certain number of forms or molds, wherein all natural things, that exift, are caft, and do equally partake, has, I imagine, very much perplexed the knowledge of natural things.* Locke selbst aber, mit seiner *real*

---

* Fälschlich sind von einigen neuern Logikern die *einzelnen* Begriffe geleugnet worden; hier sollte *ein* Fehler den *andern* decken.

and nominal essence, unterwirft sich dem Misbrauche des Wortes, den er in folgenden Ausdrücken rügt: *the learning and disputes of the schools having been much busied about genus and species, the word essence has almost lost its primary signification, and instead of the real constitution of things, has been almost wholly applied to the artificial constitution of genus and species.* — Auch der alte Satz: *essentiae rerum sunt immutabiles,* gehört hieher. Er bedeutet nichts anderes, als: *die Begriffe sind etwas völlig Unzeitliches;* welches von ihnen in allen ihren logischen Verhältnissen wahr ist, daher auch die aus ihnen gebildeten wissenschaftlichen Sätze und Schlüsse für die Alten so wie für uns, — und am Himmel wie auf Erden, — wahr sind und bleiben.

Aber die Begriffe in diesem Sinne, in welchem sie ein gemeinschaftliches Wissen für alle Menschen und Zeiten darbieten, sind gar Nichts psychologisches. Im Gegentheil, wir werden in Hinsicht der *allgemeinen* Begriffe bald erkennen, *dafs der Zustand eines Menschen, in welchem das Gedachte seines individuellen Denkens ein Gattungs- oder Art-Begriff im strengsten Sinne seyn würde, etwas idealisches ist, welches niemals vollkommen zu erreichen steht.* Doch wir müssen die Allgemeinheit, welche *einigen* Begriffen zukommt, für jetzt noch ganz bey Seite lassen.

In psychologischer Hinsicht ist ein Begriff diejenige Vorstellung, welche den Begriff in logischer Bedeutung, zu ihrem Vorgestellten hat; oder, durch welche der letz[177]tere (das Vorzustellende) wirklich vorgestellt wird. So genommen hat nun allerdings ein Jeder *seine* Begriffe für sich: ARCHIMEDES untersuchte seinen eignen Begriff vom Kreise, und NEWTON gleichfalls den seinigen; es waren dies zwey Begriffe im psychologischen Sinne, wiewohl in logischer Hinsicht nur ein einziger für alle Mathematiker. — Auf den ersten Blick scheint vielleicht diese Unterscheidung eine müfsige Subtilität; das Gegentheil wird sich bald zeigen.

Zuvörderst müssen wir jetzt den Begriff in psychologischer Bedeutung entgegensetzen der Empfindung, der Einbildung, der Erinnerung; dann wird das Eigenthümliche des Begriffs besser hervortreten.

Gesetzt, es sey in irgend einer Seele ohne Weiteres eine gewisse Vorstellung, — so wie wir in den Grundlinien der Statik des Geistes anzunehmen pflegten, ohne uns darum zu bekümmern, woher diese Vorstellung entsprungen, und wie sie ins Bewufstseyn gekommen sey, — alsdann ist diese Vorstellung ein Begriff; und wäre es auch nur die Vorstellung der rothen Farbe, ja selbst nur die einer bestimmten Nüançe derselben mit einer bestimmten Gestalt des Gefärbten. Denn Allgemeinheit ist gar kein wesentliches Erfordernifs zu einem Begriffe.

Nun aber findet sich in keiner Seele so ganz von selbst eine Vorstellung; die Seele ist vielmehr ursprünglich eine vollkommene *tabula rasa,* ohne alles Leben oder Vorstellen. (§ 32). Demnach giebt es keine ursprünglichen Begriffe, auch keine Anlagen dazu; sondern *alle Begriffe sind etwas Gewordenes.* Das erste Werden einer Vorstellung erfordert eine Selbsterhaltung der Seele gegen eine ihr fremdartige Störung. (§ 94). Die werdende Vorstellung nun heifst *Empfindung* oder *Wahrnehmung.* So nennt man sie während der ganzen Dauer der Störung, (des sinnlichen Eindrucks), ohne in der gemeinen Sprache darauf Acht zu geben, dafs eigentlich nur

die momentanen Auffassungen den Zustand des Empfindens ausmachen, während das dadurch erzeugte [178] Vorstellen in der Seele bleibt, und sich in so weit zu einer Totalkraft sammelt, als die von Anfang an eintretende Hemmung es gestattet.

Wenn bey gegebener Gelegenheit diese Totalkraft, nachdem sie schon völlig gehemmt war, ihr Vorgestelltes *wieder* ins Bewufstseyn bringt, (nach § 81—93) dann heifst sie *Einbildung;* und hieraus kann *Erinnerung* werden, wofern dieselbe in Verbindung mit einer ganzen Reihe verschmolzener Vorstellungen, vollends wenn dieselben etwas Zeitliches zu erkennen geben, (§ 116) wieder hervortritt.

Sehen wir nun auf die Art und Weise, wie unsre Vorstellungen ins Bewufstseyn kommen, so sind dieselben *immer*, entweder Wahrnehmungen oder Einbildungen, von welchen letztern die Erinnerungen nur eine Species ausmachen. *Wann denn haben wir Begriffe?*

Wir *haben* dieselben *nicht irgend einmal*, zu einer gewissen Zeit; wir haben sie *nicht neben* und *aufser* den Wahrnehmungen und Einbildungen,* sondern *wir schreiben uns Begriffe in so fern zu, in wiefern wir abstrahiren von dem Eintritt unserer Vorstellungen ins Bewufstseyn,* und dagegen darauf reflectiren, dafs sie sich darin befinden, und ihr *Vorgestelltes* (den Begriff im logischen Sinne) nun in der That erscheinen lassen.

Allein mit dieser Erklärung wird man noch nicht ganz zufrieden seyn. Denn man ist nicht gewohnt, sich vermöge einer willkührlich vorzunehmenden, oder zu unterlassenden, Abstraction, seine eignen Vorstellungen bald als Begriffe, bald als Einbildungen zu denken. — Aber eine willkührliche Abstraction geht nur hier, in der Wissenschaft vor. Was die gemeine Auffassung anlangt, [179] so liegen in unserm Vorstellen selbst, Unterschiede, vermöge deren die Art ihres Eintritts ins Bewufstseyn sich bald verräth, bald unbemerkt bleibt.

Nämlich so lange die Vorstellungen mit ihren räumlichen und zeitlichen Associationen behaftet ins Bewufstseyn kommen, verrathen sie sich als reproducirte Wahrnehmungen, als Einbildungen. *Bringt aber eine Vorstellung nichts als sich selbst:* dann bedarf es keiner Abstraction, denn die Thätigkeit ihrer Wiedererhebung ist ohnehin kein Gegenstand des Bewufstseyns. — Uebrigens gehört die Frage, *wie wir es machen*, unsre Vorstellungen zu beobachten, und sie entweder als Einbildungen, oder als Begriffe anzuerkennen, noch gar nicht hieher.

Die Hauptfrage aber, worauf die Untersuchung über den Ursprung der Begriffe zu reduciren ist, läfst sich aus dem eben Gesagten schon erkennen. Es ist diese: *wie kommen unsre Vorstellungen los von den Complicationen und Verschmelzungen, in welche sie bey ihrem Entstehen, und bey jedem Wiedererwachen unvermeidlich gerathen?*

Offenbar ist diese Frage um so schwerer, je einfacher die Begriffe sind, auf welche man sie anwendet. Die zusammengesetztern Begriffe sind

* Zu den Einbildungen kann man auch die Erzeugungen neuer Begriffe rechnen, wovon tiefer unten die Rede seyn wird. Uebrigens ist in der wissenschaftlichen Sprache *Einbildung* nicht *Täuschung*, sondern es hat dies Wort den nämlichen Sinn wie in dem Ausdrucke *Einbildungskraft.*

aus wenigeren Verbindungen frey geworden, und bilden sich daher leichter und früher.

Die Frage wird in ihrer Wichtigkeit fühlbarer, und in Verbindung mit einigen Nebenfragen gesetzt werden, wenn wir die Forderung, daſs der Begriff im psychologischen Sinne den logischen Begriff zu seinem Vorgestellten haben solle, noch näher betrachten.

1. Sehen wir auf den Inhalt eines logischen Begriffs: so wird derselbe, wofern er nicht einfach ist, mehrere Merkmale einschlieſsen. Jedes dieser Merkmale ist ihm *gleich* wesentlich wie die übrigen; keins gehört mehr oder weniger zu ihm, als die andern. Nun soll der psychologische Begriff zu diesem logischen sich verhalten [180] wie die Vorstellung zu ihrem Vorgestellten. Folglich wird jener um so unvollkommner seyn, je *ungleicher* die Stärke ist, mit welcher die Elemente des complicirten Vorstellens sich beysammen finden.

2. Die Merkmale des Begriffs gehören, logisch genommen, alle *vollkommen* genau zu einander. Aber die Psychologie kennt unvollkommne Complicationen, (§ 63 etc.), diese werden, als Begriffe betrachtet, *entweder zu viel oder zu wenig* Verbindung darbieten.

3. In logischer Hinsicht hat jeder Begriff seine Stelle unter den übrigen, die ihm durch irgend eine Classification angewiesen wird. Uebersetzen wir dies in eine psychologische Forderung: so sollen die Begriffe, *aus ihren zufälligen Verschmelzungen* nicht bloſs *heraus*, sondern *in andre*, ihnen wesentlich zukommende, hineingerückt werden.

4. Der Classification gehören alle Begriffe, die auf dergleichen Subordinationsstufe stehen, in gleichem Grade an. Alle ungleichmäſsige Auffassung der verschiedenen coordinirten Gegenstände bringt also einen Fehler in das psychologische System der Begriffe.

Betrachten wir dagegen den psychologischen Ursprung der Vorstellungen, so bemerken wir:

5. Unsre Vorstellungen erwachsen allmählig aus momentanen Auffassungen, aus gleichartigen, wiederhohlten, und zum Theil verschmolzenen Wahrnehmungen, bey welchen noch obendrein verwickelte Gesetze der abnehmenden und erneuerten Empfänglichkeit Statt finden. Alles Eigne und Zufällige, was ein gewisses gleichartiges Vorstellen vermöge der Elemente und Umstände, aus und unter denen es zusammengeflossen ist, noch an sich tragen mag, müſste es billig ablegen, um *bloſs* und *ganz* das Vorstellen seines Vorgestellten, *und sonst nichts*, zu seyn; alle Zustände des Begehrens und Fühlens, in die es gerathen kann, müſsten wegbleiben, wenn es vollständig die Function eines Begriffs im psychologischen Sinn erfüllen sollte. — Wo, nach gewohnter [181] Redensart, der Verstand vom Affecte verdunkelt wird, da ist nicht eine gewisse Kraft, *Verstand* genannt, unwirksam geworden, sondern groſsentheils sind es die Vorstellungen selbst, welche sonst ganz ruhig ihr Vorgestelltes ins Bewuſstseyn bringen und alsdann Begriffe heiſsen, jetzt aber vermöge ihrer Spannung, in die sie gerathen, nach ganz anderen Gesetzen wirken, als nach solchen, die sich aus den *logischen* Verhältnissen *ihrer Vorgestellten* würden erklären lassen.

Man sieht hieraus, was es für eine Aufgabe ist, Verstand zu haben; vollends wenn wir noch hinzunehmen, daſs auch das Denken, oder der

fortgehende *Flufs* unserer Begriffe, sich nach der Qualität des Gedachten, oder der Begriffe im logischen Sinne, richten soll.

§ 121.

Alles Bisherige diente nur, die blofse *Frage* nach dem Ursprung der Begriffe deutlich zu machen. Jetzt müssen wir die Mechanik des Geistes zu Rathe ziehn, um zu vernehmen, wie viel wohl der psychologische Mechanismus, so weit wir ihn bis jetzt kennen, für die Erzeugung der Begriffe thun möge.

Im § 99 haben wir gesehn, dafs, wenn einerley Vorstellung vielemal mit solchen Pausen gegeben wird, in denen die frühere Auffassung jedesmal zur statischen Schwelle sinken kann; alsdann die während jeder Pause erneuerte Empfänglichkeit zwar anfänglich einen beträchtlichen Zuwachs durch neue Auffassung gestattet, aber endlich die Empfänglichkeit beynahe plötzlich wieder erlischt, weil eine *sehr beträchtliche Summe des Vorstellens* aus den *früheren* Wahrnehmungen sich sogleich beym Eintritte der neuen Wahrnehmung hervordrängt.

Hiemit wollen wir verbinden, was wir von den Complicationen und Verschmelzungen wissen; dergleichen bey jeder einzelnen unter den wiederhohlten gleichartigen Wahrnehmungen werden vorgekommen seyn, und zwar bey jeder auf andre Weise, weil zu verschiedenen Zei[182]ten nicht alle begleitenden Umstände gleich zu seyn pflegen.

Stehen wir nun zuvörderst still bey zweyen gleichartigen Wahrnehmungen: so ist offenbar, dafs während der zweyten sich die erste als Einbildung reproducirt, und zwar sammt den Verschmelzungen und Complicationen, in die sie als Wahrnehmung gerathen war. Namentlich also werden die räumlichen Associationen wieder ins Bewufstseyn kommen.

Gehen wir zur dritten unter den gleichartigen Wahrnehmungen, so reproduciren sich die erste und zweyte, jede mit ihren Verbindungen. Aber hier giebt es schon eine Hemmung, indem die Verbindungen der einen und der andern sich nicht gleich seyn werden.

Gehn wir aber zur zehnten, zur hunderten, zur tausenden jener wiederhohlten Wahrnehmungen: so ist offenbar, dafs die verschiedenartigen Associationen aller vorhergehenden sich bey deren Reproduction so gut als auslöschen müssen. Dabey kann denn freylich auch von jeder einzelnen unter den gleichartigen Reproducirten nur ein geringes Quantum ins Bewufstseyn kommen, weil auf sie die Hemmung, die ihre Verschmolzenen leiden, zum Theil fortwirkt. Allein alle zusammengenommen ergeben dennoch ein bedeutendes Quantum, welches eine einzige Totalkraft ausmacht. Das Vorgestellte dieser Totalkraft nun wird einem *Begriffe* sehr nahe kommen. Hiemit hängt die Untersuchung des § 101 zuzammen. Wenn zwey Reihen von gleichartigen Anfangspuncten zu entgegengesetzten Gliedern fortlaufen: so entsteht eine *wachsende* Hemmung; je öfter dies unter mehrern Reihen sich wiederhohlt, desto mehr *verkürzen* sich die Reihen, weil durch die Hemmung die hintern Glieder unmerklich werden; endlich geht die Verkürzung beynahe in *Isolirung* über, wenn sich die hintern Glieder so gut als ganz aufheben.

Man mache sich nun dieses durch Beyspiele klärer. Wir haben einen

und denselben Menschen, in allerley [183] Stellungen, mit verschiedener Miene und Kleidung, an verschiedenen Orten gesehen. Wir sehn ihn noch einmal, — oder nur sein Name wird genannt; — die *Total-Vorstellung* von diesem Menschen, welche nun hervortritt, ist der *Begriff* desselben; wohl unterschieden von dem Bilde oder der Einbildung, welche wird hervorgerufen werden, sobald durch Angabe gewisser Zeit-Umstände an eine *bestimmte* Situation erinnert wird, in der wir den nämlichen Menschen *irgend einmal* gesehen haben. Denn in solchem Falle reproducirt sich die *damals* gewonnene Vorstellung in vorzüglicher Stärke mit allem ihrem Beywesen; und nun sehen wir den Menschen gerade in der Kleidung, mit der Miene und Geberde, worin er sich eben damals darstellte. — Eigentlich sollte der Begriff dieses Individuums ganz frey seyn von den Zufälligkeiten, deren schwache Beymischung auch der vorhin erwähnten Total-Vorstellung immer noch anhängt. Man sieht leicht ein, dafs es dahin nicht eher kommen kann, als wenn eine Handlung des Entgegensetzens vorgeht, welche die Zufälligkeiten ausdrücklich für etwas abzusonderndes erklärt. Allein die Möglichkeit einer solchen Handlung liegt für jetzt noch fern. Sie setzt voraus, dafs eine höhere Reflexion die eigne Vorstellung zu ihrem Vorgestellten mache, und sie als solche bearbeite.

§ 122.

Ganz analog dem ersten Entstehen der individuellen Begriffe ist das der allgemeinen. Eine Menge ähnlicher Gegenstände wird wahrgenommen. Die daraus entsprungenen Vorstellungen schmelzen zusammen; nach gegenseitiger Hemmung durch die widerstreitenden Bestimmungen. Das Gleichartige erlangt in der Total-Vorstellung ein bedeutendes Uebergewicht über dem Verschiedenartigen.

Hiebey ist jedoch zu bemerken, dafs die Merkmale, durch welche ein einzelner Gegenstand wahrgenommen wird, meistens eine *vollkommene* Complexion bilden [184] werden; indem sie wenigstens grofsentheils gleichzeitig, und überdies durch verschiedene Sinne aufgefafst werden, deren Vorstellungs-Reihen sich unter einander nicht hemmen. (Vergl. § 57 u. s. w.) Aber vollkommene Complexionen bleiben sich in allen ihren Zuständen immer ähnlich (§ 61). Daher kann in der Total-Vorstellung aller ähnlichen Gegenstände das Unähnliche aus den vollkommenen Complexionen nicht nur nicht entweichen; es kann auch nicht einmal zu dem mit ihm complicirten Aehnlichen ein anderes, als sein ursprüngliches Verhältnifs annehmen. Aus diesem Grunde bleibt immer viel fremdartiger Zusatz bey der Total-Vorstellung, der sie hindert, dem wahrhaften allgemeinen Begriffe recht nahe zu kommen. Um diese zu erreichen, bedarf es hintennach einer absichtlichen, ja selbst einer wissenschaftlichen Bearbeitung.

Allein eine merkwürdige Annäherung an das Allgemeine durch die Vorstellungsart des *Vielfältigen* darf hier nicht übergangen werden.

Zuerst sey von einer gewissen Art von Dingen ein einzelnes Exemplar wahrgenommen. Dann werde von der nämlichen Art eine Menge beysammen gefunden. So verschmilzt die einzelne frühere, jetzt reproducirte Vorstellung, mit jeder von den jetzt gegebenen. Wiederum erscheine ein einziges Exemplar derselben Art. So verschmelzen sämmtliche zuvor ge-

gebene mit diesem einzelnen. Es ist sichtbar, wie sich hier die Vorstellung von *Vielem*, und von *Einem unter Vielen* erzeugt. Und gewifs ist dieses der Nothbehelf, dessen sich der ungebildete Mensch anstatt der allgemeinen Begriffe durchgängig bedient. Er sieht ein Haus, und erkennt es für ein Haus; aber schon die Sprache erinnert durch den unbestimmten Artikel, dafs hier keine logische Subsumtion des Hauses unter den zugehörigen, streng-allgemeinen Begriff, vor sich gehe; sondern dafs dieses Haus als Eins unter Vielen, aufgefafst werde; als Eins, wobey die Bilder vieler zuvor gesehenen Häuser sich ins Be[185]wufstseyn drängen, die sich nur nicht entwickeln können wegen der Hemmung durch ihre Gegensätze, daher es bey der vorhin beschriebenen Total-Vorstellung bleiben mufs.

Solche Total-Vorstellungen können ganz eigentlich *verworrene* Vorstellungen heifsen, in Ansehung des nach der Hemmung verschmolzenen Ungleichartigen, was sie mit sich führen. Da sie nun gleichwohl im gemeinen Denken die Stelle der ächt-allgemeinen Begriffe vertreten, so finden sie in den Philosophen aller Zeiten ihre beständigen Widersacher und Verfolger. Nichtsdestoweniger sollen wir anerkennen, dafs auch die deutlichen Begriffe, in welchen der Gegensatz des Allgemeinen gegen jedes ihm unterzuordnende Besondere ausdrücklich zum Bewufstseyn gebracht wird, sich aus dem Schoofse jener natürlichen Verworrenheit zuerst haben entwickeln müssen.*

Wir sind jetzt mit den Begriffen ungefähr so weit, wie oben (§ 118) mit den Vorstellungen von Dingen und Begebenheiten. Es ist Zeit nachzusehn, wie weit wir in die Nähe der Urtheile und Schlüsse werden vordringen können, ohne mehr als das bisher Bekannte vorauszusetzen.

§ 123.

In der Logik habe ich die Lehre von den Urtheilen angefangen von der Betrachtung der *Frage;*** indem die Bejahung *oder* Verneinung, welche das Wesentliche jedes Urtheils ausmacht, sogleich zwey Arten der Urtheile von einander scheidet: so dafs man gleich mit der Eintheilung anheben müfste, wenn man nicht dasjenige Beysammenseyn des Subjects und Prädicats zuvor erwägen wollte, in welchem dies letztere jenem gleichsam begegnet, [186] ohne ihm noch zugeeignet oder abgesprochen zu seyn. Der Logik ziemt ein solcher Gang, eben darum weil sie nicht Psychologie ist, und es ihr ganz gleich gilt, ob wirklich im menschlichen Denken jedem Urtheile die Frage vorangehe, deren Entscheidung es enthält, oder nicht.

Hingegen in der Psychologie kommt es nicht unmittelbar darauf an, was in dem Urtheile das Gedachte, sondern welcher der Lauf des Denkens sey. Dieser nun hebt so wenig allemal von einer *bestimmten* Frage an, dafs vielmehr sein Wesentliches viel tiefer liegt, und viel häufiger vorkommt, viel ursprünglicher sich ereignet, als alles, was eine kenntliche logische Form an sich trägt.

---

* Die Fortsetzung der Untersuchung über die Begriffe folgt im § 147. Man vergleiche auch den § 139.

** Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, im zweyten Abschnitte, § 52. 53. [Bd. IV, S. 77 ff. vorl. Ausg.]

Man betrachte zuerst die ganz einfachen Ausrufungen, wie: *Feuer! — Land! — Der Feind! — Der König!* — Hoffentlich wird man diese nicht nach Art der Grammatiker für bloſse Ellipsen erklären, bey denen der Rufende eigentlich dächte: *Dort steht ein Haus in Flammen! Dort wird eine Küste sichtbar! Der Feind rückt heran! Der König kommt oder steht dort!* — So viel Weitläuftigkeit machen die Gedanken des Rufenden nicht. Sondern er bezeichnet ein bloſses Erkennen des Gesehenen. Der Anblick geht voran, die Vorstellung, die er unmittelbar giebt, weckt eine frühere Vorstellung, welche mit jener verschmilzt; dieser früheren gehört, wie der Name, so das Furchtbare oder Erfreuliche, was den Rufenden in Affect versetzt. Denn der bloſse unmittelbare Anblick einer Flamme ist nicht so gar schrecklich, so wenig wie die Gesichts-Vorstellung einer entfernten Küste besonders erheiternd. — Ob nun gleich in jenen Ausrufungen weder Subject noch Copula abgesondert hervortreten, so sind sie doch sehr leicht psychologisch zu erkennen, während sie im logischen Sinne wirklich fehlen. Die unmittelbare Wahrnehmung giebt das Subject; die Verschmelzung ist das, was die Copula zu bezeichnen hätte; die frühere, erwachende und mit jener ersten verschmelzende Vorstellung nimmt die Stelle des Prädicats ein. Aber eben darum, [187] weil die Verschmelzung plötzlich geschieht, und schon vollzogen ist, ehe sie einen Ausdruck findet, kann die Logik das in Eins Verschmolzene nicht als Beyspiel eines Urtheils brauchen, denn in einem solchen müssen die constituirenden Bestandtheile deutlich zu unterscheiden seyn.

Offenbar nun giebt es zahllose Fälle, die jeden Augenblick vorkommen, in welchen alles sich genau so verhält wie in jenen Ausrufungen, nur daſs der Affect fehlt, und deshalb auch sein Ausbruch durch die Sprache unterbleibt. Jedes bekannte Ding, das uns eben jetzt zu Gesichte kommt, bewirkt eine Wahrnehmung, eine Wieder-Erweckung, und eine Verschmelzung, ohne daſs uns darum ein Laut entführe, vollends ohne daſs wir den höchst einfachen Vorgang in eine logische Form brächten. Die Sache geschieht unbemerkt; und nachdem sie geschehn ist, erkennt Niemand mehr die Fugen, in welchen die frühere und die neue Vorstellung an einander geschmolzen sind.

Fragt man nun weiter, unter welchen psychologischen Bedingungen denn die logische Form des Urtheils wirklich zum Vorschein komme: so bietet sich die Antwort von selbst dar. Dann ohne Zweifel, wann die Verschmelzung durch irgend einen Umstand erschwert und verzögert wird, so daſs bey ihr Anfang, Mittel, und Ende sich hinreichend aus einander sondern, um jedes für sich zum Worte kommen zu können. In den Anfang stellt sich alsdann das Subject; denn es ist die zuerst vorhandene Vorstellung, vielleicht schon im Sinken begriffen, während die des Prädicats noch steigt; jedoch so, daſs die vom Subject ausgehenden Reihen eben in ihrem Streben zur Evolution begriffen sind, indem das Prädicat hinzukommt, und hiemit einen Theil jenes Strebens befriedigt, einen andern hemmt, oder überhaupt entscheidend auf dasselbe einwirkt. In der Mitte zeigt sich die Copula, der Ausdruck derjenigen Veränderung der Gemüthslage, welche sich in der Verschmelzung ereignet. [188] Zuletzt kommt das Prädicat, eben darum weil dessen Vorstellung erst noch im Steigen begriffen ist. —

Leichte Beyspiele von der erschwerten und verzögerten Verschmelzung sind die, wo das Subject in einer Veränderung eines seiner Merkmale beobachtet wird; z. B. *der Feind flieht,* oder wo das Urtheil einen Beweis erfordert, das heifst, wo die Verschmelzung nur mit Hülfe eines Mittelgliedes geschehen kann. Im ersten Falle entsteht eine Hemmung zwischen dem neuen Merkmale und dem frühern entgegengesetzten, das jetzt entweicht. Im zweyten Falle haben andre mögliche Vorstellungsarten so lange die Freyheit, sich einzudrängen, bis der Beweis geliefert und durchdacht ist. Wenn indessen die andern möglichen Vorstellungsarten nicht erwachen, vielleicht weil sie noch gar nicht vorhanden sind, so geschieht auch hier die Verschmelzung bald genug, wie sich bey der Leichtgläubigkeit zeigt, die nicht urtheilt, sondern eine einfachere Wirkung des psychologischen Mechanismus ist. Man denke sich demnach überhaupt das Subject als eine unbestimmte Frage; das heifst, als eine solche, die kein bestimmtes Prädicat angiebt; denn wenn auch dieses in manchen Fällen angegeben wird, (in der bestimmten Frage,) so hängt doch davon die Bildung des Urtheils nicht ab. Wohl aber mufste das Subject selbst *irgend welchen* Bestimmungen zustreben.

Hier ist auch der Ort für die wichtige Untersuchung über den Ursprung des Begriffs der *Verneinung.* Denn für angeboren kann derselbe eben so wenig gelten, als irgend ein anderer; gegeben werden kann er auch nicht, denn alles Wahrgenommene ist ein Positives. Für sich allein ist er bedeutungslos; er mufs auf etwas bezogen werden, *das* er verneine. Und selbst der Gedanke eines blofsen *Non A* würde in keines Menschen Kopf kommen, so lange keine Veranlassung wäre, den bis dahin positiv gedachten Begriff von *A* jetzt auf einmal als ein aus irgend einem Gedanken Auszustofsendes, Wegzuschaffendes, oder auch nur als ein daran Fehlen[189]des vorzustellen. Es kann also wohl kein Zweifel seyn, dafs der Begriff der Negation seinen Sitz in einer Abstraction von den negativen Urtheilen habe. Und wann denn entstehen negative Urtheile?

Zuerst läfst sich an ihnen bemerken, dafs ihr Prädicat nicht durch die unmittelbare Wahrnehmung kann dargeboten seyn, dafs es also aus dem Vorrathe der Seele, von innen her zu dem Subjecte hinzukommen mufs. Aber es würde nicht hinzukommen, wenn nicht das Subject, als die vorangehende Vorstellung, es herbeyriefe, die Vorstellung desselben erweckte. Wie kann nun ein Subject eine solche Vorstellung erwecken, die ihm als Merkmal *nicht* zukommt? Unmittelbar gewifs nicht. Wer in diesem Augenblicke etwas Weifses sieht, dem wird nicht das Urtheil einfallen: *Weifs ist nicht schwarz;* denn die Vorstellung des Schwarzen wird vielmehr gehemmt durch die des Weifsen. Nothwendig also mufs da, wo ein negatives Urtheil auf natürlichem Wege entspringen soll, die zuerst erweckte Vorstellung eine andere seyn, welcher aber vermöge einer Complication oder Verschmelzung jene anhängt, die den Platz des negativen Prädicats einnehmen soll. — Ich gehe beym Eintritt des Winters aufs Feld. Mir fällt ein bekannter Baum auf, weil er jetzt entlaubt da steht. Hier erzeugt sich das Urtheil: *der Baum hat keine Blätter; er ist nicht belaubt.* Nämlich der Anblick des Baums erweckt die frühere Vorstellung desselben, also auch die des Laubes, mit welchem er ehedem bekleidet

war. Diese tritt hervor wider die Hemmung durch den Anblick, und wird auf diese Weise ein Verneintes.

Hiebey wird man sich erinnern an die obige Erklärung der Begierde; die gerade auch in dem Aufstreben wider eine Hemmung ihren Sitz hat (§ 104). Und in der That ist es bekannt, dafs eben das Vermifste, das Versagte, schon als solches das Begehrte zu seyn pflegt. Dafs aber nicht *alles* Verneinte begehrt wird, liegt, wie leicht einzusehen, an zweyen Gründen; erstlich und haupt[190]sächlich daran, dafs die verneinte Vorstellung bey weitem nicht immer die vorherrschende, das Gemüth im Ganzen genommen bestimmende ist; zweytens auch daran, dafs, wenn diese Vorstellung stark genug, und mit andern starken Vorstellungen wohl complicirt ist, sie alsdann fast ungehindert ins Bewufstseyn treten, und nur blofs nicht verschmelzen wird mit der momentanen Auffassung, die ihr entgegengesetzt ist. In diesem letztern Falle wird dagegen die momentane Auffassung sogleich nach ihrer Entstehung stark gehemmt werden, und es wird eine Weile dauern, ehe sie sich zu einer bedeutend wirksamen Totalkraft ansammeln kann. (Vergl. § 95.) Die Folge davon wird man sogleich in einem Beyspiele erkennen. Ein blühender Baum wurde gesehen; jetzt sind die Blüthen gefallen, aber die Früchte angesetzt. Wer ihn jetzt wieder sieht, der urtheilt zuerst negativ: *der Baum ist ohne Blüthen*, und hintennach erst positiv: *er hat aber Früchte.* — Wer dagegen zum erstenmal in seinem Leben einen Baum, und diesen sogleich voll von Früchten sähe, der würde keins jener beyden Urtheile fällen. Welche Urtheile ihm wirklich in den Sinn kämen, die würden bestimmt seyn durch andre, früher gekannte baumähnliche Dinge. Hätte derselbe früherhin Schiffe mit Masten und Segeln gesehen, so würde er jetzt urtheilen: *dieser Mast hat keine Segel; er hat aber Aeste, Laub, Früchte*, u. s. w. Man glaube nicht, dafs eine solche Reminiscenz zu weit hergehohlt sey. Kinder übertragen noch viel heterogenere Erinnerungen auf ihre jetzigen Wahrnehmungen; und es ist das geringste, wenn ihr Bilderbuch ihnen in jeder nur irgend menschenähnlichen Figur diese oder jene bekannte Person vergegenwärtigt. Erst nachdem ein grofser Reichthum von Vorstellungen angesammelt ist, fügen sich die passenden zusammen, und verdrängen die Urtheile nach entfernten Aehnlichkeiten. —

Nach diesen Auseinandersetzungen wird es nun klar seyn, dafs wir das Wesentliche in dem Act des Urthei[191]lens, so wie das Ursprüngliche der Begriffe, (§ 121. 122) eben so wohl bey Thieren erwarten müssen, als bey Menschen. Denn die Grundbedingungen für den Ursprung der Begriffe und Urtheile liegen ganz allgemein in dem Mechanismus der Vorstellungen überhaupt, und erfordern, wenn wir den Sprach-Ausdruck abrechnen, noch nichts ausschliefsend Menschliches. Anders verhält es sich mit dem *Aufbewahren* der Urtheilsform. Diese geschieht erst durch die Sprache; welche den, an sich flüchtigen, Uebergang vom Subjecte zum Prädicate fixirt. Auch liegt in der *Vieldeutigkeit der Worte* ein Grund, die Urtheilsform *häufiger anzuwenden;* indem das Wort, wodurch man einen vorliegenden Gegenstand benannt hat, in einer Unbestimmtheit schwebt, welcher durch Angabe eines oder mehrerer Prädicate mufs nachgeholfen werden, um den Ausdruck für die Sache einzurichten.

§ 124.

Fast unvermerkt finden wir uns hier auf die berühmte Lehre von den *Kategorien* und *Kategoremen* geführt, die nach der gangbaren Vorstellungsart ein ursprünglicher Schatz seyn sollen; ja das unentbehrliche Mittel, um Erfahrung aus den Empfindungen zu bereiten, welche (so meint man) dergleichen Begriffe dem Verstande auf keine Weise zuführen konnten. Verhielte es sich wirklich so, dann wäre hier ganz der unrechte Ort, davon zu reden. Nicht dem geistigen Leben überhaupt, sondern nur den Vernunftwesen würden die Kategorien angehören. Die Erfahrung der Thiere wäre nicht nach Quantität und Qualität bestimmt; denn sie hätten nicht die Begriffe von Einheit und Vielheit, nicht die des Wirklichen und Fehlenden (Realität und Negation); auch nicht des Handelnden und Leidenden (Causalität), nicht des Möglichen und Unmöglichen, in ihre Empfindung hineintragen können; da sie von dem Besitze des Verstandes und seiner ursprünglichen Ausstattung ausgeschlossen sind. Das einzige, was die empirische Psychologie [192] darüber zu sagen nöthig hat, ist: *beobachtet die Hunde!* — Aber die wissenschaftliche oder speculative Psychologie darf so lakonisch nicht reden. Sie mufs zeigen, dafs die Erfahrung sich nothwendig so bildet, wie es, auf dem Standpuncte der Reflexion, den Kategorien gemäfs gefunden wird; dergestalt, dafs aus der gebildeten Erfahrung allerdings durch Reflexion die erwähnten Begriffe herausgehoben werden können, nicht, weil sie zuvor in die Erfahrung hineingetragen wären, (als ob sie früher, unabhängig von derselben, vorhanden gewesen wären,) sondern weil sie nichts anderes anzeigen, als die allgemeine Regelmäfsigkeit der Erfahrung nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus.

Ich behaupte, dafs die Kategorien unabhängig von den Empfindungen *darum* zu seyn scheinen, weil zu der, ihnen entsprechenden, Form der Erfahrung, die Eigenthümlichkeit unserer Empfindungen von Farben, Tönen, Gerüchen, u. s. w. nichts Wesentliches beyträgt. Hätten wir ganz andere Sinne und durch dieselben ganz andere Klassen von Empfindungen, — so jedoch, dafs die Empfindungen jeder einzelnen Klasse unter einander entgegen gesetzt wären, und einander hemmten, wie jetzt; die Empfindungen, verschiedener Klassen aber sich complicirten, wie jetzt; auch das Zusammentreffen und das successive Eintreten der Empfindungen eben so geschähe, wie jetzt: dann würde unsre Erfahrung einen ganz andern Inhalt, aber die nämliche Form haben, wie jetzt; und die hinzukommende höhere Reflexion würde die nämlichen Kategorien daraus absondern, wie jetzt.

Wäre aber die Gleichzeitigkeit und die Folge der Empfindungen beträchtlich verändert: dann würde auch die Form der Erfahrungen sich verändert haben. Unser Denken correspondirt mit den Erscheinungen darum, weil *ihre* Regelmäfsigkeit ihm die *seinige* gegeben hat; denn es ist durch sie und für sie gebildet worden. Wären dagegen in einer Seele nur drey einfache Empfindungen, und es kämen keine neue hinzu: so würde in [193] Hinsicht ihrer die ganze Psychologie sich auf die ersten Gründe der Statik und Mechanik, jene Lehren von den Schwellen des Bewufstseyns und vom Sinken der Hemmungssumme, beschränken; an Kategorien aber wäre nicht

zu denken; der psychologische Mechanismus würde zu solchen Erzeugnissen weder Gesetze noch ein Vermögen in sich tragen.

Den Beweis dieser meiner Behauptungen soll man nun schon längst nicht mehr verlangen; er liegt deutlich genug im Vorhergehenden. Einige Auseinandersetzungen kann man wünschen: und ich werde sie geben.

Die erste nothwendige Bemerkung ist, dafs hier von dem *metaphysischen Werthe* der Kategorien, das heifst, von ihrer Fähigkeit, *wahre Erkenntnisse* zu schaffen, nicht im Geringsten die Rede ist. Sie bezeichnen die Form, welche unsre *gemeine* Erfahrung hat; und das reicht vollkommen hin, um sie sehr wichtig und sehr interessant zu machen. Wir wollen unsern Geist kennen lernen, wie er wirklich ist: und wir halten uns weit entfernt von idealischen Träumen, wie wir ihn gern haben möchten, wenn wir uns selbst beliebig machen und einrichten könnten.

Die zweyte Bemerkung: Es mag wohl seyn, dafs aus den Kategorien etwas mehr werden kann, wenn man sie absichtlich bearbeitet. Aber in solcher Arbeit sind sie schon nicht mehr die Formen des Denkens, das heifst, die Bestimmungen der Art und Weise, wie das Denken wirklich geschieht: sondern *Objecte* desselben; und davon kann hier nicht die Rede seyn.

Die dritte Bemerkung: Nur in der Abstraction kann man die Kategorien von den Reihenformen trennen: ihre wirkliche Erzeugung ist mit den Reproductionsgesetzen, wodurch Raum und Zeit entstehn, aufs innigste verwebt.*

[194] Und die vierte Bemerkung: Eben darum darf man nicht hoffen, sie vollständig zu besitzen, wenn die auffallendsten derselben in einem kleinen Täfelchen symmetrisch beysammen stehn. Die Constructionen, wozu die Reihenformen veranlassen, sind unerschöpflich; und an diesem Reichthum nehmen die Kategorien Theil. Auch schreitet die Reflexion im weitern Ausbilden der einmal gewonnenen Begriffe unmerklich und ohne Ende fort. Das, was dem Versuch, die Kategorien vollständig zu finden, voran gehn, oder ihn wenigstens begleiten müfste, wäre eine allgemeine Grammatik; welche vollendet zu besitzen wohl Niemand glauben wird. ARISTOTELES suchte mit grofsem Rechte die Kategorien in der Sprache.

Der eben genannte Denker ist wohl unstreitig der erste, welcher überhaupt von Kategorien geredet hat. Bey der Frage: *was sind Kategorien?* wird also zuerst und vorzüglich seine Auctorität in Betracht kommen; besonders wenn die spätere Bearbeitung so voll von Fehlern ist, wie die Kantische.

ARISTOTELES nun deutet zuerst an, er wolle nicht von Urtheilen reden, sondern von unverbundenen Begriffen. *Jeder von diesen* aber zeige entweder ein *Ding* an, oder ein *Wieviel*, oder u. s. w. Man sieht, ARISTOTELES suchte *das Allgemeinste, wodurch sich angeben lasse, was unser Vorgestelltes sey*. Er suchte die *Klassen der Begriffe*. Von diesen handelt

* In den Prolegomenen, S. 119 wünscht KANT sich Glück, die Formen der Sinnlichkeit von denen des Verstandes rein gesondert zu haben. Gerade das ist ein Hauptgrund seiner Täuschungen. Er kannte den Ursprung der Reihenform nicht, und schätzte deren Sphäre viel zu klein.

er nur vier eigentlich ab, nämlich *Realität, Quantität, Relation,* und *Qualität.* Andere werden blofs genannt; unter ihnen das *Wo* und das *Wann;* woraus sich zeigt, dafs er zwar nicht die Reihenformen selbst, wohl aber die Bestimmung der *Gegenstände* in Ansehung ihrer, mit zu den Kategorien rechnete.

Auch durch die Kantischen Kategorien sollen *Objecte der Anschauungen* gedacht werden; so lautet [195] wörtlich KANT's Erklärung gleich hinter der Aufzählung der Kategorien.

Um desto mehr hätte KANT Ursache gehabt, wenigstens die *erste* der Aristotelischen Kategorien unverrückt an ihrem Platze zu lassen, nämlich das *Ding,* die *Sache* (*οὐσία*). Denn das gerade ist die einzige gemeinschaftliche Voraussetzung, wovon er mit dem ARISTOTELES ausgehn konnte: es solle von *Erkenntnifs*begriffen [1] (gleichviel ob in Bezug auf *wahre* oder blofs *scheinbare* Erkenntnifs) die Rede seyn: sonst hätte ARISTOTELES eben so gut die sogenannten Prädicabilien, welche in die Logik gehören, oder die allgemeinsten Klassenbegriffe der Aesthetik, *Schön, Häfslich, Gut, Böse,* mit unter die Zahl der Kategorien versetzen können; da sie allerdings zu den allgemeinsten Bestimmungen des Vorgestellten zu rechnen sind.

Damit nun gleich die erste Kategorie *das* anzeige, wovon hier überhaupt die Rede ist: stelle ich mit ARISTOTELES die *οὐσία* an die Spitze; auf Deutsch, das *Ding* überhaupt; denn von *Substanz* im metaphysischen Sinne wissen wir hier noch nicht das Geringste, und es ist einer von KANT's stärksten Misgriffen, in diesem Puncte der gemeinen falschen Uebersetzung des Worts *οὐσία* nachgegangen zu seyn. Das Wort sagt nichts weiter als: *das Wirkliche;* und damit man ja nicht etwa sich hier, am unrechten Orte, in tiefsinnige Metaphysik verirre, sagt ARISTOTELES recht deutlich: seine ersten *οὐσίαι* seyen zum Beyspiele dieser bestimmte Mensch, dieses bestimmte Pferd; die zweyten *οὐσίαι* aber seyen Arten und Gattungen, wie Mensch, Pferd, Thier. Ganz so mufs die Sache genommen werden, wenn von der ursprünglichen Bildung unserer Erfahrung, von den ersten, gemeinen Begriffen der sinnlichen Objecte die Rede ist. Nur freylich ist der Weg von hier bis zur Kritik der Vernunft etwas weiter, als ihn KANT sich gemacht hat.

Die andern hieher gehörigen Kategorien sind nun blofs in so fern Kategorien, als sie im Dienste der er[196]sten stehn; sich auf sie beziehen; kurz, als sie anzeigen, *wie* denn ein Ding gedacht werde. Nun ist im Begriffe des Dinges noch unbestimmt gelassen, *was* es sey. Es kommt aber gar kein Vorgestelltes zu Stande, wenn nicht irgend Etwas vorgestellt wird als ein Solches und kein Anderes. Demnach ist nothwendig die zweyte Kategorie die der *Eigenschaft.* Wobey zu bemerken, dafs die Eigenschaft entweder durch die Elementar-Vorstellungen, woraus die ganze Vorstellung des Dinges besteht, unmittelbar bestimmt wird, oder durch deren reihenförmige Verbindung. Im ersten Falle heifst die Eigenschaft im engern Sinne *Qualität,* im zweyten *Quantität.*

Allein die Vorstellungen, welche das *Wie* des Dinges anzeigen, können noch über das eigentliche *Was* hinausreichen. Oder, die Vorstellung des

[1] Das ganze Wort: „Erkenntnifsbegriffen" ist in SW gesperrt.

Dinges kann einen bestimmten Grund des Ueberganges zu andern Vorstellungen in sich tragen. Dies ergiebt die Kategorie der *Relation*, mit ihren Unterarten.

Endlich gehört hieher noch der in der Urtheilsform entspringende, aber von da auf Begriffe vielfältig übertragene Begriff der *Verneinung;* welchen KANT ausdrücklich, obgleich am unrechten Orte, unter den Kategorien aufzählt; während ARISTOTELES zwar Anfangs, da er nur von unverbundenen Begriffen reden will, ihn bey Seite setzt, späterhin aber doch, bey Gelegenheit der Gegensätze und der Veränderung in seine Abhandlung aufnimmt.*

Sollen nun blofs die allgemeinsten Klassen der Begriffe von Gegenständen, die in der äufsern Anschauung können gegeben werden, nachgewiesen, und deren Ueberschriften mit dem Namen der Kategorien benannt werden: so möchte man schwerlich mehr derselben finden als die angezeigten. Denn dafs Einheit, Vielheit, Allheit, der Quantität untergeordnet sind, dafs *Wo, Wann, Lage, Thun, Leiden*, zur Relation gehören, dafs [197] *Unmöglichkeit*, mit ihren beyden in verschiedener Beziehung genommenen Gegentheilen, der Möglichkeit und der Nothwendigkeit,** nur eine nähere Bestimmung der Verneinung ist; dies ist so einleuchtend, dafs es kaum der Entwickelung bedarf. — Will man dagegen sich einmal auf das Untergeordnete einlassen, so kann man unterordnen ohne Ende; wie sowohl ARISTOTELES als KANT gethan haben; jener durchgängig in der ganzen Abhandlung, dieser im § 10 der Vernunftkritik.

Mit einigen der bekanntesten Unterordnungen kann man die Tafel der Kategorien nunmehr so stellen:

Ding
Gegebenes,
Gedachtes.

Eigenschaft.
Qualität
Quantität
Bestimmte Quantität,
Einheit
Allheit
Das Ganze und die Theile.
Unbestimmte Quantität,
Vielheit im Ganzen,
Vielheit aufser dem Ganzen.

Verhältnifs.
Ort und *Lage.*
Bild und dessen Gegenstand.
Aehnlichkeit (bey gegenseitigem Abbilden.)
Gleichheit.
Besitz und dessen Gegenstand.
Wirken und *Leiden.*
Reizbarkeit.
Selbstbestimmung.

Verneintes.
Gegensatz.
Veränderung.
Unmöglichkeit nebst ihren Gegentheilen.

Hier stehn *Ding* und *Verneintes* einander mit bessern Rechte gegenüber, als bey KANT die Quantität und die Modalität; denn das Ding ist überhaupt das Gesetzte, *Positive*. Eben so Eigenschaft im weitesten Sinne, und Verhältnifs, wovon jene die innern Bestimmungen im Be[198]griffe des Dinges selbst, dieses die äufsern, in der Zusammenstellung desselben

* *Aristotelis categoriae cap.* 8 *et* 11.

** Man erinnere sich, dafs Nothwendigkeit Unmöglichkeit des Gegentheils ist.

mit andern, bezeichnet. Ferner sind hier nicht vier Titel zu Kategorien, sondern vier *Haupt-* oder *eigentliche Kategorien* aufgestellt, deren Untergeordnetes unter einander keine Symmetrie bildet, noch irgend erwarten läfst; eben darum, weil die Haupt-Kategorien unter einander völlig verschieden sind. Alle Symmetrie würde in meinen Augen unter solchen Umständen nur Verdacht erregen.

Wie entstehn nun die Kategorien?

Erstlich: wie entsteht die Vorstellung des Dinges? — Soll die Frage sich auf die Zusammenfassung der Merkmale des *einzelnen* Dinges beziehen: so liegt der Grund in der Complication der Partial-Vorstellungen wegen der Einheit der Seele; so dafs der Actus des Vorstellens nur Einer ist, so weit die Verbindung reicht. Soll aber der Ursprung der Vorstellung vom Dinge *überhaupt* angegeben werden: so mufs man zurückgehn zum Gesammt-Eindrucke, der aus den Reproductionen unzähliger, zum Theil ähnlicher Dinge sich allmählig zusammen zu setzen nicht umhin konnte. Dieser Gesammt-Eindruck überträgt sich auf unvollkommne, neue Wahrnehmungen am leichtesten. Ein verschlossener Kasten erregt die unbestimmte Vorstellung dessen, was darin seyn möge; ein von fern gesehener Gegenstand läfst errathen, was man bey der Annäherung finden werde; eine Reise verspricht viel Neues, man weifs noch nicht was; aber die aufgeregten dunkeln Bilder sind ganz unstreitig nichts anderes als Zusammensetzungen aus altem Stoffe. Vermuthungen, was doch das Unbekannte seyn möge, haben oft getäuscht: die Besorgnifs neuer Täuschung schlägt nun die bestimmteren Züge, welche man dem Unbekannten zu leihen geneigt ist, vollends nieder; und nach der Verneinung aller besondern Bestimmungen *soll* blofs ein Vorstellen, dessen Vorgestelltes sich ausgelöscht hat, übrig bleiben. Diese Zumuthung wird niemals völlig erfüllt; aber die Vorstellung gilt nun für die ganz allge[199]meine des Dinges überhaupt. — Das nämliche kommt vor, wenn wir ein Wort in einer uns unbekannten Sprache hören, oder unbekannte Schriftzüge erblicken; auch hier ist ein Gemisch von Vorstellungen im Begriff hervorzutreten; aber alle nähere Bestimmtheit wird zurückgewiesen, es bleibt das ganz unbestimmte Streben, irgend etwas zu setzen, welches durch das Wort bezeichnet werde, noch übrig; ein Beyspiel zu dem Begriffe des *gedachten* Dinges, so wie die frühern zu dem des *gegebenen* gehörten. Uebrigens ist es ARISTOTELES, dessen δεύτεραι οὐσίαι mich veranlassen, des gedachten Dinges neben dem gegebenen zu erwähnen; er versteht nämlich darunter die Arten und Gattungen.

Zweytens, wie entsteht die Vorstellung der Eigenschaft? Die Antwort ist bey der Lehre vom Ursprunge der Urtheile gegeben; und hängt mit dem nächst-Vorhergehenden unmittelbar zusammen. In der Vorstellung des Dinges liegt fortwährend das Aufstreben bestimmter, aber entgegengesetzter, und einander hemmender, früherer Wahrnehmungen. Sobald nun die zuvor unbekannten Gegenstände theilweise bekannt werden, entstehn Urtheile; die gefundenen Merkmale werden Prädicate eben in so fern, als sie von jenem Entgegengesetzten, das zugleich aufstrebte, Einiges hervortreten lassen mit Zurückdrängung des Uebrigen. Je öfter durch dergleichen Urtheile jener unbestimmte Begriff des Dinges, (oder auch andre,

unter ihm stehende, minder allgemeine Begriffe gewisser Gattungen und Arten,) sind bestimmt worden: desto mehrere werden der Vorstellungen, welche den Platz und Rang von Prädicaten einnehmen; ein Procefs, der im Laufe des Lebens immer fortgeht, ohne dafs es möglich wäre, für ihn besondere Epochen vestzusetzen. Die geistige Ausbildung macht, der Erfahrung zufolge, nur kleine, kaum merkliche Schritte.

Etwas schwerer zu erklären ist der Begriff der Quantität, so fern derselbe allem Uebrigen, was Eigenschaft heifsen kann, gegenüber tritt. Hier mufs man sich zuerst [200] erinnern, dafs *viele Auffassungen* zusammengenommen keineswegs ursprünglich *als Vieles aufgefafst* werden; und zwar gerade wegen der Verbindung, die sie eingehn. Ohne die Reproductionsgesetze, die Eins *zwischen* Anderes setzen, würde es eben so wenig jemals eine Kategorie der Quantität gegeben haben, als einen Raum und eine Zeit; denn die Einheit der Seele würde die Theile des Vielen so völlig verschlingen, und in sich versenken, dafs gar kein Mannigfaltiges mehr in ihm könnte geschieden werden; — genau so, wie die Einheit jedes einzelnen Dinges zu Stande kommt, wie grofs auch die Anzahl und die Verschiedenheit der Merkmale seyn möge, deren Vorstellungen zusammengenommen die Vorstellung des Dinges selbst sind. Man mufs sich daher dasjenige vergegenwärtigen, was oben über Raum, Zeit, und Zahl gesagt worden; und man mufs dies alles jetzt näher bestimmen durch die allgemeine Ueberlegung, dafs Gesammt-Eindrücke des Aehnlichen, wie zu allen Begriffen, eben so auch zu Gröfsenbegriffen die Grundlage abgeben können. Am Ende des § 114 war von der Reproduction wegen der Gestalt die Rede. Man erweitere dies auf die Reproduction gleicher Rhythmen, und gleicher Fortschreitungen unter den Zahlen; man bedenke, welche Verschmelzung oft wiederhohlter, ähnlicher Gröfsen-Vorstellungen nothwendig vor sich gehn müsse; man wird auf diese Weise den Weg zu den Gröfsen-*Begriffen* geöffnet finden.

Was insbesondere die Zahlen anlangt: so scheint hier alles Zwischen-Liegende, welches die darin enthaltenen Einheiten trennen könnte, zu mangeln; daher denn, nach der obigen Bemerkung, ihre Vielheit ganz zusammen fallen, und jede Zahl gleich Eins werden sollte. Allein gerade dies beweis't, dafs die Zahlbegriffe nichts Primitives sind, und dafs ihnen eine dunkle Voraussetzung anklebt, die man nachweisen mufs, um sie zu verstehn. Die ursprünglichen Zahlen sind Anzahlen gesonderter Gegenstände; wie zwölf Stühle, zwölf Personen. [201] Zwischen diesen lag ein Raum, als sie wahrgenommen wurden, aber ihre Anordnung war veränderlich, sie zeigten sich den *Versetzungen* unterworfen. Also hemmten sich die bestimmten Reihen, welche die Wahrnehmung erzeugt hatte. Dennoch blieb das Streben, vermöge dessen die Vorstellung eines jeden Einzelnen im Begriff war, zu den andern überzugehn; und wiewohl ein so sehr sich selbst verdunkelndes Streben sich kaum innerlich beobachten läfst, so darf daran doch nicht gezweifelt werden, da sich die Sache unzweydeutig aus der Theorie der Reihenformen ergiebt. — Nachmals bildeten sich die allgemeinen Begriffe des Stuhls, der Person, überhaupt des gezählten Gegenstandes. In ihn sollten nun die einzelnen Vorstellungen zusammenfallen; denn er wird auf alle übertragen. Aber gerade umgekehrt

mufs dies Drängen zur Einheit die Spannung jenes Strebens, welches die Einzelnen gesondert hält, vermehren. Und das *Uebergehn* von der Einheit des allgemeinen Begriffs zu der Sonderung des Einzelnen, unter ihm Enthaltenen, ist das Wesentliche des *reinen* Zahlbegriffs, des ächten Multiplicators; denn die reinen Zahlen sind nichts anderes als eben Vervielfältigungen, die selbst wiederum durch allgemeine Begriffe gedacht werden, in welchen das Entgegengesetzte der gezählten Gegenstände sich nahe ausgelöscht hat. — Uebrigens ist doch jenes, den Zahlen inwohnende Streben zur Sonderung allerdings auch in der Erfahrung leicht genug zu erkennen, nämlich an seinen Wirkungen. Alle Zahlen suchen sich auseinanderzusetzen; sie streben zur Gestaltung. Daher die allgemeine Neigung, sie bald als Abscissen und Ordinaten darzustellen, bald als figurirt zu betrachten; bald sogar ihnen mystische Eigenschaften beyzulegen, denen ästhetische Urtheile versteckt zum Grunde liegen, ähnlich jenen, worauf das räumliche und rhythmische Schöne beruht (§ 114). Alle geraden Zahlen zum Beyspiel haben einen fühlbaren Vorzug vor den ungeraden, weil sie sich in correspondirende Hälften zerlegen lassen. Aber [202] die Zahlen *sieben*, *dreyzehn*, und andre Primzahlen, gelten für unglücklich; so sehr, dafs der dreyzehnte Mensch, als überflüssig neben der so leicht anzuordnenden Zahl zwölf, sterben mufs, wenn er das harmonische Dutzend gestört und gleichsam auseinander gedrängt hat. — Solche mystische Thorheit ist zu allgemein, um nicht aus einem psychologischen Grunde zu entspringen. — Die grofsen Zahlen sind bekanntlich für uns blofse Namen, denen wir ohne das künstliche Hülfsmittel der Potenzen und Producte gar keine Bedeutung würden geben können. Doch klebt ihnen das Gefühl der Schwierigkeit an, die in ihnen liegenden Reihen ganz zu durchlaufen.

Drittens: Die Vorstellung des Verhältnisses erfordert, dafs zwey Puncte einer Reihenform gegen einander gehalten werden, um den Uebergang von einem zum andern zu bestimmen. Dies kann so vielfältig geschehen, als Reihenformen sind gebildet, und die Arten des Ueberganges bestimmt worden. Wollten wir, im gegenwärtigen Zusammenhange, Ort und Lage auslassen: so würde gerade dasjenige mangeln, was sich zuerst und von selbst darbietet, denn die bekannteste aller Reihenformen ist der Raum; die übrigen Reihenformen sind alle nur Analogien desselben, und minder ausgeführte Productionen. Auch das arithmetische und geometrische Verhältnifs im Zahlen-Gebiete kann als analog jenen räumlichen Verhältnissen angesehen werden; es wird nicht nöthig seyn, so leichte Sachen zu erläutern. Schwerer ohne Zweifel scheint das Verhältnifs der Aehnlichkeit, oder das noch einfachere zwischen Bild und Original, wovon jenes die nähere Bestimmung ist, denn Aehnliche verhalten sich gegenseitig wie Abbild und Urbild. Hier mufs man, wie bey der Zahl, bemerken, dafs die Vorstellungen zweyer durchaus Aehnlichen in der Einheit der Seele völlig zusammenfallen würden, wenn nicht irgend eine Nebenvorstellung sich dazwischen schöbe. (Man wird dabey an LEIBNITZ'ens unrichtiges, doch nicht ganz ohne psychologischen Grund behauptetes, *principium in*[203]*discernibilium* denken.) Ferner soll das Bild ein zweytes, das Original ein Erstes seyn. Wer aber das Bild erblickt, der erkennt darin das Original;

zurückschauend vom Zweyten auf das Erste. Also geht hier die Bewegung in der Reihenform rückwärts; welches nur möglich ist, wenn die *ganze* Vorstellung des Bildes verschmolzen ist mit *einem Theile* der Vorstellung des Originals (§ 100 und 112). Davon kann nun der Grund schon in der Zeitfolge gesucht werden; denn in der Regel ist das Original (wie schon das Wort sagt) das frühere, und das Bild erst nach ihm gemacht. Allein dies reicht nicht aus. Es giebt auch *Vorbilder, Modelle, nach* denen das Hauptwerk gearbeitet wird. Der Begriff des Bildes beruht eben so wenig auf der Zeitfolge, als auf dem Umstande, dafs Eins sich nach dem Andern richten solle; denn beydes leidet eine Umkehrung. Das Vorbild, wie das Nachbild, weiset auf den Hauptgegenstand; beyde sind um so vollkommener, je mehr, über ihm, sie selbst vergessen werden. Man denke an die Illusion im Panorama, im Schauspiel. (Wobey freilich nicht zu übersehen ist, dafs *während* der Illusion der *Begriff* des Bildes wegfällt.)

Nach diesen Vorerinnerungen wird nun diejenige Art von Reihenformen leichter ins Auge fallen, worin das Bild und sein Gegenstand einander gegenüber stehn. Es ist die Reihe des Wichtigern, und des minder-Bedeutenden; oder, am einfachsten, der stärkern und der schwächeren Vorstellungen; allein die Art, wie sich daraus eine Reihe bildet, bedarf einer Erläuterung. Wenn mehrere Gegenstände sich zugleich zur Wahrnehmung darbieten, so wird derjenige, dessen Eindruck der stärkste ist, zuerst aufgefafst, er giebt den Anfangspunct der Reihe. Erst nachdem die Empfänglichkeit für ihn bis auf einen gewissen Grad abgenommen hat, (§ 94) und die entstandene Vorstellung mit den frühern, hemmenden, weit genug ins Gleichgewicht getreten ist: können auch die schwächern Wahrnehmungen anderer Gegenstände [204] durch gehörige Verschmelzung ihrer Elemente zu einer endlichen Stärke anwachsen; (man weifs aus den Untersuchungen der §§ 94—97, dafs $S < \beta\varphi$ seyn mufs, wenn nicht die Perceptionen im Entstehen erdrückt werden sollen;*) und indem solchergestalt ein Gegenstand nach dem andern dazu gelangt, sich hinreichende *Aufmerksamkeit* zuzueignen: ordnet sich die Succession, worin das gleichzeitig Gegebene zusammentritt, nach der Stärke des Eindrucks und der Empfänglichkeit; welche beyden Gröfsen hier als ein Product ($\beta\varphi$) in Betracht kommen. — In dieser Reihe nun nimmt der Gegenstand des Bildes einen frühern Platz ein, als das Bild selbst; und das Verhältnifs zwischen beyden prägt sich um desto bestimmter aus, je weiter die Distanz von jenem zu diesem ist. Um desto mehr nämlich schiebt die Vorstellung des Gegenstandes zwischen sich und das Bild, wenn sie ja noch in ihren Reproductionen bis zu demselben hingelangt; hingegen die Vorstellung des Bildes reproducirt wegen der Aehnlichkeit unmittelbar jene des Gegenstandes, womit sie, in ihrer ganzen Stärke, verschmilzt. — Wenn zwey Brüder einen gleich starken Eindruck auf uns machen, so wird für uns keiner das Bild des andern, sondern nur der zweyte, den wir später sehen, erinnert an den früher Gekannten. Aber der Bruder eines grofsen Mannes

*) Der Leser wird wohl nöthig finden, meine ausführliche Abhandlung *de attentionis mensura* [Bd. V, No. IV, vorl. Ausg.] zu Hülfe zu nehmen, um sich die Untersuchung des § 95 geläufiger zu machen; und sie in ihren Anwendungen bequemer zu verfolgen.

bleibt immer *der Bruder;* das Bild von jenem. Im metaphysischen Sinne ist das Bild die blofse Qualität des Gegenstandes ohne seine Realität. Da ist die Distanz beyder, die zwischen Etwas und Nichts; das heifst, sie ist unendlich. Dafs hiemit der *Werth* des Bildes, welcher ihm zugesprochen werden mag, wenn ästhetische Urtheile hinzukommen, in keiner nothwendigen Gemeinschaft stehe, sondern davon ganz unabhängig [205] seyn könne, leuchtet von selbst ein. Gleichwohl hat der ästhetische Werth der Ideen einen sichtbaren Einflufs auf PLATON's Welt-Ansicht gehabt, nach welcher die Ideen, wie das Vornehmste, so auch das eigentliche Reale sind, wozu unsre sogenannte wirkliche Welt nur den Widerschein hinzufügt. — Vielleicht findet man einen Einwurf in solchen Bildern, die aus kostbaren Stoffen bestehen; dergleichen ein goldenes Kalb seyn würde. Aber hier ist das Gold nicht das Bild, und das Bild nicht das Gold, sondern überhaupt eine todte, träge Masse, und als solche weit unter der Würde des lebenden Thieres. Indessen könnte Einer die Sache umgekehrt betrachten; verliebt in die grofse Masse Goldes, und durch jedes lebende Kalb an sie erinnert, könnte er auch alle Kälber als Bilder jener Masse ansehn. — Es giebt auch Bilder, die den Originalen zum Erschrecken ähnlich sind, wie bemalte Statuen und Wachsfiguren, todte Körper, die sich, Gespenstern gleich, in den Kreis der Menschen drängen, und die Vorstellung des Abgebildeten so stark hervorheben, dafs die Erwartung menschlichen Handelns, Sprechens, Fühlens, gewaltsam wider die starren Bilder anstofsen mufs. Doch hierin ist vieles abhängig von der Gewohnheit. Wer die Bilder als Bilder betrachtet, erschrickt nicht; hingegen Kinder erschrecken selbst vor Gemälden, weil sie nicht einmal hier dahin gelangen, die Distanz von dem Menschen zu der bemalten Leinwand zu durchlaufen, sondern sich von den Augen des Bildes wirklich gesehen glauben. —

Bey blofs ähnlichen Gegenständen, von welchen nicht mit Bestimmtheit einer als das Bild des andern angesehen wird, geht die Vergleichung rückwärts und vorwärts; das heifst, es wird zufälligerweise der eine als der zweyte aufgefafst, welcher an den andern, den ersten, erinnere; und so wechselsweise. Dies läfst sich leicht erkennen bey den Abweichungen von der Aehnlichkeit. Hier ist der eine Gegenstand ein abweichender, wenn der andre die Regel giebt, wornach er müfste verändert werden, [206] um die Aehnlichkeit vollständig zu machen; aber er selbst kann eben so gut zur Regel dienen für den andern, falls derselbe soll als nachgiebig und veränderlich gedacht werden. Den Vorzug, die Regel und das Original zu seyn, und die Zurücksetzung, nur ein Bild zu seyn, ertheilt man also hier nach Belieben und abwechselnd, oder vielmehr durch unbemerkbare Umstände veranlafst, dem einen oder dem andern.

Die übrigen Verhältnifsbegriffe sind ihrem Ursprunge nach aus dem Vorhergehenden leichter zu erklären. Aller Besitz, alles, was die Sprache durch den Genitiv ausdrückt, wie Vater, Sohn, Herr, Diener, Sache und Eigenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, bezeichnet, dafs der Gegenstand, dem etwas zugeschrieben wird, in so fern als der *Boden* anzusehen ist, der dem Zugeschriebenen *Platz* darbietet, *wohin* es könne gesetzt werden. Man erkennt hier sogleich die dunkel gedachte *Flächenform,* welche daher rührt, dafs der Besitzer, — der, welchem etwas zugeschrieben wird,

als Anfangspunct mehrerer Reihen ist gedacht worden, die, wenn sie nicht zusammenfallen sollen, so vorgestellt werden müssen, als ob sie etwas zwischen sich schöben (wie schon im § 100 bemerkt worden). Daher die alten Ausdrücke: *ὑποκείμενον, subjectum, Unterliegendes*, welches erwartet, dafs man etwas darauf setzen werde, was darauf ruhen könne. So ruhet das Prädicat auf dem Subjecte, nicht wie ein schwerer Körper, der fallen will, sondern weil es die aus dem Subjecte hervorstrebenden Reihen, wodurch dasselbe ein Bestimmbares ist, niederdrückt bis auf eine, der es Freyheit giebt sich zu entwickeln. — Die *Inhärenz* (des Merkmals in der Complexion, mit welcher zusammen es für ein Ding gilt,) ist hievon ein specieller Fall.

Das Wirken und Leiden bedeutet auf dem Standpuncte dieser Betrachtung noch nichts weiter, als was der bekannte Ausdruck: *das kommt davon!* anzeigt, worüber im § 102 schon gesprochen worden, und wo [207] das Wort selbst die ablaufende Reihe deutlich ausspricht. —

Viertens: Vom Ursprunge der Verneinungen ist oben geredet worden (§ 123). Dieselben erzeugen sich in den Urtheilen; allein mit diesen übertragen sie sich auf Begriffe, sobald letztere auf eine unpassende Weise als Subjecte und Prädicate zusammengerückt werden; und die Begriffe treten alsdann als *Entgegengesetzte* auseinander. Man achte hier zuerst auf das Wort *Gegen, adversus, contra;* und auf den Ausdruck *Opposition.* Alle diese Worte verkündigen die Reihenform, die bey der Verneinung hinzugedacht wird. Schon im § 100 wurde erwähnt, dafs, wenn die Vorstellungen Gelegenheit haben, nach ihrer Qualität zu verschmelzen, dasselbe dem Hemmungs-Grade umgekehrt gemäfs geschieht. Solche Gelegenheiten finden sich allmählig für die Begriffe; will man daher z. B. Schwarz und Weifs vereinigen, so trennen sie sich gewaltsam, indem sie alle mittlern Farben, (hier die verschiedenen Nüançen des Grau,) mit denen jedes von beyden näher verschmolzen ist, zwischen sich schieben, und nun wie in bestimmter Entfernung aufgestellt, einander *gegenüber* stehn; oder, wenn blofs das Streben, in solche Entfernung auseinander zu treten, gefühlt wird, einander *entgegen* gesetzt werden; welcher Ausdruck unbestimmter lautet, weil dem Streben nicht gelingt, ein klares Bild des Zwischenliegenden hervorzubringen. Dies hätte man schon längst aus blofser Analyse der Sprache erkennen sollen.

Es ist aber vorzugsweise die *Veränderung* der sinnlichen Dinge, welche zur Entgegensetzung Veranlassung giebt. Denn sie muthet uns an, einem Subjecte, in welchem ein gewisses Merkmal schon liegt, jetzt dessen entgegengesetztes zuzueignen.

Hier wird eine *Unmöglichkeit* gefühlt; und in dem sogenannten Satze des Widerspruchs ausgesprochen, *es ist unmöglich, dafs ein Ding Entgegengesetztes zugleich sey;* wo das Wort *Zugleich* die Reihenform [208] der *Zeit* zu Hülfe nimmt, um doch auf irgend eine Weise die geforderte Auseinandersetzung zu gewinnen. Bey sichtbaren Dingen leistet der Raum dieselben Dienste; es ist unmöglich, dafs ein Ding *an der nämlichen Stelle* schwarz und weifs, rund und eckigt sey; hingegen an verschiedenen Stellen ist beydes neben einander möglich (weil diese Verschiedenen nicht wirklich Ein Ding sind).

Soviel über die Kategorien. Einen Nachtrag wird man im folgenden Abschnitte finden. — Es würde ein unangenehmes Geschäfft für mich seyn, die Kantische Lehre über diesen Gegenstand vollständig zu beleuchten. Soviel springt in die Augen, dafs bey KANT die Qualität nur dem Namen nach dasteht, denn er hat ihr nichts anderes untergeordnet als Realität und Negation, die nichts weniger sind als Qualitäten; und dafs die Relation viel zu eng beschränkt ist. Von Substanz und Ursache wird weiterhin ausführlich zu reden seyn. KANT's Irrthum, als ob er das Vermögen des menschlichen Verstandes ausgemessen hätte, gab der Philosophie viel Muth und viel Uebermuth; und wird deshalb in der Geschichte der Wissenschaft auf immer denkwürdig bleiben. Wer weitern Stoff zum Nachdenken wünscht, kann ihn in dem zwar nicht sonderlich geordneten, aber reichhaltigen Aufsatze des ARISTOTELES finden.

Die sogenannten Prädicabilien, Gattung, Art, und was dahin gehört, sind nicht eben schwer zu erklären. Ein Ding zeige sich veränderlich; so wird es in seinen verschiedenen Zuständen mit sich selbst verglichen. Zwischen mehrern Dingen bildet sich die Vergleichung dergestalt aus, dafs *verschiedene Individuen derselben Art*, und weiterhin *verschiedene Arten derselben Gattung*, eben als solche erkannt und betrachtet werden. Man begegne z. B. einer Menge von Hunden. Jeder folgende reproducirt die ganze Masse von Vorstellungen, die der vorhergehende dargeboten hatte. Der eben jetzt gesehene bildet nun das Subject für die [209] negativen Prädicate, die ihm zukommen, weil er *nicht so* gestaltet, *nicht so* gefärbt ist, wie die vorigen; dann für die positiven, weil er *anders* gebaut, *anders* gefärbt ist, u. s. w. Indem aber die Aehnlichkeiten aller Hunde dennoch vorwiegen, und jeder als Einer unter Vielen vorgestellt wird, (§ 122) behalten die sämmtlichen Subjecte der entstehenden Urtheile immer die Bestimmung, dafs sie Hunde vorstellen, durch ihre Prädicate aber werden daraus Hunde *von verschiedener Art*.

Es werde ferner eine kleinere Masse von beständigen Merkmalen jener gröfsern Masse gegeben, ohne hemmende Zusätze. So reproducirt sich zunächst die ganze Masse auch mit den übrigen beständigen Merkmalen; dann aber treten auch diejenigen Bestimmungen hervor, welche früherhin solchen Massen bald negativ, bald positiv sind beygelegt worden. Dies giebt den Gemüthszustand des *Fragens*, ob auch diese oder jene Bestimmung zugegen seyn möge. — Wir sehen z. B. ein blühendes Gewächs. Wir setzen sogleich voraus, das Gewächs habe eine Wurzel irgend einer Art; denn dies gehört zu den beständigen Merkmalen der Vorstellungsmasse, die hier reproducirt wird. Aber ob die Blüthe auch rieche, ob sie angenehm rieche, ob die Wurzel etwan eine Zwiebel sey, u. d. gl. das sind die Fragen, welche entstehn, indem in diesen Hinsichten sich mehrere entgegengesetzte Merkmale in der Erinnerung darbieten.

Fünftes Capitel.

Von der Apperception, dem inneren Sinne, und der Aufmerksamkeit.

§ 125.

Der innere Sinn gehört für den Psychologen zu den gefährlichen Klippen, denen er sich nur mit grofser Vor[210]sicht nahen darf. Das kann man schon schliefsen aus den Widersprüchen, die wir gleich Anfangs im Begriff des Selbstbewufstseyns nachgewiesen haben. Aus dieser Ursache wird es nicht zu sehr befremden; dafs so vieles Andere und Leichtere vorangeschickt wurde, und wir erst jetzt an die Erklärung desjenigen Gegenstandes gehn, den die Meisten (unter ihnen WOLFF und KANT,) in die ersten Zeilen bringen; nicht eben in der Meinung, ein Problem aufzustellen, sondern vielmehr den Grundstein zu allem nachfolgendem zu legen. *

Wenn der innere Sinn ein Vermögen ist, das die Seele so geradehin unter andern Vermögen *auch noch hat*, so müssen wir hier die schon oft erhobene Frage wiederhohlen: *wann* wirkt denn dies Vermögen, und *wann* bleibt es unthätig? *Nach welchen Gesetzen* ereignet sich eins und das andere? — Und da der innere Sinn ein Vermögen der Selbst-Beobachtung seyn soll, diese aber auf höhere Potenzen ohne Ende steigen kann, indem der Actus des Beobachtens sich wiederum beobachten läfst, und dies neue Beobachten abermals beobachtet werden kann, und so fort, — warum schliefst der innere Sinn, der sich über die erste Potenz, der Erfahrung gemäfs, zuweilen wirklich erhebt, nicht auch alle andern Potenzen in sich? Warum ist es sogar um die einfache Selbstbeobachtung, wenn sie anhaltend und habituell wird, ein so äufserst misliches Ding, dafs KANT (im Anfange der Anthropologie,) denjenigen, der ein Geschäfft daraus macht, sich selbst zu belauschen, aus trifftigen Erfahrungsgründen vor dem *Irrenhause* zu warnen nöthig findet?

Aus dem allgemein-metaphysischen Princip, dafs kein Wesen, auch die Seele nicht, eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Anlagen enthalten kann, folgt so[211]gleich, dafs die Wahrnehmung unsrer eignen Zustände und Vorstellungen gar nicht auf einer besondern Prädisposition beruhe; dafs sie vielmehr auf eben so natürlichem Wege, wie alles Andere, in der Seele erst *werden* mufs, und dafs sie alsdann gerade so weit und nicht weiter reicht, als wie weit sie *geworden* ist. Ein gewisses Quantum von Selbst-Beobachtung erzeugt sich unter gewissen Umständen aus gewissen Ursachen; alsdann geschieht die Selbst-Beobachtung *wirklich*, und in andern Fällen unterbleibt sie, weil *keine Möglichkeit* ihres Geschehens vorhanden ist.

Wenn nun die Selbstbeobachtung wirklich vor sich geht, *wer* ist alsdann der Beobachtende, und *wer* wird beobachtet? Hoffentlich wird man

* KANT erklärt sogar, er sehe nicht ein, wie man so viel Schwierigkeit darin finden könne, dafs der innere Sinn von uns selbst afficirt werde. Krit. d. r. V. S. 156.

nicht antworten: *Ich selbst bin das eine und das andere.* Denn dieser *Ich*, der da Object und Subject zugleich seyn will, ist als ein völliges Unding nun einmal bekannt. In der Seele sind nur Vorstellungen; aus diesen mufs alles zusammengesetzt werden, was im Bewufstseyn vorkommen soll.

Also: *Eine Vorstellung, oder Vorstellungsmasse, wird beobachtet; eine andere Vorstellung, oder Vorstellungsmasse, ist die beobachtende.*

So paradox dieser Satz allen denen klingen mufs, die in unerkannten Widersprüchen nun einmal leben und weben: so leicht fügt er dem Ganzen unserer Grundsätze sich an; und so passende Aufschlüsse giebt er über die Thatsachen, die den innern Sinn charakterisiren.

Wir haben bisher vielfältig, und noch ganz zuletzt in der Betrachtung über das Entstehen der Urtheile, von der Wirkung gesprochen, welche eine neu eintretende Wahrnehmung auf die schon vorhandenen älteren Vorstellungen haben mufs, die sie erweckt, mit denen sie verschmilzt, die sie aber auch hemmt, und von denen sie gehemmt wird, insofern ein Gegensatz zwischen der neuen Vorstellung und der älteren vorhandenen oder erweckten sich bildet.

[212] Es ist ganz offenbar, dafs alles dies eine Erweiterung leidet, auf *den Einflufs, den mehrere, in der Seele vorhandene, und im Bewufstseyn sich gleichzeitig entwickelnde, Vorstellungsreihen, unter einander ausüben müssen.*

Es gebe eine Reihe von Vorstellungen m, n, o, p, q, . . . die bey ihrem Entstehen successiv gegeben sind, und sich nun bey der Reproduction in der nämlichen Folge wieder zu entwickeln streben, nach § 112. Zugleich sey eine andre Reihe in der Seele vorhanden, P, P, p, π, . . . und jetzt werde wahrgenommen eine Complexion Pm, oder Pn, oder P m, oder irgend eine dergleichen, die aus jeder der Reihen ein Element enthält. Sogleich beginnen zwey Reproductionen, jede mit dem Bestreben, sich nach ihrem eignen Gesetze zu entfalten. Aber jede von beyden enthält die Vorstellung p; es sind nämlich zwey gleichartige Vorstellungen, die wir beyde p nennen; eine in der ersten Reihe, die andre in der zweyten. Nothwendig müssen sie, während sie sich allmählig erheben, in Verschmelzung eingehn; und dadurch sich gegenseitig verstärken. Denn es ist für jede von beyden gerade soviel, als ob in äufserer Wahrnehmung etwas gleichartiges gegeben würde. Zugleich wird hiedurch eine Veränderung *in dem ganzen Verhältnifs der wirkenden Kräfte* hervorgebracht, weil eben durch die Verschmelzung eine neue Gesammtkraft erzeugt wird; und die Reproductionen können nicht ganz so fortlaufen, wie eine jede nach ihrem inwohnenden Gesetze gesollt hätte.

Diese Annahme läfst sich nun auf die mannigfaltigste Weise abändern. Man kann — ja man mufs, um das zu erreichen, was jeden Augenblick wirklich in uns vorgeht, — ganze Complexionen setzen statt der einfachen Vorstellungen m, n, o, p, . . . und P, P, p, . . . Diese Complexionen mögen gleichartige, beynahe gleichartige, mehr oder weniger entgegengesetzte Elemente enthalten. Das wird die mannigfaltigsten Perturbationen in dem Ablaufen der Vorstellungsreihen bewirken.

[213] Ehe wir weiter gehn, mufs hier im Vorbeygehn angemerkt werden, dafs die angenommenen Umstände reich an Veranlassungen zu

sehr mancherley *Gefühlen* seyn werden. Denn die ablaufenden Reihen mögen nun einander begünstigen, etwa nach § 87, oder hindern: so entstehen hieraus Gefühle der Lust und Unlust eben in so fern, als dadurch noch andere Zustände der Vorstellungen bestimmt werden aufser dem Steigen und Sinken der letztern. (§ 104—106.) Ja diese Gefühle sind als *ästhetische Prädicate* von Gegenständen zu betrachten, wenn die mehrern, zugleich aufgeregten Reihen auf bestimmte Weise aus der nothwendigen Auffassung der Gegenstände hervorgehn. So ist das *räumliche* und *rhythmische Schöne* ohne allen Zweifel hieher zu rechnen, weil in demselben alles darauf ankommt, wie mehrere, zugleich in Gang gesetzte, Reproductionen in ihrem Ablaufen einander begegnen. (§ 114.)

Um aber unserem jetzigen Zielpuncte uns zu nähern, setzen wir endlich, statt der blofsen Reihen von Vorstellungen oder Complexionen, ganze *Massen*, oder solche Mengen von Vorstellungen, die zum Theil vollkommen, zum Theil unvollkommen complicirt und verschmolzen sind, und in denen viele Reihen, wie man will, mit einander verwebt und verwickelt seyn mögen. Aber hier müssen wir zuerst die Möglichkeit nachweisen, dafs in einem menschlichen Geiste mehrere solche Massen vorhanden seyn können, ohne sich so in einander zu verweben, dafs sie zusammen nur *eine* Masse ausmachen würden. Denn dies ist ohne Zweifel der Zustand, wohin sie, wegen der Einheit der Seele, sich fortdauernd neigen.

Man wird sich am leichtesten orientiren, wenn man sich die Gedanken vergegenwärtigt, zu denen verschiedene Orte und Beschäfftigungen veranlassen. Z. B. die Kirche, das Schauspielhaus, das Büreau, der Garten, das Schachbrett, das Kartenspiel, u. d. gl. Man wird nun sogleich wahrnehmen, dafs jedem dieser Dinge eine eigene Vorstellungsmasse entspricht, welche, wenn sie im [214] Bewufstseyn Platz nimmt und sich mit allen ihr zugehörigen Vorstellungsreihen ausbreitet, dann gegen jede andre eine hemmende Gewalt äufsert, die nicht blofs von der Qualität der einzelnen, in ihr enthaltenen Vorstellungen, sondern ganz besonders von dem Rhythmus der Vorstellungsreihen nach § 112, und von den eigenthümlichen Gefühlen, die damit verknüpft sind, abgeleitet werden mufs. Daher können die mehrern Massen nur in schwache Berührung kommen, wenigstens nicht leicht so innig sich verweben, dafs nicht die eigenthümliche Wirkungsart einer jeden noch deutlich erkennbar bliebe. Wie oft aber eine Berührung unter ihnen entsteht, — besonders wenn eine der Massen beträchtlich stärker oder aufgeregter ist als die andre, — so oft ereignet sich etwas, wobey die gemeine Psychologie eine Wissenschaft des innern Sinnes zu Hülfe ruft.

Der Deutlichkeit wegen erinnern wir zuerst an den äufsern Sinn. Die Auffassungen desselben werden appercipirt oder zugeeignet, indem ältere gleichartige Vorstellungen erwachen, mit jenen verschmelzen, und sie in ihre Verbindungen einführen. Angeregte Erwartung befördert die Apperception; so beobachten wir ein Schauspiel, indem gleich der Anfang desselben eine Menge von Vorstellungen in Bewegung bringt, wie das Stück wohl fortgehn *könnte*; mit welchen alsdann der *wirkliche* Verlauf in allerley Verhältnisse der Hemmung und Verschmelzung eintritt. — Dasselbe nun geschieht auch *innerlich*; ohne dafs die Auffassungen *von aufsen*

gegeben werden. Wenn wir rechnen, so beobachten wir die Zahlen, die sich aus der Rechnung ergeben. Alle Zahl-Vorstellungen sind aufgeregt; von diesen unabhängig bringt die Rechnung selbst gewisse Zahlen zum Vorschein; so wie aber die letztern herauskommen, treffen sie auf jene schon wartenden Vorstellungen, theils hemmend, theils sich mit ihnen verbindend.

Hier ist der innere Sinn vorhanden, wenn auch die [215] appercipirte Vorstellung nicht immer als *unsere* Vorstellung *Uns* zugeeignet wird, wovon tiefer unten.

§ 126.

Eine Verschiedenheit jedoch zwischen der Apperception der innern Wahrnehmung und der äufsern dringt sich auf, die uns den Weg zu versperren scheint.

Nämlich bey der äufsern Wahrnehmung ist offenbar diese selbst das Appercipirte; und die aus dem Innern hervorkommende, mit ihr verschmelzende, Vorstellungsmasse ist das Appercipirende. Die letztere ist die bey weitem mächtigere; sie ist gebildet aus allen frühern Auffassungen; damit kommt die neue Wahrnehmung auch bey der gröfsten Stärke der momentanen Auffassung nicht in Vergleich, zudem wegen der abnehmenden Empfänglichkeit; — und deshalb mufs sie sich gefallen lassen, hineingezogen zu werden in die schon vorhandenen Verbindungen und Bewegungen der älteren Vorstellungen.

Aber bey der innern Wahrnehmung, wo beydes, das Appercipirte und das Appercipirende, innerlich ist, kann man wohl anstehen und fragen: welche Vorstellung *wird* hier *zugeeignet*, und welche ist die *zueignende?* Bey ein paar Vorstellungsreihen, wie wir oben, ohne weiteren Unterschied, angenommen haben, mufs dieses schlechterdings zweifelhaft bleiben; und daraus sehen wir, dafs in denjenigen Fällen, wo sich *deutlich* dasjenige offenbart, was man den innern Sinn zu nennen gewohnt ist, noch eine nähere Bestimmung hinzukommen werde.

Wir haben hier Ursache, der Analogie mit der äufseren Wahrnehmung nachzugeben. Denn offenbar ist der psychologische *Begriff des inneren Sinnes* ein nachgebildeter Begriff, der die Aehnlichkeit gewisser Thatsachen des Bewufstseyns mit denen der äufseren Wahrnehmung ausdrücken soll. Die zuerst vom innern Sinne redeten, erfuhren in sich selbst etwas, das sie nur mit den Auffassungen durch Auge und Ohr und Getast, zu vergleichen wufsten. Eine Aehnlichkeit also mufs da [216] seyn; und wir werden sie leicht finden, wenn wir uns das Verhältnifs *einer* innern Vorstellungsreihe zu einer *andern* analog denken mit dem Verhältnisse des äufserlich Wahrgenommenen zu den ihm von Innen her entgegenkommenden Vorstellungsmassen.

Erstlich also: die Perception geht allemal voran vor der Apperception; hingegen die letztere ist das nachbleibende. Sie gleicht dem langsam, aber sicher, fortgehenden Geschäffte der Assimilation. Dies zeigt sich ganz klar bey der äufsern Wahrnehmung. Das neu Aufgefafste drückt Anfangs auf die vorhandenen Vorstellungen; es drängt sie gegen die mechanische Schwelle hin, (§ 77) so fern sie ihm entgegengesetzt sind; es hebt die ihm gleichartigen

vorhandenen Vorstellungen im ersten Anfange nur langsam hervor (§ 82. 97); allein sehr bald wird dies Hervortreten lebhafter, (ebendaselbst); dagegen wird die momentane Auffassung schwächer wegen der abnehmenden Empfänglichkeit, (§ 94) und das Aufgefafste wird mehr und mehr gehemmt, wenn nicht das ihm entgegenkommende Gleichartige es verstärkt und aufrecht hält.

Zweytens: die von Innen her entgegenkommenden Vorstellungsmassen sind die stärkeren, die dominirenden; und die neu Aufgefafste, wie schon oben bemerkt, mufs sich gefallen lassen, von diesen an ihren Platz gestellt zu werden.

Beydes wollen wir nun anwenden auf die innere Wahrnehmung. Wir setzen also voraus: eine *schwächere, weniger tief* in dem ganzen Gedankenkreise eingewurzelte Vorstellungsreihe, sey aufgeregt, und entwickele sich nach ihrer Art im Bewufstseyn; dabey sey eine andere, *stärkere, tiefer liegende,* obgleich jetzt mehr im Gleichgewichte mit sich selbst und mit den übrigen Vorstellungen ruhende Gedankenmasse, entweder schon im Bewufstseyn, oder sie werde eben durch irgend welche Glieder jener vorigen geweckt, und in Bewegung gebracht; (wobey man immer die Reproductionsgesetze [217] der §§ 81—91 und besonders noch des § 112 sich gegenwärtig erhalten mufs.) Wiefern nun zwischen beyden Vorstellungsreihen etwas entgegengesetztes ist, folgt Anfangs jene erstere, mehr aufgeregte, ihrem eigenen Zuge; sie drängt die andre zurück, nämlich in Hinsicht auf diejenigen Elemente, die gerade den Gegensatz bilden; eben dadurch aber setzt sie dieselbe in Spannung, und nur um so kräftiger dringt nun die andre, ohnehin aufgerufen durch das Gleichartige beyder, hervor; jetzt *formt sie die erstere nach sich,* indem sie an den gleichartigen, mit ihr verschmelzenden Elementen sie gleichsam vesthält, in andern Puncten sie zurücktreibt, und ihr dadurch eine Menge von passiven Bewegungen ertheilt, bey denen dieselbe weder hoch ins Bewufstseyn emporsteigen, noch gegen die Schwelle herabsinken kann, sondern still stehen mufs; während die stärkere sich nach eigenen Gesetzen entwickelt, und von immer mehreren Seiten an die erstere anschlägt.

So geschieht es, wenn wir einen plötzlichen Einfall, den irgend ein verborgener psychologischer Mechanismus hervortreibt, (man sehe zum Beyspiel § 85 gegen das Ende,) näher besehen, ihn wie ein Object fixiren, ihn der Prüfung unterwerfen. So geschieht es, wenn ein Affect anfängt sich abzukühlen, (vergl. § 106); wenn nun die durch ihn zurückgedrängten Vorstellungen ihren Platz wieder einnehmen, aber zugleich aus der schon schwindenden Vorstellungsmasse des Affects die gleichartigen Elemente hervorhohlen, und damit die ganze Masse in ihrer sinkenden Bewegung anhalten, sie wieder vorführen, ohne sie doch ihrer eigenen Entwickelung zu überlassen; woraus eine Menge von *peinlichen Gefühlen* entstehen kann, indem nun alle Elemente, die zu der Vorstellungsmasse des Affects gehören, eingeklemmt sind zwischen den andern der gleichen Masse (die durch alle ihre Complicationen und Verschmelzungen einen beständigen Einflufs auf einander auszuüben streben,) und zwischen der überwiegenden Gewalt der wiederge[218]kehrten stärkeren Vorstellungen. Hierin liegt eine Bestätigung dessen, was oben über die Gefühle gesagt ist; s. § 104. —

So geschieht es vollends bey der moralischen Selbstkritik, bey dem Rückblick auf ganze Reihenfolgen von Gesinnungen und Handlungen. Die zu diesen Reihenfolgen gehörigen Vorstellungen erleiden schon dadurch eine Gewalt, dafs sie als eine *Zeitstrecke* betrachtet und gemustert werden, welches geschieht, indem die jetzt herrschende Vorstellungsmasse in verschiedene Puncte jener Reihenfolgen *zugleich* eingreift, und dadurch die in denselben wirksamen Reproductionsgesetze auf mehr als Eine Weise in Thätigkeit setzt. (§ 115.) Hiezu kommt nun noch das Widerstreben der nämlichen Reihenfolgen wegen ihres Inhalts; die Anstrengungen von Begierden und Affecten, welche in ihnen gegründet sind, verbunden mit der Bändigung eben dieser Aufregungen durch die Macht der sittlichen Ueberzeugungen, aus denen ein ganzes Gemälde dessen hervorgeht, was hätte gedacht, gewollt, und gethan werden sollen, während das Gegentheil als wirklich geschehen der Erinnerung vorschwebt. In einem solchen Kampfe der Vorstellungsmassen gegen einander, können die bitteren Schmerzen der Reue nicht ausbleiben. Sie erzeugen sich daraus, dafs die Vorstellungen von dem, was geschehn ist, in sehr vielen Puncten verschmelzen müssen mit den Vorstellungen von dem, was hätte geschehn sollen; dafs sie aber dieser Verschmelzung nicht nachgeben können, weil sie dabey aus ihren eigenen Complicationen und Verschmelzungen herausgerissen werden. Der Conflict, der hier entsteht, ist schon dann schmerzlich fühlbar, wenn alte angenommene Meinungen eine Berichtigung erleiden sollen; die sie so lange als immer möglich von sich stofsen; dergestalt, dafs eine solche Berichtigung selbst dann nicht immer von Statten geht, wenn moralische Grundsätze einer pflichtmäfsigen Wahrheitsliebe hinzukommen.

§ 127.

Jetzt können wir uns mit der Frage beschäfftigen, [219] unter welchen Umständen die innere Wahrnehmung wirklich erfolge, unter welchen andern sie ausbleibe.

Die gemeine Meinung unterscheidet bey der ausbleibenden innern Wahrnehmung Fälle, in denen sie hätte erfolgen können und sollen, von andern, in welchen sie nicht sey zu verlangen gewesen, oder auch sich gar nicht denken lasse. Z. B. Jemand übereilt sich, er erzählt, was er verschweigen sollte, er lacht oder gähnt, wo dadurch der Anstand verletzt wird. Hier hätte er die ersten Regungen bemerken, und ihnen widerstehen sollen. Dasselbe kommt bey Affecten und Leidenschaften vor, in dem Augenblicke, wo sie den Menschen seinen bessern Gesinnungen entführen. — Dagegen erwartet man das Aufmerken auf seine innern Zustände nicht von dem schwachen und ungebildeten Menschen; nicht von dem Kinde; am wenigsten von dem Thiere. Aber auch von dem gebildeten Manne verlangt man es nicht in Zuständen der Begeisterung; man hält es nicht für möglich, dafs ein Dichter und Erfinder über die Gedankenfolge Rechenschaft ablege, die ihn allmählig bis auf den Punct geführt habe, worauf er bewundert wird. Und man würde Demjenigen nicht einmal glauben, der da vorgäbe, alle Motive seiner Handlungen vollständig aufzählen und abwägen, die Falten seines eignen Herzens gänzlich durchschauen zu können.

Vergleichen wir hiemit unsre zuvor aufgestellte Theorie: so sehen wir, dafs Alles darauf ankomme, ob die appercipirende Vorstellungsmasse vorhanden, ob sie stark genug war, theils um der zu appercipirenden in ihrem Steigen zu widerstehen, theils um dieselbe in ihrem Sinken vestzuhalten, ob sie dazu genug Berührungspuncte mit jener, genug Gleichartiges hatte;* endlich wie bald sie in Wirksamkeit trat, wie schnell sie sich der andern [220] bemächtigte, oder im Gegentheil, wie lange sie dieselbe noch einer eignen freyen Bewegung überliefs.

Die appercipirende Vorstellungsmasse kann nicht aus neuen, noch in wenigen Verbindungen befindlichen Vorstellungen bestehn; nur in den vielfach zusammengeflossenen und durch einander verstärkten Totalkräften wird man sie suchen dürfen. Also vorzüglich in den Begriffen, (§ 121) und in den daraus gebildeten Urtheilen, die man auch *Maximen* nennen kann. Von dem gebildeten Menschen verlangt man, dafs er Maximen habe; man muthet ihm an, dafs diese stark genug, dafs sie rasch und lebendig und in ihrem Wirken unermüdet seyen, um ihm gegen das Unkluge, Unanständige, Unsittliche, was freylich in einem jeden Menschen sich regen könne, zuverlässigen Schutz zu gewähren. Aber so genau kennt man den psychologischen Mechanismus nicht, um zu wissen, *wie viel* Kraft die Maximen haben müssen, und *wie wenig* stark die Phantasien und Affecten seyn müssen, wenn diese von jenen sollen schnell genug wahrgenommen, und zum Gegenstande der Betrachtung gemacht werden. Auf jeden Fall läfst sich zu jeder Stärke der roheren Aufregungen eine andere Stärke der entgegenwirkenden Vorstellungen hinzudenken, welche hinreichen würde, um jene zu überflügeln, zu fixiren, zu beherrschen. Und dies sind also diejenigen inneren Wahrnehmungen, deren Möglichkeit man im allgemeinen voraussetzt.

Hingegen bey einer schnellen, rasch vorübergehenden, sehr mannigfaltigen, sehr neuen Entwickelung von Gedanken; oder auch bey sehr schwachen Vorstellungen, welche von dem geringsten Drucke auf die Schwelle geworfen werden: da ist die innere Wahrnehmung weder möglich, noch auch wird sie für möglich gehalten. Hierüber belehrt die allgemeine Erfahrung einen Jeden deutlich genug. Höchstens wird in solchen Fällen etwas *gefühlt, das sich nicht aussprechen läfst.* Das heifst, die andern, stärkeren, älteren, ruhiger liegenden Vorstel[221]lungsreihen, gerathen durch jene in eine ungewöhnliche Bewegung; es verschmilzt mit ihnen etwas unbedeutend Weniges von jenen; sie erhalten einen leichten Anflug, und treten, mit diesem behaftet, höher ins Bewufstseyn hervor; aber die Verschmelzung ist zu schwach, als dafs durch Hülfe derselben das schon Entflohene könnte vollständiger zurückgerufen, und in allen seinen Theilen einer genauern Bestimmung, einer weitern Formung durch die mächtigern Vorstellungsmassen unterworfen werden.

Diesen Fällen gegenüber stehn diejenigen, wo die Schuld der mangelnden inneren Wahrnehmung an den Vorstellungsmassen liegt, die die Apperception bewirken sollten. In den früheren Kinderjahren sind dieselben

---

* Denn man vergesse nicht, dafs das Vesthalten durch Verschmelzungen geschieht, und dafs die Verschmelzungen von der Gleichartigkeit der Vorstellungen abhängen.

noch gar nicht gebildet; darum bleibt hier der einfachste, roheste Mechanismus der kaum gewonnenen Vorstellungen sich selbst überlassen, es ist kein Faden vorhanden, woran die zufälligen Aufregungen derselben könnten aufgereihet werden. Erleidet der Geist einen Druck durch Organisationsfehler: so werden die vorhandenen älteren und mächtigern Massen in ihrer Wirksamkeit gegen die jüngeren unaufhörlich gestört; dasselbe geschieht in Zuständen der Berauschung und der entflammten Leidenschaften. Sind endlich diese Massen im eigentlichsten Verstande nur *blofse* Massen, blofse Anhäufungen ohne innerliche Ausbildung und Anordnung, wie bey rohen Menschen: so können sie unmöglich auf das ihnen im Bewufstseyn Begegnende eine solche Wirkung äufsern, wie dies bey dem gebildeten Manne sich ereignet.

Uebrigens ist nun klar, dafs die innere Wahrnehmung allemal geschieht, wann und in wie weit sie geschehn kann; und dafs sie nur dann ausbleibt, wenn sie aus irgend einem Grunde verhindert, oder durch gar keinen Grund hervorgebracht war. Für die gesetzlosen Spiele der sogenannten *transscendentalen* Freyheit ist hier kein Platz; man kann aber schon ahnden, worauf dasjenige beruht, was man mit Recht Freiheit des Willens, der Aufmerksamkeit, der Besonnenheit, nennen mag; [222] ein Gegenstand, zu welchem wir uns jetzt allmählig immer näher werden hingeführt finden.

Unter den ferneren Bemerkungen, die sich uns darbieten, ist die nächste ohne Zweifel die, dafs nicht blofs zwey Vorstellungsmassen, sondern auch drey oder mehrere einander im Bewufstseyn begegnen, wecken, formen und über einander herrschen können. So geschieht es, dafs der Mensch nicht blofs den letztvergangenen Gedanken tadelt, sondern wiederum des Tadels spottet, und den Spott bereut. — Ferner, unter den mehreren Vorstellungsmassen, deren jede folgende die vorhergehende appercipirt, oder von denen wohl auch die dritte sich die Verbindung oder den Widerstreit der ersten und zweyten zu ihrem Gegenstande nimmt, mufs irgend eine die letzte seyn; *diese höchste appercipirende wird nun selbst nicht wieder appercipirt.*

Weiter: blicken wir auf die früher betrachteten Gegenstände zurück; so findet sich keiner, der nicht nähere Bestimmungen bey Gelegenheit der innern Wahrnehmung erhielte. Dafs Gefühle, Affecten, Begierden, durch sie gemildert werden, ist schon bemerkt; offenbar aber müssen auch dieselben dadurch vermehrt und mannigfaltiger werden. Welche Ausbildung, welche Ausgleichung und Erhebung zu Normal-Gestalten (dergleichen die Geometrie zu ihrem Gegenstande macht,) die räumlichen Vorstellungen gewinnen, wenn die jüngeren durch die früher erworbenen appercipirt werden: dies wäre eine sehr interessante Untersuchung, wenn wir uns hier damit befassen könnten. Dafs die Begriffe bey innerer Wahrnehmung gleichsam chemisch auf einander wirken, dafs sie einander zersetzen, und in neue Verbindungen eingehn müssen, dafs dabey Urtheile in Menge zum Vorschein kommen werden: dies alles läfst sich gleichsam in der Ferne erkennen; es mag aber für künftige Untersuchungen dahingestellt bleiben.

Endlich müssen wir jetzt aussprechen, was sich ohne Zweifel dem Leser längst aufgedrungen hat, nämlich dafs [223] wir hier in der Nähe

des *Selbstbewufstseyns* uns befinden. Die früherhin so mühsam gesuchte *Ichheit* kann sich uns nicht lange mehr entziehen. Und wahrscheinlich werden die Meisten es sehr beschwerlich finden, dieses Centrum, ja diese Seele bey den bisher erwähnten Gegenständen zu entbehren. Sie werden fragen, ob es denn Begriffe, Urtheile, und innere Wahrnehmungen geben könne, ohne Selbstbewufstseyn? Ob auch nur irgend ein räumliches Object sich auffassen lasse ohne Subject, dem es gegenüber stehe?

Die nun solchergestalt eine Menge leicht vorherzusehender Einwendungen gegen unsre Darstellung im Sinne tragen, diese mögen mit sich selbst überlegen, was denn wohl für einen Begriff von dem Vorstellungs-Kreise der Thiere, und insbesondere der edleren Thiere, sie sich zu machen geneigt seyen? Wollen sie denselben eine vollkommene Ichheit zugestehn? dergleichen nach allen äufsern Zeichen sogar dem menschlichen Kinde eine geraume Zeitlang fehlt! Aber räumliche und zeitliche Vorstellungen, die erstern in beträchtlicher Ausbildung, ferner die roheren Anfänge von Begriffen, Urtheilen, und selbst von inneren Wahrnehmungen, können den edlern Thieren nicht abgesprochen werden. Daher gehört dies alles in die Sphäre derjenigen allgemeineren Betrachtungen, welchen dieser erste Abschnitt gewidmet war.

§ 128.

In den Kreis der Apperceptionen fällt auch ein grofser Theil dessen, was man *Aufmerken* nennt. Allein hier müssen verschiedene Bedeutungen des Worts von einander gesondert werden. Dafs die Aufmerksamkeit in die willkührliche und unwillkührliche zerfällt; dafs die letztere wiederum zum Theil von der Reproduction abhängt, zum Theil, auch hievon unabhängig, durch zwey positive Ursachen, die Stärke des Eindrucks und die Empfänglichkeit, und durch zwey negative, den Hemmungsgrad und die Abweichung vom Gleichgewichte der frühern Vorstellungen, bestimmt wird: dies mufs aus der Abhand[224]lung *de attentionis mensura* als bekannt vorausgesetzt werden; deren gröfster Theil nur genauere Berechnung des im § 95 behandelten Problems ausmacht. Doch einen Hauptgedanken mufs ich daraus hier anführen.

Ursprünglich ist Aufmerksamkeit nichts anderes als die Fähigkeit, einen Zuwachs des Vorstellens zu erzeugen. Die Gröfse dieser Fähigkeit sey $= X$, so ist $X\,dt$ der Zuwachs im Zeittheilchen dt; aber eben derselbe ist auch gleich dem Anwachs des Ueberschusses, um welchen die Wahrnehmung in der Zeit t gröfser ist als deren Gehemmtes, also $= d(z - Z)$ in der Bedeutung des § 95 demnach aus $X\,dt = (z - Z)$ folgt $X = \frac{d(z - Z)}{dt}$, und die Berechnung dieses veränderlichen Differentialquotienten ist unmittelbar die Bestimmung der Aufmerksamkeit; welche meistens in einem nothwendigen Abnehmen begriffen, doch auch in seltenen Fällen Anfangs eine kleine Zeitlang wachsend befunden wird; wie in der genannten Abhandlung ausführlich ist dargethan worden.

Auf diesen Begriff der, von den *primären* Ursachen bestimmten, Aufmerksamkeit wird aber derjenige nur mit Mühe kommen, der sie auf analytischem Wege untersucht. Er hat erstlich zweyerley abzusondern und bey Seite zu setzen, nämlich den *Entschlufs*, aufzumerken, welcher der

Auffassung vorangeht, und das innerliche *Wiederhohlen* des Gemerkten, (das Memoriren,) wodurch die schon geschehene Auffassung eingeprägt wird. Dann mufs noch abgeschieden werden das Merken aus *Begierde* (zum Theil blofser Neugierde), und der Zustand gereizter *Empfindlichkeit*, mit dem öfter eine falsche Aufmerksamkeit des Erschleichens und Misverstehens, als die wahre Sammlung des Gegebenen verbunden zu seyn pflegt. Endlich bleibt nun die blofs *appercipirende* Aufmerksamkeit übrig, von der wir hier hauptsächlich zu reden haben; würde aber auch die Apperception hinweggedacht, dann erst käme jene zuvor erwähnte, blofs von den vier primären Ursachen abhän[225]gende Aufmerksamkeit $= \frac{d(z - Z)}{dt}$ zum Vorschein. Man sieht, dafs wir hier mit einem sehr zusammengesetzten Gegenstande zu thun haben.

Das appercipirende Merken, welches Reproduction einer älteren Vorstellungsmasse voraussetzt, ist am bekanntesten und auffallendsten bey den Meistern jeder Kunst und Wissenschaft, die sogleich den gegen die Regeln derselben begangenen Fehler spüren. Wie schneidet ein Sprachschnitzer ins Ohr des Puristen! Wie beleidigt ein Miston den Musiker! oder ein Verstofs gegen die Höflichkeit den Weltmann! Wie schnell sind die Fortschritte in einer Wissenschaft, deren Anfangsgründe so scharf eingeprägt waren, dafs sie sich mit gröfster Leichtigkeit und Bestimmtheit reproduciren lassen; wie langsam und unsicher hingegen werden die Anfänge selbst gelernt, wenn nicht die noch einfachern Elementar-Vorstellungen gehörig dazu prädisponirt waren. — Das Merken durch Apperception zeigt sich schon bey kleinen Kindern sehr deutlich, wenn sie in der ihnen noch unverständlichen Rede der Erwachsenen die einzelnen bekannten Worte plötzlich auffassen und nachlallen; ja schon bey dem Hunde, der den Kopf umwendet und uns ansieht, indem wir von ihm sprechen und seinen Namen nennen. Nicht weit davon entfernt ist das Talent zerstreuter Schulknaben während der Lehrstunde, den Augenblick wahrzunehmen, wo ein Geschichtchen erzählt wird; ich erinnere mich an Schulklassen, worin während eines wenig interessanten Unterrichts bey schlaffer Disciplin beständig ein summendes Plaudern zu hören war, das jedesmal eine Pause machte, so lange die Anekdoten dauerten. Wie konnten die Knaben, da sie gar nichts zu hören schienen, den Anfang der Erzählung ergreifen? Ohne Zweifel hatten die Meisten stets wenigstens Etwas von dem Lehrvortrage vernommen; es fehlte aber demselben die Anknüpfung an frühere Kenntnisse und Beschäfftigungen, daher fielen die einzelnen Worte des Lehrers, so wie [226] sie gesprochen wurden, der Hemmung anheim, und die Auffassungen blieben unverschmolzen; sobald hingegen alte Vorstellungen erwachten, deren starke Verbindung Reihen hervorzurufen im Begriff war, mit welchen sich das hinzukommende Neue leicht vereinigte, entstand eine Totalkraft aus Altem und Neuem, wodurch die zerstreuenden Gedanken wenigstens auf die mechanische Schwelle getrieben wurden. Ich will mich hier nicht bey pädagogischen Dingen aufhalten; sonst wäre leicht zu zeigen, wie nothwendig es für die Kunst des Unterrichts ist, alle Parthien desselben, — aber besonders die gröfsern Umrisse, — dergestalt im Voraus anzuordnen, dafs die *Möglichkeit* des Merkens auf das Nach-

folgende aus den früher gewonnenen Kenntnissen hervor gehe; und dafs diese Möglichkeit, so weit sie vorhanden ist, stets aufs Vortheilhafteste benutzt werde. (Diejenigen, welche sich noch heute mit der höchst thörichten Streitigkeit zwischen Humanismus und Philanthropinismus tragen, würden davon ohnehin nichts verstehn.) Keineswegs blofs für den Erzieher, sondern in einer viel weitern Sphäre gilt die Erinnerung: man müsse vor allen Dingen überlegen, dafs Jeder, während er einem Vortrage zuhört, in derselben Zeit irgend etwas Anderes denken würde, wofern der Vortrag nicht wäre: denn dieses Andere bildet die hemmende Kraft, welche mufs überwunden werden, wenn das Merken möglich seyn soll. Das Umgekehrte zeigt sich dann, wann wir an den Abschnitt eines interessanten Buches gekommen sind, und uns noch für eine kleine Weile in dem Eindruck so gefangen fühlen, dafs wir zu eigenen Betrachtungen nicht kommen können. Die hemmende Kraft ist hier völlig verschwunden, das anziehende Buch hat durch lebendige Darstellung (besonders durch das Poetisch-Anschauliche eines Homer, — oder eines Walter Scott,) unsere Gedankenreihen so entfaltet, so fortgelenkt, wie sie, ihrem innern Triebe nach, sich zu entwickeln bereit waren; dann ihren Strom, wenn er stark genug aufgeregt war, durch Hindernisse verdichtet, [227] (ein Punct, wovon anderwärts* die Rede seyn wird,) um ihn theilweise wieder frey zu lassen, und ihn mit hinreichender Energie nach verschiedenen Richtungen zu spalten, zu verbreiten, nach mancherley Wechseln wieder zu sammeln und in einem geräumigen Bette fortfliefsen zu lassen. Fortwährend ist hier die Apperception thätig gewesen; immer hat das Neue gepafst zum Früheren, immer war es darauf eingerichtet, die aufgeregten Fragen zu beantworten,** um uns in neue Fragen zu verwickeln; nie war das Eine gleichgültig für das Andere; und indem selbst anscheinende Kleinigkeiten späterhin die Anknüpfungspuncte für wichtige Folgen abgaben, gewann dadurch die nämliche Vorstellungsmasse eine neue Wirkungsart, und eine andre Form ihrer Verwebung, um sich das Hinzukommende in vielen Puncten zugleich anzueignen. — Dafs nun eine solche Apperception nicht blofs eine äufsere seyn kann, sondern auch eine innere: bedarf nach dem, was zuvor über den innern Sinn gesagt worden, keiner Erläuterung mehr. Ohne Zweifel mufste sie bey dem Dichter früher eine innere seyn, ehe sie für den Leser eine äufsere werden konnte. Hätte nicht der Dichter seine zuströmenden Gedanken appercipirt, so hätte er nicht wählen, verwerfen, nicht ordnen und ausbilden können, und der Leser würde in ihm nur den geschmacklosen Phantasten erblicken.

Die vorhergehenden Capitel wiesen hin auf das Allgemeine, was der psychologische Mechanismus schon blofs darum aus den Empfindungen bereitet, weil die verschiedenen Klassen derselben in der Einen Seele mit

---

* Im § 150.

** Wenn Erwartung mit dem Merken verbunden ist, so wird durch die ins Bewufstseyn getretenen Vorstellungen, welche innerhalb der Sphäre der Erwartung liegen, ein beträchtlicher Theil der Empfänglichkeit im Voraus erschöpft, hingegen wird der Gegensatz vermindert, nämlich für den Fall, wenn die Erfolge der Erwartung entsprechen. Ein unerwarteter Erfolg findet mehr Gegensatz, aber auch mehr Empfänglichkeit. Vergl. § 98.

[228] ihren Gegensätzen successiv so zusammentreffen, wie die Ordnung der äufsern Natur es mit sich bringt. Daher Raum, Zeit, Zahlen, Kategorien; die nämlichen für Alle; selbst wenn die Sinne nicht die nämlichen wären. Darin treffen Menschheit und Thierheit zusammen, und der Unterschied liegt blofs in dem Mehr oder Weniger der Entwickelung; die bey unsern bekannten Thieren auf der Erde allerdings durch mancherley Nebenumstände gehindert ist, wovon man den Begriff des thierischen Daseyns im Allgemeinen wohl befreyen könnte, ohne gerade das eigenthümliche Gebiet der menschlichen Cultur zu berühren.

Das Gegenstück fängt an sich jetzt zu offenbaren. Zwar nicht alle innere Apperception können wir mit Grunde den Thieren absprechen. Aber dafs wir uns hier in einer ganz andern Sphäre befinden, das verräth sich schon durch das minder Bestimmte der Resultate, die wir erhalten. Die Apperception richtet sich nach den älteren, den früher erworbenen und seit längerer Zeit gebildeten Vorstellungsmassen in ihrem Verhältnifs zu den späteren, minder starken, minder verschmolzenen, welche eben darum zu jenen in einem Verhältnisse der Abhängigkeit stehen. Wer kann denn sagen, wie diese verschiedenen Vorstellungsmassen eigentlich beschaffen seyen? Und wie sie dem gemäfs wirken? Das Allgemeinste hievon wird im nächsten Capitel dargestellt werden. Aber die zufälligsten Umstände des äufsern Lebens, in Verbindung mit der Organisation, können und müssen darauf einfliefsen. Die Erfahrung bestätigt das. Sie zeigt uns in dem Merken, dem Appercipiren der Menschen die gröfsten Verschiedenheiten. Einige Menschen sehen und hören Alles, was in ihre Umgebung kommt; man darf sie nur rufen, wenn etwas verloren ist, so finden sie es; aber sie werden gefürchtet von denen, die etwas zu verbergen haben. Sehr sichtbar kommt nicht blofs die Beschaffenheit und Verknüpfung der appercipirenden Vorstellungsmassen hiebey in Betracht, sondern auch ganz [229] besonders die Frage, wieviel davon zugleich über der Schwelle des Bewufstseyns sich erhalten kann. Physiologische Hemmung, reizbares Temperament, Vertiefung in gewisse Fragen oder Sorgen, die fortdauernd den Kopf einnehmen, sind gegenwirkende Kräfte, welche die Sphäre der Apperception enger beschränken. — Wir sehn hier ein wichtiges *Princip der Individualität.* Sogar der Einzelne ist in diesem Puncte von sich selbst verschieden, nach Alter und Geschlecht, nach Lagen und Launen; sein Merken und Nicht-Merken, sammt Allem was davon abhängt, bleibt ihm Zeitlebens ein Räthsel. Für den aufmerksamen Erzieher wird dies Räthsel noch bey weitem gröfser. Die offenen Augen und Ohren der einen, der Stumpfsinn der andern, in Allem was Beobachtung erfordert, bey gleicher Behandlung unter gleichen Umständen, — dieser Unterschied ist eine unläugbare Thatsache, die den Erfolg der sorgfältigsten Behandlung im hohen Grade ungewifs macht.

Fafst man die Menschheit überhaupt ins Auge: so verschwinden diese Unterschiede als unbedeutend gegen den Abstand des Menschen und des Thiers. Die Menschheit ist ein Individuum nach vergröfsertem Maafsstabe. Die Stärke und Thätigkeit der Reflexion, (einer nähern Bestimmung der Apperception,) ist der Sitz, wiewohl nicht der erste Grund, ihrer geistigen Ueberlegenheit.

———

[230] Zweyter Abschnitt.

Von der menschlichen Ausbildung insbesondere.

— —

Erstes Capitel.

Von den Hülfsmitteln der Ausbildung, welche dem Menschen von Natur eigen sind; und von deren Erfolgen, den Kategorien der innern Apperception.

§ 129.

Weder beweisen noch auch nur wahrscheinlich machen läfst sich die Hypothese, dafs die menschlichen Seelen eine eigene Art von Seelen ausmachen, in deren Beschaffenheit ursprünglich die menschliche Ausbildung vorbestimmt sey. Vollends eine Mehrheit von Anlagen in dem einfachen Wesen der Seele, ist eine metaphysische Ungereimtheit; wie wir mehrmals erinnert haben.

Die analytische Untersuchung über das Eigenthümlich-Menschliche mufs von solchen Thatsachen ausgehn, die zu den unbezweifelten Grund-Charakteren der Menschheit gehören. Sie mufs zuerst die nächsten und offenbarsten Folgen derselben hervorheben, und alsdann zusehen, welche nähere Bestimmungen sich aus deren Verbindung mit der allgemeinen Beschaffenheit des geistigen Lebens ergeben.

[231] Der Mensch hat *Hände;* er hat *Sprache.* Er durchlebt eine *lange, hülflose Kindheit;* und nur da, wo diese Kindheit von erwachsenen Menschen gepflegt ist, sieht man ihn beträchtlich über das Thier sich erheben. Von der Gesellschaft, in welcher er heranwächst, ist er äufserst abhängig in Ansehung des Grades von Bildung, den er erreicht.

Das Wesentliche ist hier die Masse von Vorstellungen, und die Verarbeitung derselben, welche aus den angezeigten Eigenthümlichkeiten des Menschen entspringen mufs. Die Betrachtungen, welche sich darüber anstellen lassen, sind bekannt genug; und wir dürfen ihrer nur erwähnen, um sie mit unsern frühern Untersuchungen in Verbindung zu setzen.

Beachtet man ein junges Thier, zu der Zeit, wo es *spielt*, wie wir sagen, oder besser, wo es die äufsern Gegenstände nach seiner Art betastet, sie hin und her wirft, und ihnen die mannigfaltigen Erscheinungen, welche sie darbieten können, abzugewinnen sucht: dann mufs es auffallen, wie sehr dem Thiere die Hände fehlen, schon blofs in so fern dadurch

die Dinge genöthigt werden, ihre sinnlichen Kennzeichen zu offenbaren. Das Thier kann nichts eigentlich greifen, nichts bequem zur Anschauung hinstellen; es erfährt nichts von allen dem, was durch den Gebrauch der Hände das menschliche Kind aus den *Versuchen* lernt, die es mit den Dingen vornimmt. Deshalb bleibt der Vorstellungskreis des Thiers schon in seinen allerersten Anfängen hinter dem menschlichen zurück. Hier macht der Elephant mit seinem Rüssel, so wie der Affe mit seinen, der Hand ähnlichen Werkzeugen, gewissermaafsen eine Ausnahme, die offenbar ihre bedeutenden Folgen hat.

Dabey müssen wir die Frage erheben, ob das Thier so mannigfaltiger Sensationen durch die gleichen Sinne fähig sey wie der Mensch? Der scharfe Geruch mancher Thiere scheint dennoch das Wohlriechende nicht zu kennen. Auch das Bunte der Farben macht auf sie nicht [232] den Eindruck, den man erwarten müfste, wenn sie die Farben wie wir unterschieden. Da es sogar Menschen giebt, die nach KANT's Ausdruck alles gleichsam im Kupferstich sehen,* so ist leicht zu erwarten, dafs wenigstens vielen Thiergattungen keine vollkommnere Sinnesempfindung zugetheilt seyn möge; — wodurch wiederum der ursprüngliche Vorrath an Elementar-Vorstellungen eine sehr bedeutende Verminderung erleidet.

Vereinigt sich nun beym Menschen die Hand mit den für mannigfaltigere Eindrücke empfänglichen Sinnen, um an jedem Dinge eine bedeutend gröfsere Zahl von Merkmalen ursprünglich aufzufassen: so ist doch noch wichtiger das *Handeln*, welches von der Hand den Namen wie die Möglichkeit erhalten hat.

Mit denjenigen Gefühlen, die unmittelbar aus den Bewegungen und Beugungen der Hand und ihrer Finger entstehen, compliciren sich die Vorstellungsreihen, wodurch die Veränderungen der durch jene Bewegungen behandelten Gegenstände aufgefafst werden. Aus den Complicationen entstehen Reproductionsgesetze, nach welchen wiederum rückwärts auch die Vorstellungsreihen, durch welche eine ähnliche Veränderung der Gegenstände gedacht oder begehrt wird, die zugehörigen Gefühle hervorrufen. *Hieraus erklärt sich das Handeln*, wenn wir noch den physiologischen Umstand hinzunehmen, dafs mit dem Wieder-Erwachen der Gefühle, welche früherhin durch die Bewegung der Hand hervorgebracht wurden, auch ein Anstofs gegeben ist, der nun rückwärts dieselbe Bewegung hervorbringt. Was diese Verbindung des Leibes und der Seele anlangt, so wird darüber im folgenden Abschnitte etwas gesagt werden. Hier haben wir es noch blofs mit den Verbindungen der Vorstellungen unter einander zu thun.

Das eben bemerkte gilt nun zwar von allen beweglichen und zugleich empfindlichen Theilen des Leibes, [233] von allen Gliedmaafsen, der Thiere sowohl als der Menschen; und es erklärt sich daraus jede Art des leiblichen Handelns, auch ohne Hände. Aber die menschliche Hand, durch ihre ausgezeichnete Geschicklichkeit, bewaffnet die Strebungen und Begehrungen des Geistes ungleich vollständiger, ungleich erfolgreicher, als dies bey den Thiergeschlechtern der Fall seyn kann. Die Hand macht aus jeder körperlichen Masse einen Diener und Verkündiger des Willens;

* KANT's Anthropologie S. 55.

ja sie macht aus *einem* Klotze vermittelst eines andern Klotzes durch Schlagen, Stofsen, Reiben, endlich ein passendes Werkzeug für bestimmte Absichten: aus den ersten Werkzeugen werden andre kunstreichere; und aus der Zusammensetzung der Werkzeuge werden Maschinen. Auf diesem Wege bilden sich zahllose Beobachtungen und Erfahrungen, die den Gedankenkreis bereichern; und beynahe an jede Begehrung knüpft sich die Vorstellung eines *Mittels*, wodurch dieselbe könnte befriedigt werden.

§ 130.

Das Sprechen ist ursprünglich eine Art des Handelns. Anfangs schreyet das Kind, anstatt zu sprechen; und besonders bey eigensinnigen Kindern, deren Wünsche auf ihr Geschrey mehrmals sind befriedigt worden, sieht man deutlich, wie die Begierde das Schreyen in Dienst nimmt, und dasselbe gerade wie ein Werkzeug gebraucht. Auf ganz ähnliche Weise werden späterhin die articulirten Laute angewendet, welche mit den Vorstellungen der Gegenstände und ihrer Veränderungen sich compliciren. Denn es bedarf kaum einer Erinnerung, dafs die Worte der Muttersprache mit ihren Bedeutungen *vollkommene Complexionen* bilden; deren Bewegungen aus den dahin gehörigen Gesetzen der Statik und Mechanik des Geistes zu erklären sind.

Die Hemmungen unter Complexionen hängen bekanntlich von den Hemmungen unter ihren Elementen ab. (§ 58 u. s. w.) Also müssen auch die Hemmungen der Vorstellungen von Dingen bedeutende Modificationen anneh[234]men wegen der Hemmung unter den Vorstellungen der blofsen Worte. Und was das auffallendste ist: auch solche Vorstellungen, die einander für sich allein nicht hemmen, wie *schwarz* und *süfs*, oder wie ein Ton und ein Geruch, gerathen doch in eine Hemmung durch die an sie geknüpften Zeichen; indem sowohl die Vocale als die Consonanten der zugehörigen Benennungen, ja endlich die dazu nöthigen Schriftzüge, unter einander entgegengesetzt sind. — Noch mehr: die ganzen Massen und Reihen von Vorstellungen, welche auf einmal, oder doch mit mancherley gleichzeitigen Bewegungen ins Bewufstseyn treten, können nicht eben so zum Worte kommen; sie müssen sich, um ausgesprochen zu werden, in *eine* Reihenfolge ausstrecken; und sie können, nachdem sie ausgesprochen sind, als eine Zeitreihe überschaut werden. — Das Sprechen ist eine *Arbeit*. Wie diese von einer Vorstellungsmasse abhängt, in welcher der Begriff des Zweckes herrscht und beharrt, während die Vorstellungen der successiv anzuwendenden Mittel in einer bestimmten Folge ablaufen: so auch mufs der ganze auszusprechende Gedanke dem Sprechenden beständig vorschweben, doch so, dafs die hineingehörigen Theilvorstellungen, und besonders die der hervorzubringenden Sprachlaute, sich in einer regelmäfsigen Succession entwickeln. Dies mufs mannigfaltigen Einflufs auf die Gedanken selbst haben.

Doch die wichtigste Wirkung erfolgt erst da, wo die Sprache zum *Gespräch* wird; sie erfolgt in der *Gesellschaft*.

Durch das Gespräch kann nämlich *eine anhaltende und zusammenhängende Beschäfftigung des Geistes mit dem Abwesenden und Vergangenen* entstehen. Wenn Einer die zufällige Erinnerung an ein Abwesendes aus-

spricht: so erwachen in dem Andern Associationen, welche, abermals ausgesprochen, dem Ersteren zur Verlängerung des Fadens Gelegenheit geben, an welchem sie von nun an beyde fortspinnen. Die hörbaren Worte, und die Gegenwart einer mitredenden [235] Person, leihen auch dem Abwesenden eine Art von Gegenwart; und das Abweichende der zusammenstofsenden Vorstellungsarten nöthigen einen Jeden zu einer neuen Bearbeitung der eigenen Gedanken.

Hiebey leistet sowohl das Aussprechen und Heraussagen, als die Absicht, dem Andern etwas mitzutheilen, wesentliche Dienste.

In dem Augenblick des Aussprechens hebt sich die Vorstellung gerade dessen, was eben jetzt ausgesprochen wird, zu einer Höhe im Bewufstseyn, auf der sie allein steht, indem sie für diesen Augenblick allem Uebrigen den Zugang zum Worte versperrt. Auf dieser Höhe kann sie sich nicht nur nicht halten, sondern sie sinkt auch unfehlbar um so tiefer zurück, je mehr Gewalt sie gegen die übrigen Vorstellungen ausgeübt, oder je mehr sie nach unserm gewohnten Ausdrucke, dieselben in Spannung gesetzt hat. Nach ihr erhebt sich die jetzt am meisten gespannte, oder durch den herrschenden Hauptgedanken hervorgetriebene, nun um so freyer, da das vorige Steigen jener, sie nicht mehr hindert. So kommt nach und nach an alle die Reihe, ausgesprochen zu werden. Und die ganze Reihe wird Gegenstand der innern Wahrnehmung, indem die ausgesprochenen Worte und der Sinn, den sie als Worte geben können, gleichsam wieder aufgefangen wird von der nämlichen Vorstellungsmasse, welche in diesen Worten, passender oder unpassender, vollständiger oder unvollständiger, ihren Ausdruck gefunden hat.

Die Absicht, dem Andern etwas mitzutheilen, bringt vollends Ordnung in die Rede, und unterscheidet sie von zerstreut ausgestofsenen Lauten. Gerade so, wie überhaupt jede Arbeit dadurch in einen regelmäfsig fortlaufenden Zug gebracht wird, dafs in jedem Augenblick das Schon-Vollführte unterschieden wird von dem noch zu Vollbringenden. Indessen wegen der Voraussetzung, dafs der Andere, dem etwas mitgetheilt werden soll, schon *als Person aufgefafst* sey, können wir an diesem [236] Orte noch nicht deutlich entwickeln was dabey vorgehe; vielmehr gehört der Gegenstand zum Theil in das folgende Capitel.

Wie äufserst folgenreich aber die Verweilung bey dem *Abwesenden* und *Vergangenen, wovon* gesprochen wird, ausfallen müsse, dies ist nicht schwer einzusehn. Dadurch wird die Last der unmittelbaren sinnlichen Gegenwart, welche ohne Zweifel das Thier fortdauernd drückt, hinweggehoben; dadurch werden die älteren Vorstellungen in sehr viele neue Verbindungen gebracht, und eben durch diese Verbindungen in ungleich stärkere Totalkräfte umgewandelt. Man erinnere sich hiebey der Grundsätze ihrer Verschmelzungen und Complicationen; und auch des Umstandes, dafs zugleich steigende Vorstellungen inniger verschmelzen, als zugleich sinkende; (§ 93). Dieses nun ist ohne Zweifel die wesentlichste Grundlage der eigentlich menschlichen Ausbildung, dafs es für den Menschen eine *innere Welt* giebt, die, wenn sie gleich Anfangs selbst nur äufsere Dinge vorstellt, doch dem *eben jetzt* sinnlich Gegenwärtigen widersteht; so dafs der Mensch aus dem Strome der Zeit einen Fufs herauszusetzen,

und den Augenblick zu vergessen vermag, dessen Eindrücke sonst nur abgerissene Reminiscenzen aus der Vergangenheit zugelassen, aber eben durch das Abreifsen die Vergangenheit selbst zerstört haben würden.

Oder giebt es für das Thier eine Vergangenheit? Kann es die jetzige Zeit unbemerkt fliefsen lassen, um sich in der früheren einen Standpunct zu wählen, von wo es vorwärts und rückwärts schaue? — Besäfse das Thier eine Vergangenheit, so hätte es auch eine Zukunft. Denn es ist leicht zu sehen, dafs nur die einmal gebildete Vorstellung von einer längern Zeitstrecke, auf verschiedene Zeitpuncte als auf Anfangspuncte darf übertragen werden, um auch über den gegenwärtigen fortgeschoben, die Aussicht in die Zukunft, mit allen ihren Erwar[237]tungen, Hoffnungen, Befürchtungen, in eine unbestimmte Form hinaus zu eröffnen.

Das Gespräch *kann* die Vorstellungen des Vergangenen und Abwesenden vesthalten, stärken, ausbilden; aber ob dieser Keim der Menschheit sich entwickeln solle oder nicht: das hängt von tausend Nebenumständen ab. Erinnert man sich der wilden Nationen, z. B. der Buschmänner an der Südspitze von Afrika, so sieht man wohl, dafs im Menschen nicht allemal die Menschheit gedeiht.

Doch hat die Natur noch eine wichtige Veranstaltung getroffen, welche hiebey dem Menschen weit wohlthätiger wird als dem Thiere. Sie beschäfftigt durchgängig das Erwachsne mit den Bedürfnissen des Neugebornen; aber den Menschen zeichnet sie aus durch seine Nacktheit, seine Schwäche und Unbehülflichkeit, durch die Langsamkeit seiner Entwickelung. So spannt sie die Sorgfalt der Mutter, und bey der geringsten Bildung auch des Vaters, weit höher: sie hält Kinder und Eltern weit länger zusammen; sie nöthigt das menschliche Geschlecht zu einem mehr geselligen Leben, und zu gegenseitigen Diensten.

In der langen Kindheit sammeln sich überdies die Vorstellungen weit mehr an, bevor aus dem Handeln in der Aufsenwelt eine Routine entsteht, an die sie fortan gefesselt werden könnten. Das menschliche Kind *weifs* viel mehr als das Thier, wann beyde in Hinsicht der Versuche mit ihren Gliedmaafsen, auf dem gleichen Puncte stehn. Daher sind die Versuche des ersteren weit mannigfaltiger und belehrender. Sie dauern auch länger fort, je weniger sie Anfangs der Bedürftigkeit entsprechen, der sie abhelfen sollten.

In den gebildeten Zuständen endlich macht allein die lange Kindheit eine regelmäfsige Erziehung möglich. Hieraus erklärt es sich grofsentheils, warum gerade die schönsten Länder der Erde, bey abgekürzter Kindheit, weniger menschliche Bildung erzeugen.

[238] Doch genug von Betrachtungen, die jeder Unterrichtete nach Belieben verlängern kann. Fragt man nach einem specifischen Charakter der Menschheit, der sie nicht körperlich, sondern in Ansehung des geistigen Lebens, ursprünglich und allgemein auszeichne; und der nicht auf einem Mehr oder Weniger beruhe: so gestehe ich, dafs ich einen solchen nicht kenne, und für nicht vorhanden halte. Ich berufe mich dabey nicht auf die Unmöglichkeit, in eine Thierseele hineinzuschauen; obgleich manches darin vorgehn kann, das wir nicht einmal ahnden; und obgleich vieles sehr wahrscheinlich darin vorgeht, was diejenigen gern läugnen möchten,

die den Menschen durch eine scharfe Linie meinen vom Thiere absondern zu müssen. Ich berufe mich auch nicht auf die grofsen Verschiedenheiten der zahlreichen Thiergeschlechter unter sich; indem ich vielmehr gern einräume, dafs hier nur von den wenigen edlern Thiergattungen die Rede seyn könne, welche dem Menschen zunächst stehen; weil ein Unterschied, der über *sie* erhebt, ohne Zweifel vor dem ganzen Thierreiche Auszeichnung giebt. Wohl aber besorge ich, dafs man die grofsen Unterschiede, die aus dem Mehr oder Weniger, in Rücksicht des Vorraths und der Verbindung der Vorstellungen, entstehn müssen, niemals ernstlich genug erwogen habe; und zudem bin ich völlig überzeugt, dafs man viel zu voreilig das Selbstbewufstseyn, die sittlichen Gesetze, die Begriffe vom Unendlichen und von der Gottheit, nebst andern ähnlichen, für etwas ursprüngliches, nicht weiter abzuleitendes gehalten, und dadurch die Speculation nicht gefördert, sondern beschränkt und gehindert habe, ihr Werk gehörig durchzuführen. Denn es ist reiner Verlust für die Speculation, wenn man das zu Erklärende absolut hinstellt, und es der Frage, warum es also sey, und wie es mit Anderem zusammenhänge, ohne weiteres durch die Behauptung entzieht, *es sey nun einmal so und nicht anders.* — Nicht einmal der am Ende des vorigen § angegebene Charakter, der Blick in die Zukunft, ist für den Menschen schlechthin unterscheidend. Denn jedes Thier wird schon durch seine Begierden wenigstens *um etwas* über den gegenwärtigen Moment hinausgeführt; da die Befriedigung der Begierde nothwendigerweise *als* etwas künftiges vorgestellt, wenn gleich keinesweges *durch* einen *abgesonderten Begriff* des Künftigen, gedacht werden mufs. — Noch weniger aber können jene Begriffe vom Ich, vom Unendlichen, u. s. w. die Menschheit allgemein charakterisiren. Das Kind in seiner frühesten Periode hat sie nicht; der Wilde kommt ihnen vielleicht nicht so nahe als manches Thier. Aber, sagt man, die Anlage dazu ist doch vorhanden! Das *sagt* man, nämlich in der Hoffnung, die Metaphysik werde so geduldig seyn, sich die ursprünglichen Anlagen gefallen zu lassen. Wenn sie nun nicht so geduldig ist, so wird man es schon darauf müssen ankommen lassen, ob vielleicht eine fortschreitende Psychologie dies alles als Producte einer Veredelung erklären könne, zu welcher der Mensch wegen der vorzüglichen Hülfsmittel gelangt, die von der Gunst seines höchsten Bildners ihm sind zugetheilt worden.

Anmerkung.

Es ist eine herrschende Liebhaberey, die Vorzüge des Menschen vor den Thieren nicht blofs zu bemerken und anzuerkennen, sondern zu bewundern und zu übertreiben. Wie man früher die Rasse der europäischen Menschen anpries, und andre Rassen, als seyen sie zu unedel, aus der Gemeinschaft des gleichen Ursprungs mit jenen ausschlofs, ohne dazu hinreichende Gründe zu haben*: so thut man jetzt so spröde gegen die Thiere, als ob die Psychologie (nicht etwan wegen unserer subjectiven Beschränktheit des Wissens, sondern an sich, [240] und in der Wahr-

* Wenigstens nach dem Urtheile des Herrn Hofr. SCHULZE, in der Anthropologie § 37. Meine Sache ist es nicht, Parthey zu nehmen, wo ich keine hinreichenden Entscheidungsgründe sehe.

heit,) nichts anderes wäre als Anthropologie, und als wenn z. B. die Aufmerksamkeit des Jagdhundes, die Fähigkeit des Pferdes, den rechten Weg zu finden, wenn der Reiter ihn verloren hat, lauter Dinge wären, die sich von selbst verstünden, oder die man wohl den Physiologen überlassen könne. Ich ersuche den Leser, blofs zur Probe den § 128 in seinen Beziehungen auf die Mechanik des Geistes zu durchdenken; und dann nach diesem geringen Maafsstabe, einmal die Gröfse der Unwissenheit, wenn auch nur obenhin, zu schätzen, worin sich Diejenigen befinden, die über die Thiere so leicht hinwegkommen!

Diese Unwissenheit, die schon anfängt beym Begriffe der rohen Materie, und alsdann fortwächst durch alle Stufen bis zum Menschen hinauf, erzeugt das Vornehmthun des Menschen; und zugleich die grofse Bewunderung, womit er sich selbst deshalb anstaunt, weil ihm zur Erklärung seines eignen Daseyns alle Vorbegriffe fehlen.

Insbesondere ist bey einigen Physiologen, wie es scheint, eine Neigung vorhanden, das, was sie anderwärts verderben, hier wieder gut zu machen. In ihrer Einbildung ist das Gehirnleben ein geistiges Leben; da man ihnen nun wegen ihres Materialismus gerechte Vorwürfe macht, so suchen sie sich herauszuhelfen, indem sie das menschliche Gehirn als etwas ganz besonders Vortreffliches auszeichnen, obgleich jeder Unbefangene einsieht, dafs eben hier, in der Gemeinschaft der Gehirne, deren Bau nur solche Unterschiede zeigt, die *gegen die Aehnlichkeit* beym Menschen und bey den *höhern* Thieren geringfügig sind, ganz offenbar Menschheit und Thierheit nahe zusammen gränzen; so dafs man die Kluft, die sich zwischen beyden findet, an ganz andern Stellen auf der Leiter der organischen Wesen erwarten sollte.

Früherhin glaubte man, dafs denjenigen Thieren, die zunächst auf den Menschen folgen, die *Sprachwerkzeuge* fehlten; und *hierin* schien ein Hauptgrund des Unterschiedes zu liegen, da die Sprache der Anfang aller [241] gesellschaftlichen Bildung ist. Wenn man den Hund bellen, das Pferd wiehern hört, so kann man wohl auch nicht auf den Gedanken kommen, dafs diesen sonst klugen Thieren das Sprechen mechanisch möglich wäre; vielmehr liegt die Erwartung nahe, sie würden, wenn ihre Stimmritze nur einige Gelenkigkeit besäfse, daraus etwas machen, das ihrem übrigen Betragen angemessen wäre, und hierin das Hülfsmittel, zwar nicht einer menschlichen, doch einer höhern Ausbildung finden, als sie jetzt besitzen.

Sehr auffallend war mir daher bey Rudolphi (Physiologie § 32) die Behauptung: „*mechanische Hindernisse sind gewifs nicht Schuld daran, dafs die Thiere keine Sprache besitzen.*“ Ich weifs nicht, ob ich dieselbe recht verstehe. *Nicht mechanisch; also psychisch;* — das scheint, nach dem Zusammenhange zu urtheilen, der beabsichtigte Sinn zu seyn.

Soll sich nun wirklich dieser Satz auch auf die Hunde beziehen? Auf sie, die auf so mancherley Weise an menschlichen Angelegenheiten Theil nehmen; die dem Menschen so gern Folgsamkeit beweisen, und ihm Hülfe leisten? Also während Papageyen und Elstern auf menschliche Töne merken, und sie nachahmen, ohne von dem, was der Mensch wünscht und will, das Geringste zu fassen, kann der Hund, des Jägers und des

Hirten treuer und geschickter Gehülfe, nur bellen und heulen, — oder vielmehr, er *könnte sprechen*, und versucht es doch niemals auch nur im Geringsten? —

Herr Professor RUDOLPHI redet an jener Stelle eigentlich von den Affen; und es scheint fast, als habe er an Hunde, Pferde, Elephanten, nicht gedacht. Dafs aber die *turpissima bestia*, welche dem Menschen am meisten ähnlich sein soll, sich doch wohl mehr äufserlich als im Wesentlichen, (in Hinsicht des Nervensystems, und des Einflusses desselben auf den Geist,) dem Menschen nähere, schliefse ich aus dem Umstande, dafs die Affen [242] der heifsen Zone angehören, und dafs keine einzige Art dieses zahlreichen Geschlechts sich weiter verbreitet hat, während ein ganz besonderer Vorzug des menschlichen Leibes in seiner Biegsamkeit für die verschiedenen Klimate liegt. Die Biegsamkeit und Nachgiebigkeit des Organismus ist aber, wie sich im dritten Abschnitte zeigen wird, gerade die Hauptsache; er braucht nur den psychologischen Mechanismus nicht zu hindern; alle positive Mitwirkung wollen wir ihm gern erlassen; wenn nämlich vom Nervensystem die Rede ist; und hinweggesehen von der bekannten Verknüpfung des Geistes mit der Aufsenwelt durch Empfindung und Bewegung.

Daher halte ich den Einfall eines Franzosen, die Affen sprächen nicht, weil sie nichts zu sprechen hätten, wenigstens nicht für geeignet, auf alle Thiere ohne Unterschied ausgedehnt zu werden. — Ich kann mich nicht rühmen, die Hunde genauer zu kennen, als Jeder sie kennt, oder kennen lernen könnte, der ein paar dergleichen um sich hat; allein auf diesem ganz gemeinen Wege, und bey einiger Aufmerksamkeit auf die übrigen bekannten Hausthiere, bin ich — ganz unabhängig von aller Theorie, und mit absichtlicher Abstraction von derselben, zu der Meinung gekommen, dafs nicht blofs die Hunde sprechen würden, wenn sie Sprachwerkzeuge hätten*, sondern auch, dafs andre Thiere, die schon weit hinter ihnen stehn, noch mehr durch das Unbehülfliche ihrer äufsern Organe, als in geistiger Hinsicht beschränkt sind.

Die Einbildung aber, als ob die Ehre des Menschen bey solcher Ansicht etwas leiden könne, ist eine so lächerliche Schwachheit, dafs ich nicht Lust habe, darüber noch ein Wort zu verlieren. Und die Erfahrungen, auf [243] welche es hiebey ankommt, sind so unabhängig von dem grofsen Werkzeuge der physiologischen Entdeckungen, — dem anatomischen Messer, -- dafs es sich sogar noch fragt, ob Derjenige, der sich zu einer Vivisection entschliefsen kann, jemals Gelegenheit haben wird, einen Hund genau zu beobachten. Denn wie fein dies Thiergeschlecht die Menschen unterscheidet, wie bestimmt es das Benehmen zurückgiebt, was ihm widerfährt, das sieht man desto deutlicher, je sorgfältiger man darauf merkt. Uebrigens ist meine Meinung von den Thieren nur eine Meinung: mehr Nichts als das sind aber auch die positiven Behauptungen, die man in den Anthropologien zu lesen pflegt: „alle Laute, welche die Thiere von

* Es ist übrigens sehr gut, dafs sie nicht sprechen können. Ihre Sprache würde höchst unvollkommen bleiben, wegen der übrigen früher angeführten Gründe; und höben sie sich ja merklich über ihren jetzigen Standpunct, so würde der Mensch sie nicht mehr neben sich leiden.

sich geben, wenn sie auch einander dadurch anlocken oder warnen, seyen nur mechanische Zurückwirkungen ihres Körpers auf einen in demselben erregten Reiz; und werden von ihnen ohne Absicht auf Mittheilung der Erkenntnisse hervorgebracht."

Diese *Worte* (die Sache ist allbekannt,) schreibe ich ab aus SCHULZE'ns Anthropologie; mit einigem Bedauern, dafs auch dort von dem *Wunderbaren* der Sprache, mit Beyfalle für HERDER'n, in Ausdrücken geredet wird, die mir zu stark scheinen.

Worin liegt denn das Wunderbare der Sprache? In ihrem Ursprunge oder in ihren Wirkungen? Wir wollen beydes näher ansehn; vorläufig bemerke ich nur, dafs schon Herr Hofrath SCHULZE selbst die Erklärung des Ursprungs angedeutet hat.

Wenn Sprache, ihrem Begriffe nach, absichtliche Mittheilung der Gedanken durch willkührliche Zeichen ist, so konnten die *ersten* Mittheilungen unmöglich durch Sprache geschehn. Denn willkührliche Zeichen müssen *verabredet* werden, sonst würden sie entweder nicht verstanden, oder höchstens errathen werden; auf das Errathen aber kann der Sprechende nicht rechnen. Die Sprache setzt also Verabredung, diese aber setzt Sprache voraus; mithin drehen wir uns im Kreise. Man schlage [244] nun den Weg ein, den man durch die Methode der Beziehungen kennt; das heifst, man *entschlage* sich des ungereimten Gedankens; und setze dessen Gegentheil an die Stelle. Die ersten Mittheilungen also geschehen entweder nicht absichtlich, oder nicht durch willkührliche Zeichen; sie waren nicht Sprache. Gleichwohl verstand man einander; und glaubte sich verstanden. Dies errieth man aus dem zusammenstimmenden Handeln, welches den gemeinsamen Gedanken gemäfs war; es konnte aber leicht zusammenstimmen, wenn man unter gleichen Umständen gleiche Bedürfnisse hatte. Die Naturlaute, oder zufälligen Aeufserungen bey Gelegenheit des gemeinsamen Handelns, reproducirten sich bey Jedem in wiederkehrender Lage; riefen Jedem den nämlichen Gedanken zurück; und waren mit Erwartung eines ähnlichen gemeinsamen Handelns von beyden Seiten ohne weiteres Fragen und Zweifeln verknüpft. Wie es zugehe, dafs Einer den Andern verstehe; und ob er wohl verstehn oder misverstehn werde? Das wurde nicht gefragt noch bedacht; sondern das Handeln war es, worauf, ohne alles *Denken an das Denken* des Andern, die Erwartung und die Aufmerksamkeit sich richtete. Blieb nun aber das erwartete Handeln des Andern aus, dann legte man mehr Anstrengung in den damit complicirten Laut, auf eine Weise und aus einem Grunde, worauf im § 150 mehr Licht fallen wird. Da fing die Absichtlichkeit des Sprechens an; die *Willkühr* in der Ursprache aber ist eine Fiction, wie die Contracte, worauf die Staaten ursprünglich sollen gegründet seyn. Die einmal verstandenen Zeichen veränderten sich durch Abkürzung, und durch Zusammensetzung; beydes wechselsweise; so dafs aus abgekürzter Zusammensetzung die Flexionen und Derivationen entstanden. Dafs späterhin die Sprache sich fortbildete wie die Werkzeuge, deren roheres stets das bessere verfertigen hilft, versteht sich von selbst, und bedarf keiner Erläuterung. Die Willkühr nahm Platz, als die Sprache schon nicht mehr Ursprache war, so wie die [245] Contracte in die Staaten kommen, nachdem sie schon stehen.

Etwas schwerer mag die Frage von der Wirkung der Sprache seyn: doch hat man auch hievon zu viel Aufhebens gemacht. Dafs man *vermittelst* der Sprache *denke,* ist ganz unrichtig. Man kann nicht *ohne* die Worte denken, nachdem die Vorstellung der letztern mit den Begriffen complicirt ist, weil der psychologische Mechanismus an die Complication gebunden ist, und vollkommne Complicationen unter gar keinen Umständen können getrennt werden; so, dafs mit Sicherheit aus der Trennung auf die Unvollkommenheit der Verbindung zu schliefsen ist. Die Summe aber, oder der Grad des Vorstellens, oder die Innigkeit der Verbindung unter den Merkmalen eines Begriffs, dies alles, worauf die Wirksamkeit unserer Vorstellungen beruht, wächst nicht im geringsten durch das angeheftete Zeichen. Eine Täuschung, als ob ein Ding ohne Namen nur unvollständig erkannt wäre, kann daher entstehn, weil, nachdem alle andere Dinge den Ballast eines Worts an sich tragen, dem Namenlosen ein Zusatz zu fehlen scheint, wenn es mit jenen ins Gleichgewicht treten soll. So bildet sich wohl auch Einer, der eine fremde Sprache, noch aufser der Muttersprache gelernt hat, ein, es fehle ihm etwas an der Kenntnifs des Gegenstandes, den er in die fremde Zunge nicht übersetzen kann!

Aller Vortheil der Sprache beruhet auf dem geselligen, gemeinsamen Gebrauch; auf der Verlängerung und Berichtigung der eignen Gedanken durch die der Andern. Aber für den Einzelnen ist das Anheften der Gedanken an die Sprache sogar nachtheilig. Denn hiedurch treten für ihn die mehr und die minder verstandenen Worte, — diejenigen, die für ihn mehr und weniger Sinn haben, — scheinbar in Einen Rang. Daher so viel thörichter Wortkram, und so viel Eitelkeit, Unlauterkeit, falsche Schätzung des Wissens, Dreistigkeit des sinnlosen Plauderns!

[246] Eher würde dem Einzelnen die *Schrift* behülflich seyn können. Diese fixirt wirklich manchmal die Gedanken, um sie zu Objecten des weiter fortschreitenden Denkens zu machen. Das zeigt sich jedoch weit mehr beym Rechnen, und beym Aufbehalten des Geschichtlichen, als beym Philosophiren, dem vielmehr das voreilige Niederschreiben unreifer Einfälle unsäglichen Schaden zufügt. Man weifs, wie Platon die Buchstaben verklagt; und Homer bedurfte ihrer nicht.

Diejenigen, welche die intellectuale Anschauung anpreisen, und das discursive, in der Sprache ausgedrückte Denken herabsetzen, haben in so fern nicht ganz Unrecht, als das Kleben am Symbol, wenn man sich darauf lehnt und stützt, das wahre Wissen zerbröckelt, und das Scheinwissen einschwärzt. Es wäre nur zu wünschen, dafs jene selbst sich aus dem Wust ihrer Worte herauszuarbeiten verstünden. Gäbe es eine intellectuale Anschauung: so würde ihr Angeschautes unaussprechlich seyn. Gerade dieselbe Eigenschaft hat aber auch das wahre Wissen, welches aus dem discursiven Denken am Ende hervorgeht. Resultate vieljähriger Forschungen bedürfen vieler Worte, um vorgetragen zu werden, aber der Vortrag, der alle diese Worte auf Einen langen Faden reihet, ist nicht das Wissen selbst, welches in beynahe ungetheilter Ueberschauung die ganze Kette der allmählig ausgebildeten Gedanken trägt und vesthält.

§ 131.

So wenig nun auch eine scharfgezogene Gränzlinie zwischen Mensch und Thier kann gerechtfertigt werden: so bestimmt läfst sich gleichwohl der Grund angeben, weshalb in dem Gedankenkreise des gesellschaftlich lebenden Menschen sich Keime entwickeln müssen, deren Ausbildung beym Thiere so unmöglich ist, dafs eine ungeheure Kluft in der Gesammt-Erscheinung der Menschheit und Thierheit daraus nothwendig entstehen mufs. Um dies zu begreifen, gehe man zurück zur innern Apperception.

[247] Es ist nämlich klar, dafs auch die innere Wahrnehmung, wenn sie durch die äufsere nicht gestört wird, und wenn der Wechsel der aufsteigenden Vorstellungen einigermaafsen lebhaft ist, — ihre Reihen bilden mufs, die aus der Succession und Verschmelzung jener Vorstellungen entspringen; gerade so wie die äufsere Wahrnehmung diejenigen Reihen bildet, die uns die Aufsenwelt bereitet. Nur hängt das innere Erscheinen der Vorstellungen vom psychologischen Mechanismus ab, dessen continuirliche Bewegung keine so scharf abgeschnittenen, so plötzlich ganz hervortretenden, und in grofser Fülle gleichzeitig beharrenden Objecte liefern kann, wie sich dergleichen, den äufsern Sinnen, und besonders dem Auge, darzubieten pflegen. Dagegen wird die Reihe dessen, was im Innern erscheint, gleichmäfsiger fortlaufend die Zeit ausfüllen können; statt dafs auf eine ganz unbestimmte Weise die Aufsendinge bald sehr rasch wechselnd, bald wieder ohne irgend eine merkliche Abänderung während mehrerer Stunden, kommen und gehen, oder stehen und beharren.

Auch werden sich Reihen aus dem was innerlich erscheint, und dem was äufserlich hinzukommt, zusammensetzen, wenn das letztere den Flufs des Vorhergehenden zwar unterbrechend, aber doch nicht gewaltsam verderbend, sich einmischt. Die stärkeren Vorstellungsmassen werden alsdann Eins mit dem Andern appercipiren und formen. — Unterbrechungen der Art entstehen natürlich dann, wann etwas gesehen, gehört, gefühlt wird, das mit den eben in Bewegung begriffenen Vorstellungsreihen sich näher verbinden kann.

Gesetzt nun, es gäbe für diese, entweder ganz oder zum Theil aus dem innern Flusse der Vorstellungen erzeugten Reihen, ähnliche Gesetze, wie für die, welche gemäfs der Succession der Empfindungen zusammenschmelzen: so würden für dieselben Reihen nicht blofs Zustände der Involution und Evolution eintreten; sondern auch eine vielfältige Reproduction und Verschmelzung solcher Rei[248]hen, die gleiche Anfänge haben; daher aber auch eine ähnliche *Verkürzung* und *Isolirung*, wie wir schon im § 101, und wieder im § 121, wo von den *Begriffen* die Rede war, bemerkt haben. Wenn wir nun hier auch unter Begriffen nur Gesammt-Eindrücke des Aehnlichen verstehn: so ist doch vorauszusehn, dafs die nämliche logische Cultur, wodurch die sinnlichen Gesammt-Eindrücke zu Begriffen im eigentlichen Sinne verarbeitet werden, auch *Begriffe der innern Apperception* erzeugen könne, wofern nur erst der Stoff dazu vorhanden ist.

Indessen fehlt es hier nicht an Schwierigkeiten. Sind wir denn auch mit den gleichartigen Vorstellungen, die sich im Innern erheben, im nämlichen Falle, wie mit gleichartigen Empfindungen? Wir wollen uns einmal

das Vorstellen als eine *Masse* denken, welche im Laufe der Zeit anwächst, und sich in der Seele sammelt. Wenn nun eine Empfindung reproducirend wirkt auf eine ältere gleichartige Vorstellung, und mit derselben verschmilzt, (nach § 82 u. s. w.), so wissen wir gewifs, dafs die Verschmelzenden zwey verschiedene Portionen dieser Masse ausmachen. Die ältere Vorstellung konnte nicht wieder Empfindung werden, (§ 82) es ist aber Empfindung hinzugekommen, wozu ein bestimmtes Quantum der Empfänglichkeit nöthig war, (§ 94); also bildet sich gewifs in der Verschmelzung beyder eine neue Gesammtkraft aus *zweyen*, zuvor nicht identischen Theilen. Aber bey den, im Innern wiederhohlt aufsteigenden gleichartigen Vorstellungen, ist dieses nicht eben so deutlich. Hier ist keine Empfindung. Dagegen kann eine und dieselbe Portion des Vorstellens sich zu verschiedenen Zeiten ins Bewufstseyn erheben. Wer nun glaubte, hier seyen zwey verschiedene Massen des Vorstellens in Bewegung, der müfste freylich schliefsen, die zweyte werde reproducirend wirken auf die erste, (durch Hinwegräumen der hemmenden Kräfte, wie immer,) darauf werde Verschmelzung, und Erhebung der von jenen beyden ausgehenden Reihen, endlich Verkürzung dieser Reihen, Isolirung, und [249] Bildung eines allgemeinen Begriffs folgen. Aber dies Alles wären Trugschlüsse, wofern die vermeinten zwey verschiedenen Massen des Vorstellens vielleicht nur eine einzige wären, die sich mehrmals ins Bewufstseyn zu erheben Gelegenheit gefunden hätte. — Unstreitig müssen wir vor dieser Verwechselung auf der Hut seyn, denn es kann sich so ereignen. Aber es kann auch, und wird vielfältig der andere Fall wirklich eintreten. Denn die Massen der sinnlichen Empfindungen, welche diesem Allen zum Grunde liegen, und woraus eben die Reihen, von denen wir reden, sich wieder erheben, — bilden sich bey sehr verschiedenen Gelegenheiten; und bieten einen sehr reichen Vorrath dar, der keinesweges bey seinem Entstehen schon sich mit allen seinen gleichartigen Theilen so vereinigt, dafs dieselben keine gesonderte Bewegung mehr haben könnten. Davon war schon im § 125 die Rede, wo die Möglichkeit mehrerer Vorstellungsmassen gezeigt wurde; und es kam nur darauf an, wiederum hieran zu erinnern.

Wichtiger scheint eine andre Schwierigkeit. Wenn die reproducirende Vorstellung eben jetzt durch den äufsern Sinn gegeben wird, so ist sie im ungehemmten Zustande, und kann hiedurch einen starken Druck ausüben, wodurch das Hemmende zurückgetrieben, und der ältern gleichartigen Vorstellung freyer Raum geschafft wird. Allein wie wenn alles blofs innerlich vorgeht? Die reproducirende Vorstellung ist dann selbst eine vorüberschwindende Reihe; kaum wird sie Zeit haben, eine andre gleichartige so hoch emporsteigen zu machen, dafs eine bedeutende Verschmelzung erfolgen könnte, sie wird schon zu ihren mittlern Gliedern vorgerückt seyn, während nur eben die ersten Glieder der andern sich regen; und die mindeste Hemmung zwischen ihnen, wird beyde herabdrücken. Oder ist die andre stark genug, so überflügelt sie jene; *sie* wird nun die vorzugsweise vergegenwärtigte, und es erfolgt wiederum keine merkliche Verschmelzung. Alles ist hier zu unstet und flüchtig.

[250] Dieser Nachtheil, worin die Bildung von Begriffen dessen was blofs innerlich vorgeht, sich gegen die der Aufsendinge befindet, ist so

offenbar, und zugleich so fühlbar, wenn wir unsre Gedanken absichtlich bearbeiten wollen: dafs ein sehr grofser Unterschied eintreten mufs, wenn in einem Falle besondere Hülfsmittel vorhanden sind, um die Verschmelzung zu begünstigen, während in andern Fällen dieselben mangeln.

Wenn nun der Mensch durch die Werke seiner Hand, und noch weit mehr im Gespräch, veranlafst wird, sich solche Zustände, da Vorstellungen ursprünglich von innen heraus thätig waren und sind, länger gegenwärtig zu erhalten, und durch Beschäfftigung mit dem Abwesenden und Vergangenen öfter zurückzurufen, so mufs er dadurch einen aufserordentlichen Vorzug in Hinsicht der Begriffe von innern Ereignissen, vor andern lebenden Wesen erlangen, welchen die erwähnten Veranlassungen fehlen. Und so finden wir es wirklich. Wir haben keine deutlichen Zeichen, dafs die Thiere sich von dem, was in ihnen vorgeht, Gesammt-Eindrücke bildeten; vielmehr überwiegt bey ihnen die Auffassung der Aufsendinge, wie es zu erwarten war. Aber beym Menschen, selbst auf niedern Culturstufen, ist Beschäfftigung mit innern Ereignissen das Vorherrschende des ganzen Gedankenkreises; denn Jeder sucht die *Gesinnungen* der Andern zu erkennen; ihr Empfinden, Streben und Wirken giebt ihm mehr zu denken als Steine und Bäume; er lebt gesellig, freundlich oder feindlich; und das könnte er nicht ohne Begriffe von innern Zuständen.

Aus den verschmolzenen Reihen, die sich in ihm erzeugten, sind mächtige Vorstellungsmassen gebildet; in diesen liegt nun die appercipirende Kraft, womit er beobachtet und deutet, sowohl was in ihm selber fernerhin sich ereignet, als auch was die Andern neben ihm thun, und was in ihnen vorgeht.

Sollen nun die allgemeinsten Begriffe, die zur Apperception dienen, Kategorien heifsen, — und das sind [251] offenbar in Hinsicht der Aufsendinge die gewöhnlich sogenannten Kategorien, — so wird es deren eben so wohl für die innern Ereignisse, als für die Aufsen-Welt geben. Nur mit dem sehr natürlichen Unterschiede, dafs sie nicht Dinge — etwas Stehendes, Beharrendes, sondern ein *Geschehen* andeuten werden; weil alles Innerliche im steten Vorüberschwinden ist, und nur als ein Fliefsen, Uebergehn, als eine Reihe von nicht deutlich getrennten Gliedern, kann vorgestellt werden. Doch kann hier nicht der Begriff des Geschehens an die Spitze gestellt werden, weil dieser nicht auf das Innere allein beschränkt ist; wohl aber können folgende Hauptbestimmungen des innern Geschehens als *Kategorien der innern Apperception* angesehen werden:

Empfinden.
Sehen.
Hören.
Fühlen.
Schmecken.
Riechen.

Wissen.	*Wollen.*
Erfahren.	*Begehren.*
Verstehen.	*Verabscheuen.*
Denken.	*Hoffen.*
Glauben.	*Fürchten.*

Handeln.
Sich bewegen.
Etwas machen.
Nehmen und Geben.
Suchen und Finden.

Wegen der Worte *Handeln* und *Sich bewegen* bedarf es wohl kaum noch der Bemerkung, dafs dieselben hier in dem Sinne gebraucht werden, wie man sie auf lebende Wesen bezieht, um deren *innere* Aufregung [252] zu bezeichnen, wovon die äufsere Causalität nur das Zeichen ist.

Der Leitfaden, nach welchem die vier Haupt-Kategorien gefunden sind, ist leicht zu entdecken. Das Empfinden verhält sich zum Handeln wie *Herein* und *Heraus;* Wissen und Wollen sind *Darin;* doch jenes gegen den Eingang, dieses gegen den Ausgang (als bevorstehendes Handeln) hingewendet. Die untergeordneten Begriffe sind hier eben so wenig, als bey den obigen Kategorien, die sich auf Dinge beziehen, vollständig anzugeben.

Es ist der Mühe werth, zu fragen, wofür doch die Kategorien der innern Apperception jenen Männern gelten mögen, die in den Kategorien ein ursprüngliches Eigenthum des Verstandes zu erblicken glauben. Etwa für empirische Begriffe? Doch wohl nicht in dem Sinne, als ob dieselben *unmittelbar* in der Erfahrung gegeben wären? Welche Erfahrung giebt denn wohl (um nur vom Leichtesten zu reden,) den Begriff des *Sehens?* — Jedermann weifs, dafs das Auge sich selbst nicht sieht. Gerade so wenig sieht das Sehen sich selbst; es sieht die Farbe; diese ist sein einziger Gegenstand. Oder meint man, das Sehen werde als eine innere Handlung wahrgenommen? *Wie sieht denn diese innere Handlung aus?* Man beschreibe doch das, was der innere Sinn thue, oder empfange, in demselben Augenblick wo der äufsere Sinn — der, so viel man bemerken kann, während des Sehens ganz allein thätig ist, — sich in die Farbe vertieft! Dasselbe gilt vom Hören, vom Fühlen, und so weiter.

Wäre nun der Umstand, dafs man den Ursprung unserer Vorstellungen aus der Empfindung nicht so gar leicht entdecken und erklären kann, schon ein zureichender Grund, gewisse Begriffe für angeboren, oder für ursprüngliche Formen unseres Erkenntnifsvermögens zu halten: so möchte man nur immerhin den Begriff des Empfindens, der unmittelbar gar nicht empfunden werden [253] kann, sammt allen seinen untergeordneten, sogleich auch für eine solche ursprüngliche Form ausgeben.

Als KANT die Geometrie aus der reinen Anschauung des Raums erklärte, da vergafs er die Musik mit ihren synthetischen Sätzen *a priori* von den Intervallen und Accorden; die er eben so aus der Tonlinie hätte erklären müssen. Als er die dinglichen Kategorien aufstellte, da vergafs er die sämmtlichen Begriffe des innern Geschehens, gleich als ob sein an Kategorien gebundener Verstand nicht nöthig hätte, sich von dem, was in uns vorgeht, Begriffe zu bilden. Hatte denn von allen seinen zahlreichen Nachfolgern keiner eine hinlängliche Veranlassung, diese Lücke wahrzunehmen? Oder wer hat sie wahrgenommen?

Wann eine Farbe in der Empfindung gegeben wird: dann ist *vor ihrem Eintreten* irgend ein inneres Vorgestelltes dem Bewufstseyn gegen-

wärtig. Wird dieses nicht zu heftig gehemmt: so verschmilzt es mit der Empfindung, und es entsteht eine Reihe von wenigstens zweyen Gliedern. Wird späterhin dieselbe Farbe nochmals gegeben; so reproducirt sich nicht blofs die ältere Vorstellung der Farbe, sondern auch das vorhergehende Glied, und zwar *als* ein Vorhergehendes; es reproducirt sich ein Uebergehen, und die Farbe wird *als eintretend nach* etwas Anderem, vorgestellt. — Unzählige Vorstellungen solches Eintretens verschmelzen; und geben den Gesammt-Eindruck, aus welchem der Begriff des Sehens, das heifst zunächst, des *Erscheinens* der Farbe, sich späterhin bildet. Eben so das Erscheinen des Tones, das Eintreten des Gefühls, und so ferner.

Diese Betrachtung reicht weiter. Wer des Andern Stimme hört, *weifs* hiemit und hiedurch, dafs derselbe in der Nähe ist; und allgemein: durch das Zeichen *erfährt* man die Sache. Wenn nämlich die Empfindung einen Theil einer Complexion oder Reihe schon früher ausmachte, so ist ihr erneuertes Erscheinen zugleich das Erscheinen, das Eintreten des mit ihr Verbundenen. — [254] Während nun das Wissen nur sein Gewufstes weifs, gerade wie das Sehen nur die Farbe sieht: bildet sich doch auf diesem Wege der Begriff vom *Eintreten des Gewufsten*, und sehr häufig vom Beantworten einer *Frage* (nach § 124 am Ende). Also wiederum der Begriff vom *Uebergehen* aus der Frage ins Entscheiden derselben.

Noch deutlicher sieht man die Vorstellung einer Reihe in den Begriffen des Begehrens oder *Anstrebens*, und des Verabscheuens, oder *Zurückstofsens;* womit sich aufser den Gemüthszuständen noch eine Reihe äufserer Anschauungen zum Begriffe des *Handelns* verbinden kann.

Allein es ist kaum möglich, sich über diese Gegenstände deutlich auszudrücken, ohne das Selbstbewufstseyn dabey mit in Rechnung zu bringen. Wir sind an den Punct gekommen, wo die Lehre vom *Ich* nunmehr anfängt, sich gleichsam herbeyzudrängen. Oder wer kann vom Sehen, vom Denken, vom Wollen reden, ohne dafs einem Jeden das: *Ich sehe, ich denke, ich will,* dabey einfällt?

Daher soll hier das Vorstehende nur in so fern erläutert werden, als die unmittelbare Vorbereitung zur Untersuchung des *Ich* darin enthalten ist.

Man achte zuerst genau darauf, in welcher Richtung die vorbeschriebenen Reihen laufen, um nichts miszuverstehn. Wir reden von einer Reihe wie *a, b;* aber dergestalt, dafs wir zuerst des zweyten Gliedes *b* erwähnen. Ohne uns nun darum zu bekümmern, wie die Reihe von *b* zu *c, d, e,* fortlaufen möge, bemerken wir nur, dafs *b* ein vorhergehendes Glied, *a,* simultan, aber nicht successiv, *so weit* hervorhebe, wie das Vorhergehende mit ihm verschmolzen ist. Hier ist also kein wirkliches Ablaufen, welches sonst rückwärts gehen würde, sondern ein *Voraussetzen*, so, wie jedes spätere Glied seine vorhergehenden voraussetzt. Würde hingegen ein andermal zuerst *a* ins Bewufstseyn kommen, alsdann liefe [255] wirklich die Reihe von *a* zu *b, c, d,* successiv fort. In unserm Falle ist *b* die Farbe, oder der Ton, als ein eben jetzt Eintretendes; weil nun dergleichen einfache Empfindungen schon sehr oft auf irgend ein innerlich Vorgestelltes, welches *a* heifsen mag, gefolgt sind, so bringen sie, bey jeder Erneuerung, durch Reproduction der frühern ähnlichen ein dunkel Vorausgesetztes mit sich ins Bewufstseyn; welches für sie einen Anfangspunct bilden *könnte.*

Da sich dies unsäglich oft wiederhohlt, so bekommt die zwar dunkle Vorstellung des Vorausgesetzten eine sehr grofse Stärke; ähnlich jener des *Umgebungsraumes* für jeden sichtbaren Gegenstand (§ 114).

Aber gerade wie auf dem Raume ein Punct wahrgenommen werden kann, als Bestimmung desselben, (alsdann nämlich ist die Vorstellung des Raumes die appercipirende, und die des Puncts die appercipirte,) so kann auch jenes dunkel Vorausgesetzte eine Bestimmung sich aneignen, wenn eben besonders lebhafte Vorstellungen oder Gefühle gegenwärtig sind, indem das Gesehene, Gehörte, oder überhaupt das Empfundene, eintritt. Dieses Empfundene reproducirt nun, wie immer, sein Vorausgesetztes; und gerade *als mit einem solchen*, verschmilzt es zugleich mit jener lebhaften, wie immer sonst beschaffenen Vorstellung. Also wird diese letztere von dem Vorausgesetzten, dem gleichsam dunkeln Grunde, ergriffen und angeeignet.

Jetzt wollen wir noch von den übrigen Kategorien der innern Apperception jene des *Denkens* näher betrachten, weil das Ich, dem wir entgegengehen, als das Sich-Denkende anzusehen ist.

Mit einer Reihe *a, b, c, d,* sey eine Vorstellung *A* in allen Gliedern verschmolzen. Wenn die letztere sich hebt, mufs jene sich evolviren; denn es ist alsdann für alle Glieder der Reihe gleich viel Grund des Hervortretens vorhanden (§ 100). Nun gebe es für *A* noch andre Vorstellungen *B, C,* u. s. w. (die auch mit ihren Reihen verbunden seyn mögen); und zwar so, dafs *A, B,* [256] und *C,* in einem gelinden Schweben gegen einander begriffen seyen, wie Vorstellungen, die wenig an Stärke verschieden, zusammen im Bewufstseyn bestehen können. (Man denke hier zurück an § 44, und § 74.) Während die Reihe *a, b, c, d,* abläuft, bietet sie sich der Apperception durch *B* und *C* dar, wofern nur die, an *B* oder *C* geknüpften Reihen, irgend welche Glieder der Reihe *a, b, c,* enthalten. Dafs in einem solchen *Fliefsen* und *Auffangen* der eignen Vorstellungen, welches sich mannigfaltig wiederhohlt, drängt, und durchkreuzt, das Denken bestehe, kann Jeder in sich selbst beobachten. — Es kömmt nun sehr häufig *zu diesem*, eben in Gang gesetzten, oder schon im weitern Verlaufe Begriffenen, Denken, das Empfinden hinzu; dessen Vorausgesetztes alsdann, nach der obigen Auseinandersetzung, zu dem Denken in das Verhältnifs der Apperception tritt.

Mit Recht können wir nun dem Empfundenen den Namen des *Objects* geben. Denn es schwebt im Bewufstseyn als zweytes Glied einer Reihe, deren erstes, das Vorausgesetzte, jetzt bestimmt durch das Denken charakterisirt ist. Nur nicht *allein* und ausschliefsend durchs Denken; denn an der Stelle desselben, oder mit ihm verbunden, wird sich eben so oft das Wollen und das Fühlen befinden. Dies Alles nun zusammengenommen ergiebt die Complexion, die sich allmählig in der Stelle jenes von der Empfindung Vorausgesetzten bilden mufs. Das Vorausgesetzte, oder das *Subject*, ist demnach nicht blofs *das Denken*, sondern *ein Denkendes;* weil Denken nur *ein* Bestandtheil der ganzen *Complexion* ist. Das nämliche Subject wird nun auch als dasjenige vorgestellt, *zu welchem* das eintretende Empfundene, Sichtbare, u. s. w. hinzukommt; und dies Hinzukommen zum Subjecte ist eigentlich der Begriff des *Empfindens*, des *Sehens,* u. s. f.

Noch vor allen weitern Entwickelungen mag man hiemit die auffallende Bemerkung verbinden, dafs gerade die Empfindungen des äufsern Sinnes es sind, welche sich [257] am kräftigsten zeigen, um dem in Traum oder Träumerey Versunkenen das nüchterne und klare Selbstbewufstseyn zurückzurufen. Wie können sie das, da sie doch gar nicht Theile unserer Vorstellung von Uns selbst ausmachen? Sie führen ihr uraltes Vorausgesetztes, wie es sich durchs ganze verflossene Leben gebildet hat, dunkel und stark zugleich mit sich herbey; nun liegt der Boden vest, nun ist *die Unterlage* (das Subject) vorhanden, auf welche die eben jetzt gegenwärtigen Gedanken und Gefühle sich übertragen, um den *jetzigen* Zustand des Subjects näher zu bestimmen. So bekommt dieses Subject zugleich ein Prädicat und ein Object; und ist demnach Subject in doppeltem Sinne.

Nachdem wir Object und Subject haben, wollen wir das *Ich* suchen.

Zweytes Capitel.

Vom Selbstbewufstseyn.

§ 132.

Das Ich soll die *erste* Person seyn, der jede zweyte, vollends jede Sache, gegenüber steht. Gleichwohl wissen wir aus den Untersuchungen des ersten Theils, dafs die Vorstellung des Ich, wenn man sie losreifst aus ihren Reihen, gar kein Object hat. Daher liegt jetzt ganz sichtbar folgendes vor Augen: *Das Ich ist ein Punkt, der nur in so fern vorgestellt wird und werden kann, als unzählige Reihen auf ihn, als ihr gemeinsames Vorausgesetztes, zurückweisen.* Kein Wunder, dafs es ein *dunkler* Punct ist! Ein natürliches Geheimnifs, wie ein Schriftsteller es nennt, der es als ein Vorstellendes noch obendrein viel zu früh meinte begriffen zu haben.* Man mag es auch eine dunkle [258] Gegend nennen, oder ein dunkles Behältnifs, aus dem gar Mancherley herausragt, das man rückwärts, bis ins Innere verfolgen möchte, aber nicht kann; selbst in der Wissenschaft nicht, denn diese bringt es höchstens bis zu allgemeinen Formeln, die das Individuelle zwar unter sich, aber nicht in sich fassen. —

Wir standen am Ende des vorigen Capitels bey der Brücke zwischen Object und Subject. Das hellste Licht fällt auf diese Brücke von der Seite der Objecte her. An die Seite des Subjects stellt die Apperception sehr Vieles, was wir weiterhin mit analysirender Aufmerksamkeit, die sich nicht scheuen darf, selbst ins Kleinste zu gehn, verweilender betrachten wollen. Aber was auch dasselbe seyn möge: jene Reihe, worin das Empfundene mit seinem Vorausgesetzten liegt, mufs dazu gelangen, wirklich abzulaufen, so dafs zuerst das Vorausgesetzte als ein wahrhaft Erstes hervortrete. Durch Regungen des Wollens und Handelns, worin die Bewegung auf jener Brücke von der Seite des Subjects zum Objecte hin-

* REINHOLD in der Theorie des Vorstellungsvermögens, S. 338. Dies Buch verdient hier verglichen zu werden; es kann zwar nicht zur Erklärung, aber zur analytischen Deutlichkeit der Sache beytragen.

läuft, geschieht das am leichtesten. Sehr natürlich erklärte daher FICHTE, in der Sittenlehre: das Ich finde sich ursprünglich als wollend. Und sehr häufig bedeutet das Ich im gemeinen Leben nichts weiter, als die mit den Objecten zusammenstofsende Regsamkeit, in dem beständigen Verkehr auf jener Brücke. Nicht allemal erscheint das Ich als getheilt in Object und Subject. — Indessen erfordert der vollständige Begriff des Ich nicht minder, dafs Jenes, was wir bisher nur als Subject, als Vorausgesetztes der Objecte kennen, auch selbst in den Platz des Objects, folglich das Subject, als das Vorausgesetzte, ihm gegenüber trete. So geschieht es vorzugsweise in den Fällen, wo der Mensch sich selbst anredet, von sich etwas verlangt; oder wenn die Dinge eine Aufgabe zu enthalten scheinen, einen Gedanken von einer Veränderung darbieten, die mit ihnen vorgehn könnte oder sollte. Hieraus entsteht eine Zumuthung, dazu die schon ehemals in ähnlichen Fällen angewendete Thätig[259]keit zu erneuern. Die Vorstellung eines solchen Thuns ist unabhängig von dem jetzigen Fühlen und Begehren; sie wirkt aber aufregend auf dasselbe, wenn auch ein Zurücksinken nachfolgt. Hier ist das Ich innerlich getheilt; es steht dennoch als ein einziges Subject den äufsern Objecten gegenüber. Am vollständigsten wird die Theilung des Ich im Moralischen. Da geht die Zumuthung, zu handeln oder nicht, von den ästhetischen Urtheilen aus, oder (wenn man das Wort *moralisch* in einem weitern Sinne zu nehmen sich erlaubt,) von Berechnungen der Klugheit. Während solcher Beurtheilung oder Berechnung liegt entweder im Menschen selbst ein sehr grofser Theil derjenigen Vorstellungen, die in ihm aufgeregt werden können, ganz ruhig, und kann eben deshalb durch die Zumuthung gleich einer zweyten Persönlichkeit in Bewegung gerathen, — oder, was bey weitem leichter und ursprünglicher sich ereignet, die Zumuthung kommt von einem Andern, einem Gefährten; sie bildet sich in der Gesellschaft, und wird nur innerlich verstanden und nachgeahmt. — Und noch auf eine andre Weise wirkt die Gesellschaft auf die Ichheit; sie nimmt in ihr einen *pluralis* an; es giebt ein *Wir*. Theils indem Mehrere gemeinschaftlich einem andern Haufen, oder einem Werke gegenüber stehn; theils sogar indem jene Theilung des Ich, in Allen gemeinschaftlich vorkommt; denn auch an Gesellschaften richten sich Zumuthungen, und werden von ihnen mit vereintem Thun erfüllt. Ja sogar auf den Einzelnen verpflanzt sich dieses *Wir*. Ursprünglich erscheint ihm alsdann eine innere Mannigfaltigkeit seines Könnens. Daher endlich die Höflichkeit der neuern Sprachen, die selbst den Einzelnen als eine vielfältige Persönlichkeit anredet. — Diese Vorerinnerungen können vielleicht dienen, um unsern Gesichtskreis vorläufig zu erweitern. Wir wollen jetzt mit dem Leichtesten den Anfang machen, um uns das Schwere nicht noch zu erschweren.

KANT beginnt seine Anthropologie mit dem Lobe [260] der Ichheit, als eines unendlich wichtigen Vorzuges des Menschen vor allen andern auf Erden lebenden Wesen. Wiewohl er nun gar nicht zweifelt, dafs derjenige, der das Ich noch nicht sprechen kann, es dennoch in Gedanken habe: so fügt er doch mit der, dem wahrhaft vortrefflichen Denker natürlichen Aufrichtigkeit, Folgendes hinzu: „Es ist aber merkwürdig, dafs das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt durch Ich zu reden, so

lange aber von sich in der dritten Person sprach, (Karl will essen, gehen, u. s. w.) und dafs ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu seyn scheint, wenn es den Anfang macht durch Ich zu sprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — Vorher *fühlte* es blofs sich selbst, jetzt *denkt* es sich selbst. — Die Erklärung dieses Phänomens möchte den Anthropologen ziemlich schwer fallen."

Ein minder grofser Philosoph hätte vielleicht geglaubt, die Erklärung sey schon geleistet durch den angegebenen Unterschied zwischen dem Sich fühlen und Sich denken. Kant im Gegentheil vermifst noch immer die Erklärung, er vermifst sie gerade an der Stelle, wo er jene Unterscheidung gemacht hat. Und wahrlich! Er zeigt sich in diesem Vermissen mehr in seinem Lichte, als an andern Stellen, wo er mit dem Ich, als der ärmsten und gehaltlosesten aller Vorstellungen, und mit dem *Ich denke*, das alle andre Vorstellungen soll begleiten können, so gar leicht fertig wird.

Wir haben unsre Untersuchungen mit Nachweisung der Widersprüche in dem Gedanken: *Ich*, begonnen; und wenn wir noch immer nicht wüfsten, was denn an dem Ich eigentlich das Denkbare sey, möchten wir wohl noch weniger wissen, was denn das *Fühlbare* am Ich seyn möge. Ich hoffe, dafs keiner meiner Leser geneigt sey, sich in diesem Schlupfwinkel eines unbestimmten Gefühls zu verkriechen.

[261] Dagegen aber werden wir uns erinnern, dafs wir jetzo auf analytischem Wege wandeln; dafs es sich gebührt, die Gegenstände der Analysis so zu nehmen, wie sie gefunden werden; dafs also auch jenes: *Von sich selbst in der dritten Person reden*, welcher *Sprechart* ohne allen Zweifel auch eine ihr angemessene *Denkart* zugehört, aus der sie ihren Ursprung nimmt, — uns am füglichsten zuerst beschäfftigen werde; indem die Erfahrung vermuthen läfst, dafs hierin eine Vorbereitung zur eigentlichen Ichheit liegen möge. Vielleicht wird die Erklärung dieses Phänomens nicht so schwer fallen, als die Nichtbeachtung desselben die Erklärung des Selbstbewufstseyns schwer *machen* würde.

Die dritte Person, als welche das Kind sich selbst bezeichnet, findet ihre erste Grundlage in der Auffassung des Leibes, sowohl im Sehen und Betasten der eignen Gliedmaafsen als durch die körperlichen Gefühle. Hieraus entsteht eine höchst zusammengesetzte Complexion; ganz eben so wie sich die Vorstellungen der Dinge um uns her bilden, welche ursprünglich auch nichts anders sind als Complexionen von Merkmalen, oder, wie man in Hinsicht des Vorgestellten, (nur nicht in Hinsicht des Vorstellens, und seines Mechanismus,) auch sagen kann, *Aggregate* von Merkmalen. Denn die Merkmale (das darf man nie vergessen,) werden durch *gar kein Band* verknüpft, sie werden auch durch *gar keine Handlung* der Synthesis zusammengefügt; lediglich wegen der Einheit der Seele, und wegen der stets gleichzeitigen, oder doch beynahe gleichzeitigen, Auffassung, compliciren sich alle Vorstellungen dieser Merkmale zu einem einzigen ungetheilten Actus des Vorstellens, zu einer einzigen Totalkraft. Dafs das Vorgestellte dieser Totalkraft ein Mannigfaltiges, ein Zusammengesetztes ist, wird ursprünglich gar nicht bemerkt; der gemeine Verstand fragt nicht nach einem Grunde der Einheit, vermöge deren die Summe der Merkmale für Ein Ding gelte; er fragt nicht, mit welchem Rechte man diese usurpirte Ein-

heit ohne [262] alles Band, das sich aufweisen liefse, ferner bestehen lassen solle. Alles dieses zu fragen bleibt der Philosophie überlassen; die sogar selbst sich lange und nur zu lange in dieser Frage verwickelt, ehe sie dieselbe nur rein aussprechen lernt. Man vergleiche § 118.

Gerade so nun, wie überall bey der Vorstellung eines jeden Dinges die Merkmale im gleichzeitigen Vorstellen eine Complexion bilden, wie diese Complexion vielemal wieder ins Bewufstseyn gerufen wird, und alsdann neue Merkmale aufnimmt; wie sie zu *Urtheilen*, bald positiven bald negativen, das Subject darbietet, (§ 123) — so verhält es sich auch mit derjenigen ersten Vorstellung von uns selbst, die aus der Wahrnehmung unseres Leibes, und unserer Gefühle entspringt. Nur ist dabey zu bemerken, dafs unsre Gefühle sich ursprünglich in diejenigen Vorstellungen hineincompliciren, welche den äufsern Dingen angehören. Darum wird das Feuer heifs genannt, obgleich die Hitze lediglich unser unangenehmes Gefühl [1] ist. Eben so bezeichnen die Worte *hart* und *weich*, und zahllose andre, eigentlich unser Gefühl bey der Berührung gewisser Körper; und gelten dennoch für Prädicate dieser Körper. Allein da die Hand, oder ein andrer Theil des Leibes, erst dem heifsen oder harten Körper nahe kommen mufs, wenn die Wahrnehmung dieser Prädicate des Körpers eintreten soll: so bekommt auch die Hand das Merkmal, dafs es sie schmerze; und dies um so mehr, da der Schmerz noch dauert, wenn schon jener Körper entfernt ist. — Auf ähnliche Weise nennt man die Farben *hell* und *dunkel;* ja sogar Orte, Zimmer, u. d. gl. werden so unterschieden; obgleich dies sich blofs auf unser Sehen bezieht. Nichtsdestoweniger complicirt sich das Erscheinen der Gegenstände auch mit dem Gefühl des Oeffnens der Augenlieder, und das Verschwinden jener mit dem Gefühl der Schliefsung der letzteren. Sehr viele Erfahrungen sind nöthig, um diejenigen Empfindungen, welche zuerst auf die Gegenstände als deren Merkmale übertragen wurden, auch noch in [263] einem andern Sinne mit der Auffassung des Leibes, der übrigens für ein *Ding* gilt *wie die andern*, zu verbinden. Dafs der Leib seine Gefühle mit sich herumträgt, während die übrigen Aufsendinge an ihren Plätzen bleiben, ist hiebey die Hauptsache. Denn hier wie bey allen Vorstellungen für sich bestehender Dinge, kommt es darauf an, dafs die *Anfangs zu viel befassenden Complexionen späterhin auf dasjenige beschränkt werden, was bey der Bewegung beysammen bleibt.* Auf das Zerreifsen der Umgebung, und die dadurch entstehende Sonderung der Dinge, ist schon oben aufmerksam gemacht worden. (§ 118.)

Wir hätten nun jene dritte Person, wenn wir nur erst eine *Person* überhaupt hätten. Hier wird man sich erinnern, dafs die Auffassung der eignen, und der fremden Personen, der Erfahrung gemäfs so ziemlich gleichzeitig erfolge. Ursprünglich unterscheidet gewifs das Kind nicht zwischen Sachen, Thieren, und Menschen. Wir werden jetzt suchen, uns von dieser Seite der Auflösung des Problems zu nähern.

§ 133.

Voran folgende Frage: was mag wohl leichter, und eher ausgebildet werden, die Vorstellung des Todten oder des Belebten? Vielleicht sagt

[1] „unser angenehmes Gefühl" SW.

man: die des Todten, denn sie ist einfacher, und also faſslicher. Allein man bedenke die Complexionen, welche aus der eignen Empfindung beym Berühren der Gegenstände, vollends beym Anschlagen an dieselben entspringen. Das Kind sey von einem fallenden Körper getroffen: so oft es denselben von neuem fallen sieht, reproducirt sich die Erinnerung an den Schmerz; und nach einigen Erfahrungen über den Zusammenhang des Schmerzes mit der getroffenen Stelle, wird in jeden Gegenstand, auf welchen dieser Körper fallen möchte, auch dieser Schmerz hineingedacht. Auf diese Weise ist es natürlich, daſs Anfangs alle Gegenstände für empfindende gehalten werden.

Allein in derselben Betrachtung ein wenig weiter [264] fortschreitend, können wir leicht die ersten Unterscheidungen des Lebenden und des Todten entdecken. Der Schmerz bringt Aeuſserungen durch Ton und Bewegung hervor; auch von diesen complicirt sich die Vorstellung mit jenen ersten Auffassungen. Welcher fremde Gegenstand nun die nämlichen Aeuſserungen zu erkennen giebt, der ruft die Erinnerung an den Schmerz nur um so lebhafter herbey; hingegen andre Gegenstände, die sich treffen und schlagen lassen, ohne solche Zeichen zu geben, erhalten dadurch zuvörderst das negative Prädicat, daſs bey ihnen diese Aeuſserungen vermiſst werden; und in diese Negation verwickelt sich auch der Schmerz selbst, so fern er mit seinem Zeichen vollkommen complicirt gedacht wurde. Das heiſst, diese Gegenstände werden als unempfindlich angesehen.

Nachdem dieser Unterschied des Empfindenden vom Unempfindlichen einmal gemacht ist, bedarf es nur noch eines Schrittes, um auch den ersten Begriff zu fassen von *Dingen, welchen Vorstellungen von andern Dingen inwohnen*; — ein roher Ausdruck, durch den ich absichtlich die erste Rohheit dieser Auffassung bezeichne.

Mit dem Bemerken der getroffenen und empfindlichen Stelle, z. B. der Hand oder des Fuſses, werden sich die übrigen räumlichen Auffassungen verbinden. Daher zieht das Kind die Hand weg, auf daſs sie nicht von einem Schlage, der sie bedroht, getroffen werde; und so läuft auch das Thier vor der nahenden Gefahr. Nun *beobachte Eins das Andre, das eine Bewegung macht, durch die es dem Schmerze entgeht.* Zuverlässig begreift jenes die Absicht des andern. Es begreift, dem Andern müsse inwohnen ein Schmerz, den es *noch nicht* empfinde; d. h. eine Vorstellung des künftigen Schmerzes, dem es sich entziehe. Noch mehr: auch ein Bild des drohenden Gegenstandes müsse ihm inwohnen, da es sonst den Schmerz, der ihm bevorstand, nicht hätte ahnden können. Allgemein ausgedrückt lau[265]tet dieses so: diejenigen Gegenstände, welche nicht bloſs, wenn sie berührt werden, zurückwirken, sondern auch bey, und selbst *nach* Annäherung eines andern entfernten Gegenstandes, sich in einer solchen Bewegung zeigen, welche durch die Eigenthümlichkeit desselben Gegenstandes genau bestimmt scheint: diese werden nicht bloſs als empfindend und vernehmend, sondern als *erkennend*, d. h. als empfangend die Beschaffenheit des Gegenstandes, als besitzend und bewahrend sein, ihm ähnliches, *Bild*, angesehen. So halten wir für todt, was sich nicht rührt, wenn wir ihm einen andern Körper nahe bringen; hingegen für empfindend und wahrnehmend, was sich nach dem angenäherten zu *richten* scheint.

Das Kind sehe den Hund, der heulend vor dem aufgehobenen Stocke läuft. Unfehlbar denkt das Kind den Schmerz vom Schlage in den Hund hinein; aber als einen *künftigen*, denn, noch ist der Hund nicht geschlagen. Es denkt überdies den Stock in den Hund hinein, denn vor diesem läuft der Hund; aber nicht den *wirklichen* Stock, denn der ist aufser dem Hunde; also den Stock *ohne seine Wirklichkeit;* d. h. das Bild des Stockes. Denn es ist schon oben erinnert, dafs eben dadurch ein Bild vom abgebildeten Gegenstande sich unterscheidet, dafs es der Realität desselben entbehrt, während es ihm übrigens in allem gleicht. So ist also das Kind dahin gekommen, dem Hunde die Vorstellung des Stockes beyzulegen, *und diese Vorstellung von deren Gegenstande zu unterscheiden.* Das Kind hat nun *eine Vorstellung von einer Vorstellung;* ein sehr wichtiger, wiewohl sehr leichter Fortschritt, und eine unentbehrliche Vorbereitung zum Selbstbewufstseyn.

Man glaube ja nicht, dafs hiemit eine Ueberlegung verbunden sey, wie doch das zugehn möge, dafs dem Hunde ein Bild des Stockes inwohne. Es gehört gereiftes Nachdenken dazu, um es wunderbar zu finden, dafs einem Leibe, einem Körper, die Vorstellungen äufserer Dinge inwohnen können. Mit dieser Frage auf gleicher [266] Stufe steht die andre, wie doch die mancherley heterogenen Eigenschaften des nämlichen Dinges mit der Substanz desselben verbunden seyn mögen. Aber auf jener niedrigen Stufe, wo zuerst vorstellende, lebendige Wesen, als solche aufgefafst werden, da ist diese Auffassung nichts anderes als eine blofse Complexion, die unter andern Merkmalen auch dieses enthält, dafs in ihr Bilder seyen von den äufsern Dingen, durch welche ihre Bewegungen bestimmt werden. An einen Grund des Zusammenhangs dieser Bilder mit den *übrigen* Bestimmungen der nämlichen Complexion, wird hier noch nicht gedacht, also auch nicht darnach gesucht.

Wo nun immer in irgend eine Bewegung sich eine Absicht derselben hineindenken läfst: da wird das Kind, und der kindliche Mensch, sie hineindenken. Einmal in dieses Gleis hineingerathen, verläfst die Association der Gedanken es nicht leicht wieder. Wenn Kinder: *Warum?* fragen, so zielt die Mehrzahl dieser Fragen nach einer End-Ursache; und die roheren Nationen bevölkern Wald und Flur und Himmel und Meer mit Gottheiten, weil ihnen Alles um Alles sich zu bekümmern, also auch Alles von Allem zu wissen scheint. Eigentliche Kräfte, vollends mit mathematischer Regelmäfsigkeit, sind viel schwerer zu fassen; — und noch heute ist, anstatt derselben, die transscendentale Freiheit, die nach ihrem praktischen Gesetze sich *ohne Gesetz* entweder richtet oder auch nicht, das Schoofskind unserer Philosophen.

Es erhält demnach die Vorstellung von dem Vorstellen, und von vorstellenden Wesen, die wir in einem weiteren Sinne des Worts, *Personen* nennen können, frühzeitig eine vorzügliche Stärke; und bildet sich zu einem, zwar noch rohen, *allgemeinen Begriffe*, nach der Ansicht des § 121 und 122. An alles Vorkommende knüpft sich dieser Begriff, je nach den Veranlassungen, entweder als positives, oder als negatives Prädicat. Es ist kein Zweifel, dafs er auch die im vorigen § betrachtete Complexion, deren erste Elemente die Wahrnehmung des eignen Leibes darbie[267]tet, gar bald

zu einer Person erheben werde; aber freylich noch nicht zu einer *ersten* Person, auch nicht zu einer zweyten, und sogar nicht eher zu einer dritten Person im *strengeren* Sinne, als bis in diese Person auf irgend eine Weise ein *Selbst* hineingedacht wird; das wir nun näher zu untersuchen, und von einem *Ich* noch zu unterscheiden haben.

§ 134.

Es giebt nicht blofs ein *Ich selbst,* sondern auch ein *Du selbst;* ja auch ein *Er selbst* und *Es selbst.* Das Wasser bahnt sich selbst seinen Weg, — die Blumen, die Saamenkapseln öffnen sich selbst, — der brennende Körper zerstört sich selbst: — was bedeutet in allen diesen Fällen das Selbst?

Offenbar giebt es hier zwey zusammenhängende Gedankenreihen, die einerley Vorstellung aufregen. Das Wasser fliefst in einem vertieften Wege fort; die Vertiefung mufs durch irgend eine Kraft entstanden seyn; diese Kraft nun gehört dem nämlichen Wasser, welches in dem ausgehöhlten Bette fliefst. Daher die Reciprocität in jenem Satze: das Wasser *selbst* bahnt sich seinen Weg. — Allgemein: Es werde vorgestellt eine Complexion $a A \alpha$; von a laufe eine Gedankenreihe a, b, c, fort; dadurch werde eine zweyte Reihe c, β, $\acute{\alpha}$ hervorgerufen: so mufs, wegen der Gleichartigkeit $\acute{\alpha}$ mit α, nach dem bekannten Mechanismus der Vorstellungen mit α die ganze Complexion $a A \alpha$ im Bewufstseyn steigen; ja die Bewegung würde im Cirkel unablässig fortlaufen, würden nicht andre Vorstellungen dadurch gespannt; und darunter gar leicht auch solche, die fähig sind, diese ganze Vorstellungsmassen zu appercipiren, und ihre freye Bewegung zu hemmen, ohne sie ganz zu unterdrücken. (§ 126. 127.)

Eine solche dritte Vorstellungsmasse, welche das Zusammenfallen jener beyden Reihen in einem identischen Puncte, appercipirt, ist gewifs dann vorhanden, wann das Wort Selbst, *der Ausdruck eines allge*[268]*meinen Begriffs solcher Identität,* auf den vorkommenden Fall angewendet wird. Ursprünglich aber mufste sich der Begriff des Selbst erst *erzeugen;* und zwar gerade aus jenem Zusammenfallen, Verschmelzen, und *mit vereinter Kraft Hervortreten* der beyden gleichartigen Elemente zweyer in einander zurücklaufenden Vorstellungsreihen. Es versteht sich, dafs solcher Fälle sehr viele vorkommen und sich unter einander im Bewufstseyn verbinden müssen, ehe der allgemeine Begriff der Identität und Reciprocität, die das Selbst ausdrückt, sich bilden kann.

Dafs nun lebende Wesen jeden Augenblick zu solchen Beobachtungen Gelegenheit geben, die nur mit Hülfe des Begriffs vom Selbst können gedacht werden, liegt offenbar vor Augen. *Jedes absichtliche Handeln,* wie es unmittelbar aus einer Begehrung hervorgeht, (§ 129 gegen das Ende,) zeigt dem Beobachter einen Handelnden, der *für sich selbst* etwas zu erreichen sucht; denn *w e s s e n die Thätigkeit ist, d e s s e n wird auch die Befriedigung seyn.* Das Thier sucht nach Nahrung; *es selbst* wird sie geniefsen. Jemand öffnet eine Thüre; *er selbst* wird hinausgehn. — Noch mehr: der Mensch bewegt Hand und Fufs; er selbst sieht diese Bewegung. Oder umgekehrt: er sieht einen Gegenstand, den er durch seine Bewegung vermeiden mufs; er selbst macht die vermeidende Bewegung.

Kommt zu dergleichen Handlungen die innere Wahrnehmung, (§ 126 u. s. w.) so kann es nicht fehlen, dafs auf die mannigfaltigste Weise das Selbst angewendet werde zur Bestimmung derjenigen Complexion, deren Grundlage die Auffassung des eignen Leibes darbietet, und die aufserdem nach dem vorigen § schon als ein Ding, dem Vorstellungen anderer Dinge beywohnen, bekannt ist. Das Kind, welches sein: *Karl will essen*, *gehen*, u. s. w. ausspricht, findet in jedem Augenblicke sich selbst als den Mittelpunct seiner Bestrebungen, Geniefsungen und Beobachtungen. Und nun läfst sich je[269]nem Ausdrucke: *es fühlt sich selbst*, noch ehe es *sich denkt*, wenigstens ein leidlicher Sinn unterlegen. In dem Mechanismus der Vorstellungen entsteht jedesmal eine Veränderung, indem die Vorstellungsreihen in sich selbst zurücklaufen. Die gleichartigen, zusammentreffenden und verschmelzenden Elemente bilden eine Totalkraft, welche sich ins Bewufstseyn höher hebt. Dabey wird überdies der schon durch frühere ähnliche Ereignisse entstandene Begriff von dem eignen Selbst wieder hervorgerufen, und erhält hiemit eine neue Verstärkung. Das Ganze dieser Gemüthsbewegung, da dieselbe kein einzelnes, bestimmtes Object ins Bewufstseyn bringt, wohl aber vielerley Vorstellungsreihen in eine, wiewohl schwache, Aufregung versetzt, — kann allerdings ein *Gefühl* genannt werden; wie man so oft sagt, man habe etwas dunkel gefühlt, wenn irgend eine Verbindung von Vorstellungen vorgeht, die zu schwach, um sich beträchtlich über die Schwelle des Bewufstseyns zu erheben, dennoch unter den übrigen, vorhandenen Vorstellungen auf einen Augenblick das Gleichgewicht verrücken. Dieser Gegenstand mufs durch fortgesetzte Untersuchungen der Mechanik des Geistes auch fernere Aufklärungen erhalten. Soviel aber ist gleich hier offenbar, wie in der Vorstellung des Menschen von sich selbst, nothwendig das *Selbst* den Kern des *Sich* abgeben müsse; indem fast alle die gemeinsten Wahrnehmungen und Gefühle des eigenen Leibes in dem Kreise der Reciprocität umlaufen. Man denke sich ein paar Kinder, die um ein Stück Brod streiten: jedes will das Brod *für sich;* und so ist ihm das eigne Selbst, und auch das Selbst des Anderen, vollkommen klar.

Anmerkung.

Der Begriff der Selbstheit, und wenn man will, der Selbstbestimmung, hätte weit eher einen Platz unter den Kategorien verdient, als der Begriff der *Gemeinschaft*, welches Wort, ganz wider den Sprachgebrauch, bey KANT soviel heifsen soll, als *Wechselwirkung*. Diese letztere ist in ihrem wahren Begriffe nach nichts als Causalität zweymal gedacht, rückwärts und vorwärts zwischen zwey Dingen. Daran knüpfte KANT sogar den ganz unerträglichen, durch ein blofses Sophisma eingeführten, für die Metaphysik und Physik grundverderblichen Satz von einer allgemeinen Wechselwirkung aller Substanzen im Raume. Doch von KANT's falschen Causalitäts-Begriffen wird tiefer unten die Rede seyn. Wie es möglich war, dafs er, sammt allen seinen Nachfolgern, den seiner Schule so wichtigen Begriff der Selbstbestimmung, oder, wie FICHTE sagte, *der in sich zurückgehenden Thätigkeit*, bey den vorgeblichen Stammbegriffen des menschlichen Verstandes mit aufzuführen vergafs, ist kaum zu begreifen.

Oder soll man glauben, er habe ihn absichtlich verschmäht, als von Kategorien die Rede war? Er habe diesen Schatz für die moralischen Begriffe aufbehalten wollen? Freylich ist in seiner Antinomien-Lehre, wo der Begriff der transscendentalen Freyheit, mit sehr löblicher Vorsicht, als ein blofs theoretischer Begriff, ohne praktische Beziehung behandelt wird, noch von keiner Selbstbestimmung im strengen Sinn die Rede. Er läfst hier die Freyheit zwar *von selbst* anfangen, das heifst aber noch nicht soviel als *durch sich selbst*; jenes *von selbst* ist nur absolutes Werden, hingegen der Begriff der Selbstbestimmung erfordert ganz ausdrücklich eine Activität des Bestimmens, woraus eine Passivität des Bestimmt Werdens in dem nämlichen Subjecte entstehe.* Aber wenn dies eine absichtliche Scheidung war, damit die praktische Vernunft allein als die Activität der Selbstbestimmung in der moralischen Freyheit auftrete: so blieb diese Scheidung immer ein offenbares Versehen. Denn die Kategorien mufsten wenigstens für die Erfahrung zu[271]reichen; und schon in dieser brauchen wir den Begriff der Selbstbestimmung höchst nöthig zur Unterscheidung des Lebenden vom Todten. Wir sehen einen Körper in Bewegung. Dazu ist, nach den empirischen Begriffen, worüber die Kategorien herrschen, eine Ursache nöthig; (für die Metaphysik würde diese Behauptung, wenn sie in voller Allgemeinheit ausgesprochen wird, eine arge Uebereilung seyn; allein das gehört nicht hieher.) Wo liegt nun diese Ursache? Wächst die Pflanze, und bewegt sich das Thier, weil ein äufserer Anstofs geschah? Wir beobachten; und finden die Antriebe, welche von aufsen kommen, bey weitem nicht genügend, um die Bewegungen zu erklären. Also verlegen wir die gesuchte Ursache in den Gegenstand selbst hinein; wir denken uns den Keim als antreibend sich selbst [1] zur Entwickelung; das Thier als aufregend sich selbst, um von der Stelle zu kommen. Hier ist der Begriff der Selbstbestimmung, mit dessen Bejahung wir Leben, mit dessen Verneinung wir das Todte setzen; so dafs er überall zur Anwendung kommt.

Ueber den psychologischen Mechanismus in der Vorstellung der Selbstbestimmung läfst sich noch etwas hinzusetzen. Wenn die Complexion $a A \alpha$, mit welcher eine Reihe a, b, c, β, α verbunden ist, sich hebt: so geschieht zweyerley zugleich. Die Reihe wird durch α simultan, aber abgestuft, rückwärts (von α nach a hin) gehoben; und zugleich läuft sie successiv von a nach α; diese Bewegungen müssen in jedem Gliede auf eigne Weise einander begegnen. Wenn wir einen Cirkel anschauen, und auf der Peripherie mit unserm Blicke umherlaufen: so schwebt uns zugleich von dem Puncte her, wo wir ausgingen, auch schon der Theil des Umkreises dunkel vor, zu dem wir erst kommen sollen: und das Zusammentreffen geschieht nicht plötzlich im Ausgangspuncte, sondern schon vorher allmählig.

§ 135.

Man betrachte nun noch einmal die Complexion von [272] Merkmalen, welche sich zusammensetzt aus den Wahrnehmungen des eignen

* Man vergleiche den vierten Abschnitt meiner Einleitung in die Philosophie [s. Bd. IV vorl. Ausg.]

[1] Die folgenden Worte: „zur Entwickelung; das Thier als aufregend sich selbst" fehlen in SW.

Leibes, den Gefühlen der körperlichen Lust und Unlust, den Vorstellungen von Bildern äufserer Dinge, welche Bilder als dem Leibe inwohnend, und mit ihm umherwandernd, angesehen werden; endlich den Bemerkungen jener nur eben zuvor beschriebenen Selbstheit: man erwäge, wie diese Complexion sich beym Menschen weiter und anders ausbilden werde als beym Thiere, vorausgesetzt dafs der Mensch nicht ganz allein, und im Stande der Wildheit, sondern unter Bedingungen der Ausbildung überhaupt lebe und gedeihe.

Zuvörderst, die Wahrnehmungen des eignen Leibes machen dieselbe Complexion zu einem *räumlichen Mittelpuncte aller Ortsbestimmungen*; und nach den Entfernungen von diesem wird die *Erreichbarkeit begehrter Gegenstände* geschätzt.

Zweytens, die körperlichen Gefühle bezeichnen unaufhörlich ein *Etwas*, das an diesem Orte *gegenwärtig*, und doch nicht ein blofses Raum-Erfüllendes sey, und das *nur* an diesem, zwar selbst unter den übrigen Dingen beweglichen Orte sich antreffen lasse. Sie unterscheiden *dieses* Etwas von allem Anderen, das sich aufser diesem Orte befindet.

Drittens: der nämliche bewegliche Ort ist der *Sammelplatz* aller der Bilder von äufsern Dingen, die ihm inwohnen; diese Bilder werden eben dadurch ein *Inneres* im Gegensatze gegen die *äufseren* Dinge, die übrigens an ihren Orten vest stehen bleiben, (wenigstens gröfstentheils,) während jenes Innere sich unter ihnen umherbewegt.

Viertens: dieser Sammelplatz der Bilder umgiebt sich mit ausfahrenden und eingehenden Strahlen, vermöge der Verabscheuungen und Begehrungen; denn *alles Verabscheuete soll sich von da entfernen, alles Begehrte näher heran kommen.* Dieses Sollen wird [273] durch die Hand und ihre Bewegungen jeden Augenblick sinnlich dargestellt.

Fünftens: Ebendaselbst erscheint auch der *Anfangspunct aller der Bewegungen*, die physiologisch mit körperlichen Gefühlen, und durch diese psychologisch mit den Regungen des Begehrens zusammenhängen, (man sehe § 129 gegen das Ende;) und die eben dadurch als *Handlungen* aufgefafst werden, dafs sich mit ihnen das Begehrte als Erfolg complicirt. Demnach wird der Sammelplatz der Bilder zugleich als der Mittelpunct für Begehrtes und Verabscheutes, und hiemit in engster Verbindung auch als Principium von Veränderungen in den äufsern Dingen, also als *äufserlich thätig* vorgestellt.

Sechstens: Ebendahin wird auch das innerlich Wahrgenommene mit allen seinen nähern Bestimmungen verlegt werden, *wofern* die Bestandtheile des innerlich Wahrgenommenen als Bilder äufserer Dinge erkannt werden, wie nach § 133 leicht geschieht, sobald zugleich die äufsere Wahrnehmung ihren Fortgang hat. Das letztere fehlt im Traume; daher gaukelt dieser eine Aufsenwelt vor, die beym Erwachen sogleich *nach Innen verlegt*, und zu dem Sammelplatze der Bilder hin verwiesen wird, auch wenn der Traum nichts ungereimtes enthält. —

Nun überlege man, wie diese Complexion, die *im Laufe der Zeit* unaufhörlich neue Zusätze bekommt, und für die es beym Menschen eine Vergangenheit und eine Zukunft giebt, sich weiter ausbilden müsse.

Die Wahrnehmungen des eigenen Leibes sind ohne Zweifel Anfangs sehr mannigfaltig und mächtig; allein nachdem ihr Kreis durchlaufen ist, ermattet die Empfänglichkeit für sie, und sie bilden eine wenig auffallende, ziemlich ruhige Grundlage für das Ganze. Etwas ähnliches begegnet mit den körperlichen Gefühlen, die wenig mehr als eine augenblickliche Gewalt haben, und nur dadurch mächtig werden, wenn sie lange Zeit gegenwärtig [274] bleiben, oder sich oft und periodisch wiederhohlen, wie die Gefühle von Hunger und Durst.

Hingegen der Sammelplatz der Bilder, der beym Menschen von seinem ersten Entstehen an ungleich reicher werden mufs, als beym Thiere (§ 129), dieser gewinnt unaufhörlich bey dem Kinde in gebildeter menschlicher Gesellschaft; er gewinnt fortdauernd beym Knaben, dem Jüngling und dem Manne. Denn es giebt immer etwas Neues zu sehen, zu hören und zu lernen; und alles Gesehene, Gehörte und Gelernte kommt zu dem Vorrathe der Bilder, die in dem *Inneren*, entgegengesetzt allem Aeufseren, ihren Platz haben. (Denn in der Aufsenwelt kann ihnen kein Platz angewiesen werden.) In der ganzen Complexion also, welche der Mensch als sein eignes Selbst denkt, ragt über die andern Bestimmungen diejenige hervor, dafs dieses Selbst ein vorstellendes, ein wissendes, ein erkennendes sey; und das Uebergewicht dieser Bestimmung wächst immer mit den Fortschritten der Bildung.

Nach den Umständen *kann* auch in der nämlichen Complexion jede der noch übrigen Bestimmungen immer mehr Stärke bekommen. Begehrungen und Verabscheuungen vervielfältigen sich gar sehr bey fortschreitender Ausbildung; nicht weniger wächst das Kraftgefühl dessen, der seine Hände gebraucht, und sie mit Werkzeugen und Maschinen bewaffnet, — ein Gefühl, das in der Schnelligkeit seinen Sitz hat, womit im Augenblick des Begehrens sich auch sogleich die Vorstellung einer Thätigkeit darbietet, durch welche das Begehrte sich realisiren werde.

Aber nicht in gleichem Verhältnisse mit der Masse der Vorstellungen von eigner äufserer Thätigkeit, wächst die Menge der inneren Wahrnehmungen, deren Entwickelung dagegen mehr bey einer ruhigen Existenz gedacht, und alsdann dem Selbstbewufstseyn eine merklich andre Farbe giebt, als bey den äufserlich sehr geschäftigen Menschen.

Erinnern wir uns jetzt noch an die Wirkung des [275] *Gesprächs*, dafs es beym *Abwesenden* und *Vergangenen* verweilen macht (§ 130), so sehen wir hierin erstlich das Mittel, wodurch der Mensch sich die Vorstellung der Zeit ungleich weiter und vollkommner als das Thier, auszubilden vermag; denn indem er bey verschiedenen vergangenen Ereignissen verweilt, entstehn zwischen den Zeitpuncten dieser Ereignisse, Zeitreihen (§ 115), deren mehrere aneinandergefügt, eine immer gröfsere Zeitstrecke ergeben werden, und aus deren Total-Vorstellungen sich etwas, einem allgemeinen Begriffe ähnliches (§ 122), nämlich eine Vorstellung von einem Laufe der Dinge überhaupt, erzeugen mufs, das vermöge der Associationen auf verschiedene Zeitpuncte fortgetragen, sowohl in eine frühere Vergangenheit als in die Zukunft hinausreicht. — Eben so mufs auch alles räumliche Vorstellen sich ausbilden durch das Verweilen beym Abwesenden, durch das Verknüpfen der verschiedenen räumlichen Re-

productionen, die von mehrern entlegenen Gegenständen in Gedanken ablaufen. (Vergl. § 113. 114.)

Durch den letztern Umstand wächst die äufsere Welt; es wächst auch ihr Gegensatz gegen die innere; es wächst das Verlangen, immer mehr Bilder von der äufsern Welt einzusammeln.

Allein bey weitem wichtiger für die Ausbildung des Selbstbewufstseyns ist jenes Schauen in Vergangenheit und Zukunft. Seine früheren Zustände *als frühere*, und in diesen Zuständen sein eignes Individuum erblickend, findet der Mensch dieses Individuum mit anderen Gefühlen, als mit den jetzt gegenwärtigen; dadurch erscheinen die jetzigen sowohl als die ehemaligen, als *zufällig*,[1] denn sie erscheinen als *wechselnd*, indem sie vermittelst negativer und positiver Urtheile (§ 123. 124) für verschiedene Zeiten demselben Individuum sowohl abgesprochen als zugesprochen werden. Hiemit wird auch das Ungewisse der zukünftigen Zustände eingesehen, denen nun das Individuum selbst als das bleibende entgegensteht.

[276] Die Auffassung des Abwesenden und Vergangenen zusammengenommen vollendet auch erst die *Ablösung* der eignen Person *von der Umgebung*. Jemand, der immer nur in Einem Zimmer gelebt hätte, würde zwar, wegen seiner Beweglichkeit im Zimmer, nicht seine Person und die Sachen im Zimmer für Ein Ding halten, (§ 132 am Ende, und § 118); aber doch würde er sich und diese Sachen immer wenigstens in *unvollkommnen* Complexionen (§ 63) vorstellen, so lange er sich nicht in andern Umgebungen befunden hätte. Das Kind weint, wenn es allein an einem unbekannten Orte bleibt, nicht blofs seiner Bedürftigkeit wegen, sondern weil die Vorstellungen der bekannten Umgebung jetzt, in der unbekannten, eine Hemmung erleiden, die sich vermöge des Mechanismus der Complexionen, auf die Vorstellung von seiner eignen Person fortpflanzt. Selbst der mehr herangewachsene Mensch empfindet eine ähnliche Hemmung im Dunkeln; er singt, er spricht und schreyet,[2] um etwas von sinnlicher Wahrnehmung zu haben, das mit der Vorstellung von ihm selbst zusammenhänge. Sogar unsre Kleidung wächst mehr oder weniger mit dem Ich zusammen. — Indem aber der Mensch sich in mancherley Umgebungen bewegt, und in jeder neuen sich der abwesenden und vergangenen erinnert, wird ihm für sein eignes Selbst jede Umgebung mehr und mehr als zufällig erscheinen.

Ist er ferner dahin gekommen (durch Erfahrungen und Erzählungen), dafs ihm ein ganzes menschliches Leben in Einer Zeitstrecke erscheint, worin der Leib seine Gestalt und Gröfse verändert: so lös't sich auch einigermaafsen die Auffassung des eigenen Leibes, wie sie *jetzt* ist, ab von der Complexion, deren Grundlage sie Anfangs hergab. Doch als ganz zufällig für die eigne Persönlichkeit erscheint der Leib erst auf höheren Culturstufen, nachdem der Tod den Verfall des Leibes vor Augen gelegt, und sich eine Ahndung von Fortdauer auch ohne diesen Leib gebildet hat, — welches bekanntlich [277] am leichtesten durch die Träume geschieht, worin, zwar noch mit einem *Schatten* des Leibes, ein Verstorbener wieder erscheint. Ein Mittelglied geben hier die Erfahrungen vom Fort-

[1] „ehemaligen, *zufällig*“ O („als“ fehlt).
[2] „er spricht, er schreiet“ SW.

leben nach Verstümmelungen; wodurch zunächst die Zufälligkeit einzelner Gliedmaafsen für die Persönlichkeit offenbar wird, und dann die Frage entsteht, ob nicht vielleicht jeder Theil des Leibes entbehrlich wäre in der Complexion, die nun noch aus den Bildern der äufsern Dinge, aus dem Begehren und Verabscheuen, und aus dem Uebrigen besteht, was die innere Wahrnehmung darbietet. Wie selten jedoch der Mensch sein Ich vom Leibe ganz losreifst, das mögen die häufigen Verordnungen auf den Todesfall beweisen, welche so lauten: *Hier, und auf diese Weise, will Ich begraben seyn!*

Auf der andern Seite aber zeigen sich auch die Bilder äufserer Dinge, sammt der Möglichkeit dergleichen aufzunehmen, und sammt dem Begehren, Wirken, und inneren Wahrnehmen, *als etwas zufälliges für den Leib;* sobald aus Beobachtungen *schlafender* Menschen der Zustand des Schlafes genauer bekannt geworden ist, den Jeder auch bei sich selbst vorauszusetzen, Ursachen genug findet. Doch die Erfahrungen vom Eintritt des Schlafes nach der Ermüdung, und von der Möglichkeit, den Schlafenden aufzuwecken, lassen bald erkennen, dafs hier ein leiblicher Zustand obwalte, der die Bilder der äufsern Dinge *nicht vertilge,* sondern sie, die noch vorhandenen, nur in ihrer Wirksamkeit hemme. Immer sind *sie* also, diese Bilder oder Vorstellungen, im Grunde dasjenige, was als das am meisten Beständige, Veste und Beharrende in der ganzen Complexion angesehen wird. Jedoch kann dieses nicht von *irgend einem einzelnen* unter den Bildern. gesagt werden; denn sobald die innere Wahrnehmung eine Zeitstrecke überschaut, findet sie die Bilder *als kommend und gehend,* im mannigfaltigsten Wechsel. Aber eben dieser *Wechsel* selbst, nämlich *der Lauf* der Vorstel[278]lungen, oder das Vorstellen *überhaupt,* wird endlich [1] als das am meisten Beharrliche erkannt; und so bekommt nun dieselbe Complexion, die anfangs über den Wahrnehmungen des eignen Leibes sich zusammenhäufte, zu ihrem Haupt-Charakter das *Vorstellen,* sammt dem, damit innigst verflochtenen, *Begehren* und *Fühlen.* Dieser Haupt-Charakter ist demnach etwas in seinen nähern Bestimmungen, (was für Gegenstände vorgestellt werden,) unaufhörlich wechselndes; das Beständigste ist etwas durchaus Flüchtiges, das nur, in einem allgemeinen Begriffe gedacht, für ein Beständiges kann angesehen werden.

Fassen wir alles zusammen: so ergiebt sich *eine Complexion, von der alle ihre Grundbestandtheile können verneint werden, so dafs keiner derselben ihr wesentlich zu seyn scheint.* Wie wichtig diese Bemerkung zur Erklärung des Ich sey, wird sich zeigen, indem wir in den § 28 zurückblicken. Dort wurde schon gefunden, dafs die Ichheit auf einer mannigfaltigen objectiven Grundlage beruhe, wovon jeder Theil ihr zufällig sey, in so fern die übrigen Theile noch immer das Ich stützen würden, falls jener weggenommen wäre.

Auch erinnert man sich hier vielleicht jener Meinung eines andern Schriftstellers, nach welcher von einem Bewufstseyn des Gegenstandes geredet wurde, nicht *wie* er ist, sondern *dafs* er ist (§ 21). Einem solchen Gegenstande sieht allerdings eine Complexion, von der alle Merkmale

[1] „und endlich" O (Druckfehler).

können verneint werden, ähnlich genug. Aber wenn sie wirklich alle auf einmal verneint werden, so fällt der ganze Gegenstand weg. Wenn hingegen eine Complexion bezeichnet wird mit . . . *m n o p* . . . ., wo die Puncte bedeuten, dafs etwas weggelassen ist, statt dessen auch *m n o p* konnten hinweggenommen werden, wofern dagegen etwa *d e f*, oder *f g h*, blieben: so bietet eine solche Complexion immer noch für ein hinzutretendes *x* oder *y*, einen *Punct* der Anknüpfung dar. Hiemit mag vorläufig [279] die Anmerkung des § 27 verglichen werden; wenn man hinzudenkt, dafs die Merkmale *m n o p* in ihren verschiedenen Reihen liegen.

§ 136.

Jetzt wollen wir versuchen, das Selbstbewufstseyn zu beschreiben, wie es wirklich ist; nur nicht etwan wie es seyn müfste, um ein Reales (die Substanz der Seele) zur Erkenntnifs zu bringen. — Wir verhehlen uns hiebey nicht, dafs das wirkliche Ich ein Raum- und Zeit-Wesen ist; aber mit folgenden nähern Bestimmungen:

1. In wiefern der eigne Leib zum Ich gerechnet wird, befindet sich die Vorstellung desselben nicht im Zustande der Evolution, sondern der Involution.

Man weifs aus der Lehre vom Raume, dafs alle Räumlichkeit auf Verwebung von Reihen beruht. Wenn diese sich evolviren, so werden die Theile des Räumlichen auseinander gesetzt, sie kommen als ein Vieles neben einander zum Bewufstseyn. Geschieht dies in Ansehung des Leibes, so kommen Vorstellungen, wie: *mein Kopf*, *mein Arm*, *mein Fufs*, zum Vorschein. Keiner dieser Theile ist je für das Ich gehalten worden; sondern diese Vereinzelung hat auf die Frage vom Sitze des Ich, des Geistes, der Seele geführt. Und je bestimmter ein solcher Theil sich einzeln ausgedehnt und beweglich zeigt, desto weniger wird man ertragen, ihn als den Sitz der Seele zu betrachten. Der Mensch sucht denselben nicht auf der Oberfläche, die er sieht, sondern inwendig; und am liebsten im Kopfe, den das Auge unmittelbar nicht gewahr wird. — Involvirte Reihen dagegen gelten für Einheiten, wie schon im § 100 (in der Anmerkung) gesagt wurde. Und wer von Sich redet, der denkt in der Regel nicht an jene Frage vom Sitze der Seele; unterscheidet auch nicht Leib und Seele.

2. Als Zeitwesen hat Jeder seine Lebensgeschichte, aber die Vorstellung Ich erzählt keine Geschichte; zu ihr gehört das Präsens: *Ich bin!* Demnach steht sie in der Gegenwart; aber nicht als ein Neues, sondern als ein [280] längst Bekanntes und Vorhandenes. Die Zeitreihe wird nicht als ablaufend, sondern als abgelaufen vorgestellt; so, dafs ein geringer Theil derselben, rückwärts genommen, genügt; indem die frühern Glieder unmerklich sich im Dunkeln verlieren. Man kennt schon aus § 100 die rückwärts gerichtete, nicht successive, sondern simultane, aber abgestufte Reproduction; und ihren Unterschied von der vorwärts gehenden, wirklich ablaufenden. Soll hingegen die Lebensgeschichte hinzugedacht, und das Ich wirklich als Zeitwesen vorgestellt werden, so gehört dazu eine Verbindung beyder Arten der Reproduction. (§ 115.)

3. Gleichwohl liegt in den wichtigsten geistigen Elementen der Vorstellung Ich, im Empfinden, Erfahren, Begehren, ursprünglich, *sobald das*

Subject gesetzt wird, ein Vorwärtsgehen, wenn auch nur durch eine unendlich kleine Reihe; wie die Reihe *ab* im § 131. Wiewohl nun solche Reihen keine bestimmte Succession, und am wenigsten von endlicher Gröfse, anzeigen, so wird doch durch sie das Ich als ein *Trieb* gedacht, wenn auch ganz unbestimmt, ohne Angabe des Woher und Wohin.

4. Soll die dunkle Vorstellung dieses sehr zusammengesetzten Triebes deutlich hervortreten: so mufs sie sich entwickeln als ein Trieb zum Empfinden, zum Erfahren, zum Denken, zum Handeln u. s. w., nach den Kategorien der innern Apperception. Allein hier fehlt immer zur vollen Deutlichkeit die bestimmte Richtung des Triebes von einem Puncte zum andern. Um sie zu gewinnen, mufs ein *äufserer* Punct, ein *Gegenstand* gesetzt werden, zu welchem *hin*, eine Reihe sichtbarer Veränderungen gehe. Am deutlichsten also wird das Ich erscheinen in äufserer Thätigkeit.

Diese aber kann hier kein blindes Wirken seyn. Die Elemente der Vorstellung Ich, und deren Complication, bringen es mit sich, dafs das Thun angesehen werde als Eins mit dem Abbilden desselben, dem Wissen. Und das hat eine zwiefache Bedeutung; denn das [281] *Thun* ist zugleich ein *Geschehen*. Das Thun, durchdrungen vom Wissen, ergiebt das Wollen; das Geschehen, durchdrungen vom Wissen, ergiebt das Vernehmen und Fühlen dessen, was gethan worden. Das Ich ist vorstellend im Handeln; und vorstellend nochmals, indem es *für sich* gehandelt hat. Es weifs, was es zu thun im Begriff ist, und weifs auch, was es that.

5. Man bemerke nun, dafs hieraus durch eine Abstraction *der reine Begriff des Ich* in aller Strenge sehr leicht zu erhalten ist. Es braucht nur das äufsere Handeln weggelassen zu werden. Alsdann bleibt statt der nach aufsen gehenden Thätigkeit ein blofses Wissen, das nun keinen Gegenstand mehr hat; und statt des Vernehmens und Auffassens der äufsern Thätigkeit ein Vernehmen jenes Wissens; welches letztere sich demnach in ein Gewufstes verwandelt. Solchergestalt bekommen wir den Begriff vom Wissen des Wissens, welches, da es ohne irgend einen Unterschied in Einem Puncte liegen soll, identisch gesetzt wird, blofs behaftet mit dem Gegensatze des Objects und Subjects, oder des Wissens und Gewufst-Werdens.

Also haben wir den Stoff gefunden, aus welchem sich die Schule ihr Abstractum bereitet. Hier sind wir angelangt auf FICHTE's Gebiet.

6. Aber die Schule würde die Abstraction, die sie selbst gebildet, leicht erkennen, wenn nur ein willkührliches Denken darin läge. Nicht das Ich, sondern das handelnde, nach aufsen hin wirkende Ich wäre dann das Gegebene; von dem blofsen Ich aber würde man sprechen wie von dem Allgemein-Begriff der Farbe oder des Tons, der nichts zu sehen noch zu hören darbietet.

Wir haben im § 20 gefunden, dafs die mannigfaltigen Vorstellungen, welche dem Ich zur objectiven Grundlage dienen, sich unter einander aufheben müssen, wenn die Ichheit möglich seyn soll. Dem gemäfs mufs so gewifs, als das Ich sich wollend und handelnd findet, auch das Gegentheil eintreten. Und dieser Forderung [282] wird, wie die Erfahrung lehrt, auf mehr als eine Weise Genüge geleistet.

Jene vorwärts gehende Richtung, um derentwillen das Ich als ein

Trieb gedacht wird, ist im Allgemeinen die vom Subject zum Object, nach § 131. Das Bevorstehen der Empfindungen mufs eben so, wie vorhin die äufsere Thätigkeit, als begleitet vom Wissen auf doppelte Weise gedacht werden. Wissend geht das Ich der Empfindung entgegen; und abermals wissend empfängt es sie sammt dem ihr anhängenden Wissen. So geschieht es, dafs das Ich Sich empfindet.

Dies wird deutlicher in besonderen Fällen. Geniefsend giebt das Ich sich hin der Lust; leidend giebt es sich hin dem Schmerze. Mit der Lust und dem Schmerze empfängt es sich selbst wieder. Diese Hingebung liegt schon in der blofsen Neugier, oder dem Beobachten dessen, was da wird gegeben werden. In allen Fällen ist die Hingebung das Gegentheil des Wirkens und Handelns.

Auch hievon kann die vorerwähnte Abstraction gemacht werden; nur ist sie nicht so leicht wie dort, wo das Ich als äufsere Causalität erscheint, die man ohne Mühe sowohl von demjenigen Wissen unterscheidet, das in der Absicht des Handelns liegt, als von dem andern Wissen, das in dem Auffassen des Erfolgs der Handlung enthalten ist.

Dies ist die Seite des Ich, in welche sich FICHTE nicht finden konnte. Sein Ich war frey; die Aufsenwelt war nur ein scheinbares Widerstreben, eine Reizung für die Freyheit, dafs sie sich zeige um zu siegen. Daneben konnte eine wahre Naturlehre nicht bestehen. SCHELLING hatte hier Recht zu widersprechen.

Die Hingebung kennen wir vorzugsweise in der Liebe; und in der Frömmigkeit. Kein Wunder, wenn die Mystiker, ihrerseits übertreibend, das wahre Ich nur im Ertödten des Wollens und im Aufgeben des eignen, selbstständigen Daseyns zu finden glauben.

[283] *Das wahre Ich ist dasjenige, in welchem jenes Entgegengesetzte zum Gleichgewichte gelangt ist.* Mit richtigem Gefühle pflegen die Dichter erst ihren Helden hoch zu heben im Glanze des Thuns, Besitzens und Schaffens; dann ihn fallen zu lassen; beydes damit er zu sich selbst komme.

Zur Vollständigkeit der Betrachtung ist hier noch zu bemerken, dafs von dem, was wir zu thun, oder dem wir uns hinzugeben glauben, die Wirklichkeit des Erfolgs abweichen kann. Alsdann finden wir uns getäuscht. Die Täuschung hebt das Ich nicht auf; denn wenn die vorige Abstraction gemacht würde, so fiele das Objective, worin der Gegensatz liegt, ganz heraus, und das blofse sich selbst begegnende Wissen bliebe rein zurück. Aber die Ichheit complicirt sich hier mit einem schmerzlichen Gefühl. Mit der Täuschung verglichen, erlangt die Wahrheit ihren Werth.

Die Täuschung kann sich augenblicklich entdecken; sie kann auch allmählig, spät, nach langem Zweifel zum Vorschein kommen. Oft genug durchdringt sie die ganze Lebensgeschichte des Menschen, und giebt ihr ein bitteres Nachgefühl. Aber das ist nicht wesentlich. Hingegen allerdings wesentlich ist der Druck, die Last, welche das Ich darum in sich trägt, weil es nur durch den Wechsel zwischen den mancherley Arten des Thuns und der Hingebung von der, im Einzelnen ihm zufälligen, im Ganzen ihm nothwendigen Objectivität, deren es zur Stütze bedarf, und die doch nicht sein wahres Selbst ausmacht, kann gereinigt werden.

Diese Last empfindet noch wenig das unbefangene Kind, welches den Personen, die es sprechen hört, darum das Wort Ich nachahmt, weil es bemerkt, dafs sie es dann gebrauchen, wann der Sprechende und der, von welchem die Rede ist, einer und derselbe ist. Es trifft indessen schon jetzt den wahren Sinn des Worts; denn indem es spricht, weifs es, was es sagen will, und vernimmt auch sein Gesprochenes. Es braucht nur über-[284] haupt zu sprechen, um Sich zu finden; mit Recht also bezeichnet es den Sprechenden der eignen Rede mit dem Worte Ich. Später erst, wenn aus Vorsicht das Meiste, was über die Lippen unwillkührlich zu gleiten im Begriff war, zurückgehalten wird, tritt das stille, innerliche Sprechen an die Stelle der lauten Rede; vorher war Ich Der, welcher von sich sprach, jetzt wird es Der, welcher sich selbst denkt. Denn die Gedanken machen sich am leichtesten kenntlich als zurückgehaltene Worte.

§ 137.

In der Gesellschaft, und in der Mitte der Natur-Ordnung, bekommt in mancherley Hinsicht das Ich eine andre Färbung.

Weit entfernt, als ein wundervolles Räthsel, mit *nothwendiger* Beziehung auf ein *zufälliges, sich selbst aufhebendes*, Mannigfaltiges anerkannt zu seyn, gilt es gerade umgekehrt für den bekanntesten aller Gegenstände, für das einzig unmittelbar Gewufste und Durchschaute; für selbstständig und absolut Eins.

Denn die geheim gehaltenen Worte scheinen innerlich zu sagen, was Andre erst durch die laute Rede erfahren. Eine zusammenhängende Folge von Empfinden, Denken und Handeln liegt der innern Apperception vor Augen; während Andre, so lange sie nicht sprechen, es ungewifs lassen, welches bey ihnen der Uebergang seyn werde von dem Empfinden zum Handeln durch das in ihnen verborgene Denken. Die Andern sind schon für das Kind beständige Räthsel; es fragt sie, so oft es darf. Es wird auch gefragt, und merkt nur zu gut, dafs es etwas verhehlen kann. — Die äufsern Gegenstände scheinen alle mancherley zu verbergen; ihre Oberfläche umgiebt das Innere; ihre Merkmale kommen erst beym Besehen, Herumwenden, Oeffnen, Probiren, allmählig zum Vorschein; auch mufs erst ein Raum durchlaufen werden, um sie finden, betrachten, untersuchen zu können. Das Ich ist sich immer gegenwärtig. Es bewegt sich umher in ihrer Mitte, und entfernt sich frey von jedem, des[285]sen Nähe nicht länger erwünscht ist. Es hat sich immer beysammen. Denn die kommenden Gedanken durchlaufen keinen Raum; während für einen ankommenden Körper sich allerdings verschiedene Stellen unterscheiden lassen, wo er ist gesehen worden. — Also, verglichen mit Anderem, ist das Ich bekannt, selbstständig, und Eins.

Ferner, im Gespräch findet die Ichheit fortdauernd Nahrung. Jenes Uebergehen vom Denken zum Empfinden und Erfahren, worauf die Bestimmung des Subjects, und die Voraussetzung desselben vor dem Objecte, beruhet (§ 131), geschieht jeden Augenblick, indem der Sprechende seinen Gedanken dem Andern mittheilt, damit ihn dieser antwortend ergänze. Hier ist immer die Antwort das Eintretende, Hinzukommende, zu ihrem Vorausgesetzten, dem Denken. Und hier findet unaufhörlich das Ich sich

selbst, denn das Gespräch ist in gleichem Maafse, und in schneller, steter Abwechselung, theils Wirksamkeit, theils Hingebung (§ 136). Dieselbe Folge, wie das Gespräch hat nun auch die Lebensweise, das Thun und Leiden im geselligen Zustande; nur nach vergröfsertem Maafse. Und was ist selbst das Verhältnifs des Menschen zur Natur anders, als ein abwechselndes Wirken und Hingeben?

Aber die Gesellschaft erweitert noch obendrein, und beschränkt auch hinwiederum, das Wirken, und die Pläne dazu, durch den Besitz und dessen Gränzen. Sie macht etwas aus dem Menschen; giebt ihm Bilder dessen, wofür er gelten soll; unterwirft ihn den Meinungen und Vorurtheilen. Um desto mehr wird die ganze Complexion, die wir Ich nennen, was sie ohnehin war, nämlich höchst veränderlich; denn sie ist genau genommen keinen Augenblick dieselbe. Sie kann überdies keine *vollkommene* Complexion seyn, weil gar Mancherley entgegengesetztes in sie hinein kommt. (Man erinnere sich der Grundlehren über Complexionen aus den Elementen der Statik des Geistes.) Vielmehr, sehr verschiedene Bestandtheile derselben treten bey verschiedenen [286] Anlässen und Umständen *vorzugsweise* ins Bewufstseyn. Meldet sich der Leib durch ein körperliches Gefühl, so erheben sich die älteren Vorstellungen gleichartiger Gefühle, sammt den Erinnerungen an gewisse begleitende Lebensumstände. Soll irgend eine Arbeit gemacht werden: so regen sich Vorstellungen ehemaliger Beschwerden bey gleicher Arbeit, ehemals gebrauchter Mittel und angestrengter Kräfte. Zeigt sich ein Vortheil zu gewinnen, ein Genufs zu erhaschen, so erwachen Begierden, mit welchen zugleich sich eine genufsreiche Vergangenheit in Gedanken vergegenwärtigt. Nun kommt zwar bey allen solchen Anlässen die *ganze* Complexion in *einige* Bewegung, aber doch in eine sehr ungleiche; so dafs der mit dem Worte *Ich* benannte Gegenstand, wiewohl er immer ein und derselbe seyn soll, sich oftmals kaum ähnlich sieht.

Erwacht aber vollends irgend einmal (was bey vielen Menschen freylich nie geschieht,) die ernstliche Frage: *Wer bin ich denn?* so müssen sich nach einander zwey ganz entgegengesetzte Bemerkungen aufdringen. Die erste: dafs für eine einfache und bestimmte Antwort auf diese Frage, es viel zu viel ist an dem ungeheuern Vorrathe der mannigfaltigsten Merkmale in der Einen Complexion, die das eigne Selbst darstellen soll. Die zweyte: dafs, wenn man anfängt abzusondern und auszuscheiden, was alles entbehrliches, unstetes, sich selbst aufhebendes in jener Complexion angetroffen wird, alsdann *gar Nichts* durchaus Vestes und Tüchtiges, am wenigsten etwas solches, das von Relationen frey, das rein selbstständig wäre, übrig bleibt, woran und worin man Sich selbst ein für allemal erkennen könne.

Was die erste Bemerkung anlangt, so wird sie klärer werden durch eine sehr viel weitere Ausdehnung, die sie im folgenden Capitel erhalten mufs, wo wir sie wieder finden werden bey der Frage, *was sind die sinnlichen Dinge, die wir durch Complexionen ihrer Merkmale kennen lernen.* Die zweyte Bemer[287]kung erhält ihre Erläuterung in dem Schlusse des § 135. Und überdies noch in den ersten Untersuchungen über das Ich, bey welchen wir im § 24—26 unsern Faden angesponnen haben. Man

wird finden, dafs aus dem § 135 ein unmittelbarer Uebergang in die Reflexionen des § 25 offen steht, so dafs dieser die Fortsetzung von jenem zu enthalten scheint; und wir können jetzt die an ganz verschiedenen Orten dieses Buches vorkommenden Betrachtungen gleichsam in Eine Linie legen.*

Zuerst nämlich findet der Mensch Sich (aber noch nicht als Ich) in äufserer Wahrnehmung, nebst den Gefühlen von körperlicher Lust und Unlust. Er sieht seine Hände, er betastet seinen Leib, er sieht selbst dieser Betastung zu, und fühlt sie zugleich in den betastenden und betasteten Gliedern. Weiterhin kommt die Beylegung von Bildern äufserer Dinge, die Voraussetzung des Subjects vor den Objecten; die Bestimmung des Subjects als Trieb, sowohl zum Thun als zur Hingebung; sammt der innern Wahrnehmung. Noch später wird der Besitz und das Wechseln der Bilder, sammt dem was daran hängt, für das Vornehmste und Wesentlichste erkannt; der Mensch schreibt sich eine Seele, ja selbst einen Charakter zu, und achtet dieses für vorzüglicher als den Leib. Auf dieser Stufe wird die innere Wahrnehmung für die Erkenntnifsquelle des wahren Selbst angesehen; und es ist dieses der Standpunct der meisten gebildeten Menschen. Nun aber kommt die philosophische Reflexion: diese macht wiederum der innern Wahrnehmung die ächte Selbsterkenntnifs streitig; sie will nicht von dem *Zeitwesen*, dem *Individuum*, sondern *von dessen beharrlicher Grundlage* unterrichtet seyn. Jetzt entdeckt es sich allmählig, dafs die Wahrnehmung des eigentlichen Seelen-Wesens, der Substanz der Seele, gänzlich mangele; und dafs eine solche Substanz müsse [288] *hinzugedacht* seyn, auf eine Weise, die wir im folgenden Capitel im Allgemeinen erläutern werden. Dennoch aber bleibt das Ich, die eigentliche, immer gleiche, Identität des Vorstellenden und Vorgestellten. Dieses Ich erscheint als ein Gegebenes, als die sicherste, unbestreitbarste Thatsache des Bewufstseyns; selbst nach Absonderung[1] des Individuellen, was die innere Wahrnehmung darbot. Dafür wird eine eigne Art der Erkenntnifs erfunden; *ein reines, intellectuelles Vermögen*, (wie bey Kant und Fichte; siehe § 26). Fragt man aber, *was denn das sey*, das die intellectuelle Anschauung anschaue, so kommt die Ungereimtheit in dem, vom Individuellen losgerissenen Begriffe des Ich zum Vorschein, die wir im § 27 u. s. w. erwogen, und in ihren Folgen untersucht haben.

§ 138.

Aus allem bisher Vorgetragenen mufs nun offenbar werden, sowohl worin die Täuschung bestehe, der wir in Ansehung des Ich beym Anfange der Untersuchung unterworfen waren, als auch, durch welche endliche Berichtigung des Begriffs vom Ich wir der Täuschung uns entledigen sollen.

Wie bey allen Begriffen, denen ein wesentliches Ergänzungsstück fehlt, auf das sie sich *beziehen*, ohne es zu *enthalten* und unmittelbar anzuzeigen:

* Zur Vollständigkeit der Untersuchung gehört noch die Anomalie des Selbstbewufstseyns im Wahnsinn; wovon unten im § 165.

[1] „selbst noch nach Absonderung" . . . SW.

so liegt auch beym Ich die Täuschung darin, dafs man diesen Begriff für denkbar hält, nach Absonderung von allem Individuellen. Wer, wie KANT, das Ich für die ärmste und gehaltloseste aller Vorstellungen ansieht, wer ihr ein abgesondertes Geistesvermögen anweis't, durch das sie ohne Beziehung, ohne nothwendigen Zusammenhang mit unsern übrigen Vorstellungen, für sich allein dastehn, sich erst hintennach an die übrigen gleichsam anlegen, oder dieselben in ihren Schoofs aufnehmen soll: — der ist mitten in der Täuschung befangen.

Die Täuschung führt nun in Widersprüche, welche Anfangs nicht vollkommen entwickelt werden; sie führt [289] auf metaphysische Abwege von der Art, wie FICHTE sie vielfältig durchlaufen ist.

Es ist wahr, wenn ich mich selbst betrachte, so finde ich eine Complexion von Merkmalen, deren jedes als zufällig erscheint. Alle meine empirischen Vorstellungen könnten fehlen, sie hängen von Lebensumständen ab; und selbst die sogenannten reinen Anschauungen und Kategorien, welche Manchen für ein ursprüngliches Eigenthum gelten, sind doch nicht so mit meiner Ichheit verwebt, dafs ich Mich selbst allemal und nothwendig dächte *als den Vorstellenden dieser* Anschauungen und Kategorien. Es giebt nichts in meinem ganzen Gedankenkreise, das ich nicht in manchen Fällen vergäfse; wenn ich mich selbst denke und empfinde.

Aber eine Complexion von lauter zufälligen Merkmalen, wenn diese alle von ihr abgesondert werden, wird unfehlbar = 0. Ich sollte also mich selbst als *gar Nichts* denken; als einen mathematischen *Punct* in der Mitte der Dinge. Und gerade im Gegentheil, ich bin von meiner Existenz aufs innigste überzeugt. Dieses gewifs Existirende, *Was* ist es denn nun? — Nachdem alles, *als was* ich gewohnt war Mich zu denken, verworfen ist, bleibt nichts übrig, als mein Wissen von mir selbst. Aber dieses *Mir*, wen soll es bedeuten? — Hier wiederhohlt sich die Frage nach dem eigentlichen Objecte des Selbstbewufstseyns; wie im § 27 umständlicher entwickelt ist.

Ich kann daher jene Complexion der zufälligen Merkmale keinesweges ganz entbehren. Nicht nur finde ich im gemeinen Selbstbewufstseyn allemal mich selbst *wirklich* mit irgend welchen zufälligen Prädicaten behaftet, — als denkend, handelnd, leidend, fühlend, — sondern es *mufs* auch so seyn; und ich würde mich sonst gar nicht finden.

Ein zweyter Punct der Täuschung liegt in der *Identität*, welche zwischen dem Vorgestellten und dem Vorstellenden statt haben soll. Hier wollen wir zuerst be[290]merken, *dafs sehr allgemein eine Vorstellung für eine einzige gehalten wird, wenn sie schon nichts anders ist als ein Aggregat von zum Theil verschmolzenen Elementar-Vorstellungen.* Wir sehen uns einen Gegenstand eine Weile an; dann kehren wir uns weg und sagen: nun habe ich doch eine Vorstellung von dem Dinge. Niemandem fällt es ein, dafs sein Vorstellen des Gegenstandes eine Totalkraft ist, die während des ganzen Zeitverlaufs sich aus allen den unendlich vielen momentanen Auffassungen gebildet hat; nach § 94 u. s. w. Oder wir gehn mit einem Werkzeuge, mit einer Person um; wir sehen sie vielemal, wir nehmen Gehör und Gefühl zu Hülfe, um unsre Kenntnifs davon zu vollenden; viele Totalkräfte, deren jede der eben erwähnten gleicht, sind hier verschmolzen,

und wirken zusammen in unsrer erlangten Kenntnifs: allein unbekannt mit dem Mechanismus der Vorstellungen halten wir uns an das *Vorgestellte;* dieses wird für Eins genommen, weil die ganze Complexion aller jener Totalkräfte zusammenwirkt; daher schreiben wir uns Eine Vorstellung der Einen Sache oder Person zu.

Was heifst es nun, wenn man sagt: das Ich ist im Bewufstseyn gegeben als die Identität des Denkenden und des Gedachten? In Beziehung auf diese Identität ungefähr soviel, als ob Jemand sagt: der Schreibetisch, an welchem ich heute arbeite, ist mir gegeben als derselbe, an welchem ich gestern schrieb. Soll dies bedeuten: die Wahrnehmung dieses Tisches, heute und gestern, ist eine und dieselbe, so liegt die Täuschung am Tage. Gerade im Gegentheil, das Quantum Empfänglichkeit, welches gestern durch die Wahrnehmung erschöpft wurde, trägt das seinige bey, um die heutige *neue* Wahrnehmung etwas geringer zu machen (§ 100); denn das nämliche Vorstellen kann sicht nicht zweymal erzeugen. Dennoch entsteht, gemäfs der heutigen Empfänglichkeit, heute eine neue Wahrnehmung: diese be[291]findet sich in gar keinem Hemmungsverhältnisse mit der gestrigen gleichartigen, und daher würden sie vollkommen verschmelzen, wenn nur die gestrige sich heute ganz ins Bewufstseyn erheben könnte. Dieser Mangel wird jedoch nicht gefühlt, denn was im Bewufstseyn nicht vorhanden ist, und zwar nach Gesetzen der *Statik*, das bestimmt keine Zustände des Bewufstseyns; wie aus allem obigen bekannt ist. Die beyden Vorstellungen verschmelzen also ohne fühlbares Hindernifs; wir aber merken nichts von einem solchen Ereignifs, denn wir sind, eben durch die verschmelzenden Vorstellungen, beschäfftigt mit dem Gegenstande, den sie beyde zusammengenommen darstellen. Nur indem wir uns an den Unterschied zwischen *gestern* und *heute* erinnern, fällt es uns ein, den nämlichen Gegenstand als einen heute und gestern wahrgenommenen, dennoch aber als denselben in beyden Zeitpuncten zu bezeichnen.

Nicht weit hievon verschieden ist das Ereignifs, wenn jene Complexion, die das eigne Selbst anzeigt, von ihren zahlreichen Armen ein paar, oder auch mehrere, zugleich ausstreckt, die, wenn sie ins Bewufstseyn kommen, zusammenfallen, und eine und dieselbe Complexion von zwey verschiedenen Seiten mit sich emporheben. Ist einer dieser Arme diejenige Vorstellungsreihe, wodurch die eigenen Bilder, und deren Wechsel, das Sprechen-Wollen, oder das Denken, und Wissen, vorgestellt wird; so mag der andre Arm seyn was er will: es wird sich in den allermeisten Fällen finden, dafs unter den Gegenständen jenes Denkens und Wissens auch ein Bild von dem andern Arme vorkommt. Hiemit haben wir einen Act des Selbstbewufstseyns; ein Wissen und ein zugehöriges Gewufstes in der nämlichen Complexion; eine scheinbare Identität des Denkenden und Gedachten. Gleichwohl sind jene beyden Arme der Complexion zwey unter sich verschiedene Vorstellungsreihen, die nur als Abbild und Urbild einander entsprechen, und die beyde vermöge ihrer Verbindung mit den übrigen Theilen der [292] Complexion, ein und dasselbe *Ding* ins Bewufstseyn hervorstellen, *dessen* sowohl das Gewufste als auch das Wissen sey. Dieses Ding heifst in der gemeinen Sprache Ich: obgleich die Speculation den Begriff des Ich anders bestimmt.

Die Speculation, so lange sie noch nicht den nothwendigen Zusammenhang zwischen dem Ich und dem Individuum eingesehen, so lange sie noch nicht den psychologischen Mechanismus kennen gelernt hat, vermöge dessen *alles complicirte als Eins*, und *zwey Elemente einer Complexion als ein und dasselbe Ding erscheinen, indem sie einander gegenseitig ins Bewufstseyn hervorheben:* die Speculation also in ihrem Beginnen, beschäfftigt sich mit dem *allgemeinen Begriffe* der Ichheit, wie ihn alle Individuen auf gleiche Weise zu haben scheinen, indem sie alle von sich in der ersten Person reden. Da hierin eine Identität des Denkenden und Gedachten liegt, so nimmt sie dieses streng; sie fordert, das Gedachte solle der Actus des Denkens selbst seyn, welches sich aufhebt. (§ 27.) Sie erklärt jedes Gedachte, das von dem Denken verschieden ist, für ein Nicht-Ich. Und sie mufs hierin streng verfahren, weil sie sonst keinen bestimmten Begriff haben würde, an dem sie sich halten könnte.

Indem sie aber den aufgedeckten Widersprüchen entgehen will, findet sie, dafs dem Ich eine Mannigfaltigkeit fremder, und zwar unter einander entgegengesetzter Objecte müsse geliehen werden, die hintennach wieder abzusondern seyen. (§ 29.) Eben dasselbe haben wir jetzo durch eine Analysis gefunden, wobey die zuvor synthetisch gewonnenen Kenntnisse zu Hülfe genommen wurden. Wir sehen: zu dem eignen Selbst werden Anfangs eine Menge von Bestimmungen gerechnet, die alle *Demselben* angehören sollen, *der auch von ihnen weifs;* aber auch alle diese Bestimmungen lassen sich für zufällig erklären und wieder absondern, denn sie alle werden als wechselnd, als bald gegenwärtig bald abwe[293]send im Selbstbewufstseyn erkannt, — welcher Wechsel von den Gegensätzen und Hemmungen, sammt den dadurch bestimmten Bewegungen der Vorstellungen herrührt.

Eine dritte Täuschung endlich ist diejenige, welche durchgängig in den älteren Fichtischen Schriften herrscht, gegen die wir uns aber schon oben erklärt haben; als ob alles, was im Ich sich finde, unmittelbar wegen der Natur des Ich auch wieder ein Gewufstes werden müsse; so dafs man der höhern Reflexionen, durch welche die niederen selbst Gegenstände des Vorstellens werden, im Ich so viele postuliren dürfe, als man nur immer brauche zur Erklärung der Phänomene. Nach dieser Ansicht dreht sich das Ich ohne Ende im Wirbel, indem es unaufhörlich sein eignes Subject zum Objecte macht für einen höhern subjectiven Act des Vorstellens, der alsbald abermals das Vorgestellte werden mufs für ein neues Vorstellen — wunderbar genug dergestalt, dafs über dem Ablaufen dieser unendlichen Reihe keine Zeit verfliefse, denn sonst würde das Ich niemals fertig, sondern bliebe immer im Entstehen begriffen. An diesen Irrthum hängt sich die transscendentale Freyheit, die in der That gar keinen bessern Boden für sich finden kann. Der Irrthum selbst wird begünstigt durch das Selbstbewufstseyn bey denen Personen, deren innere Wahrnehmung einen hohen Grad von Ausbildung erlangt hat. Denn hiedurch wird es möglich, jede Vorstellungsreihe, die sich eben erhob, sinken zu lassen und sie zugleich durch eine andre zu appercipiren. Ich finde mich denkend an mich selbst, aber durch den Vorsatz Mich zu beobachten, entdecke ich jenes Finden, und wiederum Mich als findend das Finden, und abermals Mich als vorstellend das Finden jenes Findens u. s. f. So

kann man ein künstliches Spiel mit sich selbst eine Zeitlang fort treiben, nur dafs nichts dem ähnliches der Natur unserer Seele, die überall nicht ursprünglich ein Ich, ja nicht einmal ursprünglich ein vorstellendes Wesen ist, als eine eigenthümliche Qualität zugeschrieben werde. Irgend eine ap[294]percipirende Vorstellung ist jedesmal die letzte; die nicht wieder ein Vorgestelltes wird. Und das Ich, als Gegebenes, ist ganz und gar ein Vorgestelltes; auch das dem Object identisch geglaubte Subject ist selbst unvermerkt Object einer Vorstellungsreihe, die im Bewufstseyn ist, ohne dafs *wir uns ihrer* bewufst werden; (Vergl. § 4, 18, 125).

Man möchte nun auf einen Augenblick bey der Frage anstehen, ob denn nach Abzug aller dieser Täuschungen von der Ichheit noch etwas übrig bleibe; oder ob nicht vielmehr dieser Begriff gänzlich müsse verworfen werden?

Durch Thatsachen des Bewufstseyns läfst sich diese Frage nicht entscheiden. Dadurch wird der *Anfangspunct* der Untersuchung vestgestellt, aber nicht das *Resultat;* vielmehr, eben indem durch das Gegebene die Nothwendigkeit der ganzen Untersuchung, und ihre Gültigkeit in *dem* Sinne verbürgt ist, dafs sie sich mit keinem Hirngespinnst beschäfftige; nöthigt sie uns auch, das Resultat gelten zu lassen, selbst dann, wenn es von dem Anfang weit abweichen sollte. Am wenigsten aber kann ein Begriff, wie der des Ich, in seinen Merkmalen durch das Bewufstseyn vestgesetzt werden; nachdem wir gesehen, dafs derselbe während des Laufes der menschlichen Ausbildung einer beständigen Veränderung, einem Wachsen und Abnehmen unterworfen ist, bis er endlich, von der Speculation ergriffen, sich in Widersprüche verliert. (§ 137.)

Dafs die Ichheit in völliger speculativer Strenge nicht bestehen könne, war schon entschieden, als wir diesen Begriff der Methode der Beziehungen überlieferten, die, indem sie die Wurzel des Widerspruchs ausreifst, den Begriff unvermeidlich einer Abänderung, wenn schon der kleinsten möglichen, unterwirft. (§ 34.) Dieselbe Methode giebt dagegen sogleich einen vorläufigen Umrifs desjenigen Begriffs, in welchen sich der gegebene nach gesetzmäfsiger Bearbeitung verwandeln mufs. Für das [295] Ich weis't sie uns an, zu suchen nach einer Identität des Vorstellenden mit einem, noch zu bestimmenden, Zusammen mehrerer Objecte. Sollen wir nun das Problem für aufgelös't erkennen, so mufs klar werden, erstlich wer der Vorstellende, zweytens was das Zusammen der mehrern Objecte, drittens, dafs dies Zusammen und jener Vorstellende identisch seyen. Die Erläuterung dieser drey Puncte müssen wir an die Grundsätze der allgemeinen Metaphysik anknüpfen, denn wir sollen jetzt nicht mehr ein Gegebenes analysiren, sondern ein Resultat wissenschaftlich veststellen.

Wir gehen also zurück auf die Voraussetzung unserer ganzen psychologischen Untersuchung, wir nehmen aus der allgemeinen Metaphysik als bekannt an, dafs die Seele ein streng einfaches, ursprünglich *nicht* vorstellendes Wesen ist, dessen Selbsterhaltungen aber gegen mannigfaltige Störungen durch andre Wesen, Acte des Vorstellens ergeben. (Man vergleiche § 31—35.) Die Seele an sich, in ihrer einfachen, übrigens unbekannten, Qualität, — die *nicht vorstellende,* — kann nicht Subject noch Object des Bewufstseyns werden. Aber die Seele in Hinsicht auf alle

ihre Selbsterhaltungen, welche Vorstellungen sind, ist das wahre Subject, das Eine, ungetheilte, aber höchst mannigfaltig thätige, des gesammten Bewufstseyns. Wie dieses Subject sich betrachten läfst als Vorstellendes zu jedem Vorgestellten, so auch in dem besondern Falle, da das Vorgestellte ihm selbst identisch seyn soll.

Was die Objecte anlangt, so hängt deren Mannigfaltigkeit ab von äufseren Störungen; dennoch empfängt zu ihnen die Seele keinen Stoff von aufsen; vielmehr sind sie nur vervielfachte Ausdrücke für die innere, eigne Qualität der Seele; in ihrem Beysammenseyn ist die Seele mit sich selbst zusammen, daher auch ohne alle weitere Vermittelung das gleichartige und gleichzeitige Vorstellen Eine Totalkraft ergibt, das entgegengesetzte aber sich ausschliefst oder sich hemmt. Die nähern Bestim-[296] mungen dieses Zusammen, dieser Verschmelzungen und Hemmungen, entfalten die vorgestellte Welt; in der Mitte der Welt aber das vorgestellte eigne Selbst. Durchlaufend die Stufen der menschlichen Ausbildung kommt die Seele bis zur Wissenschaft; einem Werke, wozu der Stoff sowohl als die erzeugende Kraft herrührt von den Vorstellungen in ihrem Zusammen. *Die Wissenschaft redet von der Seele*, als dem Grunde der vorgestellten Welt und des eignen Selbst. *In der Wissenschaft ist das Wissende die Seele.* Hier ist Wissendes und Gewufstes Eins und dasselbe; die Seele in dem System ihrer Selbsterhaltungen. So weifs Ich von Mir; nicht mit angeborner, aber mit einer auf immer erworbenen Kenntnifs. —

Drittes Capitel.

Von unserer Auffassung der Welt, und den damit verbundenen Täuschungen.

§ 139.

Jetzt geht der Weg unserer Untersuchung gerade über das Feld der sogenannten Vernunftkritik; denn wir müssen nun das Geschäfft, die Formen der Erfahrung nach ihrem Ursprunge psychologisch zu erklären, vollends zu Ende bringen; nachdem wir über die erste Erzeugung der räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, desgleichen über die Entstehung und Fortbildung des Selbstbewufstseyns, schon Auskunft gegeben haben. Es kommen zunächst die Begriffe von Substanz und Kraft an die Reihe; dann die Vorstellungen von Materie und Bewegung. Dafs hiebey weder von Kategorien noch von deren Beschränkung auf Gegenstände der Sinne, die Rede seyn werde; dafs unsere Absicht weit verschieden sey von der, [297] womit Kant sein Geschäfft betrieb, braucht kaum noch erinnert zu werden. Wir wollen nachweisen, wie diejenigen Begriffe entstehn, welche die Metaphysik weiter zu bearbeiten hat; und in so fern mufs sie da fortfahren, wo wir abbrechen. Wir werden also hier nicht lehren, was man sich am Ende aller Nachforschung als Substanz und Kraft zu denken habe; — der Verfasser dieses Buchs war darüber längst vorher mit sich einig, ehe er es unternahm, die Psychologie als besondern Theil der ganzen Metaphysik zu bearbeiten; — sondern wir werden erklären, wie es möglich

sey, dafs der menschliche Geist sich so sonderbare Probleme vorlege, um derentwillen ihm eine Metaphysik zum Bedürfnifs wird.

Der bessern Vorbereitung wegen wollen wir aber eine andre Untersuchung voranschicken, von der es vielleicht nicht sogleich ins Auge fällt, wie sie mit der jetzt angekündigten zusammenhänge; — nämlich die von der Möglichkeit des eigentlichen, *deutlichen* Denkens. Dabey wird als bekannt vorausgesetzt, dafs die Deutlichkeit auf der Zerlegung eines Gedankens in seine Theile, eines Begriffs in seine Merkmale beruhe, — auf dem *Auseinandersetzen*, welcher Ausdruck hier so wörtlich als möglich zu nehmen ist, denn es soll dabey auch noch an die Schätzung, wohl gar Abmessung, des Grades der Verschiedenheit unter je zwey mit einander verglichenen Merkmalen gedacht werden; wie wenn die Grade der Wärme und Kälte nach dem Thermometer, die der Schwere nach dem Gewichte bestimmt werden.

Um hierüber Rechenschaft geben zu können, müssen wir erst gewisser Vorstellungsarten erwähnen, die recht füglich mit Raum und Zeit verglichen, und mit diesen unter der Benennung *Reihenformen*, zusammengefafst werden mögen. Hiebey dürfen wir nur in den § 100 zurückblicken.

Wie der Raum auf abgestuften Verschmelzungen beruht: (§ 110—114) so erzeugen sich die Vorstellungen von ähnlichen Continuen allemal unter ähnlichen [298] Umständen. Es sey demnach eine gewisse Klasse von einfachen Vorstellungen so beschaffen, dafs, wenn viele derselben zugleich im Bewufstseyn sind, alsdann aus ihrer Qualität bestimmte Abstufungen ihres Verschmelzens erfolgen müssen: so ordnen sich unfehlbar diese Vorstellungen dergestalt *neben* und *zwischen* einander, dafs man sie nicht anders als auf räumliche Weise zusammenfassen, und sich darüber nicht anders als in solchen Worten ausdrücken kann, welche dem Scheine nach vom Raume entlehnt, eigentlich aber eben so ursprünglich der Sache angemessen sind, als wenn man sie auf den Raum bezieht.

So machen alle Töne zusammengenommen eine *gerade Linie*, auf welcher Intervalle mit mathematischer Genauigkeit abgemessen werden.

So liegt, gleichfalls gerade, alles mögliche Violett zwischen Blau und Roth, alles mögliche Orange zwischen Roth und Gelb, alles Grün zwischen Blau und Gelb, — wobey wir uns um die physiologischen, physischen, chemischen Farbentheorien gar nicht kümmern, sondern blofs um Vorstellungen in der Seele. So giebt es *ein bestimmtes* Violett, Orange, Grün, welches genau *in der Mitte* zwischen den Extremen liegt, und derjenige irrt sich, welcher glaubt, das Wort *Mitte* sey hier eine Metapher; vielmehr würde der Begriff des Mittleren sich aus solchen qualitativen Continuen von selbst erzeugt haben, wenn auch an keinen Raum gedacht würde.

Woher nun hier die abgestuften Verschmelzungen kommen, das springt von selbst in die Augen. *Je gröfser der Hemmungsgrad, desto geringer die Verschmelzung.* Können demnach nur alle Töne, alle Farben, — überhaupt alle Merkmale aus einerley Klasse, — zugleich ins Bewufstseyn kommen: so macht sich die Abstufung des Verschmelzens unmittelbar von selbst. Dies ist etwas so einfaches und ursprüngliches, dafs es der Ausbildung des räumlichen Sehens und Tastens weit vorangehn würde, wenn

die äufsere Erfahrung, [299] die solche Merkmale nur höchst sporadisch darbietet, darauf eingerichtet wäre, sie systematisch zusammen zu stellen.

Alle logische Coordination ist nur in so fern genau, in wiefern sie auf specifischen Differenzen beruht, die bestimmte Reihenformen bilden. Man betrachte nun eine Bibliothek, ein System der Botanik, oder jede beliebige Klassification, so wird der Gegenstand ohne weitere Erläuterung klar seyn.

Die Sachen sind für uns Complexionen von Merkmalen. Wenn aber jedes der Merkmale seinen Platz eingenommen hat, in dem qualitativen Continuum, wozu es gehört, — wenn die Farbe unter den Farben, der Klang unter den Tönen, der Geruch unter den Gerüchen, das Gewicht unter den Graden der Schwere, u. s. w. die bestimmte Stelle findet: so entstehn zwey Folgen zugleich:

erstlich, die Sache zerfällt in ihre Merkmale;

zweytens: bey der Vergleichung mit andern Sachen ergiebt sich für jedes Paar Merkmale aus derselben Klasse, ein bestimmtes Aufsereinander, welches sich abmessen läfst auf dem entsprechenden qualitativen Continuum. Z. B. Zwey Metalle haben ihre Grade der specifischen Schwere, deren Unterschied auf der Scala der Gewichte sichtbar wird; sie haben ihre Klänge, und diese bilden ein Intervall auf der Tonlinie; sie haben ihre Farben, die sammt ihrer Differenz auf der Farbentabelle können nachgewiesen werden, u. s. w.

Von diesen beyden Folgen interessirt uns für die Untersuchung, welche bevorsteht, eigentlich nur die erste; das Zerfallen der Sache in ihre Merkmale, deren *jedes in einem andern* qualitativen Continuum wieder gefunden wird.

Hieran knüpft sich der wichtige Umstand: dafs die Merkmale *als zufällig beysammen* erkannt werden, als ein Aggregat, welches wohl auch anders sich hätte denken lassen. Unter den verschiedenen Graden der [300] specifischen Schwere konnte wohl ein anderer mit den übrigen Eigenschaften des Goldes verbunden seyn; auch bieten sich andre Grade von Dehnbarkeit, Schmelzbarkeit, u. s. w. dar, aufser den bestimmten, welche nun eben in der Erfahrungskenntnifs des Goldes sich zeigen. Indem die *ganzen* qualitativen Continuen, oder doch gröfsere Strecken derselben, — vor Augen liegen: erblickt man das wirkliche Ding in der Mitte anderer Möglichkeiten; und hiemit fängt die Erfahrung an, ihren Charakter der Zufälligkeit zu enthüllen.

Nach diesen Vorerinnerungen mag uns ein Denker, dem in neuerer Zeit nicht immer die gebührende Ehre widerfahren ist, nämlich Locke, näher zu unserm Gegenstande hinführen.

Als ein Zeichen von ächtem speculativen Geiste mufs es Locke'n angerechnet werden, dafs er so sehr aufmerksam ist auf die ganz zufällige Aggregation, in welcher die beysammen gefundenen Merkmale eines und desselben sinnlichen Dinges sich uns darbieten. Sehr ausführlich, nach gewohnter Weise, und sich oft wiederhohlend, prägt er uns ein, dafs zwischen den Merkmalen des Goldes, den Begriffen vom gelben, vom schweren, vom schmelzbaren, dehnbaren, feuerbeständigen, in Königswasser auflösbaren Körper, sich nimmermehr eine nothwendige Verknüpfung, noch eine

Unverträglichkeit zwischen einigen von diesen, und irgend welchen entgegengesetzten der andern, auffinden lasse; dafs auch alle Physik und Chemie dergleichen Aggregate von Merkmalen nur immer anwachsen mache, ohne uns jemals der Einheit, in der sie zusammenhängen sollen, näher zu bringen. Unter andern sagt er *(Book IV, Chap. VI. § 7): The complex ideaes, that our names of the ſpecies of ſubſtances properly ſtand for, are collections of ſuch qualities as have been obſerved to coexiſt in an unknown ſubſtratum, which we call ſubſtance.* Diese Stelle ist nur darin fehlerhaft, dafs sie nicht blofs die Verknüpfung der Merkmale, sondern mit einem näher bestimmenden Zusatze [301] die Verknüpfung *in einem Substrat*, als etwas *durch Beobachtung* Erkanntes angiebt. Das Substrat ist hinzugedacht, aber nicht gegeben. Dennoch ist eben dieselbe Stelle schätzbar darum, weil *sie die wahre Real-Definition der Substanz* enthält. Denn eben dies zu den *beobachteten*, den *gegebenen* Complexionen von Merkmalen hinzugedachte Substratum, wodurch blofs an die Stelle des formalen Begriffs: *Verknüpfung*, der reale: *Princip der Einheit*, gesetzt wird, ist die Substanz. Dieser Begriff verbürgt seine Gültigkeit, indem er sich auf das Gegebene bezieht, in dessen Auffassung er *nothwendig* entstehn mufste, so lange nicht etwa die ganze Complexion der Merkmale für blofse Erscheinung gehalten wurde; so lange dagegen ein Bedürfnifs vorhanden war, derselben Complexion Realität, nämlich *Ein gemeinschaftliches Seyn für alle verknüpften Merkmale*, beyzulegen. Diese Gültigkeit des Begriffs ist noch nicht Erweis von der Wahrheit, *dafs* so etwas vorhanden sey; im Gegentheil, das gemeinschaftliche Seyn der verknüpften Merkmale ist eine metaphysische Ungereimtheit; es ist einer von jenen Widersprüchen, aus deren gehöriger Behandlung die metaphysischen Lehrsätze hervorgehn. Nichts desto weniger ist jenes Substrat, jenes gemeinschaftliche Seyn, der wahre, und durch die Erfahrung *zwar nicht unmittelbar gegebene, aber nothwendig herbeygeführte*, Begriff von der Substanz. Hingegen die Erklärung, Substanz sey, was nur als Subject und nicht als Prädicat existiren könne, ist eine Namen-Erklärung, die wohl an Logik, aber an kein Gegebenes erinnert. Kant aber, der bey Gelegenheit der Substanz ganze Massen von Fehlern begangen hat, begeht auch den, dafs er, um der verkehrter Weise der Erfahrung *vorausgesetzten* Kategorie[1] der Substanz *hintennach* Anwendbarkeit auf Erfahrungsgegenstände zu geben, die Zeit zu Hülfe ruft; wodurch seine Substanz ein *Beharrliches* wird, während der wahre, und gerade durch die [302] Erfahrung selbst herbeygeführte, Begriff der Substanz *gänzlich zeitlos* ist; wodurch ferner der ganze Zweig von Untersuchung verdorren mufs, der von dem Begriff des gemeinsamen Seyns eines Mehrfachen ausgeht; wodurch endlich nichts weiter gewonnen wird, als dafs man aus dem *ersten* Hauptprobleme der Metaphysik, in das *zweyte*, in das von der Veränderung sich verirre, indem der Begriff des Beharrlichen nur als Gegensatz des Veränderlichen etwas bedeutet. Kant würde diesen und noch viele andre Fehler sehr leicht vermieden haben, wenn er Locke'n aufmerksam gelesen, und sich auf dem Standpuncte von dessen Untersuchung gehörig orientirt, oder noch besser, wenn er die von Locke'n

[1] „*vorangesetzten* Kategorie" SW.

zur Untersuchung zurecht gelegten Erfahrungsbegriffe, mit *seinem* Scharfsinn erwogen hätte. Dieses aber hätte freylich geschehen müssen, ehe ein Kantisches System existirte.

Doch wenn KANT die Winke LOCKE's in Ansehung des Begriffs der Substanz nicht gehörig benutzte, so mag dies seiner allgemeinen Unachtsamkeit auf den von ihm gering geschätzten Philosophen zugeschrieben werden. In einem andern Falle ist LEIBNITZ, der LOCKE'n Schritt für Schritt verfolgt. Wir wollen ihn wiederum verfolgen, und uns die Stellen seiner *neuen Versuche,* wo er gegen LOCKE'ns Bemerkungen über den Begriff der Substanz streitet, zusammensuchen. Sie finden sich im zweyten Buche Cap. 12, § 6, Cap. 13, § 19, vorzüglich aber Cap. 23, § 1, u. s. w. endlich im vierten Buche Cap. 6, § 4 u. s. w.; diese, wenn ich nicht irre, werden alle seyn. Und was ist in diesen Stellen der Haupt-Nerv von LEIBNITZ'ens Argumenten? Etwas höflicher als diejenigen, die mich beschuldigen, Widersprüche *willkührlich ersonnen* zu haben, warnt er LOCKE'n wider das *nodum in ſcirpo quaerere:* „Sie scheinen Sich," sagt er, „ohne Noth Schwierigkeiten zu machen; und ich sehe gar nicht ein, warum die nämliche Sache so oft und immer wieder von neuem von Ihnen angegriffen wird. Wenn ich mir einen Körper denke, [303] der zu gleicher Zeit gelb und schmelzbar ist, und der Capelle widersteht, so halte ich diesen Körper für einen solchen, dessen specifisches Wesen, *so unbekannt es uns auch seiner innern Beschaffenheit nach seyn mag, diese Eigenschaften als Grundeigenschaften enthält, und durch sie wenigstens verworren erkannt werden kann.*"*

LEIBNITZ muſs durch LOCKE's Weitläuftigkeit gehindert seyn, sich in dem, von ihm zwar ausgezogenen Werke genau umzusehn; sonst würden ihm mehrere Stellen, unter andern folgende aufgestoſsen seyn, aus der er sehen konnte, daſs sein Gegner wenigstens einen Theil dessen wohl wuſste, was er ihn lehren wollte: *It is evident, that the bulk, figure, and motion of ſeveral bodies about us, produce in us ſeveral ſenſations, as of colours, ſounds, taſtes, ſmells, pleaſure, and pain, etc.*** Trotz dem sagt LEIBNITZ: „Sie scheinen noch immer anzunehmen, daſs die sinnlichen Beschaffenheiten, oder, um mich besser auszudrücken, daſs unsre Ideen davon, *nicht* von den Figuren und natürlichen Bewegungen, sondern *lediglich von dem freyen Belieben Gottes, der uns diese Ideen giebt*, abhängen."*** So misverstand LEIBNITZ einige von den frommen Aeuſserungen LOCKE's! — Aber LOCKE fährt in jener Stelle folgendermaaſsen fort: *Theſe mechanical affections of bodies having no affinity at all with those ideas they produce in us, etc.* Wenn solche Behauptungen dem Erfinder der prästabilirten Harmonie nicht zusagten (weil nach der letzteren kein Uebergang von jenen mechanischen Affectionen zu unserer Erkenntniſs statt findet): so sind sie gleichwohl viel leidlicher, als jene *verworrene* Kennt[304]niſs des specifischen Wesens *Eines* Dinges durch ein Aggregat von Eigenschaften.

---

* S. 329 im zweyten Bande der Uebersetzung der RASPE'schen Sammlung, von ULRICH.

** *Book IV. Chap. VI.* § 28.

*** ULRICH's angeführte Uebersetzung, Bd. 2, S. 325.

die nimmermehr *durch Einen Gedanken* können gedacht werden, sondern unaufhörlich *als ein neben einander liegendes Vieles*, taub bleiben gegen unsre Forderung, dafs sie angeben sollen, *was* denn das Eine, *was* denn die Substanz sey, der sie angehören.

Die Beschuldigung des *nodum in scirpo quaerere* wirft allemal den Verdacht auf den Beschuldiger, *dafs Er den Knoten nicht fühle*, *dafs er die Frage nicht einmal verstehe.* Welches denn gewöhnlich bey sonst guten Köpfen daher rührt, weil sie überall ihre eignen schon fertigen Meinungen da zur Hand haben, wo man sich erst auf den Standpunct einer beginnenden Untersuchung zurückversetzen sollte. Wie die Kantianer mit ihrer, aus der kategorischen Urtheilsform *(si diis placet!)* hergeleiteten Kategorie der Substanz, mit ihren Sätzen vom Beharrlichen, welches ein *äufseres* Ding, eine Materie seyn mufs, deren Grundbestimmungen in *Relationen* bestehn, nämlich im Anziehen und Abstofsen, — sich da in den Weg stellen, wo man nach dem *Nicht-Relativen*, dem Subsistirenden, dem Zeitlos-Seyenden; dem *nicht aus der Logik* sondern *aus der Erfahrung* zu erkennenden, und durch die Erfahrung nothwendig erzeugten Begriffe der Substanz fragt: — so konnte auch Leibnitz, der Locke'n überhaupt mehr durch Zwischenreden unterbricht, als sich bemüht mit ihm zu untersuchen, an[1] die Substanz nicht denken, ohne dafs ihm die innere Thätigkeit, das Vorstellen und Streben, — er konnte an die Körper nicht denken, ohne dafs ihm der von Leben wimmelnde Fischteich, womit er sie zu vergleichen pflegt, dabey einfiel. Begeistert, und beynahe berauscht, (etwas minder zwar als einige Neuere) war er von dem Gedanken des allgemeinen Lebens. Daher konnte er sich in den mühsamen, aufs genaueste bey der Erfahrung anhebenden Gang der Untersuchung nicht finden, welchen derjenige wählt, der vom [305] gemeinen Leben, von der inneren ursprünglichen Thätigkeit der Monaden nichts hören will, das ohne vollständige Prüfung der Begriffe und Sätze nach ihrer Denkbarkeit und nach ihren Beweisen, auf gut Glück hin behauptet wird.

Mit jener Bemerkung, dafs die sinnlich bekannten Eigenschaften der Dinge ein zufälliges Aggregat bilden, hängt aufs genaueste zusammen und führt mit ihr zu gleichem Ziele eine andre, *dafs keins der sinnlichen Merkmale geradehin dem Dinge zukomme*, *indem Umstände erfordert werden*, *damit sich das Merkmal zeige.* (So bedarf die Farbe des Lichts, die Klänge bedürfen der Luft, u. s. w.) Locke macht diese Bemerkung im obigen Zusammenhange; — und Leibnitz findet sie vortrefflich! So geschieht es, wo einer in den Zusammenhang der Gedanken des andern nicht eindringt; er lobt hier und tadelt dort, ohne zu merken, wie eins mit dem andern stehe und falle.

Gleichsam um die fernern Erläuterungen vorzubereiten, die ich in psychologischer Hinsicht über den Gegenstand zu geben habe, macht Leibnitz, seiner Meinung nach wider Locke, zweymal eine sehr wahre Bemerkung, die jedoch meiner Meinung nach weder Locke noch irgend Jemand zu verkennen gewohnt ist, und aus der für Leibnitz'en nicht das Geringste folgt. „Die Erkenntnifs der Dinge *in concreto* betrachtet geht

[1] „an" fehlt in SW.

vor der Kenntnifs der abstracten Dinge allemal vorher. Wir kennen *das Warme* eher als *die Wärme*.“

Was ist denn hier das Warme? vermuthlich die Substanz, welche ihren Accidenzen vorausgeht, und wohl gar voraus erkannt wird! damit ja Niemand, auf LOCKE'ns treffende und vielfältige Warnung achtend, daran zweifele, dafs wirklich das Aggregat der Merkmale *selbst* die Substanz, und unsre Erkenntnifs des *einen* auch, wenigstens verworrener Weise, die der *andern* sey! — Und freylich denken wir eher das Aggregat, als die einzelnen Bestimmungen desselben. Denn allerdings ist [306] keine Kantische Synthesis nöthig, um aus den einzelnen Merkmalen ein Aggregat zu machen;* sondern die gleichzeitigen Wahrnehmungen compliciren sich ohne Weiteres in der Einen Seele, und es wird Ein ungetheilter Act des Vorstellens, Eine Totalkraft, vermöge deren das sinnliche Ding als Ein Ding vorgestellt wird, ohne den geringsten Zweifel, ob denn auch die (noch gar nicht unterschiedenen) Merkmale zusammengenommen Eins, und *Was für Eins* sie ausmachen? Dieser Mechanismus der Complexionen wirkt im gemeinen Vorstellen der Dinge überall. Wir sehen eine Flamme, und denken *das Heifse* zugleich als *leuchtend*, als *spitzig* und *beweglich;* es fällt uns nicht ein, nach der Einheit von *heifs* und *leuchtend* und *spitzig* und *beweglich* zu fragen. Wir kennen auf die Weise und in diesem Sinne wirklich viel früher das Warme als die Wärme. — Hintennach, viel später, und gar nicht alle auf einmal, sondern gelegentlich eine oder die andre, kommen die Abstractionen; es bildet sich der Begriff der Wärme, ein andermal des Lichts, wieder ein andermal des Spitzigen und Beweglichen; aber erst *nachdem sie alle sich zusammengefunden haben, wird nun endlich entdeckt*, dafs diese Merkmale, unter dem Namen der Flamme zusammengefafst, nur ein *Aggregat* ausmachen, und dafs man wohl fragen könne, was denn das eigentlich für ein *Stoff* sey, dem diese Merkmale zukommen? *Nun endlich* erst kann von einer Substanz die Rede seyn, nachdem man dahinter gekommen ist, dafs das Eine Ding (dessen Einheit ein psychologisches Phänomen war,) sich in mehrere Merkmale gänzlich auflösen lasse, deren bisher blindlings vorausgesetzte Einheit man *noch keineswegcs besitze, sondern jetzt aufzusuchen habe;* und zwar in einem übersinnlichen [307] Gebiete, weil die Sinne von der *realen* Einheit keine Kunde geben. — Dennoch dauert der nämliche psychologische Mechanismus fort; und spielt selbst den Philosophen gar üble und seltsame Streiche. Sie fragen sich, ob sie die Substanz des Dinges kennen? und antworten sich ganz ernsthaft, dafs zwar die *innere* Beschaffenheit des specifischen Wesens *unbekannt* seyn möge, (hier reflectiren sie auf die übersinnliche Einheit der Substanz), dafs aber dennoch die *bekannten* Eigenschaften *in demselben Wesen*, (soll heifsen: in der Complexion von sinnlichen Merkmalen, die nur der psychologische Mechanismus zusammenhält) *als Grund-Eigenschaften enthalten seyen*, (vermuthlich wie in einem Gefäfse; dessen *eigene* Natur wohl gar am Ende völlig bekannt werden würde, wenn man auch noch die übrigen Eigenschaften wüfste, die in dasselbe Gefäfs *hineinkommen*, indem der Physiker dem Dinge neue Merkmale *giebt* durch neue *Umstände*,

* Man wolle hier und im Folgenden, den § 118 im Auge behalten.

in die er es versetzt!) — Wer da meint, dafs ich Andern Ungereimtheiten zur Last lege die sie nicht begehen, der erinnere sich, dafs die Ausdrücke von der *unbekannten innern Beschaffenheit, die gleichwohl sinnlich bekannte Grund-Eigenschaften enthält,* nur so eben zuvor aus LEIBNITZ'ens Werke abgeschrieben wurden. Diejenigen aber, welche in den neuern Werken von KANT, FICHTE, SCHELLING, besser orientirt sind, als bey LEIBNITZ und LOCKE, würde ich wohl bitten dürfen, sich doch das Nachschlagen jener älteren Bücher empfohlen seyn zu lassen.

§ 140.

Die Erwähnung der Irrthümer, unter denen man sich bisher bewegt hat, kann fürs erste dazu dienen, uns auf einem empirisch psychologischen Standpuncte vester zu stellen, den gerade diejenigen am wenigsten zu benutzen scheinen, die von der empirischen Psychologie aus die Vernunft, oder vielmehr die Metaphysik zu kritisiren gedenken. Denn die *Mannigfaltigkeit* der Irrthümer [308] über Substanzen und Kräfte beweis't factisch, *dafs die Begriffe hievon im menschlichen Geiste nicht vest stehn, dafs sie keinesweges Kategorien oder angeborne Begriffe sind, sondern wandelbare Erzeugnisse eines durch die Erfahrung aufgeregten, durch allerley Meinungen umhergeworfenen, Nachdenkens, welches nur dann erst in eine sichere und bleibende Ueberzeugung übergehn wird, wenn die Wissenschaft, Metaphysik genannt, zur Reife gelangt.* Wie die astronomische Betrachtung, die in die Weiten des Weltbaues hinausgeht, so mufs auch die metaphysische Forschung, welche in die Tiefen der Natur hineindringt, mancherley Revolutionen durchlaufen, ehe sie so glücklich ist, solche Begriffe zu *erzeugen,* welche der Erscheinung genugthun, und mit sich selbst zusammenstimmen. Und wie es keine angeborne Ichheit giebt, sondern die Selbst-Auffassung verschiedene Perioden hat, in denen sie sehr verschiedene Resultate giebt (§ 137) so auch findet der menschliche Geist, indem er die Realität der Natur zu bestimmen sucht, bald Atomen, bald Platonische Ideen oder Pythagorische Zahlen, bald ein Eleatisches Eins, bald einen Spinozistischen Gott, der da ist ausgedehnt *und* denkend, bald Substanzen als Substrate von Eigenschaften, bald Leibnitzische Monaden, bald beharrliche Träger von Veränderungen und nach aufsen wirkenden Kräften. Meint nun ein Vernunftkritiker ganz dogmatisch *seinen* Begriff von der Substanz als eine Kategorie, als eine ursprüngliche und allgemeine Denkform hinstellen zu können: so läuft er nicht blofs Gefahr, dafs man ihm auf metaphysischem Wege die Ungültigkeit und Undenkbarkeit seines Begriffs nachweise, sondern er zieht sich auch noch den Vorwurf zu, der gesammten Geschichte der Philosophie, welche in diesem Puncte die Geschichte des menschlichen Denkens ist, Trotz geboten zu haben. — Ich bin so dreist gewesen, in meiner Metaphysik durch die Theorie der [309] Störungen und Selbsterhaltungen den Begriff der Substanz so umzubilden, dafs er keinem von allen den vorerwähnten Begriffen, keinem der bisher bekannten, sich vergleichen läfst. Meine Substanzen sind einfach, wie das Eleatische Eins, aber in der Mehrzahl vorhanden, und als im (intelligibeln) Raume befindlich zu denken, wie die Leibnitzischen Monaden; sie sind diesen Monaden ungleich, indem sie nicht ursprünglich leben und wahrnehmen, aber ihnen ähnlich, indem alle ihre

wahre Thätigkeit innerlich vorgeht, und nur mit geistiger Thätigkeit eine Analogie verstattet; ihre räumlichen Kräfte sind blofser Schein, aber dieser Schein, wiewohl verschieden von einer Kantischen Erscheinung, ist dennoch völlig gesetzmäfsig, und zunächst bestimmt durch Gesetze der Attraction und Repulsion, nicht minder als die Kantische *substantia phaenomenon*, die Materie; — endlich verschwinden alle diese gemachten Vergleichungen, indem man einsieht, dafs sie nur zufällig sind, dafs aus ihnen der Begriff von diesen Substanzen sich gar nicht zusammensetzen läfst; sondern dafs man erst aus der beobachteten Form der Erfahrung, die uns Dinge darstellt, welche nichts als Complexionen von Merkmalen sind, zu der allmählig sich entwickelnden metaphysischen Erkenntnifs gelangen mufs, unter welchen Bedingungen die eigentlichen *Wesen* in[1] *Substanzen* übergehn; um von hier aus alle jene Vergleichungen verstehen und selbst finden zu können. Man wird zweifeln, ob meine Theorie richtiger sey als eine der früheren; und ich werde mich wohl hüten, die Theorie durch Betheuerungen bekräftigen zu wollen. Aber eben so wenig werde ich auf die Versicherungen derer achten, die da meinen, *ihre* Meinung sey die wahre Aussage von den, dem menschlichen Geiste inwohnenden Grundbegriffen von der Substanz und der Kraft. Ist meine Theorie unrichtig: so bestätigt sie meine jetzige Behauptung, dafs diese Begriffe ein noch unvollendetes Werk sind, an welchem der menschliche Geist fortdauernd arbeitet; sie bestätigt meinen Satz: *dafs die* [310] *menschliche Auffassung der Welt im Werden begriffen ist.*

Daraus folgt dann sogleich, *dafs auch die Täuschungen, die in diesem Werden nach einander entstehen, sehr mannigfaltig, dafs sie den verschiedenen Bildungsstufen angemessen sind, welche successiv erreicht werden;* dafs sie also *in kein Register*, etwa von Antinomieen der reinen Vernunft, *sich einschliefsen lassen.*

§ 141.

Ursprünglich ist jede Wahrnehmung (wie roth, blau, süfs, sauer,) rein positiv, oder affirmativ; sie stellt daher ihr Object nicht als Merkmal oder Eigenschaft eines Dinges, sondern gerade so dar, wie es bleiben müfste, wenn ihm das Seyn sollte zugeschrieben werden. (Vergl. Hauptpuncte der Metaphysik § 1) [s. Bd. II vorl. Ausg.]

Auf den gegenseitigen Hemmungen der Vorstellungen unter einander beruhen die Negationen, und die Zweifel, ob auch das Wahrgenommene sey oder nicht sey; endlich die Unterscheidungen der Eigenschaften, denen nur ein inhärentes Seyn, und eben darum *kein wahres* Seyn zugeschrieben wird, von den *Sachen*, in welche die Realität der Eigenschaften (des ersten Positiven) zurück verlegt wird.

Die Wanderung der Realität aus den Eigenschaften in die Sachen ist nur der erste Schritt zu einer weiteren Reise. Auf höhern Bildungsstufen entsteht die Frage nach der Einfachheit der Stoffe. Wie vorhin den Eigenschaften die Sachen, so werden jetzt den Sachen die *Elemente* entgegengesetzt; *diese* sind nun das wahre Reale; von ihnen haben die

[1] „in" gesperrt SW.

Sachen eine *geliehene* Realität, nicht anders als vorhin die Eigenschaften von den Sachen.

Die Elemente, Feuer, Wasser, Luft, Erde, — müssen sich weiterhin die Versuche des Chemikers gefallen lassen. Nun werden Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, das Reale; hingegen Wasser und Luft, vorhin [311] Elemente, haben nur noch eine geliehene, das heifst, keine wahre Realität. Jedoch auch hiebey bleibt es nicht, sondern:

Der Idealist findet, dafs, wie die Eigenschaften, so die Sachen, die Elemente, die Grundstoffe des Chemikers, nur Anschauungen und Gedanken sind. Dahinter ist das Ich, welches dem Nicht-Ich Realität leiht.

Aber auch der Idealismus wird widerlegt; einfache Wesen, ursprünglich ohne alle Mehrheit von Bestimmungen, treten hervor; auf das Zusammen solcher Wesen, wird jedes Merkmal eines sinnlichen Dinges zurückgeführt.

So wandert der Begriff des Seyn! Er zieht sich immer tiefer hinter das sinnlich Gegebene zurück; und immer weiter wird der Weg von diesem Gegebenen bis zu dem Realen, wovon es getragen, woraus es erklärt wird. — Aber der Begriff des Seyn mufs für jede Bildungsstufe der Erkenntnifs sich *irgendwo* befinden, weil sonst *Alles* als *Nichts* vorgestellt würde.

Wo er sich finde: das ist das Erste, Charakteristische für diese Bildungsstufe in Hinsicht der ihr zugehörigen Auffassung der Welt.

Hiernach richtet sich insbesondere der Begriff der Substanz. Da nun der erste von den zuvor bemerkten Schritten bey allen Menschen wirklich vorkommt: so gelten dem gemeinen Verstande die *Sachen* für das Seyende, und der Name *Realität* stammt her von *res*. Die Sachen sind, psychologisch betrachtet, Complexionen von Merkmalen; diesen wird unmittelbar das Seyn zugeschrieben. *Es ist also die erste, gewöhnlichste Täuschung in der Auffassung der Welt, Aggregate sinnlicher Merkmale ohne Frage nach dem Princip ihrer Einheit, für wahre Einheiten, und diese eingebildeten, durch gar Nichts* (aufser durch einen psychologischen Mechanismus) *verknüpften Einheiten, für real zu halten; während man sie bey einer genauern Untersuchung nicht* [312] *einmal denkbar findet, indem ein Vieles, das sich ohne alles Band blofs beysammen findet, nicht Eins seyn kann.*

Wenn aber weiterhin, *vermöge der Urtheile*, den eingebildeten Einheiten ein Prädicat nach dem andern einzeln beygelegt wird: so lösen sich die Einheiten auf in lauter Prädicate; und es entdeckt sich, dafs nun für die sämmtlichen Prädicate *gar kein Subject* da ist. Jetzt folgt die *zweyte* Täuschung; *die Stelle des Subjects, dergleichen der Prädicate wegen nicht wohl zu entbehren ist, wird ausgefüllt durch ein unbekanntes Substrat,* (wie bey Locke, § 130) das gleichwohl nicht als schlechthin einfach, (wie ein wahres Wesen), sondern entweder räumlich bestimmt, (als ein Atom,) oder als Besitzer von allerley Kräften und Thätigkeiten, (wovon die Leibnitzischen Monaden ein Beyspiel geben) gedacht wird: und das von hier aus zu gar mancherley vielgestaltigen Irrthümern Gelegenheit bietet.

Zu den ärgsten unter diesen Irrthümern gehört einer, der als Verbesserung auftritt. Der Begriff des unbekannten Substrats sey im Grunde gänzlich leer; man könne ihn entbehren, *indem man die daran geknüpften Kräfte und Thätigkeiten* (bey deren Inhärenz in dem Stoffe sich freylich

nichts denken läfst) *selbst als das wahre Reale ansehe.*[1] — Dadurch verwandelt sich das Reale nun gar in ein Relatives, das Schlechthin gesetzte in ein Bedingtes; denn Thätigkeiten sind nichts ohne, von ihnen zu unterscheidende, Producte, und Kräfte nichts ohne leidende Objecte. Sollen die Kräfte nicht nach aufsen gehn, so kommen, als Extreme von Ungereimtheit, jene Wirbel zum Vorschein, worin sich die *causa sui* mit dem *effectus sui* herumdreht.

Die letzterwähnten Irrthümer können wir jedoch hier nicht weiter verfolgen; wir müfsten sonst die Kritik der Systeme einzelner Philosophen vornehmen, welches uns viel zu weit über unser Ziel hinausführen würde. Es [313] kommt hier nur darauf an, psychologisch zu erklären, wie *derjenige* Begriff der Substanz entspringe, *und im Denken erzeugt werde*, der allgemein einem Jeden vorschwebt, sobald es ihm einfällt, die Substanz eines Dinges von dessen Beschaffenheiten zu unterscheiden. Und diese Erklärung ist schon geleistet. *Die Erzeugung des Begriffs der Substanz geschieht*, wie gesagt, *durch diejenigen Urtheile*, in welchen die sämmtlichen Prädicate, *einzeln* genommen, den Sachen beygelegt werden. Auf welche Weise sich dergleichen Urtheile, nicht etwan alle auf einmal, sondern eins nach dem andern bey vorkommenden Gelegenheiten, entwickeln, ist im § 123 gewiesen worden. Es müssen nun allmählig *alle* diejenigen Urtheile sich ansammeln, und zugleich ins Bewufstseyn treten, wodurch einer Sache ihre verschiedene Merkmale einzeln genommen sind beygelegt worden. Alsdann ergiebt sich zuvörderst eine Gleichung, oder, wenn man will, eine Definition für diese Sache; sie ist = allen ihren Merkmalen.

Nun aber macht sich der Gegensatz fühlbar zwischen der Einheit der Sache und der Vielheit der Merkmale. Die Gleichung kann also nicht bestehen. Und die vorigen Urtheile würden sämmtlich ungereimt werden, wenn sie bestünde. Die Sache heifse A; ihre Merkmale seyen a, b, c, d, e. Wäre nun $A = a + b + c + d + e$, so würde der Satz, A ist a, A ist b, u. s. w. sich in die falsche Gleichung verwandelt haben: $a = a + b + c + d + e$; oder $b = a + b + c + d + e$, u. s, w. Daher ändert sich nun der Ausdruck in jedem von jenen Urtheilen. Es heifst nun nicht mehr: A ist a, z. B. der Schnee ist weifs; sondern A *besitzt* a, der Schnee besitzt das Kennzeichen oder die Eigenschaft der weifsen Farbe. Man sagt nicht, die Substanz *ist* ihr Accidens, sondern, sie *hat* ein Accidens. Wird dieses durch die sämmtlichen erwähnten Urtheile durchgeführt, so ist A nur noch der *Besitzer* der sämmtlichen Eigenschaften, es ist nicht mehr durch dieselben zu definiren, sondern es bietet nur [314] für sie den gemeinschaftlichen Anknüpfungspunct dar, es ist ihr *Träger*, ihr *Substrat*. Dies heifst eben so viel, als: der Begriff der *Sache* verschwindet; der Begriff der *Substanz* tritt an ihre Stelle. Die Sache glaubte man zu kennen; die Substanz ist unbekannt. Wer noch glaubt, zu wissen was der Schnee ist, wenn er sagt, der Schnee sey weifs, kalt, locker, u. s. w. oder wer noch meint, die Qualität des Goldes anzugeben, wenn er es als einen gelben, schweren, dehnbaren, feuerbeständigen

---

[1] „*ansehn*“ O (Druckfehler).

Körper, u. s. w. beschreibt: der denkt noch das Gold und den Schnee als Sachen, keinesweges als Substanzen. Erst wenn er merkt, dafs diese Dinge nicht die Summen ihrer Eigenschaften, oder rückwärts, dafs die Summen der Eigenschaften nicht die Dinge selbst seyn können: dann verwandeln sich für ihn die Dinge in Substanzen. Daher liegt die Probe davon, dafs man wirklich auf den Begriff der Substanz gekommen sey, wirklich diesen Begriff erzeugt habe, in nichts anderm, als in dem Gefühl der Verlegenheit, welche aus der Frage entstehen mufs: *was ist nun die Substanz?* Klar wird dieser Begriff erst, indem man den Satz rein ausspricht: die Substanz ist gänzlich unbekannt, indem die Eigenschaften, die ihr anhängen, unmöglich sie selbst seyn können.

Dafs Locke diesen Gedanken bestimmt angiebt, ist oben bemerkt, (§ 139). Wenn aber andre Metaphysiker von der Substanz andre Erklärungen geben, so liegt es nicht daran, dafs sie den eben entwickelten Begriff nicht hätten, sondern dafs sie ihn überspringen: indem sie ihn weiter erklären oder verarbeiten wollen. Und das ist höchst natürlich. Denn freylich kann die Metaphysik den Begriff nicht so lassen, wie er zuerst ist erzeugt worden. Was sie aber aus ihm machen werde? das ist eine Frage, die in den verschiedenen Systemen eine verschiedene Antwort bekommt, und die nicht hieher gehört.

§ 142.

Indem wir jetzo hinübergehn zu der Untersuchung, [315] wie der Begriff der Causalität, auf Veranlassung des sinnlich-Gegebenen, ursprünglich erzeugt werde: dürften wir wohl wünschen, dafs uns hier eine eben so deutliche und nachdrückliche Hinweisung auf den Hauptpunct, möchte zu Hülfe kommen, wie jene von Locke, in Ansehung des Begriffs von der Substanz. Allein schwerlich wird eine solche in den berühmten Werken unserer Vorgänger zu finden seyn. Zwar deutet auch diesmal Locke auf die rechte Stelle; man vergleiche Capitel 26 des zweyten Buchs. Allein er ist hier nicht ausführlich; und am wenigsten scheint er geahndet zu haben, wie weit sich seine Nachfolger vom rechten Wege entfernen würden.

Unter diesen wird man hier zuerst und vorzugsweise an einen Schriftsteller denken, dessen ich bisher nicht erwähnt habe, und dem ich in der That, so geistreich er seine Leser zu unterhalten weifs, doch kein grofses Gewicht beylegen kann. Ich meine den berühmten David Hume; durch dessen Untersuchungen, besonders über den Causal-Begriff, Kant so lebhaft angeregt wurde. Mit Vergnügen zolle ich bey dieser Gelegenheit unserm Kant den Tribut der aufrichtigen Dankbarkeit; denn wenn Hume auf mich äufserst wenig Wirkung macht, so suche ich den Grund davon einzig darin, dafs gerade Kant, ungeachtet seiner Fehlgriffe eben *in dem* Puncte, worüber er wider Hume'n streitet, doch im Ganzen genommen für uns Deutschen eine kräftigere Gymnastik des Geistes bereitet hat, als diejenige war, mit welcher Er sich behelfen mufste. —

Hume beginnt seine ganze Lehre mit der Unterscheidung der Eindrücke und der Begriffe; er behauptet, die letztern seyen lediglich Copieen

der ersteren.* Dies ist ein bloſser Einfall; noch dazu ein unglücklicher Einfall; endlich ein so wenig überlegter Einfall, daſs eine, [316] gleich anzugebende, leichte Folgerung, die sich hätte daraus ziehen lassen, und die auf den rechten Weg hätte führen können, ihm nicht einmal in den Sinn kommt. Die Art, wie er seinen Satz zu beweisen unternimmt, ist im geringsten nicht *skeptisch*, wohl aber so leichtsinnig als möglich; Leibnitz würde dazu gelächelt haben. Er schiebt nämlich dem Gegner den Beweis zu, daſs *nicht* jeder Begriff, den wir untersuchen, von gleichartigen Eindrücken die Copie, oder aus solchen Copieen zusammengesetzt sey. Man kann ihm sogleich damit dienen, indem man ihm nur das zunächstliegende, den wahren metaphysischen Begriff der Substanz und Kraft, entgegenhält; welcher, gleichviel ob wahr oder falsch, doch wenigstens vorhanden ist. Weiter beruft er sich auf die Unmöglichkeit, daſs der Blinde von den Farben, der Taube von den Tönen einen Begriff habe; es versteht sich aber von selbst, daſs von solchen Begriffen, deren unmittelbarer Gegenstand die Empfindung ist, hier nicht geredet wird. Dabey verwechselt er noch obendrein die Stärke einer Vorstellung mit ihrer ungehemmten Klarheit, indem er behauptet, die abgezogenen Begriffe seyen schwach *und* dunkel; die Empfindungen stark *und* lebhaft. Nichts weniger! Die Begriffe sind in der Regel stark, obgleich dunkler, die Empfindung verhältniſsmäſsig schwach, obgleich lebhaft. Der arge Empirismus, in welchen er nun verfallen muſs, indem er jedem Begriffe die Gültigkeit bestreitet, dessen entsprechende Impression nicht kann aufgewiesen werden, ist das gröſste Unglück, was einem Denker als solchem begegnen kann, indem es ihn um den besten Gewinn bringt, der durchs Denken mag erworben werden, und der eben hauptsächlich in den *neuen* Gedanken besteht, welche, allen Impressionen unähnlich, gerade nur Producte des Denkens sind. Wenn aber endlich Hume uns sagt, es gebe zweyerley Impressionen, theils solche die aus der Empfindung, theils solche die von den ins Bewuſstseyn zurückkehrenden Begriffen herrühren: so ist beynahe un[317]begreiflich, daſs seinem ersten Einfalle nicht ein zweyter nachfolgte, der sich sogleich darbietet. Dieser nämlich, daſs, wenn einmal die rückkehrenden Begriffe eine Quelle von *neuen Impressionen* sind, sie wohl auch eben so gut *neue Begriffe* erzeugen könnten. Durch diesen einfachen Gedanken wäre Hume aus dem Gefängnisse erlös't gewesen, in das er sich selbst sehr unnöthiger Weise eingesperrt hatte. Er dürfte nur den Bedingungen und Umständen nachgespürt haben, unter denen sich aus frühern Begriffen andere und neue entwickeln; alsdann würden ihm diese neuen Begriffe keinesweges verdächtig geworden seyn, gesetzt auch, daſs sie als Copieen der ersten Impressionen sich nimmermehr betrachten lieſsen.

Was nun insbesondere die Untersuchung über den Causalbegriff anlangt: so verdirbt sich Hume dieselbe durch die Art, wie er sie angreift. Er räumt gleich Anfangs der Ursache eine Priorität *in der Zeit* vor der Wirkung ein; — *weil sonst alle Succession vernichtet würde.* Gerade das Gegentheil! Es ist eine groſse, höchst wichtige metaphysische Wahrheit, daſs die Succession der Begebenheiten ganz und gar nicht in der Causa-

* Hume über die menschliche Natur, übersetzt von Jacob. S. 25.

lität liegt, durch die sie geschehen; man mufs die Succession aus einem ganz andern Grunde erklären. (S. Hauptpuncte der Metaphysik § 9.) [s. Bd. II vorl. Ausg.] HUME hat hier die richtige Consequenz gesehen; dafs, wenn die Ursache mit der Wirkung zugleich sey, alsdann aus dem Causalverhältnifs der Zeitverlauf der Begebenheiten sich nicht erklären lasse; er hatte nur Unrecht, sich vor dieser Folgerung zu scheuen. Uebrigens konnte der allerpopulärste Begriff der Ursachen und Wirkungen ihm sagen, dafs die vollständige Ursache mit ihrer Wirkung nothwendig streng gleichzeitig seyn müsse, denn eine Ursache ohne Wirkung ist ungereimt; und eine Ursache, die *noch nicht* wirkt, ist *so lange* ungereimt, *wie lange* sie ihr Wirken aufschiebt. Weiter hin überlegt er, aus welchem Grunde man sage, es sey nothwendig, dafs jedes Ding, dessen Existenz einen Anfang hat, auch eine [318] Ursache haben müsse? — Hierin liegt, aufs gelindeste gesagt, eine gefährliche Zweydeutigkeit des Ausdrucks. Soll das Wort *Existenz* soviel bedeuten als *reines Seyn*, so ist die Frage verschroben, und die drey Begriffe des *Seyn*, des Anfangs, also der *Zeit*, und der *Causalbegriff*, sind allzumal durch ihre verkehrte Zusammensetzung verdorben. (Man kann hier den zweyten und dritten Abschnitt des vierten Theils in meinem Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie vergleichen.) [s. Bd. IV vorl. Ausg.] Soll hingegen die Frage einen richtigen Sinn haben, so mufs man eine solche Existenz verstehen, die wirklich anfangeu könne, also nach Römischem Sinne des Worts *exiftere*, ein hervortretendes Accidens an irgend einer Substanz, denn nur das Accidens fällt in die Zeit, nicht aber die Substanz. Dafür nun wird sich in der That der Grund angeben lassen, weshalb wir schon im gemeinen Leben sagen, das Accidens erfordere zu seinem Hervortreten eine Ursache; und wir werden gleich mit Mehrerem darauf kommen. Hier aber merke man zuvörderst, wie leicht es geschehe, dafs die falsche Stellung der Frage, die ganze Untersuchung verderbe. *Veränderungen* sind es, und sie ganz allein, denen Ursachen zugehören. Wer den Begriff des *Seyn* gehörig erwogen hat, wird nimmermehr *dafür* eine Ursache verlangen; obgleich auch LEIBNITZ irgendwo nach einem zureichenden Grunde fragt, warum vielmehr etwas sey als nichts sey. Weiter kann ich mich auf diesen rein metaphysischen Gegenstand hier nicht einlassen.

HUME behauptet nun weiter, die Begriffe der Ursache und Wirkung seyen *verschieden; darum* seyen sie trennbar. Er fügt ausdrücklich den Obersatz seines Syllogismus hinzu: *Alle verschiedenen Begriffe lassen sich trennen.* Dieser Obersatz ist so offenbar falsch, dafs man sich fast schämen mufs, ihn zu widerlegen. Kannte denn HUME nicht das erste, merkwürdigste, aller Speculation zum Grunde liegende Factum, dafs es Begriffe giebt, die verschieden sind, und sich [319] dennoch *auf einander beziehen*, oder in einer nothwendigen Verknüpfung stehn? So die drey gegebenen Stücke eines Dreyecks mit den drey zu suchenden; so die Basis eines Logarithmensystems und der Modulus; — doch ich habe schon in den §§ 11 und 12 Beyspiele angeführt, wenn dergleichen überall nöthig sind.

Hiemit jedoch ist im gegenwärtigen Falle so gar Nichts gewonnen, dafs die Frage überall nicht hätte angeregt werden sollen. Darauf kommt es an, ob eine jede Veränderung müsse betrachtet werden als eine Wirkung; ist dies, so versteht sich, dafs sie auch eine Ursach habe.

Die Beziehung nun zwischen dem Begriff der Veränderung und dem der Wirkung, vermittelst des letztern aber auf den der Ursache, — diese ists, die HUME nicht zu finden weifs; und die allerdings mufs nachgewiesen werden, wenn der Gegenstand soll aufgeklärt werden. Mit seinem Nicht-zu-finden-wissen aber vermengt HUME noch einen, ganz heterogenen Gedanken; diesen, dafs es kein einziges Object gebe, welches die Existenz eines andern in sich schliefse; was so viel heifst, als, wir können es keinem Dinge ansehen, oder aus unserer Kenntnifs *seiner eigenen Natur* schliefsen, dafs es *aufser sich selbst*, in einem andern, leidenden Objecte eine Veränderung hervorbringen werde.

Und dies letztere ist denn der Gedanke, welcher bey KANT sich wiederhohlt findet: „*es ist gar nicht abzusehen, wie darum, weil Etwas ist, etwas anderes nothwendigerweise auch seyn müsse;*" (KANT's Prolegomena S. 8). Eine grofse Wahrheit; die leider! abermals über den eigentlichen Fragepunct gar nichts entscheidet. Denn die Frage war nicht, ob wir, *ausgehend von dem Dinge*, das man *Ursache* nennt, ihm die Nothwendigkeit seines Wirkens anmerken könne, sondern umgekehrt, ob wir, *ausgehend von der Veränderung*, sie nothwendig als ein Bewirktes ansehen müssen.

[320] Wenn jetzo HUME sich an die Erfahrung wendet, so thut er es wiederum auf eine Weise, wobey er die Winke, welche diese grofse Lehrerin ihm giebt, nicht einmal gehörig benutzt. Die Erfahrung sagt nicht blofs, dafs wir einmal wahrgenommene Folgen von Begebenheiten *associiren*, und durch wiederhohlte Wahrnehmung ähnlicher Fälle einprägen: sondern sie lehrt auch, dafs Naturforscher, welche die Unsicherheit solcher Erwartungen gar wohl kennen, und deshalb auch in der Angabe *bestimmter* Ursachen zu *bestimmten* Wirkungen sehr behutsam verfahren, dennoch mit gröfster Vestigkeit *irgend eine* Ursache da voraussetzen, wo sie gegen jede Association der Einbildung sich stemmen, oder auch, wo sie in der Beobachtung noch gar nichts finden, das sie für die Ursache zu halten sich bewogen fänden. Diese entschiedene Voraussetzung einer, wiewohl unbekannten Ursache, als ein psychologisches Phänomen betrachtet, kann aus blofser Gewohnheit, wie HUME will, auf keine Weise erklärt werden. Hier ist die Kantische Lehre mehr befriedigend; indem eine ursprüngliche Denkform angenommen wird; — die jedoch, als blofse Regel der *Zeitfolge*, den Causalbegriff nicht erschöpfend erklärt, und wobey immer noch die Hauptsachen verfehlt werden, theils in der metaphysischen Theorie der Causalität, theils, was uns hier angeht, in der Nachweisung des psychologischen Ursprungs jenes Begriffs.

Das Gegentheil einer jeden Beziehung, oder eines jeden nothwendigen Zusammenhanges, einer jeden Synthesis *a priori* zwischen zwey Begriffen, — ist der Widerspruch, welcher entstehn mufs, indem Eins, das ohne ein Anderes nicht gedacht werden kann, dennoch ohne dies Andere gedacht wird. Auf diesen Widerspruch müssen wir auch im gegenwärtigen Falle unsere Aufmerksamkeit richten.

Man denke sich die Veränderung ohne Ursache. Sogleich wird der Gedanke entstehn, dafs die Verände[321]rung hätte unterbleiben sollen, ja dafs sie würde unterblieben seyn, und dagegen das jetzo veränderte

Ding *in seinem vorigen Zustande* würde beharret haben. Wenn die anziehende Kraft der Sonne wegfiele, sagt der Astronom, so würde jeder Planet die Richtung seiner Bahn, die er einmal hat, behalten; er würde in dem Augenblicke, da die Sonne aufhörte in ihn zu wirken, nach der Tangente seiner Bahn fortgehn. — Gleichwohl krümmt sich die Bahn des Planeten. Geschieht dies ohne Ursache: so liegt der Widerspruch vor Augen, dafs, obgleich er seine vorige Bewegung noch hat, diese doch der Richtung nach nicht mehr dieselbe ist wie zuvor. Eben diesen Widerspruch ergeben alle Veränderungen ohne Ursachen. Das Veränderte soll noch dasselbe, und auch nicht dasselbe seyn wie zuvor! — Und der Widerspruch kann nur gelös't werden, indem man sich weigert, die Veränderung als etwas der eigenen Natur des veränderten Gegenstandes angehöriges zu betrachten; indem man sie vielmehr als etwas Fremdes, von aufsen eingedrungenes bezeichnet; das also auf das Aeufsere, auf die stets begleitenden Umstände müsse geschoben werden.

Hier finde ich mich wieder bey der schon im § 35 und anderwärts gegebenen Erläuterung. Um diese hier *im psychologischen Sinne* zu vollenden, also, um nachzuweisen, wie der *gemeine* Verstand sich den Causalbegriff denke, und wieweit er damit komme, *welche Schwierigkeiten er eben dadurch für die Metaphysik zurücklasse:* mufs ich zuerst wieder an die Begriffe von Sachen und von Substanzen erinnern. (§ 118. 139—141.) Dabey nun werde ich allerdings zum Theil auf HUME's Weg kommen; denn in welchem unvollkommenen, schlechten, der Wissenschaft unerträglichen Zustande sich gemeinhein und *grofsentheils* der Begriff der Ursache in den Köpfen der Menschen wirklich befinde, das hat HUME nur gar zu treffend nachgewiesen.

Sowohl das Veränderte als das Verändernde wird ursprünglich als eine Sache aufgefafst. Demnach als eine [322] Complexion von Merkmalen. Die Veränderung besteht darin, dafs aus der Complexion ein Merkmal (wo nicht mehrere) entweicht, ein entgegengesetztes an die Stelle tritt. Wegen der übrigen, beharrenden Merkmale wird dennoch die Sache für dieselbe gehalten wie zuvor. Während nun das neue Merkmal als ein Fremdes, von aufsen eingedrungenes angesehen wird; (denn die alte Vorstellung der Sache, wie sie war, und die neue, wie sie nach der Veränderung ist, hemmen und drängen einander): schreibt man ihm gleichwohl kein selbstständiges Daseyn zu; indem man im Allgemeinen schon *gewohnt* ist, ein solches Merkmal als etwas inhärirendes zu betrachten; oder indem es vielleicht gar nicht einmal möglich ist, ihm Selbstständigkeit beyzulegen. Hat sich z. B. die Farbe, oder die Härte geändert, so ist man aus der Kenntnifs der sinnlichen Dinge schon *geübt*, dergleichen blofs als Eigenschaft irgend einer Sache zu betrachten; ändert sich aber die Richtung eines bewegten Körpers, so läfst sich die neue Richtung, da sie eine blofse Raumbestimmung ist, überall nicht für sich allein denken. Demnach ist ein Bedürfnifs vorhanden, das in der Veränderung hervorgegangene Merkmal an etwas Selbstständiges, an eine Sache bequemer als vorhin anzulehnen. Dies geschieht wirklich, sobald neben dem Veränderten jedesmal eine andre, hinzugetretene Sache beobachtet wird; als welche sich nun mufs gefallen lassen, ein Merkmal aufzunehmen, das zwar mit

ihr verknüpft ist, nämlich als Glied einer von ihr ausgehenden *Reihe*, (wie wenn wir das Bley als schwer und niederdrückend, das Feuer als verzehrend, das Scheidewasser als fressend, den Arsenik als giftig denken;) das jedoch *in ihr selbst*, die auch eine Complexion von Merkmalen ist, genau genommen nicht angetroffen wird, sondern das vielmehr in jener veränderten Sache, (der verzehrten, zerfressenen, u. s. w.) Platz genommen hat. Auf diese Weise entsteht ein neuer Begriff, der sich an den der Sachen nicht blofs anhängt, sondern der sich *fernern Verbes*[323]*serungen* unterwerfen mufs, *so oft der Begriff der Sachen im weitern Nachdenken ein neues Gepräge bekommt*. Die Sachen verschwinden; Substanzen treten an ihre Stelle. Diese Substanzen bekommen *Kräfte*, insofern sie die Träger sind von den *neuen* Merkmalen *anderer* Dinge. *Wie* dergleichen Kräfte ihnen angehören mögen, bleibt fürs erste unbestimmt, und eben so *räthselhaft*, als wie ihre eignen Accidenzen ihnen inwohnen können; oder, um ein früheres Beyspiel anzuführen, wie einem Leibe die *Bilder* anderer Dinge und Leiber inwohnen können; (§ 133). Der Begriff der Kraft aber verhält sich zu dem der Ursache wie der Begriff der Substanzen zu dem der Sachen. Die Ursache ist die Sache, die den Ursprung der Veränderung enthalten soll; ohne alles weitere Kopfbrechen über die Möglichkeit solches Ursprungs. Die Kraft hingegen ist geheimnifsvoll wie die Substanz; sie wird in dem unbekannten Innern der letztern gesucht.

Für das metaphysische Nachdenken aber ist die Ungereimtheit im Begriffe der Kraft auffallender als die im Begriff der Substanz. Denn einer Substanz ihre eigenen Prädicate als inhärirende Bestimmungen, zuzurechnen, und gleichsam das was sie einmal hat, als ihren Besitz anzuerkennen, das scheint minder bedenklich; allein über sie hinausschreitend, ihr ein Prädicat aufzubürden, dessen Spur man *aufser ihr selbst*, in dem leidenden Gegenstande suchen mufs; und hinwiederum dem letzteren ein *Vermögen zu leiden* beyzufügen, das heifst, *eine Möglichkeit, in einer gewissen Rücksicht das Gegentheil dessen zu seyn was er ist:* eine solche Anmuthung fällt wohl selbst denjenigen beschwerlich, die in Hinsicht der Substanz mit den gemeinen Begriffen zufrieden sind; und es sogar übel nehmen, wenn man sie auf diesem Ruhekissen nicht will schlummern lassen.

Die allgemein-metaphysischen Untersuchungen über Substanz und Kraft gehören nicht hieher. Aber aufhellen müssen wir noch den psychologischen Grund des [324] Vorurtheils, die Ursache sey der Zeit nach vor der Wirkung. Man bemerke die doppelte Zurechnung, (wenn der Ausdruck erlaubt ist), vermöge deren das neue, in der Veränderung hervorgetretene Material theils auf die Sache die sich verändert, theils auf die Ursache bezogen wird. Nach geschehener Veränderung liegt unstreitig das neue Merkmal in derjenigen Complexion von Merkmalen, welche für die veränderte Sache gehalten wird. Aber aus dieser, der längst wohlbekannten, wie sie früher war, wird es verwiesen; es wird zurückgeschoben an die Ursache, deren wahres Eigenthum es seyn soll. Gleichwohl wenn man die Ursache als eine Sache für sich betrachtet, befindet es sich nicht unter ihren Merkmalen; vielmehr, der Augenschein dringt darauf, das neue Merkmal sey jetzo eine Eigenschaft jener Sache, die nun einmal die Veränderung erlitten hat. Was für ein Begriff kann sich daraus erzeugen? Kein

anderer als dieser: in der vorigen Zeit, als noch das veränderte Ding sich in seiner wahren Natur zeigte, müsse das ihm neuerlich aufgedrungene Merkmal *verborgen* gelegen haben in der Ursache; *aus* dieser und *von* dieser sey es gekommen; und herübergewandert an den unrechten Ort, wo es sich jetzo befinde. So verborgen denkt man sich den Tod im Arsenik; die Gesundheit in der Arzney; als etwas, das im Begriff ist, daraus hervorzutreten; als eine von da ausgehende Reihe. So mufs denn die Ursache, die da Schuld ist an der Veränderung, schon vorher existirt haben; und wer weifs, wie lange sie diese Schuld schon in ihrem Herzen getragen hat! Denn dafs die Ursache sich selbst in einer Veränderung zeige, indem sie wirke; dafs diese Veränderung abermals eine Ursache erfordere, und so fort, dies ist eine spätere Bemerkung, welche sogleich in metaphysische Speculation übergeht, und der frühern Vorstellungsart, die wir so eben erläuterten, den Umsturz bereitet.

[325] Anmerkung.

KANT's Lehre von der Causalität, — obgleich auf der Kehrseite der sogenannten kritischen Philosophie der allerdunkelste Flecken, — möchte dennoch, wie so Manches, vor mir in gutem Frieden ruhen: wenn nicht dieser Irrthum in der ungeheuersten Uebertreibung noch heute verderblich fortwirkte. Der Punct, den ich vorzugsweise im Auge habe, ist die vorgebliche Wechselwirkung aller Substanzen im Raume. Diese hat unsre Zeit in den Spinozismus zurückgestürzt, gegen welchen die heutigen Kantianer einen ganz unnützen Streit führen, so lange sie selbst die Fesseln einer Lehrmeinung tragen, die, speculativ betrachtet, durchaus grundlos und gehaltlos ist. Was für Früchte dieselbe den heutigen Magnetiseurs gebracht habe, die hoffentlich nächstens durch ihren berühmten *starken Willen* den Sirius an die Stelle unserer Sonne zaubern werden! — das weifs Jedermann. — Und wenn die heutigen Schulen bemerken, dafs *sie* es eigentlich sind, die ich hier indirect zu bestreiten im Begriff stehe, indem ich eine der ältesten Wurzeln ihres Irrthums blofs lege: so mögen sie sich nur nicht über den Vorzug wundern, welchen ich hier dem indirecten Angriff vor dem directen einräume. Selbst unter dem Unrichtigen und Verfehlten giebt es eine Wahl; das Ursprüngliche ist merkwürdiger als das Abgeleitete, und mit dem Verständigsten mag ich mich am liebsten beschäfftigen.

Der allgemeinste Fehler KANT's in der Lehre von der Causalität ist das, worauf er sich am meisten zu Gute thut; die Meinung, eine eigentlich und wahrhaft metaphysische Untersuchung über den ächten Sinn und Grund des Causalbegriffs, ganz *beseitigt;* und *an deren Stelle* eine, für sich allein zureichende Nachfrage darüber angestellt zu haben, wie *wir* in der Mitte *unserer* Erfahrung und Physik dazu kommen, den genannten Begriff anzuwenden. — *Beydes* war nöthig, sowohl diese psychologische, als jene metaphysische Untersuchung; [326] keine vermag an der Stelle der andern auch nur das Geringste zu leisten; hier so wenig, als in der Lehre von Raum, Zeit, und Substanz. Beydes mufs streng geschieden werden; denn jedes ist dem andern nur wenig ähnlich.

Es giebt Stellen in Menge bey KANT, die es verrathen, daſs er sich von einer Forderung gedrückt fühlte, welche anzuerkennen er sich gewaltsam sträubte. Z. B. in den Prolegomenen § 27; wo er von HUME's Zweifeln spricht, und hinzusetzt: „wir sehen eben so wenig den Begriff der Subsistenz ein, ja wir können uns keinen Begriff von der Möglichkeit eines solchen Dinges, (einer Substanz) machen und *eben diese Unbegreiflichkeit trifft auch die Gemeinschaft der Dinge*, indem gar nicht einzusehn ist, wie aus dem Zustande *eines* Dinges eine Folge auf den Zustand *ganz anderer* Dinge auſser ihm, und so wechselseitig, könne gezogen werden, und wie Substanzen, *deren jede doch ihre eigene abgesonderte Existenz hat*, von einander, und zwar nothwendig, *abhängen* sollen." Oder noch viel stärker in der Vernunftkritik, in der Anmerkung zum Systeme der Grundsätze, S. 291. „*Veränderung ist Verbindung contradictorisch einander entgegengesetzter Bestimmungen im Daseyn eines und desselben Dinges. Wie es nun möglich ist, daſs aus einem gegebenen Zustande ein ihm entgegengesetzter desselben Dinges folge, kann nicht allein keine Vernunft sich ohne Beyspiel begreiflich, sondern nicht einmal ohne Anschauung verständlich machen; und diese Anschauung ist — die der Bewegung eines Puncts im Raume*" ! ! !

Also ein *Beyspiel* besitzt die ungeheure Kraft, das Unbegreifliche begreiflich, eine *Anschauung*, das Unverständliche verständlich zu machen! Und dieses Beyspiel ist die Bewegung im Raume; welche, wenn auch nicht der Eleatische Zeno ihre Ungereimtheit deutlich genug gezeigt hätte, doch hier ein ganz und gar untaug[327]liches, unpassendes Beyspiel deshalb seyn würde, weil sie den eigentlichen Unsinn im Begriff der Veränderung gar nicht berührt. Denn die Bewegung läſst das, *Was der bewegte Körper ist*, völlig unangetastet; er ist an allen Orten seiner Bahn vollkommen sich selbst gleich; er ist und bleibt Eisen, oder Holz, oder Wasser, oder Luft, oder was er sonst seyn möge. Die Bewegung beunruhigt bloſs *unsre* Zusammenfassung dieses Körpers mit den andern, welchen gegenüber wir ihn im Raume anschaueten; und wir müſsten wirklich erst durch jene vorgebliche Gemeinschaft der Dinge im Raume, verblendet seyn, wenn wir nicht uns besinnen sollten, daſs die *bloſs räumliche* Gegenüberstellung nur unsre *Vorstellung* von den Dingen, in welcher ganz allein sie zusammen kommen, nicht aber die Dinge selbst angeht.

Als KANT die vorstehenden Stellen niederschrieb, hätte die mindeste Regung eines fortschreitenden Denkens ihn auf den Punct führen müssen, wo die wahre Metaphysik beginnt. Seine Klage über die Unbegreiflichkeiten, in deren Labyrinth ihn seine sogenannten synthetischen Grundsätze des reinen Verstandes — der seine Grundsätze selbst nicht versteht, mit jedem Schritte tiefer hinein führten, ist wirklich mit ganz geringer Veränderung der Worte, die deutliche Nachweisung des Widersprechenden in der Erfahrung; um derentwillen weder sie, die Erfahrung, eine Erkenntniſs ist, noch jene Grundsätze des Verstandes irgend einen Sinn haben, wenn nicht die Metaphysik sie zu dem macht, was sie seyn sollen.

Und was ist denn das, wodurch KANT sich abhalten lieſs, eine so leichte Fortschreitung des Denkens zu machen? Was ists, das seinem Vor-

trage den Beyfall der Leser auch bey solchen Behauptungen verschafft, worin die offenbare Weigerung liegt, diejenigen Gedanken rein aus zu denken, mit denen er sich und uns beschäfftigt? Was ists, das er HUME'n entgegensetzt, diesem von ihm selbst hoch erhobenen Skeptiker, den durch Beru[328]fung auf den gemeinen Menschenverstand zurückgewiesen zu haben, er dem REID, OSWALD, BEATTIE, PRIESTLEY, zum großen Vorwurfe anrechnet?

Offen will ich es aussprechen. Es ist — der gesunde Menschenverstand und nichts weiter. Dieser soll nicht um seine Erfahrung kommen, an welcher zu zweifeln er nicht erträgt.

Daſs die Erfahrung objective Gültigkeit habe, die in sich eine absolute Vestigkeit besitze, und über den Rang einer allgemeinen, gleichförmigen Gewöhnung der Menschen sich weit erhebe: behauptete KANT, und *leugnete* HUME. Stark und groſs, — gröſser als er war, würde der letztere erschienen seyn, hätte er Gelegenheit gehabt, die kaum verhüllte *petitio principii*, die ihm KANT entgegensetzte, selbst aufzudecken.

Aber welchen Zorn wird diese meine Behauptung noch heute aufregen! — Ich muſs wohl bitten, mir gelassen zuzuhören. Was ich hier sage, ist gar nicht neu. Zufällig geräth mir ein älteres Buch in die Hände, welches mir bequeme Gelegenheit giebt, einen Theil meines jetzigen Vortrags daran zu knüpfen.

Das Buch, was vor mir liegt, hat folgenden Titel: *Grundriſs der allgemeinen Logik, und kritische Anfangsgründe zu einer allgemeinen Metaphysik von* L. H. JAKOB, *Prof. der Philosoph. zu Halle. 1788.*

Darin steht S. 135, folgende Anmerkung:

„Ich glaube, daſs hier der rechte Ort sey, einer Schwierigkeit zu begegnen, die wichtig ist, und welche Herr Mag. SCHMID schon (*Kritik der r. V.*[1] 1786. S. 220 etc.) berührt hat. Sie lautet nämlich in ihrer ganzen Stärke so: „*Wer weiſs, ob es überall nothwendig ist, daſs Erscheinungen durch den Verstand verknüpft werden sollen?* Erscheinungen können ja wohl auch ganz andern Gesetzen unterworfen seyn, als Verstandesgesetzen. Es könnte seyn, daſs die Uebereinstimmung der Natur mit *einigen* Verstan[329]desgesetzen ein bloſser Zufall wäre. Der Verstand würde dann gar nichts von der Natur *fordern* können, sondern alles von ihr *erwarten* müssen. Viele Erscheinungen sind vielleicht bloſs um der Sinnlichkeit willen, und sollen gar nicht durch den Verstand verknüpft werden." Diesen mir äuſserst wichtig scheinenden Zweifel, der mir gleich beym ersten Lesen der Kantischen Kritik aufgestoſsen ist, und den vielleicht alle beträchtlichen Einwürfe gegen die Gesetze *a priori*, zum geheimen Grunde haben, habe ich versucht, auf folgende Art zu heben: — da die Dinge Erscheinungen sind, so hält man den Verstand für berechtigt, einige Anforderungen an die Gegenstände zu machen, nämlich solche, die in der Natur der Sinnlichkeit gegründet sind. *Daher wird auch gegen den Grundsatz der Quantität und der Qualität kein Einwurf vernommen.* Wenn nun der Verstand ein von der Sinnlichkeit isolirtes Ding wäre, so würde dieser den Erschei-

---

[1] In SW fehlt die folgende Angabe des Jahres „1786" zu „Kritik der r. V."

nungen keine Gesetze auflegen können. Da aber Verstand und Sinnlichkeit in einem Subjecte angetroffen werden, und zu einem Zwecke, der Erkenntnifs, vereinigt sind: so können sich ihre Gesetze unmöglich widerstreiten, weil dadurch ihre Vereinigung selbst aufgehoben würde. Der Verstand aber kann sich gar nicht anders wirksam beweisen, als durch Verknüpfung der Erscheinungen. Es wird entweder der ganze Verstandesgebrauch zerrüttet, alle Harmonie zwischen Sinnlichkeit, Verstand und Gegenständen gestört, oder die Erscheinungen müssen auch selbst unter sich den Gesetzen unseres Verstandes gemäfs verknüpft seyn." U. s. w.

Diese Stelle ist aus einem Zeitalter, das noch nicht so dreist war, Kant besser verstehen zu wollen, als er sich selbst verstand. Die Forderung, *Erkenntnifs einer gesetzmäfsigen Erscheinungswelt soll und mufs in der Erfahrung liegen*, galt damals, und zwar mit Recht, für die Grund-Voraussetzung der Kan[330]tischen Lehre. Hätte Hume diese Gesetzmäfsigkeit eingeräumt, so würde ihm wahrscheinlich niemals eingefallen seyn, das Causal-Princip als ein Werk der Gewöhnung darzustellen; denn das Gewohnte läfst sich abgewöhnen; und die Nachweisung eines Irrthums in der angenommenen Vorstellungsart ist unmittelbar die Aufforderung, man solle sich ihrer entwöhnen; oder wenigstens die Möglichkeit solcher Entwöhnung eingestehen.

Mir aber giebt die vorstehende Beantwortung jenes Einwurfs, (der sich wohl besser ausführen, aber nicht beantworten läfst,) sogleich Gelegenheit, die vermeintlich sichern Grundsätze der Quantität und Qualität auch noch in Anspruch zu nehmen. Es sind die bekannten Sätze: alles räumlich Angeschaute ist eine extensive Gröfse; und, alles Empfundene hat eine intensive Gröfse. Der erste Satz ist factisch falsch bey den *Fixsternen;* denn diese sind für unsern Sinn durchaus nichts mehr als mathematische Puncte; indem sie gerade eben so erscheinen, wie es geschehen würde, wenn ihr Durchmesser abnähme, und die Intensität des Lichts dagegen wüchse. Der zweyte Satz ist in so fern metaphysisch unrichtig, als die totale Selbsterhaltung der Seele, wovon jede graduelle Sinnes-Empfindung nur ein Bruch ist, selbst, an sich, gar keine Gröfse hat; so wenig wie die Seele die sich erhält. (Für uns aber sind solche Empfindungen, die für total gelten können, allemal mit heftigen Reizungen des Organs verknüpft; wodurch die Empfindung mit einem Schmerze gemischt wird, der sich davon nicht trennen läfst; wie wenn wir in die Mittagssonne schauen, eine heftige, betäubende Explosion hören, u. d. gl.) Man berufe sich also nur nicht zuversichtlich auf jene Grundsätze, die vielmehr eine sehr mangelhafte Kenntnifs der Bedingungen beweisen, unter welchen sich die sinnlichen Empfindungen erzeugen.

Dafs übrigens Verstand und Sinnlichkeit zu einem *Zwecke* vereinigt wären, wird die heutige Welt schwerlich bereitwilliger einräumen, als ich einräume, dafs man [331] die *Möglichkeit* einer Erfahrung postulire, deren *Ungereimtheit* ich gezeigt habe; und deren Ungereimtheit Kant selbst in den vorhin von ihm angeführten, und ähnlichen Stellen, wider seinen Willen verräth. Aber man sieht aus dieser zu Hülfe gerufenen, postu-

lirten Zweckmäfsigkeit gar leicht das richtige Gefühl hervorblicken, dafs, ohne sie, die objective Bevestigung der Erfahrung durch den Verstand, sehr zweifelhaft sey.

Bey dem Allen nun darf nie vergessen werden, dafs ich den Zwang, welchen uns die Erfahrung anthut, nicht ableugne, vielmehr selbst zum Princip meiner Untersuchungen gemacht habe. Wir können die Empfindung nicht aufheben; wir können die Complexionen und Reihen, worin sie sich giebt, nicht abändern; wir können nicht rückwärts, aber wir müssen vorwärts; und hinaus über die gemeinen Erfahrungsbegriffe des sogenannten gesunden Menschenverstandes; der nichts anderes ist als ein nur kaum angefangenes Denken.

Was wollte aber Kant, was will seine Schule mit der ewig wiederhohlten Entschuldigung: *wir reden nicht von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen?* Nichts anders, als sich dem innerlich gefühlten Antriebe zum Denken entgegenstemmen. Jene Entschuldigung heifst nichts Anderes als: *für Erscheinungen sind unsere Begriffe gut genug.*

Auch daran zweifle ich noch; um aber der Untersuchung hierüber näher zu treten, wollen wir uns zuerst die Erfahrung, so wie sie gefunden wird, etwas vollständiger vergegenwärtigen.

Sie fällt sichtbar *zwischen* den ungeheuern, alle denkbare Beobachtung übersteigenden, völlig transscendenten Satz von der *allgemeinen* Wechselwirkung *alles* Räumlichen, (denn die unendlich geringfügige Gemeinschaft des Wurms, und der Milchstrafse oder gar der Nebelflecke, taugt besser zu rhetorischen Floskeln, als zu irgend einem *allgemeinen* Erfahrungsbegriffe), *und* den dürftigen, ungenügenden Satz, dafs alle Verän[332]derung eine Ursache habe, *in die Mitte;* so oft uns irgend ein wirkliches Ereignifs auffordert, nach seiner Ursache zu fragen. Denn es findet sich alsdann nicht blofs *eine* Ursache, sondern ein Gewebe von Umständen, die offenbar zusammenwirkten.

Nur sind wir sehr geneigt, unsre Aufmerksamkeit hiebey auf einen ganz besonders auffallenden Punct zu heften, und das Uebrige aus der Acht zu lassen.*

Warum sehe ich aus meinem Fenster jenen entfernten Thurm? — Weil ich ans Fenster trat. Weil der Baum weggehauen ist, der ihn verbarg. Weil die Sonne auf den Thurm scheint. Weil ich die Augen geöffnet habe. Weil ich ein hinlänglich scharfes Gesicht besitze. Weil man mich aufmerksam machte. Weil mein Nachdenken über die Gegenstände, in die ich vertieft war, schwächer wurde.

Warum ist jener Freund krank geworden? Weil er sich sehr erhitzt hatte. Weil ein heftiger Wind ihn traf. Weil er sich nicht zeitig ins Bett legte. Weil sein Arzt zu spät kam. Weil er dessen Verordnung nicht befolgte. Weil er schon früher kränklich gewesen war; weil er eine schwache Lunge, Leber, o. d. gl. hat; weil er an Gicht, an Rheumatismus leidet.

Diese ganz gemeinen Beyspiele, die sich noch weiter ausführen lassen, zeigen zwar keineswegs eine Zusammenwirkung des Universums, wohl aber

* Aus ältern Metaphysiken kennt man übrigens die *cauſſas coniunctas, principales etc.*

ganz deutlich eine *Mannigfaltigkeit* dessen, was man als Ursache eines Ereignisses angeben kann. Sie erinnern, dafs der leidende Gegenstand zuerst selbst als leidensfähig, als reizbar, dann in der Mitte von andern Gegenständen, in bleibender Gemeinschaft mit ihnen, zu denken ist; damit nun irgend eine von den vielen möglichen Störungen dieser Gemeinschaft, oder auch mehrere zugleich, als Ursachen der Veränderung angegeben werden können. [333] Im Grunde steht der Gegenstand in einem vielfachen, dauernden Causalverhältnifs; aber was man Ursache nennt, ist mehr eine Abweichung, eine Anomalie in jenem Verhältnifs, als das Wesentliche oder als das Ganze.

Man entdeckt nun sehr leicht, dafs die gewöhnlichen Vorstellungsarten von der Causalität nach zwey verschiedenen Richtungen auseinandergehn. Der Physiker, indem er sich den ganzen Erdball vergegenwärtigt, denkt sich alle Gravitation aller einzelnen Theile, alle chemischen Anziehungen aller Elemente, als etwas Bestehendes, das in verhältnifsmäfsig sehr wenigen Puncten in Veränderung begriffen ist. Die meisten dieser Causal-Verhältnisse sind dauernd, und man begeht keinen merklichen Fehler, wenn man in Hinsicht ihrer die Zeit ganz aufser Acht läfst.

Von ganz andrer Art sind diejenigen Causalitäten, mit denen sich der Historiker beschäfftigt. Für ihn mufs alles Jetzige sich darstellen als unterworfen dem Früheren; und er legt den Wirkungen eine Geschwindigkeit bey, mit der sie fortschreiten, desgleichen eine Intensität, womit sie die Zeit erfüllen.

Diese ganz verschiedenen Causalbegriffe, (die man ohne Metaphysik weder genau sondern, noch verbinden, noch erklären kann,) wie verhalten sie sich zu KANT's Lehre? Hat er wirklich die beyden Gattungen trennen wollen, indem er in der ersten, sehr ausführlichen, sich oft wiederhohlenden Erörterung (seiner zweyten sogenannten Analogie) *alle* Veränderungen dem Causalgesetze, und dieses wiederum gänzlich der *Zeitfolge*, dahin giebt; dann aber, (bey der dritten Analogie) auf ein paar Blättern, gleichsam anhangsweise, als wäre von einer Kleinigkeit die Rede, *alle Substanzen* in Wechselwirkung treten läfst — um das *Zugleichseyn,* das als leere Zeit nicht wahrgenommen werden kann, objectiv darzustellen? —

Sollte Jemand wirklich glauben, er habe sich den *Unterschied* hiebey deutlich gedacht, so würde man [334] wenigstens einräumen müssen, dafs es um die *Verknüpfung* sehr schlecht stehe. Es ist, wie vorhin angedeutet, schon in der gemeinsten Erfahrung zu bemerken, dafs die Grundlage der Causal-Verhältnisse dauernd, hingegen ihr Successives nur accessorisch ist; und beym mindesten Nachdenken leuchtet sogleich ein, dafs dieses so seyn mufs. *Eine Ursache, die noch nicht wirkt, ist noch nicht Ursache!* Beyde müssen, ihrem ursprünglichen *Begriffe* nach, absolut gleichzeitig seyn. Diese unerläfsliche Bestimmung des Begriffs liefs KANT fahren, weil er die Kategorie anwenden wollte, und sie nur auf das Zeitliche glaubte anwenden zu können. Aber eben das ist falsch; und die Falschheit springt deutlich ins Auge, weil die Anwendung den Begriff, welcher soll angewendet werden, nicht aufheben darf, wie sie es hier offenbar thut. Viel schwerer ist die Frage, woher es komme, dafs sich in die *Erscheinung* der Wirkung eine Succession einmischt, die ihrem Begriffe ganz

fremdartig ist. Schon hieraus nun läfst sich schliefsen, dafs Kant durch die Hinterthüre herein, und durch den Eingang wieder herausgegangen sey, indem er zuerst von der Zeitfolge, dann vom Zugleichseyn die objective Darstellung in der Causalität sucht. Zwey Kategorien, die *Selbstbestimmung* und die *Reizbarkeit*, hat er ganz vergessen, die entweder mit und neben der Wechselwirkung dem allgemeinen Causalbegriff untergeordnet, oder aber *mit jener gleiche* Vernachlässigung erleidend, weggelassen werden mufsten. Von der Selbstbestimmung war oben bey Gelegenheit des Ich die Rede; die Reizbarkeit wird im dritten Abschnitte vorkommen. — Nur frage man mich nicht, ob denn aufser der Zeitfolge und dem Zugleichseyn noch irgend welche *Zeitbestimmungen* zu finden seyen, denen man zwey neue Kategorien hätte anheften können; man frage mich auch nicht, was denn aus der Symmetrie der Kategorientafel geworden wäre, die ja nur drey Kategorien unter jedem der vier Titel leiden kann? Ich denke, das sind Liebhabe[335]reyen, deren Periode vorüber ist; wo nicht, so wolle man nur ein wenig Geduld haben; unsre Betrachtungen sind noch nicht am Ende.

Wir müssen nun das Einzelne genauer ansehn.

„Ich nehme wahr, (sagt Kant) dafs Erscheinungen auf einander folgen. Ich verknüpfe also eigentlich zwey Wahrnehmungen in der Zeit. Nun ist Verknüpfung kein Werk des blofsen Sinnes, sondern eines synthetischen Vermögens. Dieses kann gedachte zwey Zustände auf zweyerley Art verknüpfen, so, dafs der eine oder der andere in der Zeit vorhergehe. (Nein! Das kann das eingebildete Vermögen nicht. Sondern in der Ordnung, wie die Empfindungen gegeben werden, verschmelzen sie mit psychologischer Nothwendigkeit. Man sehe die Lehre von den Vorstellungsreihen nach.) Die Zeit kann an sich nicht wahrgenommen werden. (Das ist auch gar nicht nöthig.) Ich bin mir also nur bewufst, dafs meine Imagination eines vorher, das andere nachher setze. (Nein! meiner Imagination bin ich mir, während sich eine Reihe von Empfindungen in mir mit bestimmter Succession ihrer Glieder bildet, gar nicht bewufst.) Mit andern Worten, es bleibt durch die blofse Wahrnehmung das objective Verhältnifs der einander folgenden Erscheinungen unbestimmt. (Unrichtig, aus vorigen Gründen.) Damit nun dieses als bestimmt erkannt werde, (wer hat denn diesen *Zweck?*) mufs das Verhältnifs zwischen den beyden Zuständen so gedacht werden, dafs dadurch als nothwendig bestimmt werde, welcher derselben vorher, welcher nachher, und nicht umgekehrt müsse gesetzt werden. (Wohlan! Wir wollen uns einmal beliebig vorstellen, dafs wir eine solche nothwendige Bestimmung zu suchen hätten. Wie werden wir sie finden?) Der Begriff aber, der eine Nothwendigkeit der synthetischen Einheit bey sich führt, kann nur ein reiner Verstandesbegriff seyn, der nicht in der Wahrnehmung liegt; (kann eben so wenig ein blofser Begriff als eine Wahrnehmung, sondern mufs ein Urtheil seyn, welches [336] aussage: es sey unmöglich, dafs man die Reihe umkehren könne. Denn die Nothwendigkeit ist nichts als Unmöglichkeit des Gegentheils. Wer nicht versucht hat, das Gegentheil anzunehmen, den drückt nimmermehr die *Noth*, es bey dem zu lassen, was wir als nothwendig anerkennen sollten. Das Gegentheil mufs ihn zurückstofsen, sonst bleibt

er frey, über den Punct hinaus zu gehn, wo man ihn vest heften wollte.) *Jener reine Verstandesbegriff ist hier der Begriff des Verhältnisses der Ursache und Wirkung, wovon die erste die letztere in der Zeit als Folge bestimmt.*

Was ist das? Wir suchten einen Begriff, der die Zeitfolge veststellen könne; man sagt uns: hier ist einer; den könnt ihr zu Eurem Zwecke gebrauchen. Also den ersten besten, den wir antreffen, sollen wir, wie ein zufällig gefundenes Werkzeug benutzen, ohne Ueberlegung, wozu das Werkzeug eigentlich vorhanden sey; und ob es für uns nicht auch andre Hülfsmittel hätte geben können? Hätten wir eine Blume irgendwo bevestigen wollen, und man böte uns ein schönes seidenes Band, so würden wir einräumen, dafs zu unserer Absicht das Band wohl brauchbar, aber viel zu gut sey, und dafs man es für einen bessern Gebrauch aufheben möge.

Was den *wahren* Causalbegriff anlangt, so ist derselbe völlig zeitlos; und also zu dem Zwecke, etwas in der Zeit vestzubinden, (das noch überdies schon von selbst darin veststand,) nicht einmal zu gebrauchen. Aber gesetzt, man könnte jenen *Bastard* der Causalität, welcher der Wirkung noch Zeit gönnt, während die Ursache schon vorhanden ist, — jenes Kind der *Bewegungen*, und der *psychologischen Hemmungs-* und *Reproductions-Gesetze*, — was wir aus der gemeinen, ungeläuterten Erfahrung freylich lange vorher kennen, ehe wir es metaphysisch durchforscht haben, — hier füglich anstatt der wahren, eigentlichen Causalität (die lediglich in den Störungen und Selbsterhaltungen [337] liegt,) zum Gebrauche benutzen, und uns für den Augenblick eine solche Verwechselung gefallen lassen: so wäre damit das Ziel des Kantischen Beweises noch immer nicht erreicht. Denn es kam gar nicht blofs darauf an, zu erinnern, dafs der Causalbegriff *unter andern*, mannigfaltigen Bestimmungen, die er in sich trage, und neben seinem übrigen vielfältigem Nutzen, *auch noch* den *zufälligen* Vortheil gewähre, vestzustellen, was in der Zeit hinten und vorn sey, sondern wir wollten ihn selbst durch und durch kennen lernen; insbesondere aber war uns daran gelegen, die *Noth und Verlegenheit zu sehen, in welche der Begriff der Veränderung gerathen würde, wenn man ihm die Voraussetzung irgend einer Ursache wegnähme.*

Wieviel haben wir denn davon zu sehen bekommen? Dafs sich die Reihenfolge der Veränderung umkehren würde, wenn die Ursache sie nicht hielte? — Wenn nur *in der Veränderung* überall eine, durch die Zeit klare und begreifliche, Reihenfolge wäre! Wenn nur nicht der *Begriff* der Veränderung, gerade in Ansehung der in ihm liegenden *Zeitbestimmung* hier ganz und gar in seinem Innersten verdorben und verschroben wäre! *Wann* geschieht denn die Veränderung? Etwa dann, wann wir das vorhergehende Merkmal des Gegenstandes in ruhiger Verweilung anschauen? Nein! Dann hat sie noch nicht angefangen. Oder dann, wann das nachfolgende Merkmal schon vor unsern Augen steht, und still hält, um sich nun seinerseits zum Anblick darzubieten? Wiederum nein! Dann ist die Veränderung vorbey. Wir begreifen, dafs sie geschehn sey; und denken uns einen Zeitpunct, in welchen *beyde entgegengesetzte* Merkmale, *eben jetzt* das eine kommend, das andre gehend, — und gerade darum *zugleich*, — sich in dem Gegenstande vorfanden. Diesen köstlichen Augenblick wollten

wir beobachten; aber er mufs uns wohl entschlüpft seyn. Gesehen haben wir den Widerspruch [338] nicht; zu denken versuchen wir, was wir eben so wenig denkend als anschauend fassen können.

Dies Alles bey Seite gesetzt: was leistet denn nun der Causalbegriff, nicht etwan um der Veränderung zur Heilung ihrer innern Pein zu helfen, sondern (denn davon war ja die Rede) die Erscheinungen in der Zeit vestzustellen? Spricht er etwan zu den Erscheinungen *a* und *b*: Eine von Euch beyden mufs die erste seyn! Wählt nun; oder streitet; und welche von Euch den ersten Rang gewinnet, die soll ihn behalten? —? Nein; er erlaubt keine Wahl, welches eine Unbestimmtheit in der Zeit seyn würde. Also befiehlt er vermuthlich aus eigner Macht, *a* solle vorangehn, und *b* solle folgen? — Auch das nicht! Der Causalbegriff ist allgemein; die einzelnen Erscheinungen *a* und *b* sind ihm völlig unbekannt; es ist ihm gleichgültig, ob wir *b a* oder *a b* sprechen. Es liegt ihm nichts daran, ob in dem Kantischen Beyspiele das Schiff mit dem Strome fährt, oder wider den Strom gezogen wird; selbst die Triebkraft des Stromes, und der Zug gespannter Seile sind nichts als Erfahrungsgegenstände; kein Begriff *a priori* hat gelehrt, dafs die Körper schwer seyen, der Strom sein Gefälle habe, die eingetauchten Körper von der Dichtigkeit des Wassers mit fort gerissen werden, die Seile stark genug sind, um nicht zu reifsen u. d. gl. m. Die blofse Anschauung des Schiffs, welches dahinfährt, giebt mir unmittelbar die Reihenfolge seiner Bewegung, auch wenn ich weder die Richtung des Stroms, noch irgendwo die auf das Schiff wirkenden Kräfte sehe, weifs und kenne. Desgleichen, der allgemeine Causalbegriff lehrt uns gar nicht, wie es zugegangen seyn möge, dafs KANT, in dem Beyspiele von der Kugel, die im Küssen ein Grübchen drückt, am Schlusse seiner Rede plötzlich von einer *bleyernen* Kugel redet, während er sich vorher mit einer Kugel *überhaupt* begnügte. Wir sehen freylich wohl, dafs ihm hintennach eine sehr nöthige Ergänzung seines Beyspiels einfiel. Der Causalbegriff für sich allein [339] drückte kein Grübchen; es war die aus blofser Erfahrung hinzukommende Natur des Bleyes dazu nöthig; eine Kugel von Baumwolle hätte nicht dazu getaugt.

Kurz: die *Succession* der Erscheinungen ist und bleibt einzig ein *Gegebenes;* und man verfehlt gänzlich den Sinn, verdirbt gänzlich den Gehalt des Causalbegriffs, wenn man ihn, der sich lediglich auf den Widerspruch in der Veränderung bezieht, auf die Reihenfolge der Empfindungen deutet, die nicht von ihm ein Gesetz empfängt, sondern ihm vielmehr die nähern Bestimmungen liefert, ohne die er nicht zur Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung gelangen kann.

Wem nun dies Alles noch nicht hinreichende Hülfe leistet, um aus dem gewohnten Vorurtheil herauszukommen: der schaffe dadurch Licht in seinem Geiste, dafs er sich die mannigfaltigen *Arten* der Causalität vergegenwärtigt, die aus der Erfahrung bekannt sind. Um diese Betrachtung gehörig vorzubereiten, mufs man folgendes überlegen. Gesetzt, Causalität sey Bestimmung einer Zeitfolge: so ist *verschiedene* Causalität *verschiedene* Bestimmung der Zeitfolge. Gesetzt hingegen, nicht alle Verschiedenheit der Causalität lasse sich auf solche Unterschiede zurückführen, wodurch die Zeitfolge anders und anders bestimmt wird: so mufs in dem Causal-

begriff noch ein anderes *Bestimmbares* liegen, an welches sich die Unterscheidungen anfügen, und welches ihr *fundamentum divifionis* ausmacht. Dann ist also der Causalbegriff wenigstens nicht *erschöpft* durch die Annahme, dafs er die Succession der Erscheinungen veststelle; und man kann im Aufsuchen dessen, was die Arten der Causalität unterscheidet, neue Anknüpfungspuncte fürs Nachdenken, neue Spuren der Wahrheit finden. Und nun frage man sich, ob wohl die tödtende Wirkung des Arseniks, und die wohlthätige einer Predigt, und die chemische der Voltaischen Säule, und die Anziehung der Haarröhrchen, und die schmelzende Kraft eines Brennglases, sammt den eingebildeten Wirkungen [340] der Zaubersprüche, der sympathetischen Curen, der von Wundermännern verrichteten Gebete (denn auch bey den *eingebildeten* Wirkungen wird der Causalbegriff im Denken gebraucht,) alle von einerley Art seyen? Oder ob etwan die Vermuthung zulässig sey, die Unterschiede dieser Arten lägen in Verschiedenheiten des *Zeitmaafses*, in welchem die Erscheinungen einander folgen? Wenn nicht: woran will man denn die verschiedenen Bestimmungen anbringen, die in allen diesen, und unzähligen andern Fällen, der Causalbegriff doch annimmt, und wofür er demnach empfänglich seyn mufs —?

Hier überlasse ich den Leser sich selbst; und wünsche ihm, dafs er über die *Bestimmbarkeit* allgemeiner Begriffe, die an der Spitze gewisser Theorien gebraucht werden, weiter nachdenken möge; denn dies ist der gemeinhin vernachlässigte Punct, wovon alle Geschmeidigkeit, das heifst eigentlich, alle *Brauchbarkeit* der Theorien abhängt.

Mein Weg geht weiter zu KANT's Lehre von der Wechselwirkung.

„Zugleich, (sagt KANT,) sind Dinge, wenn in der empirischen Anschauung die Wahrnehmung des einen auf die Wahrnehmung des andern *wechselseitig* folgen kann.“

Bey dieser, durchaus falschen, Erklärung, müssen wir sogleich stehn bleiben. Die allereinfachsten Thatsachen decken hier einen, nun gar zu folgenreichen Misgriff auf.

KANT hatte von der *Folge* in der Zeit geredet, und diese wenigstens mit Recht nicht an Substanzen, nicht an Dinge, sondern an Zustände, an veränderliche Merkmale der Dinge geknüpft. Das Zugleichseyn ist eine andere Bestimmung in Hinsicht der Zeit; aber das Zeitliche, welches sich dieser abgeänderten Bestimmung unterwerfen sollte, mufste das Nämliche bleiben wie zuvor; sonst hing die Rede nicht zusammen. Wir sollten vorher lernen, wodurch das Nacheinander der Erscheinun[341]gen objectiv bevestigt werde; wir erwarten nun den Unterricht, wie das Zugleichseyn der *nämlichen* Erscheinungen könne wahrgenommen werden. Wie geht es denn zu, dafs KANT hier auf einmal von seinem Gegenstande abspringt? Lassen sich etwa blofse *Zustände* der Dinge gar nicht zugleich auffassen? — So mufs es ihm wohl geschienen haben. Und freylich, die Zustände der Dinge sind flüchtig; sie warten nicht, dafs man mit seiner Aufmerksamkeit zwischen ihnen hin und her gehe, um, wie KANT will, sie wechselseitig aufzufassen. Der Observator auf der Sternwarte, dessen Uhr eben den Eintritt der neuen Secunde hören läfst, würde übel daran seyn, wenn er das Zugleichseyn des Sterns am Fadenkreuz nicht anders wahrnehmen könnte, als durch wechselseitiges Auffassen bald des Sterns und

bald des Pendelschlags. Beydes sind verschwindende Erscheinungen; und weder die Uhr noch der Stern wollen verweilen, sie sind schneller als der Wunsch, der sie noch einmal zusammenfassen möchte. Noch viel unglücklicher wäre der Musikdirector, der im Orchester das Zugleich von mehrern hundert Spielern und Sängern unaufhörlich von neuem beobachten; und die geringste Abweichung *auf der Stelle* bemerklich machen mufs, wenn er das Zugleich nicht anders wahrnehmen könnte, als durch eine Wechselseitigkeit im Auffassen der zugleich klingenden Töne. Hier ist es bey weitem nicht blofs die Flüchtigkeit der vorübereilenden Empfindungen, welche sich in den Weg stellt: sondern der Musikdirector darf eine solche hin und her gehende Bewegung, wie KANT verlangt, auch nicht einmal seinen Vorstellungen erlauben. Seine musikalischen Gedanken müssen selbst in der gemessenen und continuirlichen Bewegung seyn und beharren, wie dort die Uhr und der Stern. Ist nicht in seinem Geiste die unwandelbarste Regelmäfsigkeit des Vorwärtsgehens, ohne irgend eine Ausbiegung seitwärts und rückwärts: so wirft er den Tact um, den er für Alle vesthalten soll. Auch bedarf er zum Auffassen des Zu[342]gleich nicht im mindesten des ihm vorgeschlagenen Mittels. Seine Vorstellungen laufen nach den Reproductionsgesetzen ab, die wir längst kennen, und von denen wir wissen, dafs sie die mathematische Regelmäfsigkeit ihres Erfolgs in sich tragen. Jede von den verschiedenen Stimmen, aus denen die Musik besteht, bildet erstlich ihre völlig bestimmte Zeitreihe für sich; jede empfängt zweytens die Einschnitte, welche die andern, gleichzeitig ablaufenden in ihr hervorbringen; diese Einschnitte sind aber drittens durch den Tact so geordnet, dafs sie zusammentreffen, denn sonst würden die Reihen einander stören, wie es augenblicklich geschieht, sobald eine Stimme aus dem Tacte kömmt. Solange nun die Stimmen richtig fortlaufen, sind sie unaufhörlich zugleich; denn jede, mit Inbegriff der ihr vorgeschriebenen Pausen, (die wesentlich zu ihr gehören,) füllt die *ganze* Zeit aus; jede bildet eine Linie, worauf jede andre, beliebige Puncte an bestimmte Orte zeichnen kann, wo sie veststehn, sey es in gegebenen Distanzen, oder mögen sie ohne Distanz zusammenfallen, das heifst, zugleich seyn.

Dies Alles betrifft Zustände, nicht Dinge. KANT hingegen, weil ihm die Theorie der Vorstellungsreihen, mithin die Erklärung der Zeit, gänzlich fehlte, half sich, wie er konnte. Das Zugleich, welches eine Zeitbestimmung, und doch gerade diejenige seyn soll, in welcher die Zeit $= o$ gesetzt wird, verwandelt er in eine *Dauer*, von unbestimmter Länge, aber grofs genug, um darin zwey Successionen, *a b*, und *b a*, anzubringen, von denen er hoffte, sie würden sich aufheben. Nun liegt zwar in der Reihe *a, b, a*, sowohl *a, b;* als *b, a*. Allein sie heben sich ganz und gar nicht auf. Man kann das *a, b, a, b, a, b, a* . . . . beliebig wie ein Glockengeläute fortsetzen; es kommt kein Zugleich heraus. Gleichwohl ist das wechselseitige Auffassen zweyer Dinge, wenn nicht der Begriff des Beharrens dieser Dinge hinzukommt, nichts anderes, als ein solches Glockengeläute. Aber eben *indem* KANT *das Beharren der Dinge im* [343] *Stillen voraussetzte*, fiel es ihm ein, hiemit die Folge der Auffassungen, wovon er zuvor geredet hatte, zu verbinden, indem es nur nöthig schien, dieselbe umzukehren, um das Eigene der Succession in ihr aufzuheben. Die *Dinge*

hielten ja still genug, um sich eine solche Umkehrung gefallen zu lassen! Und *um dieser Bequemlichkeit willen*, die man von blofsen *Zuständen* nicht erlangen konnte, wurden nun *alle Substanzen* im Raume, da keine vor der andern einen Vorzug, aufgeboten, um die Wahrnehmung des Zugleich möglich zu machen.

Nach diesen Erinnerungen wollen wir nun noch einmal von vorn anfangen, und dabey einräumen, dafs die Dinge, welche wechselseitig können aufgenommen werden, auf die Vorstellung ihres Beharrens in der *gleichen* Zeit führen, wenn die des *Beharrens, für jedes einzelne* schon da ist; so wenig auch die wechselseitigen Wahrnehmungen an sich irgend ein Zugleichseyn in sich tragen.

„Man kann aber (fährt Kant fort) die Zeit selbst nicht wahrnehmen. — Folglich wird ein Verstandesbegriff von der wechselseitigen Folge der Bestimmungen dieser, aufser einander zugleich existirenden Dinge erfordert, um zu sagen, dafs die wechselseitige Folge der Wahrnehmungen im Objecte gegründet sey, und das Zugleichseyn dadurch als objectiv vorzustellen."

Hier beginnt ein Erschleichen, Verwechseln, ernstliches Benutzen eines durch blofse Uebereilung herbeygekommenen Gedankens, wovor man nicht nachdrücklich genug warnen kann. Die wechselseitige Folge in dem, an sich blofs beliebigen, Hin- und Her-Schauen, erlaubt unstreitig, dafs man bey der einen Wahrnehmung mehr, bey der andern weniger verweile. Wenn wir im Kantischen Beyspiele, Erde und Mond abwechselnd betrachten, so finden wir uns gänzlich frey in diesem Anschauen; wir können den Mond durchs Fernrohr, oder mit blofsen Augen besehen; wir können uns stundenlang vor [344] dem Fernrohr (abgesehen vom erforderlichen Fortrücken des Fernrohrs) aufhalten, ohne dafs uns der Mond im Geringsten nöthigen sollte, nun einmal von ihm abwärts zur Erde uns hin zu wenden; wir können zu anderer Zeit uns mit irdischen Dingen beschäfftigen, von denen keins uns zwingt, an den Mond auch nur zu denken. Nichts im Monde treibt uns zur Erde, nichts an der Erde führt auf den Mond; — denn so specielle wissenschaftliche Fragen, wie die vom Grunde der Ebbe und Fluth, oder von den Gesetzen des Mondlaufs, worauf einzelne Gelehrte gerathen, können hier nicht in Betracht kommen, wo von allgemeinen, jedem Menschen eigenen Verstandes-Begriffen die Rede ist.

Mitten im Gefühl unserer vollkommensten Willkühr, wodurch wir uns die Folge der wechselseitigen Wahrnehmungen schaffen oder sie abbrechen, stört uns nun Kant, der die Folge *unseres* Auffassens in die *Dinge* hineinträgt, und aus der blofsen *Zeit*folge unseres Anschauens ein *Wirken* und *Leiden*, worin Mond und Erde gegenseitig sich versetzen, hervorruft! Und was ist sein Grund? *Die wechselseitige Folge der Wahrnehmungen soll im Objecte gegründet seyn!* Wie? Woher kam uns denn jene Willkühr, mit der wir um uns her schaueten? Die strengste Nothwendigkeit hätte unser sinnliches Auffassen im Kreise umher führen müssen, ohne uns einen Augenblick los zu lassen, wenn eine Wechselwirkung der Dinge, in ihrem beständigen, gleichzeitigen Beharren, uns lenkte und beherrschte. Allein was kümmert die Objecte unser Wahrnehmen? Und wieviel offenbaren sie uns von ihrem gegenseitigen Einflusse? Ihr *Zugleichseyn* ist kein Gegenstand

des Zweifels, ist ein ganz klarer, nicht im mindesten räthselhafter Gedanke; die nämliche Vorstellung der Zeit dient uns vollkommen, um darauf, wie auf einer Linie, die Gröfse des Nacheinander zwischen zweyen Zuständen eines sinnlichen Dinges, und auch eines zweyten, und eines dritten dieser Dinge, zu verzeichnen. Läge *darin* der Einflufs, das Causal-Verhältnifs dieser Dinge, so [345] würden wir die ganze Natur, in ihren geheimsten Verkettungen, in ihrem ganzen stetigen Schaffen und Zerstören unmittelbar erkennen. — Aber eine solche Schöpfung aus Nichts, wie hier die Umwandlung der völlig leeren, nichts sagenden Zeitbestimmung des Zugleichseyns, in die Alles auf einmal andeutende (freylich nicht nachweisende) Gemeinschaft der Substanzen, das ist gerade die unglückliche, *auch die redlichsten Denker ohne ihr Wissen beschleichende*, Taschenspielerkunst, die man mit wahrer Speculation zu verwechseln pflegt, um hintennach diese mit jener in dieselbe Verachtung, Verdammung, zusammenzufassen.

Auch nicht der entfernteste Grund läfst sich im gegenwärtigen Falle zur Entschuldigung anführen, wenn nicht der einzige, dafs Kant transscendentaler *Idealist* seyn wollte. Dem Idealisten waren freylich die Substanzen im Raume nichts an sich, sondern alles für uns. Allein auch diese Entschuldigung ist hier so gut als nichtig; so viel auch der Anfänger in der Philosophie darauf bauen möchte. *Was* sind *für* [1] *uns* die Substanzen im Raume? Es sind Fragepuncte; Gegenstände stets erneuerter Versuche im Experimentiren und im Denken. Will der Idealist sie auf seine Weise deduciren: so mag er unternehmen uns zu zeigen, dafs, und wie für uns eine Complexion von *Fragen* entstehe, welche in einer allmähligen, fortschreitenden, partiellen Beantwortung begriffen zu seyn scheinen. Dafs solcher Complexionen *viele* unter einander durch gewisse Verknüpfungen zusammenhängen, welche wir mit dem Namen eines gegenseitigen Einflusses belegen, ist bekannt genug. Dafs zur deutlichen Vorstellung dieser Verknüpfungen auch die gleichzeitige Dauer als ein Merkmal und Hülfsmittel des Denkens gehört, leugnet ebenfalls Niemand. Aber nimmermehr darf dies *eine*, dürftige Hülfsmittel des Denkens, dem *ganzen* Gedanken gleich gesetzt werden.

Soll ich sagen, man bemerke bey Kant doch eine Spur, dafs er sich im Laufe seines Irrthums wenigstens [346] irgendwo aufgehalten fühlte? Ich wünsche es mehr, als ich es eigentlich behaupten darf.

Nachdem er die leere Form des zeitlichen Zugleich in eine wirkliche Verkettung der Dinge umgedeutet hatte, lag es ihm ganz nahe, nun auch eben so mit der leeren Form des Aufsereinander zu verfahren; mit einem Worte, das *Vacuum* zu leugnen. Wirklich redet er also: „Wären die Erscheinungen völlig isolirt, so könnte das Daseyn der einen durch keinen *Weg der empirischen Synthesis* auf das Daseyn der andern führen. (Als ob der Flufs der Empfindungen eine Reise auf einer Strafse wäre!) Denn wenn ihr Euch gedenkt, sie wären *durch einen völlig leeren Raum getrennt*, so würde die Wahrnehmung nicht unterscheiden lassen, ob die Erscheinungen objectiv einander folgen, oder zugleich seyen. — Ohne Gemeinschaft ist jede Wahrnehmung der Erscheinung im Raume von der

[1] „*für*“ gesperrt SW.

andern abgebrochen, und die Kette empirischer Vorstellungen würde bey jedem neuen Objecte von vorn anfangen. *Den leeren Raum will ich hiedurch gar nicht widerlegen: denn der mag immer seyn, wohin Wahrnehmungen nicht reichen, und also keine empirische Erkenntnifs des Zugleichseyns statt findet; er ist aber alsdann für unsre mögliche Erfahrung gar kein Object.*"

Wäre Kant nicht durch irgend eine Besorgnifs des Irrthums zurückgehalten worden: so hätten diese seine letzten Worte, nach dem ganzen Zusammenhange seiner Lehre, anders, und viel entscheidender lauten müssen. Wo ist denn Raum, den unsre Wahrnehmung, wenn wir sie zum Begriff der *möglichen* Erfahrung steigern, nicht erreichen könnte? Der ganze unendliche Weltraum ist ja nur die Form der Sinnlichkeit. Wenn demnach der *leere* Raum *dahin* verwiesen wird, wohin Wahrnehmung nicht reicht: so ist er aus Kant's Lehre ganz und gar verbannt. Es bleibt uns zu fragen übrig, in welcher *Dichtigkeit* er denn erfüllt seyn müsse? [347] Ob hier nichts von der anderwärts erwähnten *Elanguescenz*, durch unendliche Verdünnung, zu fürchten sey? Ob jener *Weg* der empirischen Synthesis nicht irgend einen *Grad* von materieller Vestigkeit haben müsse, damit die Wahrnehmungen darauf, wie auf gutem Pflaster, sicher reisen können? — Und eben so ist zu fragen: welche *Intensität der Wechselwirkung* unter den Substanzen wohl die kleinste sey, mit der man sich begnügen könne, um das Zugleichseyn als objective Bestimmung der Dinge wahrzunehmen? Oder ob wohl gar die Wahrnehmung des Zugleichseyns an Intensität wachse in demselben Grade, wie die Wechselwirkung selbst? Lauter Fragen, deren Veranlassung man nur bedauern kann. —

Gelegentlich erwähne ich hier noch des Irrthums im Begriff der Substanz, den Kant in den Prolegomenen § 46 so ausspricht: „Die reine Vernunft fodert, dafs wir zu jedem Prädicate eines Dinges sein ihm zugehöriges Subject, zu diesem aber, *welches nothwendiger Weise wiederum nur Prädicat ist*, fernerhin sein Subject, und so fort ins Unendliche, suchen sollen. Aber hieraus folgt, dafs wir nichts, wozu wir gelangen können, für ein letztes Subject halten sollen," u. s. w.

Was an diesen Behauptungen Wahres ist, habe ich im § 141 angegeben. Aber genau genommen, wie Kant's Worte lauten, ist hier Nichts als Irrthum. So lange das Subject noch für ein sinnliches Ding gehalten wird, verdient es nicht den Namen *Substanz*, die ihrer Natur nach übersinnlich ist; und hat man den wahren Begriff derselben erreicht, so kann man nicht mehr daran denken, sie wiederum in die Reihe blofser Prädicate stellen zu wollen. Der obige Regressus ins Unendliche ist nicht reine Vernunft, sondern falsche Metaphysik, die dem Problem, was im Begriff der Substanz liegt, entlaufen will, weil sie es nicht zu behandeln versteht; — oder mit andern Worten, die den Knoten, den sie fühlt, weiter und immer weiter schiebt, statt ihn ein für alle[348]mal aufzulösen. Wer dies nicht glauben will, oder meine Metaphysik in diesem Puncte nicht versteht, der kann ja versuchen, zu der Kantischen, unbewiesenen Behauptung, das Subject *müsse nothwendig* wiederum Prädicat werden, den Beweis nachzuliefern.

Uebrigens ist in Kant's Lehre der Zusammenhang der Gedanken in dieser Gegend sehr lose. Das Wort *Subject*, welches nach verschiedenem

Sprachgebrauche bald dem *Prädicate*, bald dem *Objecte* gegenüber steht, und in beyden Fällen einen ganz verschiedenen Sinn hat, giebt ihm Gelegenheit, der rationalen Psychologie folgenden Trugschlufs, — der, so viel ich weifs, früher nirgends vorkommt, aufzubürden:

Was nur als Subject gedacht werden kann, existirt auch nur als Subject; und ist folglich Substanz.

Nun kann ein denkendes Wesen nur als Subject gedacht werden.

Also existirt es nur als solches, d. i. als Substanz.

Alle drey Sätze sind richtig, aber der Schlufs ist falsch; denn der Obersatz redet von der Substanz, d. i. *dem* Subjecte, das nie *Prädicat* werden kann. der Untersatz hingegen von dem denkenden Wesen als Subject für mögliche *Objecte*. Wer könnte von einem solchen Sophisma getäuscht werden, so lange er seine Gedanken nicht ganz in die Worte hat versinken lassen?

§ 143.

Ganz ähnlich dem Vorurtheil, das die Causalität an die Zeit bindet, ist ein anderes, eben so gemeines, nach welchem alles Reale in den Raum gesetzt wird, und Nirgendsseyn so viel bedeuten soll als überall nicht seyn. Doch vom wissenschaftlichen Standpuncte aus erscheint diese Verwechselung des *Seyn* mit dem *Daseyn* noch befremdender als jene des Wirkens mit dem Anfangen und Antreiben. Denn nicht blofs der Geometer behandelt seinerseits den Raum und die räumlichen Constru[349]ctionen ganz unbekümmert um das Reale, sondern auch der Metaphysiker, indem er von dem Geistigen zu reden hat, findet dabey die Raumbegriffe ganz unbrauchbar zur Bestimmung des Realen; so dafs man meinen sollte, das Reale und das Räumliche lägen weit genug auseinander. Und der Physiker, wenn er beydes zu verknüpfen sich genöthigt sieht, geräth in die drückendsten Verlegenheiten; er bekennt, dafs die Materie, von der er reden soll, das dunkelste aller Dinge sey; er pflegt recht gern Verzicht zu leisten auf alle Aufschlüsse über diese Realität im Raume, so fern dieselben nicht unmittelbar aus der Erfahrung kommen und zur Erfahrung zurückkehren. Was bringt denn den gemeinen Verstand dazu, das Seyn und den Raum so besonders genau mit einander befreundet zu glauben?

Offenbar schöpft er jenes und diesen ursprünglich aus einerley Quelle; so dafs hier wirklich die Erklärung aus der Association und Gewohnheit am rechten Orte seyn wird. Die nämlichen sinnlichen Erscheinungen, welche ohne Weiteres für real gehalten werden, (§ 141) entfalten sich auch vermöge der besondern Form der Verschmelzung, die sie im Bewufstseyn annehmen müssen, als ein Räumliches, (§ 110—115). Daher kennt Anfangs der Mensch kein anderes Reales als eben das Räumliche, und beyde begleiten einander, ohne alle innere Nothwendigkeit der Verknüpfung, doch so beständig, dafs sie die Vestigkeit einer vollkommnen Complexion darstellen. (§ 57.)

Was aber die Art und Weise anlangt, wie das Reale in den Raum gesetzt wird, so ist merkwürdig, dafs dazu allemal die sämmtlichen drey Dimensionen des Raums erfordert werden. Dieses kann in den allerersten Auffassungen sinnlicher Gegenstände nicht gelegen haben, denn ursprüng-

lich bieten sich dem Auge sowohl als dem Gefühl nur Flächen dar; und es ist kein Zweifel, dafs Anfangs die gefärbten und widerstehenden Flächen für real genommen werden, ohne ein Bedürfnifs der drit[350]ten Dimension, an welche noch gar nicht gedacht wird. Was ist es denn, das in der Folge die Vorstellung des *Soliden* zur einzig brauchbaren Auffassung des räumlichen Realen erhebt?

Zuvörderst, das Solide selbst wird nicht ursprünglich nach drey Dimensionen bestimmt. Vielmehr, diese Dimensionen sind ein Erzeugnifs des schon zur Wissenschaft vordringenden Denkens. Sie sind *die allgemeinen Begriffe von denjenigen Hauptrichtungen, auf welche sich die sämmtlichen andern Richtungen in einem körperlichen Raume zurückführen, oder woraus sich dieselben zusammensetzen lassen.* Die Erzeugung solcher allgemeinen Begriffe setzt weit vorgeschrittene Vergleichungen voraus. Die Hauptsache dabey ist die Erfindung des *Perpendikels auf eine Linie, oder derjenigen Richtung, welche mit zweyen andern unter sich entgegengesetzten* (die durch die Linie angedeutet werden) *gar nichts gemein habe,* sondern, in Beziehung auf sie, als eine *völlig neue* Richtung könne angesehen werden. Nachdem diese bekannt ist, ordnen sich die sämmtlichen möglichen Richtungen, welche durch Zusammenfassung beliebiger Puncte eines vor Augen liegenden Körpers entstehen können, von selbst nach drey Perpendikeln, als den Symbolen der drey Dimensionen; auch bilden sich aus der Combination je zweyer Perpendikel die drey senkrechten Durchschnittsflächen durch den Körper. (Erklärt man das Perpendikel durch diejenige Linie, welche mit einer andern vier *gleiche Winkel* macht, so mag eine solche Definition im gewöhnlichen geometrischen Vortrage brauchbar seyn; aber sie taugt nichts, wenn man psychologische Aufschlüsse über die Erzeugung der geometrischen Begriffe verlangt.)

Wie lange nun das Solide noch nicht auf seine drey Dimensionen zurückgeführt ist, — wie lange noch der Mensch die Körper blofs in den Händen herumdreht, und sie von allen Seiten besieht, ohne in ihnen die Länge [351] der Breite, und beyden die Dicke entgegenzusetzen: so lange kann auch die Frage nicht erwachen, ob das räumliche Reale eine Dicke haben müsse, oder nicht? Denn so lange ist der Begriff einer *blofsen* Oberfläche, *ohne Dicke,* noch gar nicht vorhanden. Es ist der Versuch noch gar nicht gemacht, eine blofse Fläche als real *dergestalt* zu denken, dafs ihr *ausdrücklich* und *mit Bewufstseyn* die Dicke *abgesprochen* werde. — Sobald hingegen der Gedanke eines solchen Versuchs entsteht, ergiebt sich die Unmöglichkeit sogleich aus dem Begriffe der Fläche. Denn diese, wenn sie als eine Scheidewand zwischen demjenigen betrachtet wird, was sich zu beyden Seiten befindet, erscheint sogleich als ein völliges Nichts; sie hat nichts *dazwischen* zu stellen, sonst müfste ihr eine Dicke zugeschrieben werden. Ist einmal das Reale in den Raum gesetzt, so wird auch sein Quantum nach der Gröfse des Raums geschätzt, den es einnimmt. Kann nun sein Platz durch ein Zusammenrücken andrer Dinge von zwey entgegengesetzten Seiten her, als ein völliges Nichts dargestellt werden, indem es diesen Dingen frey steht, sich bis zur Berührung zu nähern, so hat das Ding gar keinen Platz; es ist also kein Reales von räumlicher Art.

Verbindet man mit dieser Betrachtung die obige, im § 113; welcher zufolge der Raum aus psychologischen Gründen als unendlich theilbar vorgestellt wird, so dafs es in ihm nicht, wie in den Linien des intelligibelen Raums der allgemeinen Metaphysik, einfache Bestandtheile giebt: so zeigt sich, dafs das Solide, da es den geometrischen Puncten, Linien, Flächen, nicht gleichen kann, nothwendig als ein *Ausgedehntes*, als *unendlich theilbare* und *undurchdringliche Materie* mufs gedacht werden. Und in diesem Begriffe stecken nun alle die Schwierigkeiten, welche durch das nachmalige metaphysische Denken zu Tage kommen, und in den Streitigkeiten über Atomen und Molecülen mannigfaltig umhergewälzt werden.

[352] Endlich kommt noch die Beobachtung hinzu, dafs in den allermeisten Fällen, Veränderungen erst dann erfolgen, wann die Dinge, die man als Ursachen derselben anzusehen sich berechtigt glaubt, den leidenden Gegenständen räumlich nahe gekommen sind. *Dadurch wird der Raum zum Symbol der möglichen Gemeinschaft der Dinge im Causal-Verhältnifs*; indem alle Dinge, in so fern sie in Einem und demselben Raume sind, nur scheinen ihre Entfernungen durchlaufen zu müssen, um aufeinander wirken zu können. Aus der einmal angenommenen Möglichkeit des Wirkens folgt alsdann, dafs die Dinge, für welche diese Möglichkeit vorausgesetzt wird, in dem Raume stets *irgendwo* seyn müssen. Der Gedanke, dafs ein Ding sich aus diesem Raume gänzlich verlöre, dafs es *nirgends* wäre, vernichtet den *Weg*, auf welchem herbeykommend, es zu den andern Dingen hingelangen mufs, auf die es soll wirken können. So ergiebt sich nun ein vermeintlicher Grund der Nothwendigkeit, dafs in dem System der Dinge jedes einen Ort haben müsse, und dafs, nirgends seyn, soviel heifse, als gar nicht seyn. Doch ist sogleich klar, dafs statt des *gar nicht seyn* gesetzt werden sollte: *für die übrigen Dinge so gut als nicht vorhanden seyn*; welches letztere, jedoch unter vielen nähern Bestimmungen, auch in der Metaphysik als richtig erkannt wird.

§ 144.

Der Materie, sofern sie den Raum erfüllt, ist analog das Geschehen in der Zeit; und jeder, im Philosophiren nicht Ungeübte, wird sich sogleich der ähnlichen Dunkelheiten in diesem und jenem erinnern. Dafs aber beyde Begriffe, sammt ihren Schwierigkeiten, den gleichen psychologischen Ursprung haben, läfst sich erkennen aus den §§ 112 bis 115.

Zuvörderst müssen wir hier bemerken, dafs die Negation im Begriffe des Aufhörens, deren Entstehung wir im § 115 noch vermifsten, sich sehr leicht vermittelst der negativen Urtheile ergiebt, nach § 123 Veranlassung [353] zu solchen negativen Urtheilen, wie wir sie hier bedürfen, liefert die Beobachtung veränderlicher Dinge, an welchen vorzugsweise der Verlauf der Zeitreihen wahrgenommen wird. Nämlich auch nach geschehener Veränderung reproduciren hier die beharrenden Merkmale, vermöge ihrer Complicationen mit den entwichenen, den vorigen, ja jeden früheren Zustand des veränderten Dinges; und dadurch geben sie die doppelte Gelegenheit zugleich zum Ablaufen einer Reproductionsfolge, unter den Bestimmungen, welche die Vorstellung des Zeitlichen erfordert, und zu dem verneinenden Urtheil, durch welches die früheren Merkmale dem Dinge jetzt

abgesprochen werden. Beydes liegt beysammen in der Urtheilsform: *A* ist *nicht mehr B.* Ein solches Urtheil aber entsteht so vielemal, als wie viele Zeitpuncte bemerkt werden, in denen das Ding anders geworden sey. Oder vielmehr umgekehrt, die Vorstellungen der Zeitpuncte erzeugen sich mit Hülfe der Urtheile, durch welche die Veränderungen des Dinges eine nach der andern aufgefafst, und in ihre Ordnung gestellt werden.

Die Zeit selbst aber ist das Abstractum des Zeitlichen, so wie der Raum das Abstractum des Räumlichen. Ich habe hoffentlich nicht mehr nöthig, die Kantische Erschleichung eines unendlichen, in reiner Anschauung gegebenen, also vor aller psychologisch zu erklärenden Erzeugung vorher schon fertigen, Raumes, sammt der ihm ähnlichen Zeit, ausführlich zu widerlegen. Die Unwahrheit der vorgeblichen Thatsache liegt gar zu klar vor Augen. Zwar der Geometer und der Metaphysiker haben diese unendlichen Gröfsen im Kopfe; und sie erinnern sich vielleicht nicht mehr an die Zeit, da sie dieselben durch absichtliche, und der Wissenschaft angehörige Constructionen erzeugten. Aber der gemeine Mann behilft sich mit so viel Raum und so viel Zeit, als hinreicht um die bekannten Erfahrungsgegenstände damit zu umhüllen und darin zu ordnen. Vollends bey Kindern mufs man oft nicht ohne Mühe die engbegränz[354]ten räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten allmählig erweitern. — Was aber KANT's Beweis aus der *Nothwendigkeit* der Vorstellung des Raums und der Zeit anlangt, so ist dieser Beweis in der Form falsch, denn er ist nicht mehr noch weniger als ein Syllogismus mit vier Hauptbegriffen. Der Syllogismus steht so:

Was Erfahrung lehrt, enthält nie das Merkmal der Nothwendigkeit.
Der Raum und die Zeit sind nothwendige Vorstellungen.
Also sind Raum und Zeit nicht aus der Erfahrung gelernt.[1]

Der Untersatz dieses Syllogismus beruht auf dem mislingenden Versuche, Raum und Zeit wegzudenken; welches in der That nicht thunlich ist. Aber woher diese Unmöglichkeit, und die entgegenstehende Nothwendigkeit? Raum und Zeit repräsentiren die *Möglichkeit* der Körper und der Begebenheiten; jene wegdenken, heifst, diese aufheben. Nun versteht sich von selbst, dafs, nachdem einmal die *Wirklichkeit* der Körper und Begebenheiten wahrgenommen ist, es der Gipfel der Ungereimtheit seyn würde, *diese Wirklichen für unmöglich zu erklären.* Nachdem die Erfahrung irgend ein Wirkliches gezeigt hat, wird allemal der Ausdruck der blofsen Möglichkeit dieses Wirklichen, ein nothwendiger Gedanke. *In diesem Sinne* also lehrt die Erfahrung allerdings das Nothwendige; in diesem Sinne ist der Obersatz des Syllogismus falsch; aber auch in diesem Sinne ist er weder von LEIBNITZ noch von KANT ursprünglich gedacht worden. Also haben wir eine Verwechselung von Begriffen vor Augen, die wir dem grofsen Denker nur als eine Uebereilung anrechnen können.

Der wahre Grund, weshalb KANT den Raum und die Zeit für ursprüngliche Formen der Sinnlichkeit hielt, ist der zuerst von ihm angedeutete, aber nicht gehörig entwickelte. Ich habe diesen Grund, der zwar nichts beweis't, der aber wesentlich zu den Anfangspuncten der [355]

[1] Im Original folgt hier kein Absatz.

philosophischen Reflexion gehört, in meinem Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie unter den ersten skeptischen Fragen vorgetragen; auch in den Hauptpuncten der Metaphysik desselben in der zweyten Vorfrage erwähnt. Der Hauptgedanke ist: Man gebe sich Rechenschaft von dem, was man eigentlich in den sinnlichen Auffassungen als Gegebenes vorfindet. Die Summe aller gefärbten und gefühlten Stellen im Raume, ist ohne Zweifel gegeben; eben so die Summe aller einzelnen, für successiv gehaltenen Wahrnehmungen. Aber diese Summen sind auch das *ganze* Gegebene. Und gleichwohl enthalten dieselben keinesweges die Bestimmungen durch Distanzen im Raume und in der Zeit. Woher kommen denn nun diese Bestimmungen? — Will man sie nicht für erschlichen erklären, und sich von ihnen losmachen, (welches unmöglich ist), so mufs man sie für in uns selbst liegende, und von uns unwillkührlich in das Gegebene hineingetragene Formen halten.

Hieraus erklärt sich vollkommen die Kantische Ansicht. Aber die Unrichtigkeit ergiebt sich schon bey der Frage, woher nun die *bestimmten* Gestalten *bestimmter* Dinge? Woher die bestimmten Zeitdistanzen für bestimmte Wahrnehmungen? Diese Frage ist nach der Kantischen Ansicht schlechterdings unbeantwortlich.

Nachdem aber vermittelst der zur Mechanik des Geistes gehörigen Untersuchungen sich hat erkennen lassen, auf welche Weise die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen sich zugleich mit den Wahrnehmungen selbst (mit der Materie des Gegebenen) psychologisch erzeugen: verliert die obige Reflexion ihr Gewicht; und es wird offenbar, dafs man nicht, mit Kant, von dem Raume und der Zeit zu dem Räumlichen und Zeitlichen, sondern mit den meisten Philosophen aller Zeitalter umgekehrt von dem Räumlichen und Zeitlichen zu dem Raume und der Zeit, als den daraus abgezogenen, und dann durch neue, absichtliche Constructionen bis ins Unendliche erweiterten *Einbildungen*, die in gewissem Sinne [356] auch *Begriffe* heifsen können, (§ 120) fortschreiten müsse.

Wir müssen hier einen Blick werfen auf eine Frage, welche bey den Untersuchungen über die Mechanik des Geistes Jedem einfallen mufste: nämlich die Frage nach der dort oft vorkommenden *Einheit der Zeit;* und nach der Vergleichung zwischen derjenigen Zeit, welche wir als durch den Wechsel unserer Vorstellungen *wirklich verbraucht* denken müssen, und der *vorgestellten* Zeit, von der wir jetzo reden. Ich habe schon früher bemerkt, dafs ich jene Einheit der Zeit (deren genaue Bestimmung sehr schwer seyn dürfte) ungefähr mit unsern Minuten und Secunden glaube vergleichen zu können. Wäre die Einheit viel kleiner als eine Secunde: so müfsten ihre Brüche durch den, während derselben sich ereignenden, Wechsel unserer Vorstellungen, es uns möglich machen, kleinere Theilchen einer Secunde zu unterscheiden, als wir dieses zu thun im Stande sind. Die Zeit, in welcher unser Erdball einen Fufs durchläuft, kann nur darum für uns unmerklich seyn, weil während derselben unsre Vorstellungen so gut als still stehn; das heifst, weil die Hemmungssummen in ihr um einen so geringen Theil sinken, der neben ihrer eignen Gröfse verschwindet. — Aber auch viel gröfser als eine Minute wird die erwähnte Einheit schwerlich zu schätzen seyn; weil das Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit

während der Dauer einer Wahrnehmung (§ 94) sich gar zu bald[1] fühlbar macht. Die rohe Schätzung des Zeitmaafses, worauf wir nach diesen Bemerkungen die Rechnungen der Mechanik des Geistes zu beziehen haben, läfst das Bedürfnifs der Verbesserung eben nicht mehr empfinden, indem wir durch die Rechnung eigentlich nichts ausmessen wollen, sondern nur die Kenntnifs der allgemeinen Gesetze des Laufs der geistigen Veränderungen zu erlangen wünschen. —

Begreiflicher Weise gilt die hier versuchte Schätzung der Zeit-Einheit lediglich für den Menschen; indem sie [357] sich auf menschliche Erfahrung und innere Wahrnehmung stützt. Es ist sehr wohl denkbar, dafs für andre Wesen ein anderes Zeitmaafs statt findet, während gleichwohl die Untersuchungen der Mechanik des Geistes, und die allgemeine Erklärung des Vorstellens der Succession, sich auf sie nicht minder als auf den Menschen beziehn. —

Wir spüren es im gemeinen Leben nur gar zu sehr, wie unzuverlässig das unmittelbare Gefühl des Zeitverlaufs sey; und es liegt uns nicht wenig daran, unsre Geschäffte nach einem vesten Zeitmaafse ordnen zu können. Wie helfen wir uns? Durch Beobachtung solcher Bewegungen, von denen wir annehmen, dafs sie mit gleichförmiger Geschwindigkeit geschehn. Die Umstände, unter denen diese Annahme irrig oder wahr seyn möge, können hier bey Seite gesetzt bleiben; ist sie aber auch wahr, so beruhet alles auf der Voraussetzung, dafs mit gleichen Geschwindigkeiten in gleichen Zeiten gleiche Räume durchlaufen werden. In der That ein ganz evidenter Grundsatz; denn er ist rein analytisch. Der Begriff der Geschwindigkeit, der unmittelbar aus der Wahrnehmung nicht entstehen kann, weil die Geschwindigkeit etwas intensives, und doch aufser uns ist, — bildet sich durch dasjenige Denken, was die Gleichung $c = \frac{s}{t}$ aussagt. Es ist der allgemeine Begriff der Bewegung *in jedem Puncte;* entstanden durch Abstraction von der Bewegung durch einen kleinen, unbestimmten Raum, bey deren Beobachtung wir die Vorstellung des Räumlichen und Zeitlichen zugleich produciren. Der Begriff der Geschwindigkeit ist also darauf eingerichtet, mit Raum und Zeit nach dem obigen Grundsatze verknüpft zu werden; welchem gemäfs wir nicht blofs unsre unmittelbare Schätzung der verflossenen Zeit unbedenklich eines Irrthums beschuldigen, sobald uns dieselbe länger oder kürzer dünkt als unsre Zeitmesser angeben: sondern über welchen wir auch alle die Schwierigkeiten zu übersehen pfle[358]gen, welche in dem Begriffe der Bewegung liegen, und die schon Zeno von Elea versuchte, auszusprechen. — Beym Durchlaufen eines Raumes verwandelt sich der *Raum* in den *Weg;* das heifst, alles *Nebeneinander* dieses Raumes mufs sich in einem *Nacheinander* vollständig wiederfinden. Denn das Bewegte soll nirgends verweilen, auch nichts überspringen; es soll die verschiedenen Stellen seiner Bahn in eben so vielen verschiedenen Zeittheilchen treffen; und für jedes neue Zeittheilchen mufs es sich in einem eben so neuen Orte befinden. Wie ungleichartig nun auch Zeit und Raum

---

[1] „gar zu fühlbar macht" SW („bald" fehlt).

seyn mögen, ihre blofse Quantität, abstract gedacht, mufs bey der Bewegung die gleiche seyn; das Quantum der Succession findet gewifs seinen richtigen Ausdruck in dem Quantum des durchlaufenen Raumes. Ein Satz, der bey der ungleichförmigen Bewegung eben so offenbar ist, als bey der gleichförmigen; denn auch hier sind die sämmtlichen Stellen des Weges gewifs successiv durchlaufen worden, — daher *wenigstens* soviel Succession als Aufsereinander; — und das Bewegte konnte sich nirgends ausruhen, sonst wäre es ganz liegen geblieben, — daher *nicht mehr* Succession, als Verschiedenheit in dem Aufsereinander. Was ist denn die Zeit? Ist sie nicht das Quantum der Succession, oder doch dessen Maafs? — Wenn sie dieses ist: so ist die ungleichförmige Bewegung ungereimt, ja alle Verschiedenheit der Geschwindigkeit ist unmöglich. Denn bey gröfserer Geschwindigkeit zeigt die Zeit weniger Succession an, als der Raum; bey kleinerer umgekehrt; vorausgesetzt, dafs wir einmal bey einer *gewissen* Geschwindigkeit (welche zu bestimmen aber Niemand sich die vergebliche Mühe machen wird,) Raum und Zeit als einander entsprechend angesehen haben.

Auf diese Ungereimtheit in den *Begriffen*, durch welche wir die *Wahrnehmungen* zu berichtigen glauben, giebt nun im gemeinen Leben Niemand Acht. Auch die Geometer bekümmern sich nicht darum; und das gereicht ihnen, in wiefern sie eben *nur* Geometer seyn wollen, nicht zum Vorwurf. [359] Dafs aber selbst die Metaphysiker dabey sorglos bleiben, oder sich mit leeren Ausflüchten behelfen, das verzeiht ihnen ihre Wissenschaft nicht; sondern sie büfsen ihre Nachlässigkeit durch ein Heer von Irrthümern, ja von falsch gestellten Fragen und im Keime verdorbenen Untersuchungen. Als Beyspiel darf ich nur die Versuche nennen, die Succession der Weltbegebenheiten zu erklären. —

Am Schlusse dieses Paragraphen mufs ich noch einem Anstofse vorbeugen, welcher dem aufmerksamen Leser dieses Buchs bey der Vergleichung mit den öfter angeführten Schriften, die mit der gegenwärtigen gewissermaafsen Ein Ganzes ausmachen, wohl begegnen könnte.

Nämlich in den Hauptpuncten der Metaphysik, und in der Abhandlung über die Elementar-Attraction habe ich nachgewiesen, dafs der Begriff der Bewegung, oder eigentlich der in ihm liegende der Geschwindigkeit, von Widersprüchen gar nicht zu befreyen ist; dafs dieses aber unschädlich ist, weil die Bewegung kein reales Prädicat der Wesen darbietet. Nun könnte Jemand auf den Gedanken kommen, eine solche Erläuterung passe zwar auf die *räumliche* Bewegung, aber nicht auf die Bewegung der Vorstellungen, wodurch reale Zustände der Seele ausgedrückt werden, auf welche man keine widersprechenden Begriffe übertragen dürfe. Hierauf ist zu erwidern, dafs der Schein des Widerspruchs nur daher rührt, weil wir das Steigen und Sinken der Vorstellungen nicht anders als mit Hülfe räumlicher Symbole bezeichnen können. Allein während wir dem Raume das Aneinander, als sein Element und zugleich als sein Maafs, zum Grunde legen müssen, gegen welches weiterhin sowohl die Irrationalgröfsen als die Bestimmungen der Geschwindigkeit, unvermeidliche Widersprüche bilden, — so giebt es dagegen für die sogenannten Bewegungen der Vorstellungen gar keine solche elementarische Gröfse, die bey ihnen zum allgemeinen

Vergleichungspuncte die[360]nen müfste. Sondern gerade wie die Geometer es mit ihren Linien machen, so kann man auch hier beliebig eine oder die andre Gröfse zum Maafse nehmen, *gegen welche* dann die andern irrational seyn mögen. Warum steht dieses frey? Darum, weil die Vorstellungen an sich gar nicht Quanta sind, sondern diese ganze Betrachtungsart ihnen nur in demjenigen psychologischen Nachdenken zukommt, welches Eine Vorstellung mit der andern vergleicht, oder auch den Grad der Verdunkelung mit dem des wirklichen Vorstellens zusammenhält. Ungefähr so, wie in der allgemeinen Metaphysik die Wesen blofs für das zusammenfassende Denken sich im intelligibeln Raume befinden. Oder ganz allgemein so, wie alle Gröfsenbegriffe lediglich als Hülfsmittel des Denkens anzusehen sind, die sich gänzlich nach der Natur der Gegenstände, bey denen sie gebraucht werden, fügen und schmiegen müssen; ohne jemals reale Prädicate derselben abzugeben. Ein Punct, den man vor allen Dingen völlig mufs begriffen haben, ehe man von den Untersuchungen über die Materie, vollends über lebende Leiber, irgend etwas gründlich durchdenken kann.

§ 145.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen Rechenschaft gegeben über den psychologischen Ursprung der Begriffe von Substanz, Kraft, Materie, Bewegung. Und in dem vorigen Capitel wurde die Entstehung des Begriffs vom Ich untersucht. Aber diese Nachforschungen über die Genesis derjenigen Vorstellungsarten, an welchen die allgemeine Metaphysik sich übt, haben sie etwan die Schwierigkeiten vermindert, die Widersprüche weggeschafft, welche der letztgenannten Wissenschaft so grofse Aufgaben bereiten? Gewifs nicht! Im Gegentheil, *es ist deutlich zu erkennen, dafs, und warum die metaphysischen Probleme sich gegen jedes, blofs logische Deutlichkeit suchende Denken, hartnäckig und unüberwindlich zeigen müssen.* Der psychologische Mechanismus bringt es mit sich, dafs [361] Complexionen von Merkmalen für wahre und reale Einheiten gelten; dafs die Veränderung einer Ursache zugeschrieben wird, ohne irgend eine Auskunft über die Möglichkeit des Wirkens; dafs der Raum das Reale in sich nehmen mufs, ohne Frage, ob diese Begriffe zusammenpassen oder nicht; dafs die Zeit, in Ermangelung einer ursprünglich bestimmten Auffassung, nach Bewegungen gemessen wird, welche den Begriff der Zeit mit einer versteckt liegenden Ungereimtheit belasten. Alle diese Verkehrtheiten sind also zwar keine *qualitas occulta*, keine angeborne Erbsünde der Vernunft, aber wohl eine erklärbare Erbsünde aller Erfahrung. Sie sind ein nothwendiger Durchgang *für das Denken, welches, um zur Wissenschaft zu gelangen, vergeblich einen leichtern und geraderen Weg suchen würde.* Widersprechende Begriffe geben den Stoff zur Metaphysik; und ohne Metaphysik kann die Erfahrung nicht von Widersprüchen befreyt werden.

Dies zwar mufs Jedem ohne Psychologie, durch die blofse Analyse der erwähnten Begriffe, klar seyn, ehe er auf Metaphysik sich einläfst. Solche Klarheit ist der wichtigste Gewinn, der durch die Einleitung in die Philosophie soll erreicht werden.

Aber es schien nöthig, auch an dem gegenwärtigen Orte diesen Punct

hervorzuheben, damit offenbar werde, wie grofs der Misgriff ist, mit welchem die sämmtlichen Versuche der Vernunftkritik anheben. Sie wollen vor unsern Augen jede falsche Metaphysik aus ihrem Keime entstehen lassen. Dadurch sollen wir vor ähnlichen Irrthümern gewarnt werden. Sie wollen die Grundbegriffe des Denkens in ihrem Ursprunge zeigen. Dadurch soll sich die wahre Bedeutung dieser Begriffe von jedem falschen Zusatze abscheiden. Glänzende Versprechungen ohne allen Gehalt! Wir sehen jetzt den Ursprung der falschen Metaphysik. Er besteht darin, dafs man die Grundbegriffe der Erfahrung gerade so läfst, und für gut annimmt, wie sie der psychologische Mechanismus zuerst [362] zu Tage fördert. Er besteht *in der Unterlassungssünde, dafs man zur wahren Metaphysik nicht fortschreitet;* dafs man sich nicht aufmacht, das Werk nicht angreift, selbst nachdem Jahrhunderte und Jahrtausende gelehrt haben, es könne so nicht bleiben, wie es ursprünglich in jedem menschlichen Kopfe sich fügt und giebt. Die erste, und unvermeidliche Bedeutung jener Grundbegriffe ist eben *nicht* die wahre, nicht einmal die denkbare, sondern sie unterliegt der Kritik des fortgesetzten Nachdenkens; die wahre Bedeutung aber kommt erst durch die Wissenschaft, welche der Kritik nachfolgt. Nicht die Vernunft, sondern die rohen Erzeugnisse des psychologischen Mechanismus sind der rechte Gegenstand für die Kritik; und dadurch soll die Vernunft, als die höchste Thätigkeit, ganz und gar nicht in Unternehmungen beschränkt, sondern zu neuen Unternehmungen aufgemuntert, ja aufgefordert werden. Wehe uns, wenn Kant's Kritik die beabsichtigte einschränkende Wirkung in der That gehabt hätte. Wohl uns, wenn die wirklich beschränkenden Einflüsse *dieser Zeit* überwunden werden durch die Aufregung, welche von Jenem, wider seinen Willen, oder mindestens wider seine Worte, sich herschreibt.

Viertes Capitel.

Von der höhern Ausbildung.

§ 146.

Aeufserst auffallend ist der Contrast zwischen den zögernden Fortschritten des metaphysischen Denkens, und der Eile, womit andre Arten des Wissens und der Künste, ja womit die sämmtlichen Vorzüge der eigentlichen Menschheit, (jenen Zweig der Speculation allein abgerechnet,) sich entwickelt haben; — wenigstens in *der* Periode des menschlichen Daseyns, von welcher die [363] Geschichte Nachricht giebt. Denn freylich, wie langsam vielleicht in den *vorhistorischen* Zeiten die ersten Erhebungen unseres Geschlechts gelungen seyen: darüber fehlt es beynahe eben so sehr an Vermuthungen als an Zeugnissen, falls man sich nicht grundlosen Einfällen überlassen will. Diejenige höhere Bildung, welche jetzo als ein Factum dem Psychologen vor Augen steht, wird nur ihrer Möglichkeit nach können begriffen werden; hingegen den Lauf ihres Entstehens vom ersten Anfang an zu überschauen, wie wäre das anzustellen?

Welches Fernrohr soll uns die Geheimnisse der Vorzeit nahe bringen, wenn die Geschichte schweigt?

In den historischen Zeiten sehen wir die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse gar sehr vom Zufall abhangen, und die absichtliche Forschung, so wie die Erhebung der Gemüther, scheint ein Werk weniger kleiner Völkerschaften, ja einzelner Menschen. Den allermeisten Individuen scheint es von jeher gegangen zu seyn wie jetzt; ihnen ist ihre Cultur überliefert; wie man sie gewöhnte, so sind sie geworden; was man ihnen vordachte, das haben sie im besten Falle verstanden; was aufgeregte Gemüther vorempfanden, das hat sich mitgetheilt und verbreitet; was die Herrscher frey liefsen, damit haben sich die Uebrigen beholfen. Rückwärts haben die hervorragenden Menschen nur soviel ausgeführt, als durch die Menge konnte ausgeführt werden; nur soviel verewigt, als die Menge bevestigte und bewahrte; was die Menge entweder nicht verstand, oder nicht ehrte, nicht wollte, davon ist das Meiste untergegangen; es befindet sich nicht unter den Stützen derjenigen Bildung, die heute vor uns liegt, und psychologisch erklärt seyn will.

Diese Zusammenwirkung Weniger mit Vielen, und daneben dennoch das Fortschreiten der höchsten Bildung blofs durch die Besten und Edelsten, ohne das Volk zu berühren: dies beydes sind selbst psychologische Phänomene; und die Analyse derselben würde uns vorzugsweise [364] beschäfftigen müssen, wenn wir von der höhern Ausbildung, — die auf keine Weise blofs in Beziehung auf den Gebildeten, sondern nur als ein Werk des Menschengeschlechtes *an* und *in* dem Gebildeten, zu betrachten ist, — hier mit einiger Ausführlichkeit handeln könnten. Beschäfftigt mit der *Grundlegung* zur Psychologie, können wir nur einige flüchtige Züge wagen zur Andeutung des Gebäudes, das, wenn das Glück gut ist, sich einstens über dem Grunde erheben mag. Und selbst diese Züge sollen nicht geschlossene Umrisse seyn, sondern nur Verlängerungen derjenigen Linien, die wir im Vorigen schon gezogen finden.

§ 147.

Im vorigen Capitel waren wir zuerst beschäfftigt mit dem Ursprunge des Begriffs der Substanz. Wir fanden ihn in den Urtheilen, durch welche einer Complexion von Merkmalen, die zuvor unüberlegter Weise für eine reale Einheit galt, diese Merkmale einzeln beygelegt wurden, so dafs allmählig die Complexion sich völlig auflös'te, und sich in eine Masse von Prädicaten verwandelte, zu denen nur ein unbekanntes Subject konnte hinzugedacht werden. Dies Resultat einer absichtlosen Operation des Denkens war nun wiederum zu betrachten als roher Stoff für die absichtlichen und methodischen Forschungen der Metaphysik.

Ganz die nämliche Operation geht aber noch bey andern Gelegenheiten vor, wo sie früher einen guten Ausgang findet, und schon für sich allein etwas Brauchbares hervorbringt.

Die Zersetzung der Complexionen durch die Urtheile begegnet nicht blofs bey unsern Vorstellungen einzelner wirklicher Dinge: sondern auch bey den sämmtlichen *Begriffen;* und dadurch, in Verbindung mit dem, was im

Anfange des § 139 bemerkt worden, werden diese letztern allmählig aus der Rohheit herausgehoben, in welcher wir dieselben im § 121 und 122 noch fanden. In ihrer äufsern Erscheinung ist diese Fortschreitung des [365] menschlichen Geistes zu erkennen als Ausbildung der *Sprache.* Denn die Bedeutung der Wörter genauer bestimmen, oder zunächst nur genauer unterscheiden, und die Wörter mit Sorgfalt wählen: Dies heifst nichts anders, als den Inhalt der Begriffe strenger begränzen.

Während der ersten Rohheit müssen sich die Wörter bequemen, alles zu bezeichnen, was durch irgend eine entfernte Aehnlichkeit diejenigen Vorstellungen, mit denen sie zuerst verknüpft wurden, ins Bewufstseyn hervorruft. Wer aber von zweyen Wörtern, die ihm zur Benennung eines vorliegenden Gegenstandes sich zugleich darbieten, das eine wählt und das andre verwirft: was geht in dessen Seele vor? Er urtheilt, das unpassende Wort führe ein Merkmal mit sich, das dem Gegenstande *nicht* zukomme. Dadurch wird *dem* Worte, welches verworfen ist, ein Merkmal beygelegt: und zugleich wird eben dies Merkmal dem *vorgezogenen* Worte abgesprochen. Dergleichen Urtheile mögen in den meisten Fällen sehr dunkel gedacht werden, dennoch erhalten dadurch die Begriffe ihre Gränzen, und den künftigen logischen Erörterungen, die das nämliche klar aussprechen, wird vorgearbeitet.

Die Wörter sind hier diejenigen Einheiten, welchen die Merkmale beygelegt werden. Es mag also die Zersetzung der Complexionen noch so vollständig von Statten gehn: nicht leicht wird hier die Verlegenheit gefühlt, welche sich da zeigt, wo die Complexionen *reale* Einheiten, Substanzen, vorstellen sollen. Denn die Wörter bilden in allen jenen Urtheilen die Subjecte; und wenn ja bemerkt wird, dafs doch, genau genommen, die Wörter nur Laute seyen, denen jene Merkmale nicht können zugeschrieben werden, so bietet sich fürs Erste die, meist für genügend geltende, Berichtigung dar, die Wörter seyen Zeichen unsrer Vorstellungen, unserer Begriffe, und diesen gebe jedes der gefälleten Urtheile eine nähere Bestimmung.

Auf dem Wege dieser Ausbildung entsteht allmäh[366]lig die Scheidung und Entgegensetzung zwischen den Begriffen, und den Anschauungen sammt den Einbildungen. Zu den letztern werden die Wörter *gesucht;* eben dadurch charakterisiren sich jene als der Sinn, den die Wörter *mit sich bringen.* — Leicht kann es beym Fortschritt in dieser Richtung dahin kommen, dafs nach Platonischer Ansicht die Begriffe als die Muster der Dinge betrachtet werden. Denn die psychologische Entstehung der Begriffe aus den Wahrnehmungen wird vergessen oder bezweifelt; letzteres auch darum, weil manche Begriffe durch die Urtheile so geläutert, und von zufälligen Beymischungen gesondert werden, dafs ihnen in dieser Gestalt kein sinnliches Ding, wenn sie schon darauf übertragen werden, völlig Genüge thut. Man denke hiebey an die geometrischen Grundbegriffe.

Aber wegen ihres psychologischen Ursprungs, (nach § 121) verbinden sich die Begriffe leicht mit Beyspielen, die uns einfallen, und mit Anschauungen, die sich darbieten. Wären wirklich die Begriffe eine so ganz besondere Art von Vorstellungen, wie sie nach manchen Systemen der Philosophen seyn sollen, so hätten sie zwar einen Inhalt, aber keinen Umfang;

oder wenigstens gehörten in diesen Umfang nur andre Begriffe, aber nicht Anschauungen, nicht Einbildungen. Von wie vielen, wie unbeantwortlichen Fragen über die Möglichkeit der Verknüpfung der letztern mit den erstern im gewöhnlichsten Laufe des Denkens, hätten diejenigen sich sollen gedrückt fühlen, die ihren Rationalismus nicht glaubten rein halten zu können, wenn sie nicht den Begriffen, oder doch gewissen Classen derselben, eine Art von adelicher Abkunft beylegten, und den gemeinen bürgerlichen Ursprung derselben aus Vorstellungen der Sinne gänzlich leugneten!

Hier endlich ist es nun auch möglich, im Gegensatze der Begriffe einen Ausdruck zu bestimmen, der wegen gewisser ihm anklebender Nebenvorstellungen nicht wenig Verwirrung in den neuern Systemen angerichtet [367] hat. Ich meine den Ausdruck *Anschauung*. Dabey denkt man zunächst an die Wahrnehmung, die gewifs bey keiner Anschauung fehlen kann. Aber zugleich soll die Anschauung uns etwas Objectives gegenüber stellen. Die blofse Wahrnehmung, selbst wenn dabey der sogenannte innere Sinn thätig ist, (vergl. § 125—128) bezeichnet noch kein Object als ein solches. Dazu mufs erst das Selbstbewufstseyn kommen, es mufs das auffassende Subject dem Objecte *entgegengesetzt* werden. Schon dies ist nicht ganz einfach. Das Subject ist ursprünglich nicht das Entgegengesetzte, sondern das *Vorausgesetzte* der Objecte; (§ 131). Aber vermöge jener veränderlichen Complexion, die das objective Ich ausmacht, (§ 135), tritt das in ihr enthaltene Subject selbst in die Reihe der Objecte; wird ein Punct, und zwar der *erste* Punct, in dem Systeme derselben; daher sieht der Mensch das Object *aufser sich*, und setzt es sich entgegen, wenn zugleich das Angeschaute selbst einen *zweyten*, vesten Punct im Systeme der Objecte darbietet. Dies letztere wird theils durch Bestimmungen im Raume, theils durch Veststellung in mancherley Gebieten der Qualität (§ 139), also überhaupt durch *Unterscheidung* dieses bestimmten Gegenstandes von andern wirklichen und möglichen Gegenständen, erreicht. Kurz: *Anschauen heifst, ein Object, gegenüber dem Subjecte als ein solches und kein anderes auffassen.*

Dafs in der Anschauung, als Grundbestandtheil derselben, Empfindung liege: versteht sich zwar von selbst. Allein je stärker diese Empfindung, desto mehr wird sie hemmend einwirken sowohl auf die Vorstellung des Subjects, als auf die der andern, davon zu unterscheidenden Objecte. Das heifst, die Anschauung wird verlieren an dem, was an ihr charakteristisch ist. Also umgekehrt: *die Anschauung ist um desto vollkommener, je weniger Gewicht in ihr die Empfindung hat.*

Um dies völlig zu verstehen, erinnere man sich zu[368]gleich der abnehmenden Empfänglichkeit (§ 94); und der Apperception (§ 125 u. f.). Bey unserer höchst geringen Empfänglichkeit im männlichen Alter, erzeugen sich nur äufserst kleine Quanta der Empfindung, aber diese wirken als Reize auf die längst vorhandenen gleichartigen Vorstellungen, sammt Allem, womit die letzteren in Verbindung stehen.

Daraus nun erklärt sich derjenige Zustand des reifen Anschauens, wie wir es vollziehen, indem wir mit Besonnenheit etwas besehen und betrachten. Wir könnten mit völlig gleicher Leichtigkeit ganz andere Gegenstände auffassen; ja wir thun es wirklich, wenn eine Reihe von Merk-

würdigkeiten uns vorgezeigt wird. Ist diese Reihe nicht gar zu lang und zu bunt: so belästigt sie uns nicht im mindesten; von der hemmenden Gewalt, welche den ersten Grund des psychologischen Mechanismus ausmacht, ist dabey wenig zu spüren; am wenigsten in Beziehung auf Uns; denn wir kommen dabey (besondere Fälle abgerechnet) gar nicht aus der Fassung, fühlen uns selbst nicht im mindesten verändert. Wohl aber behandeln wir den Gegenstand, indem wir ihn untersuchen; wenigstens geht unsre Anschauung sogleich in ein mannigfaltiges *Urtheilen* über. Denn er zeigt uns seine Umrisse wie auf einem Hintergrunde zahlloser Möglichkeiten, die wir selbst aus unserm, schon gesammelten, schon zu Begriffen verarbeiteten, Vorrathe hinzubringen. Die sinnliche Empfindung, unbedeutend als Masse, dient uns nur als ein formendes Princip für den Stoff, den wir besitzen; denn sie hebt aus diesem Stoffe einiges heraus, und schneidet weit mehr anderes hinweg; daher wir über den Gegenstand mehr negative Urtheile, als positive, fällen würden, wenn alles, was sich in uns regt, Sprache finden könnte; und wenn nicht die meisten unserer hervortretenden Gedanken gleich im Entstehen wieder erdrückt würden.

Geschieht es ganz so, wie eben beschrieben worden: dann fühlen wir uns *frey* im Anschauen. Denn der [369] Lauf unserer Vorstellungen verläfst den Gegenstand und kehrt zu ihm zurück, ohne irgend an ihn gebunden zu seyn. Allein bey dieser Freyheit ist schon stark auf die willkührlichen Bewegungen unseres Leibes gerechnet, wären es auch nur Beugungen des Kopfs, oder ein Schliefsen der Augenlieder. Sonst kann es auch begegnen, dafs der Gegenstand uns *stört*, wenn wir seiner Auffassung nicht ausweichen können; oder auch, wir sind in Hinsicht seiner gebunden, wenn wir uns von ihm *angezogen* fühlen; ja selbst wenn es nicht mehr gelingt, die Thätigkeit des Anschauens fortzusetzen, weil wir dazu nicht mehr *aufgelegt* sind.

Das Letztere macht sich besonders lästig beym absichtlichen *Memoriren;* einer Thätigkeit, die sich aus vielen Anschauungen zusammensetzt, und aus ihnen, mit Hülfe der Wiederhohlung, eine Reihe bildet. Hier mufs vor allem jedes einzelne Glied der Reihe nicht blofs aufgefafst, sondern appercipirt werden. Also sollte eigentlich der Gang unserer eigenen Vorstellungen von selbst mit der Folge der Gegenstände correspondiren, damit in jedem Augenblick unser eigner Geist gerade *den* Stoff darböte, welchen das Gegebene formen könnte. Dies ist nun genau genommen nicht möglich, immer geschieht dem natürlichen Flusse unserer Vorstellungen einige Gewalt, indem sie dem Reize nachgeben müssen, welchen das Gegebene ausübt. Keine, selbst veraltete, Spur des Eigensinns, darf in dem Kopfe des Menschen seyn, der leicht memoriren soll. Es versteht sich, dafs alle physiologischen Gründe, welche irgendwie der Biegsamkeit unserer Vorstellungsreihen nachtheilig sind, auch dem Gedächtnisse Eintrag thun; und überdies setzt allemal das Memoriren schon eine Menge gleichartiger, mannigfaltig combinirter Vorstellungen voraus. Dafs andre Schwierigkeiten bey der Reproduction des Memorirten eintreten können, die von denen des Memorirens zu unterscheiden sind, kann hier nur im Vorbeygehn bemerkt werden. [370] Wir müssen zurückkehren zu unserer Hauptsache: der logischen Cultur unserer Begriffe.

Diese wird bekanntlich erst vollendet durch *Definitionen* und *Divisionen*. Und man kann leicht bemerken, daſs in dem Bemühen, eine Definition zu finden, der Begriff gleichsam angeschaut, betrachtet, mehreren Versuchen unterworfen wird; daſs er wie ein Object, welches wir zu fixiren suchen, vor uns schwebt. Also wird das, was eben zuvor von der fixirenden Anschauung gesagt wurde, hier zur Grundlage unserer Ueberlegung dienen können. Die Aehnlichkeit in beyden Fällen ist um so gröſser, da, wie vorhin gezeigt, die Empfindung beym Anschauen nicht als Vermehrung der Masse unserer Vorstellung, sondern nur als Reiz, und als formendes Princip für unseren schon gesammelten Vorrath in Betracht kommt. Statt der Empfindung muſs nun in dem Falle, wo eine Definition gesucht wird, der Gesammt-Eindruck, oder der noch rohe Begriff dienen, welchen wir definiren wollen; dieser muſs mit hinreichender Energie im Bewuſstseyn hervortreten, oder durch wiederhohlte Fragen, *was er sey?* hervorgehoben werden. Ferner ist hier nicht bloſs nach einerley Richtung hin die Apperception nöthig, sondern nach zweyen entgegengesetzten Richtungen. Nämlich auf der einen Seite müssen die untergeordneten Vorstellungen, auf der andern die höhern Begriffe hervortreten. Wie wenn die Definition des *Vogels* gesucht würde: so müſsten erstlich Vögel mancherley Art, zweytens die Begriffe vom Thier überhaupt, von der Bewegung im Raume, und hier insbesondere vom Umherfahren in der Luft, ins Bewuſstseyn treten. Denn die Definition, mag sie, der Kürze wegen, *per genus proximum et differentiam ſpecificam* geleistet werden, — muſs erstlich den Begriff aus mehrern höheren suchen zusammenzusetzen. (Auch die Differenz ist in der Regel ein höherer Begriff, da sie noch mehrern Begriffen zukommen kann, und folglich der, welchen wir mit ihrer Hülfe definiren wollen, sich zu ihr wie die Art [371] zur Gattung verhält; obgleich hievon Ausnahmen vorkommen, wie das Wiehern des Pferdes, und andre, ganz eigenthümliche Merkmale.) Ob aber die Zusammensetzung gelungen sey, wird geprüft an dem Umfange des Begriffs, und den darin enthaltenen Beyspielen; die es verrathen, wenn die Definition zu eng ist; desgleichen an den Beyspielen, welche zum *genus* und der Differenz gehören, aus denen man erkennt, ob die Definition zu weit ist. Denn ich rede hier nur von solchen Erklärungen, die zum sogenannten analytischen Denken gehören; nicht von der Definition durch streng wissenschaftliche Erzeugung eines Begriffs, welches über die Sphäre meiner jetzigen psychologischen Untersuchung hinaus liegt.

Der Punct, auf welchen man hier merken muſs, ist das Entstehen einer *neuen Dimension* für den Lauf unserer Vorstellungen. Die ursprüngliche Richtung derselben ist die zeitliche, woraus die räumliche sich bildet, nach § 112 und 113. Ferner haben wir im § 139 das Analogon derselben, die Fortschreitung in den qualitativen Continuen, näher betrachtet; auch war von beydem schon im § 100 die Rede. Von derjenigen hingegen, die wir hier finden, kann man sagen, daſs sie die vorigen senkrecht durchschneide; sie ist nämlich die der logischen Unterordnung; jene aber gehören zur Nebenordnung. Der Begriff, welchen wir definiren, liegt *zwischen* seinen höhern und niedern. Durch doppelte Apperception und durch die, damit verbundene, Verschmelzung, hat er sich beyden an-

geschlossen; und das Denken geht durch ihn herdurch nach zweyen entgegengesetzten Richtungen; nur nicht auf einerley Weise. Denn er ist ein *Mittelbegriff* im Sinne des logischen Syllogismus; man kann schliefsen:

Der Adler ist ein Vogel,
Der Vogel ist ein Thier,
also der Adler ein Thier,

aber nicht mit umgekehrter Fortschreitung, das Thier sey ein Vogel, der Vogel ein Adler, also das Thier ein [372] Adler. Soll diese falsche Fortschreitung verbessert werden, so führt sie auf Divisionen. Angenommen fürs Erste, wir gehen vom Vogel zum Adler: so hat der Adler seinen Platz in einem jener qualitativen Continuen des § 139; ist die Verschmelzung der dazu gehörigen Vorstellungen gehörig zu Stande gekommen, so durchläuft das Vorstellen, gleichsam seitwärts, vom Adler abschweifend, die Menge der übrigen Vögel; während der schon bereit liegende, appercipirende Begriff des Vogels sie alle mit sich vereinigt. Dasselbe ereignet sich in dem Verhältnisse des Thiers zum Vogel, und diese logische Bewegung unseres Denkens würde nicht eher endigen, als in vollständiger Ueberschauung des ganzen Systems unserer Begriffe, wenn alle dazu nöthigen Verschmelzungen vollführt, und die Hemmungen nicht zu stark wären. — Uebrigens wird wohl Niemand fragen, warum nicht, wenn vom Adler die Vorstellungsreihe zum Vogel fortgeht, sie auch dann seitwärts zu den übrigen Thieren übergehe? Denn es ist klar, dafs, *wenn* sie es thut, dann die Vorstellung des Adlers gehemmt wird, und die Reihe als solche abgebrochen ist.

Wie im Anschauen, so fühlen wir uns auch *frey* im Denken, so fern es gelingt; doch weniger als im Anschauen, weil es seltener gelingt. Gar zu oft schlägt jene doppelte Apperception dergestalt fehl, dafs die Definitionen zu weit oder zu eng werden; selten liegen die qualitativen Continuen für eine vollständige Coordination bereit; dadurch entdecken sich Mängel und Lücken in unserem Vorstellen, derentwegen wir nicht umhin können, einen Tadel in unsre Selbsterkenntnifs aufzunehmen. Dieser Tadel wirkt mehr oder weniger Anstrengung; er weckt einen Anspruch an uns selbst, auf welchen, wenn ihm Genüge geleistet wird, sich ein neuer Begriff von *geistiger Freyheit* bezieht, der von dem vorigen der Willkühr im *fixirenden* Denken oder Anschauen, sehr verschieden ist, weil er schon *Selbstbeherrschung* in sich schliefst.

[373] Hier bemerken wir noch eine dritte Art von Freyheit; die *Freyheit der Reflexion.* Bey der Definition geschieht eine Unterordnung des Begriffs unter seine Merkmale. Durchläuft man successiv die Reihe dieser Merkmale: so hebt sich eine Seite des Begriffs nach der andern hervor, und das Gleichgewicht ist gestört, worin vorher die sämmtlichen Bestandtheile des Begriffs mit einander schwebten. Dasselbe geschieht schon in der Vergleichung eines Gegenstandes mit andern und wieder andern nach verschiedenen Aehnlichkeiten; wie wenn das Glas erst mit den durchsichtigen, dann mit den zerbrechlichen, endlich mit den schwer auflöslichen Körpern zusammengestellt wird. Der Gegenstand übt hiebey keine merkliche Gewalt über uns aus; die Art, wie wir die Vorstellung desselben aus dem Gleichgewichte bringen, folgt gänzlich dem Laufe unserer

Gedanken. Nur mufs man nicht in eben *diesem*[1] Gedankenlaufe die Freyheit suchen wollen, die lediglich eine Beweglichkeit in der Vorstellung des Gegenstandes ist.

Man kann fragen, ob diese Beweglichkeit auch bey vollkommenen Complexionen möglich sey? Denn bey unvollkommnen Complexionen, und bey Verschmelzungen hat sie keine Schwierigkeit, indem dieselben nachgiebig genug sind, um bey verminderter Hemmung einen ihrer Bestandtheile, der hiedurch begünstigt wird, mehr hervortreten zu lassen, als die übrigen, für welche die vorhandene Hemmung sich gleich bleibt. Aber bey vollkommenen Complexionen gilt bekanntlich das Gesetz, dafs alle ihre Bestandtheile untrennbar in gleicher Proportion steigen und sinken müssen. — Nun kennen wir keine vollkommnere Complexionen, als die zwischen den Worten und den dadurch bezeichneten Gegenständen. Gleichwohl, indem wir etwa das alte Schul-Beyspiel der Logiker,

Die Maus frifst Käse,
Maus ist ein einsylbiges Wort,
Also frifst ein einsylbiges Wort Käse,

durch die Bemerkung zurückweisen, dafs hier vom Worte [374] und dort vom Thiere die Rede sey: trennen wir in der Reflexion das Wort von der Sache. Wirklich scheint aber in solchen Fällen die Apperception des Worts ein *neues Quantum* des Vorstellens, aus dem Vorrathe der Vorstellungen blofser, schon vereinzelter, Sprachlaute, herzugeben; so, wie es den Kindern beym Buchstabiren ohne allen Zweifel begegnet, die ein Wort aus seinen Buchstaben zusammensetzen, nachdem sie längst vorher das nämliche Wort als Zeichen einer Sache kannten und gebrauchten, ohne an dessen Bestandtheile auch nur zu denken. Man sieht hier einen Umstand, der die psychologischen Nachforschungen erschweren kann. Sehr oft tritt unvermerkt ein Quantum des Vorstellens an die Stelle des andern, und leistet Dienste, die man vom andern zu empfangen glaubt und doch nicht empfangen konnte.

§ 148.

Die vorstehenden Bemerkungen über das analytische Denken, welches seinen Gegenstand nicht erweitert noch verändert, mögen genügen; da sie das Wesen der Reflexion wenigstens im Allgemeinen begreiflich machen, nämlich durch die Bewegung, die in den Complexionen entsteht, wenn gleichzeitig mit ihnen andre und andre, ihnen zum Theil gleichartige, Vorstellungen wechselnd im Bewufstseyn sind; woraus eine wechselnde Begünstigung für das Hervortreten ihrer Bestandtheile entspringt.

Jetzt aber müssen wir zu dem Gegenstande fortgehn, welchen Kant mit so grofsem Nachdruck zur Untersuchung empfohlen hat; das synthetische und erweiternde Denken. Gewifs liegt hierin eins der gröfsten Verdienste Kant's um die Speculation; und die Vernachlässigung dieses wichtigen Puncts gereicht den spätern Philosophen zum Vorwurf. Allein eine Entschuldigung für sie findet sich in den sehr starken Misgriffen,

---

[1] „eben in *diesem*" . . . SW.

welche begegneten, indem KANT die Frage: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? auflösen wollte.

Er tadelt HUMEN, nicht eingesehen zu haben, dafs [375] seine Zweifel mit der Metaphysik zugleich die Mathematik trafen. Aber er selbst wurde durch diese Bemerkung verleitet, zwey sehr verschiedene Gegenstände nur gar zu nahe zu rücken, und im Grunde weder den einen noch den andern richtig zu erkennen.

Worin die Nothwendigkeit metaphysischer Sätze, z. B. des Causalgesetzes, besteht, habe ich oft genug ausgesprochen und gezeigt; nämlich darin, dafs ein Widerspruch mufs gehoben werden, der in der Form der Erfahrung wirklich liegt; z. B. in der Veränderung.

Hingegen in den mathematischen, combinatorischen, und allen ähnlichen Gesetzen wird blofs eine, einmal angenommene Regel der Construction vestgehalten, aus deren Verletzung Widersprüche entstehen *würden*.

Die oben in der Anmerkung zu § 142 angeführten eignen Worte KANT's über die Wechselwirkung und Veränderung zeigen dem scharf genug nachdenkenden Leser keine blofse Unbegreiflichkeit, sondern eine völlig klare Ungereimtheit. Hingegen in den geometrischen Sätzen (so fern sie nicht etwa das Continuum und das Unendliche betreffen, worin allerdings Widersprüche liegen,) hat noch Niemand etwas Ungereimtes, nicht einmal etwas Unbegreifliches gefunden, sondern ihre Nothwendigkeit und ihre Wahrheit leuchtet vollständig ein; indem bey ihnen gleich der erste Gedanke auch der richtige ist, und man nur durch übereiltes oder absichtliches Verletzen der einmal angenommenen Regel würde auf Widersprüche stofsen können.

Um diesen Gegenstand so allgemein als möglich zu erläutern, will ich von dem, was logisch höher steht; als alle Mathematik, nämlich von der Combinationslehre, zuerst ein Beyspiel hernehmen. Man betrachte folgendes Schema der Versetzungen von vier ungleichen Elementen:

a b c d
a b d c
a c b d
a c d b
[376] *a d b c*
a d c b
b a c d
b a d c
b c a d
b c d a
b d a c
b d c a
c a b d
c a d b
c b a d
c b d a
c d a b
c d b a
d a b c

d a c b
d b a c
d b c a
d c a b
d c b a

Die Anfangs-Buchstaben dieser Complexionen ergeben die *Reihe a, b, c, d;* aber mit sechsmal langsamerer Fortschreitung, als mit der, welche in der Folge der ganzen Complexionen vorkommt. Zugleich bilden die zweyten Buchstaben der Complexionen eine *Reihe von Reihen; b, c, d; a, c, d; a, b, d;* und *a, b, c;* deren Fortschreitung doppelt so langsam geschieht als der Wechsel in den beyden hintersten Stellen. Das Ganze zeigt uns also ein System zugleich ablaufender Vorstellungsreihen, aus deren jedesmaligem *Zusammentreffen* sich jede einzelne Complexion unfehlbar erzeugt. Hier ist keine Nothwendigkeit durch Aufhebung und Hinwegschaffung eines vorhandenen Widerspruchs, wie in den metaphysischen Problemen; sondern ein zwangloses, jedoch völlig bestimmtes Geschehen, das an den zusammentreffenden Mechanismus einer Uhr und eines Ge-[377]schäffts erinnert, auch wirklich damit in Eine Klasse von Ereignissen gehört.

In der Geometrie kommt etwas Aehnliches vor, doch mit einem Umstande behaftet, den wir schon oben, (§ 114, in der Anmerkung,) vor Augen hatten. Im Raume nämlich vervielfältigen sich oftmals gewisse allgemeine Begriffe in mehrere Darstellungen. Wie Parallelen nur einerley Richtung, vielmal gezeichnet, sind: so auch sind z. B. Scheitelwinkel nichts anders als ein und derselbe Unterschied zweyer Richtungen, der nach zwey entgegengesetzten Seiten hin sichtbar wird. Und der Satz, dafs alle Winkel im ebenen Dreyeck zusammen 180 Grade ausmachen, ist völlig der Formel $A = A$ analog; denn wenn für zwey convergente Linien der Unterschied ihrer Richtungen gegen eine dritte bestimmt ist, so liegt darin unmittelbar die Ungleichheit dieses Unterschiedes, das heifst, die Verschiedenheit ihrer Richtungen, und eben diese ist der dritte Winkel im Dreyeck, der nur die 180^0 voll macht, welche zwischen jenen Linien an der dritten statt gefunden hätten, wenn sie parallel gewesen wären. Es ist längst bemerkt worden, dafs die gewöhnlichen geometrischen Beweise hier nur einen Gedanken auseinanderziehn, den man, um ihn vollständig zu erreichen, unmittelber durchschauen mufs; die Geometrie für Anfänger ist längst vorhanden, aber die Geometrie für Denker soll noch geschrieben werden. Sie wird *weniger* von der Gleichheit zweyer Figuren, deren eine unabhängig von der andern vorhanden scheint, — und *mehr* vom Entstehen vieler Constructionen aus Einem Princip, zu reden haben. Sie wird z. B. in einem Dreyeck nicht Eine Parallele mit der Grundlinie willkührlich ziehn, um die Proportionen in den Dreyecken nachzuweisen: sondern, nachdem eine Seite mit zwey anliegenden Winkeln gegeben worden, sogleich überlegen, dafs diese Winkel sich auf die Gestalt des Dreyecks, mithin auf die Verhältnisse der drey Seiten beziehen; weil die Schenkel einen Grad von Convergenz an sich tragen, (den man [378] leicht durch einen Differentialquotienten ausdrücken kann,) und es von diesem Grade abhängt,

wie weit man die Schenkel — stets die Grundlinie, als ihren verminderten Abstand bezeichnend, parallel fortschiebend, — verlängern müsse, damit der Abstand ganz verschwinde, und das Dreyeck sich schliefse. Weitere Ausführungen gehören nicht hieher.

Die geometrischen, und alle ihnen ähnliche Constructionen, sind in ihrem Ursprunge *frey*, aber sie verwickeln sich im Fortgange in diejenige Art von Nothwendigkeit, welche aus dem Zusammentreffen der verschiedenen Theile einer Construction entspringen. So fühlt auch Derjenige, der ohne weitere Veranlassung die Gleichung

$$x^2 + a x + b = 0$$

hinschreibt, sich frey; denn er konnte jede Art von arithmetischer Verbindung eben so gut wählen; aber nachdem die gehörige Analyse gegeben hat:

$$x = -\frac{1}{2} a \pm \sqrt{\frac{1}{4} a^2 - b}$$

mufs er sich schon hier die, oft wiederkehrende, Frage von der Möglichkeit der Wurzeln gefallen lassen. Denn a und b sind hier Zeichen von Zahlen-Reihen, die auf alle mögliche Weise zusammentreffend sollen gedacht werden.

Diese Andeutungen dem Nachdenken des Lesers überlassend, eile ich weiter zu der Vorstellung des *Unendlichen*; welches KANT bey seiner Antinomien-Lehre benutzte, um den Verstand in ein Dilemma zu verwickeln, nach welchem ihm die Welt stets entweder zu grofs oder zu klein ausfallen sollte. Bessere Metaphysik würde gewarnt haben, den Begriff des Unendlichen, der, wenn man ihn in metaphysischer Strenge nimmt, ein blofses Gedankending bezeichnet, mit dem, was als *real* auch nur *vorgestellt* wird, gar nicht in Berührung zu bringen; (nämlich in reiner Theorie; denn vom Praktischen ist hier nicht die Rede.)

Aber nur zuviel hat die unglückliche Dienstbarkeit [379] dazu beigetragen, in welche KANT sich gegen die Geometrie begab, so oft er der *Materie* gedachte, deren Wesen er nicht richtig erkannt hatte. Auch davon können wir hier nicht sprechen.

Jedermann kennt aus der Mathematik die unendlichen Reihen, und deren Ursprung aus dem Begriff des *allgemeinen* Gliedes, unter welchen fallend jedes *einzelne* Glied die Aufforderung mit sich bringt, noch weiter fortzuschreiten. Ein solches allgemeines Glied braucht nicht durch einen arithmetischen Ausdruck gegeben zu seyn; die Allgemeinheit der Regel des Fortschritts, unter welche jedes Erreichte wieder als Anfangsglied fällt, ist hier das Wesentliche. Daher unendliche Räume, Zeiten, Zahlen, und gesteigerte Qualitäten aller Art.

Die erste psychologische Frage, auf die wir hier nöthig haben zu merken, ist diese: gelangen wir durch solches Fortschreiten nun wirklich jemals zu einer Vorstellung des Unendlichen; so, als ob es uns wie eine gegebene Gröfse vorschwebte? — Sicherlich nicht! Wir bleiben irgendwo stehn; wissen aber, dafs wir weiter, und wohin wir auch gelangen möchten, doch *noch* weiter fortschreiten könnten. Dieser allgemeine Begriff vertritt die Stelle der Vorstellung des Unendlichen.

Es ist hier ein ähnlicher Fall, wie bey der logischen Cultur der

Begriffe. Durch negative Urtheile sprechen wir dem Gattungsbegriffe die specifischen Differenzen ab, welche zur Bestimmung des ihm Untergeordneten dienen, und eben deswegen in den Inhalt des Gattungsbegriffs *nicht* gehören. Wir sollten also wirklich die Gattung ganz frey denken von jenen Differenzen; aber eben indem wir dieses Sollen anerkennen, indem wir uns entschliefsen das nicht hieher gehörige bey Seite zu setzen, denken wir in der That daran, und sind keinesweges ganz davon losgekommen. So wissen wir, dafs der allgemeine Begriff des Kreises keinen bestimmten Radius erträgt; aber das Bild des Kreises hat dennoch in jedem Augenblicke für uns seinen Radius. Und dies reicht für [380] den Gebrauch zu. Eben so denken wir niemals wirklich eine Linie ohne Dicke; aber wir wissen, dafs wir es sollten, und das genügt.

Die wirkliche Vorstellung des Unendlichen — weit verschiedenen von der, wie sie seyn sollte, und wie sie seyn *würde* und seyn *müfste,* wenn sie wie ein ursprünglich Gegebenes in unserm Geiste *a priori* vorhanden wäre, — ist nichts als eine dünne Atmosphäre, die unsre Vorstellungen des Endlichen umhüllt; und, was das wichtigste ist, sich an sie anlegt, und von ihnen abhängt. Man zeige einem Knaben das Wachsen der Tangenten und Secanten, wenn der Winkel wächst; man gehe fort bis zum Winkel von 90°; er begreift vollkommen, dafs nun Tangente und Secante unendlich werden, weil sie sich nicht mehr schneiden können. Nun hat er die Vorstellung des Unendlichen; und soll demnach über endliche Gröfsen nicht mehr staunen. Denn hat er sie nicht schon überschritten? — Aber jetzt unterrichte man ihn von den Entfernungen der Himmelskörper. Das Staunen wird sich sogleich einstellen; zum Beweise, dafs sein Unendliches bey weitem nicht so grofs war, als diese endlichen Gröfsen. Und das Staunen kehrt auch bey dem Erwachsenen wieder, wenn er sich Räume denken soll, welche zu durchlaufen das Licht Jahre, Jahrhunderte, — Millionen von Jahrtausenden gebraucht. Das Erhabene bleibt zum Theil im Raume, obgleich SCHILLER es daraus ganz zu vertreiben gedachte.

Der Zustand unserer Vorstellung des Unendlichen darf uns nicht wundern. Man gehe zurück in die Mechanik des Geistes; zu den Reproductionsgesetzen, aus denen die Reihenformen entspringen. Wir haben eher das Räumliche, als den Raum; eher das Zeitliche als die Zeit. Für das Gegebene, indem es sich gegenseitig bewegt, erzeugen wir einen Umgebungsraum; und Anfangs steht nur dasjenige, was wir in einen und denselben Umgebungsraum setzten, für uns in räumlichen Verhältnissen. Allmählig erweitert sich der Horizont, indem wir [381] die mittlere Gegend desselben zu verrücken veranlafst werden; die ganze Construction bleibt dem Geiste gegenwärtig, aber sie heftet sich an andere Puncte. So vergröfsert sich der Raum allmählig durch Uebertragung des frühern Products auf neue Gegenstände, wobei jedoch die neue Raumerzeugung für das eben jetzt vorliegende Gegebene nicht ausgeschlossen ist. Aber mehr und mehr wird für die schon stark gewordene Vorstellung des Raumes das Gegebene zufällig. Und diese Zufälligkeit vollendet sich, indem jedes einzelne Gegebene sich beweglich zeigt, während Anderes vestgehalten wird. Solchergestalt wird endlich der Raum selbst als das einzige Veste und Stehende gedacht; als die voraus bestimmte Möglichkeit

der Bewegung und des Nebeneinanderseyns. Fragt man, ob diese Möglichkeit Gränzen habe? so ergiebt sich die verneinende Antwort sogleich aus der Freyheit der räumlichen Constructionen: aber wir dürfen nie vergessen, dafs jener leere Umgebungsraum, der uns aus der Auffassung der Bewegungen nothwendig entstehen mufste (§ 114), ursprünglich nur unbestimmt, nicht unendlich ist; und dafs, so leicht auch jedes Gegebene ihn reproducirt und sich aneignet, er sich doch nicht ohne absichtliches Construiren davon ganz losreifsen, nicht einmal davon weit entfernen kann. Wie das Licht von irgend einem leuchtenden Puncte ausgehn mufs, so ist auch der Raum, psychologisch betrachtet, eine Art von Ausstrahlung der Objecte; denn man weifs aus dem Vorigen, dafs er ein System von Reproductionen ist, die eine *reproducirende* Vorstellung (oder deren mehrere) voraussetzen.

Und wie weit geht das absichtliche Construiren, welches geschieht, indem man die reproducirende Vorstellung auf das früher Construirte überträgt? So weit, bis dessen Vergeblichkeit vollkommen einleuchtet. Liegt einmal die allgemeine Regel der gleichartigen Fortschreitung klar vor Augen: so gewinnt der Begriff derselben nichts mehr durch fernere Construction; wird aber die Reihe zu lang, so verlieren sich die ersten Glieder aus [382] dem Bewufstseyn, und das Zusammengefafste will nicht mehr wachsen.

(Das nämliche gilt, mit gehöriger Veränderung, nicht blofs von Gröfsen die man ins Unendliche sich ausdehnen läfst, sondern auch von den Theilungen, die sich nach einerley Regel wiederhohlen, so oft man will.)

Getrennt von praktischen Beziehungen, und gereinigt von Verwechselungen, ist das Unendliche Niemandes Freund. Jeder fühlt, dafs er sich darin verliert, sobald er den Anfangspunct der Construction fahren läfst, und keine bestimmt gesonderten Glieder mehr vor Augen hat. Alsdann entsteht ein Gefühl des Schwindels. Etwas Aehnliches würde Derjenige leiden, der in einem Feen-Palaste von vielen Menschen umgeben wäre, die einander durchaus glichen; er würde in jedem den andern erblicken; er würde unterscheiden wollen und nicht können; die Reihe seiner Vorstellungen würde vorwärts streben, und doch immer auf der alten Stelle bleiben. So auch, wenn im Unendlichen das Fortgehn nicht weiter führt, weil jeder Punct immer noch die Mitte ist. Der Traum hat ähnliche Zustände; man ist stets im Begriff zu thun, was nie geschieht. Kein Wunder, dafs die Mathematiker sich gesträubt haben, das Unendliche zuzulassen; obgleich der Begriff der Intensität des Wachsens oder Abnehmens vollkommen fähig ist, bestimmte Verhältnisse (Differential-quotienten) zu bilden. Von Kunstwerken hat man zuweilen gerühmt, dafs sie das Unendliche offenbarten: schwerlich mit Zustimmung wahrer Künstler, die gerade in geschlossenen Umrissen, scharf gezeichneten Charakteren, und im Individualisiren des Allgemeinen ihr Verdienst suchen; den schwebenden Dunst und Nebel aber möglichst vermeiden.

Gleichwohl hat das Unendliche, schon als solches, seine eifrigen Verehrer. Warum? Aus zweyen merkwürdigen psychologischen Gründen.

1. Das Unendliche wird aufgefafst als das Ungehemmte, als die Sphäre der Freyheit.

[383] Gerade darum, weil kein räumliches, kein dem Raume ana-

loges, endliches Object, durch eine stehende, ruhende Vorstellung kann aufgefafst werden, weil vielmehr in ihm ein *nisus* unzähliger Reproductionen, gemäfs den Verschmelzungen aller Partial-Vorstellungen, thätig seyn mufs, damit die Theile sich sondern, und jeder seinen Platz zwischen und neben den andern einnehmen könne; weil ferner hiedurch gewöhnlich auch früher gebildete Vorstellungsreihen angeregt werden, die, indem sie sich auf die einzelnen Theile des Gegenstandes übertragen, und gleichsam mit ihren Anfangspuncten daran haften, nun auch noch über dessen Gränzen hinaus zu gehn streben, aber von einer Hemmung durch das *jenseits* der Gränzen Liegende, oder selbst durch die Bestimmtheit der eigenthümlichen Form des Gegenstandes, zurück getrieben zu werden pflegen; — also kurz, weil die Vorstellung des endlichen Objects ein *Streben* einschliefst: darum ist die Ueberschreitung der Gränze zuerst mit einem neuen Gefühl verbunden, welches in so fern ein behagliches werden kann, als dadurch die zuvor gehemmten Reihen nun wenigstens für einen Augenblick sich ausbreiten können, bis eine neue Hemmung sich gegen sie ansammelt, deren übrige Wirkung von den Umständen abhängt. Das Unendliche nun droht dem, welcher in dasselbe hinausschaut, mit gar keiner Hemmung; die Vorstellung desselben ist eine Evolution, die so weit reicht, als der Trieb des jetzigen Vorstellens sie trägt. Kein Wunder, dafs hierin Freyheit eben in so fern gefühlt wird, als die Begränzung im Endlichen schmerzhaft war empfunden worden.

2. Das Unendliche wird aufgefafst als das letzte Hemmende, Begränzende; daher als das Erste und Unbedingte.

Schwerlich konnte es je einem Mathematiker einfallen, die späteren Glieder einer Reihe als die Bedingungen der frühern anzusehn; am wenigsten die, welche unendlich entfernt sind, gerade umgekehrt als die ersten zu [384] betrachten. Und es ist doch eine so seltsame Umkehrung, welcher wir hier begegnen!

Die Gefühle deren, die sich überhaupt in der Endlichkeit eingeschlossen finden, will ich nicht schildern. Es ist mir genug zu bemerken, dafs selbst Kant, mit der gröfsten Nüchternheit des Ausdrucks, für gut findet, das Messen eines Raumes auch als eine Synthesis einer Reihe der Bedingungen zu einem gegebenen Bedingten anzusehen; und zwar darum, weil die *weiter* hinzugedachten Räume immer die *Bedingung von der Grenze der vorigen* seyen. Was kann daraus anderes folgen, als dafs der unendliche Raum die Bedingung unseres Gesichtskreises sey? Und in der That stellt Kant es in seiner ersten Antithesis als eine gewichtvolle Schwierigkeit dar: *die Sinnenwelt, wenn sie begränzt sey, liege nothwendig in dem unendlichen Leeren.* Ich gestehe, dafs ich noch niemals dahin gelangt bin, darin auch nur das Geringste zu finden, was Besorgnifs erregen könnte. Das Leere aufser der Welt belästigt mich gerade so wenig, als das Leere in der Welt, oder auch nur die ungleiche Dichtigkeit dessen, was den Raum erfüllt. Da dieser letztere Umstand in der Erfahrung vor Augen liegt, so würde ich, selbst noch vor irgend einer metaphysischen Ueberlegung, mich sehr wundern, wenn irgendwo und irgendwie, das Leere dem Vollen, das Nichts dem Etwas, ein Gesetz vorschreiben, oder es in irgend eine Verlegenheit verwickeln könnte. Aber der Grundfehler lag hier schon in den ersten

Elementen der Raumlehre; in dem Satze, der Raum sey als ein einziges, Unendliches der reinen Anschauung gegeben. Daraus verstand sich denn freylich von selbst, dafs die endlichen Raumtheile als durch Begränzung, durch Sonderung hervorgehoben, mufsten angesehen werden; und dafs sich zu ihnen das Unendliche wie das Erste zum Zweyten verhielt. Wenn man aber nicht auf dem Standpuncte der Kantischen transscendentalen Aesthetik steht: wie kommt man alsdann — und wie kamen so viele frü[385]here dazu, das Unendliche — das *Letzte* in unserer Construction, zum *Ersten* zu machen?

Hinweggesehn von der, aus dem Obigen leicht begreiflichen Uebereilung, dem Anstofsen an eine Gränze eine begränzende Ursache vorauszusetzen, die Jenseits liege, — obgleich durch die Reproductionsgesetze Jedes in seinen gegebenen Distanzen *gehalten* wird, und nicht nothwendig von Aufsen braucht *gedrückt* zu werden, — giebt es zwey Hauptumstände, die es nur zu leicht dahin bringen, dafs man das Unendliche zum Ersten mache.

Erstlich: die Stellung des Menschen in der Zeit. Hier mufs man unterscheiden zwischen unserm Handeln und unserem Wissen. Das Handeln giebt uns die *natürliche* Stellung im *Flusse* der Zeit; wir schauen auf das was wir thun wollen, also in die Zukunft, wohin die Zeit läuft. *Aber hier genügt das Nächste*; selten arbeitet Einer bey nüchterner Ueberlegung auch nur für das kommende Jahrhundert, die entferntern Folgen unseres Thuns können uns höchstens Besorgnisse, aber keine Hoffnung einflöfsen. Ganz anders verhält es sich mit dem Wissen. Die Gegenstände desselben liegen dem allergröfsten Theile nach in der Vergangenheit: wir wandeln auf Gräbern, wir büfsen alte Sünden, wir leben von alten Capitalen. Für diese Gegenstände müssen wir, gestellt auf den Endpunct der bis jetzt abgelaufenen Zeit, unsre Reihenform rückwärts schauend construiren. Der Zeit, die unsern Staat gestiftet hat, ging eine andre voran, welche die Wälder lichtete und den Boden umgrub; *ihr* voran tritt eine andre, die aus dem Meeresgrunde das Land emporhob; und wieder eine andre, die das Sonnensystem formte. Hier verlieren wir uns. Das Unendliche wird nun das Früheste, und darum das Erste; indem die Vorstellungsreihe sich umkehren soll; unsre Blicke müssen dahinaus gehn, indem unser Wissen soll zusammengefafst werden. Leicht vergessen wir darüber die andre Seite, die uns nicht beschäfftigt. Oder wenn wir uns einmal umwenden, wenn wir uns an jeder Seite umfangen sehen vom Unendlichen, so können wir in die Zukunft nichts [386] setzen, als die Zwecke der Macht, von der das Letzte wie das Erste abhängt!

Zweytens: ein ähnliches Resultat ergiebt unsre Auffassung der Dinge im Raume. Wir kennen die Materie als theilbar; sie giebt sich uns massenweise, und wir betrachten wirklich, so wie KANT will, die Massen als dasjenige, worin wir nach Belieben Theile machen können. Dem fortgesetzten Theilen stellt sich in blofsen Gröfsenbegriffen nichts entgegen; in der Erfahrung widerspricht kein augenscheinlicher Versuch: die Philosophen lassen sich von der Geometrie überreden, mit der Materie zu schalten, wie mit dem Raume; was die bestimmten Verdichtungen, die bestimmten Krystallformen dagegen einwenden, wird nicht beachtet und noch weniger verstanden. Die Substanz soll zwar in den Theilen liegen;

aber mit ein paar idealistischen Behauptungen schlüpfen wir darüber leichtfüfsig hinweg; und im Nothfalle würden wir wohl gar jenes Hülfmittel KANT's gebrauchen, die Substanz wieder in ein Prädicat zu verwandeln, um sie dergestalt in die Flucht zu schlagen, dafs sie nur im Unendlichen ein Asyl finden könne.

Soviel Mühe brauchen wir uns nicht zu geben. Denn zu der ganzen bisherigen Betrachtung kommt nun noch der Umstand hinzu, dafs ohnehin schon die Substanz das *Unbekannte* ist, was *hinter* den Erscheinungen gesucht wird (§ 141). Liegt nun hinter den Erscheinungen auch das Unendliche: so fällt es schon dadurch, in gewöhnlicher und gemeiner Verwechselung, mit der Substanz zusammen. Und so haben wir denn eine *unendliche Substanz*, ohne zu fragen, ob der Begriff des Seyn sich mit dem des Unendlichen vertrage oder nicht. Nun mögen die Schulen ihre Kampfplätze ebnen; denn die Vermählung des Endlichen mit dem Unendlichen kann ohne Streit nicht abgehn. Aber davon mag die Geschichte der Philosophie ihren tragisch-komischen Bericht abstatten; wir können uns hier nicht darauf einlassen; besonders da wir zu der unerfreulichen Naturge[387]schichte des Irrthums sogleich noch andre Beyträge liefern müssen.

§ 149.

Das Unendliche* verhält sich zum Unbedingten wie Entlaufen zum Stillstehn, Verlust zum Besitz; daher wie das Leere zum Vollen; wie Nichts zu Etwas.

Das Unendliche in seinem *Streite* mit dem Unbedingten darzustellen. dies war die eigentliche Aufgabe, welche KANT in seiner Antinomien-Lehre zu lösen hatte. Von Rechtswegen mufste die Thesis überall das Unbedingte veststellen: die Antithesis dagegen, wie getrieben vom Geiste des Widerspruchs, überall das Unendliche eröffnen, um dahinaus das Unbedingte zu vertreiben. Denn was im Unendlichen geschieht, das geschieht niemals; und bey den Mathematikern gilt es gleich, zu sagen, die Hyperbel falle nie, oder sie falle im Unendlichen mit ihrer Asymptote zusammen. Dann aber wäre freylich von keiner Dialektik der reinen Vernunft die Rede gewesen; denn die Thesis hat entschiedenes Recht, und die Antithesis entschiedenes Unrecht, sobald beyde gehörig gefafst werden. Allein vor aller weitern Erläuterung müssen wir erst überlegen, wie der Begriff des Unbedingten entstehe?

Bey aller Verschiedenheit, sind dennoch Unbedingtes und Unendliches darin ähnlich, dafs sie durch eine reihenförmige Construction gedacht werden. Das Unbedingte erfordert zwar nicht *viele* Fortschreitungen nach einerley Regel; aber es steht dem Bedingten entgegen, und soll für den Durchgang durch dasselbe den Endpunct und Ruhepunct darbieten. Das Bedingte nun zuförderst [388] hängt schwebend an seinen Bedingungen; es fällt weg, wenn man den Faden abschneidet. So im Verschwinden

* Der Leser mufs hier meine Hauptpuncte der Metaphysik [Bd. II vorl. Ausg.] von neuem durchdenken. Zur Uebung diene folgender Satz: Es ist gleichbedeutend, von den einfachen Wesen zu sagen; *sie haben unendlich viele Kräfte*, oder *sie haben gar keine*. Denn ihre Kräfte beruhen auf ihren möglichen Relationen zu anderen Wesen. Deren giebt es unendlich viele. Aber keine Möglichkeit ist real, und keine Relation ist eine Eigenschaft.

begriffen, wofern die Bedingungen es nicht hielten, mufs es gedacht werden; das ist, logisch genommen, die Bedeutung desselben. Wie nun kommen wir dazu, etwas als bedingt anzusehen? Die ursprüngliche Auffassung der Welt, im Anschauen, und durch allgemeine Begriffe, weifs davon nichts. Dem gemeinen Menschen ruhet der Erdboden; und wenn nach dem empirischen Begriffe der Schwere etwan der Himmel droht zu fallen, so braucht man ihm nur den Atlas oder die Säulen des Herkules zur Stütze zu geben, dann steht er vest. Eben so gilt jedes sinnliche Ding für ein Seyendes, eine *οὐσία*; und jedes, wovon Ereignisse herkommen, für eine *αἰτία*; so haben wir diese Begriffe oben bey den Kategorien (§ 124) gefunden. Nun sind zwar die *Vorstellungsreihen ähnlicher Folgen unter ähnlichen Umständen* von der Beschaffenheit, dafs sie nicht ablaufen können, wenn ihre Anfangsglieder aufgehoben werden; und so kann Manches als bedingt erscheinen, und als abhängig von gewissen Bedingungen, deren es nicht einmal bedarf, weil es auch unter andern Umständen möglich ist. Allein wenn gleich auf diese Weise die Menge des Bedingten sogar überflüssig grofs, und die Sphäre der Bedingungen enger, als sie ist, erscheint: so macht doch diese Vorstellungsart noch immer nicht das Unbedingte bemerklich, und zwar gerade darum nicht, weil dessen, was wirklich als bedingend, selbst aber unbedingt gedacht wird, — indem die *Frage*, ob es bedingt sey oder unbedingt? gar nicht erhoben wurde, — noch so sehr Vieles vorhanden ist. Aber wir kennen auch schon den höheren Standpunct, auf welchem diese Frage sich einstellt, und sich *überall* geltend macht; dergestalt, dafs der Boden der Sinnenwelt anfängt zu wanken, und gegen seine *allgemeine* Unsicherheit eine veste Zuflucht gesucht wird. Die Urtheile, welche den Dingen ihre Prädicate einzeln beylegen, (§ 141), sind das Schmelz[389]feuer, worin die Dinge zerfliefsen; und zwar um desto leichter, wenn die Veränderlichkeit der Merkmale auf empirischem Wege zu Hülfe kommt, um das Aggregat der Prädicate zu trennen. Dadurch verliert die Thesis, wodurch die Dinge als Solche und keine andre gedacht werden, ihre Vestigkeit, indem ihr Gegenstand verschwindet. Der Mensch erschrickt, wenn auf einmal statt des bekannten Dinges sich ihm das dunkle, unbekannte, unerkennbare Substrat aufdringt, welches er mehr zu fühlen als zu sehen glaubt, da er es in gar keine bestimmte Form bringen kann, und nicht einmal eine Analogie dafür besitzt. Das einzige Kennzeichen jedes einzelnen Substrats ist, dafs es einem bestimmten sinnlichen Dinge zugehören soll. Aber die Dinge sind Complexionen von Merkmalen; jedes Merkmal liegt in einem qualitativen Continuum; (§ 139) und die Combination der Merkmale des wirklichen Dinges ist nur eine unter vielen. Daher wird die Vorstellung eines jeden Dinges in allen seinen Merkmalen veränderlich; selbst dann, wenn die Erfahrung keine Veränderung desselben vor Augen legt. Man kann aus gegebenen Reihen von Merkmalen alle *möglichen* Dinge, die sich dadurch bestimmen lassen, durch vollständiges Combiniren leicht finden; aus der Mitte dieser Möglichkeit erscheint nun die kleinere Menge der wirklichen Dinge *zufällig* herausgehoben; und *in der Einbildung, als wären die gefundenen Möglichkeiten ein wirklicher Vorrath*, fragt die menschliche Neugier nach dem *Grunde*, vermöge dessen nun gerade diese und keine andern Dinge wirk-

lich geworden, — aus dem Gebiete der Möglichkeit, gleichsam wie aus einer Vorhalle, in die Wirklichkeit hinübergetreten seyen? Die Gedankendinge, welche wir uns selbst geschaffen haben, wollen nicht weichen vor den gegebenen; sie suchen ihren Platz zu behaupten, vermöge des in ihnen liegenden Strebens aller Vorstellungen, und aller daraus, gleichviel wie? zusammengesetzten Complexionen.

Liefse man alle Fehler und Verwechselungen weg: [390] so würde sogleich einleuchten, dafs man sich hüten müsse, das Unbedingte wiederum als eine Complexion von Merkmalen vorzustellen. Geschieht dies, so fällt es in das vorige Schmelzfeuer der zerlegenden Urtheile zurück; welches z. B. Spinoza's unendliche Substanz, die aus Denken und Ausdehnung bestehn soll, auf keine Weise vermeiden kann. — Wir erinnern uns freylich hier einer zum Schutze der spinozistischen Ansicht ersonnenen Spielerey, die Manchen, der hiedurch nicht seine Denkkraft, sondern seine Trägheit zum Denken bewies, getäuscht hat; die Spielerey mit einer vorgeblichen Einheit des Gegensatzes, und wiederum einer höhern Einheit der Einheit und des Gegensatzes. Da wir einmal darauf gekommen sind, wollen wir das Manoeuvre nur gleich ins Unendliche fortsetzen. Also:

für zwey Entgegengesetzte a, b, heifse
ihr Gegensatz, α; ihre Einheit β;
für die Entgegengesetzten α, β. heifse
ihr Gegensatz A, ihre Einheit B.
für die Entgegengesetzten A, B, heifse
ihr Gegensatz x; ihre Einheit, y; u. s. w.

Man sieht, dafs dies ins Unendliche geht. Die Lehre, worauf sich die gemachte Construction bezieht, vergifst klüglich A, x, y, und alles folgende; sie thut daran sehr wohl, denn der Fortgang ins Unendliche würde sogleich verrathen, dafs nichts vereinigt, sondern eben nur mit Worten gespielt wurde; indem man sich erlaubte, Einheiten und höhere Einheiten nach Belieben zu *setzen*, anstatt sie zu beweisen, oder begreiflich zu machen; während schon der allererste Anfangspunct, der vorgebliche *reale Gegensatz*, eben deshalb ein Unding ist, *weil* er in Einem und ebendemselben gesetzt seyn müfste, welches der klare Widerspruch selbst seyn würde*. [391] Gesetzt aber, man wolle trotz dieser handgreiflichen Unmöglichkeit sich doch die Fiction erlauben, aus den Begriffen a, b, α, β, ein solches System zu machen, wie etwa das *täuschende Phänomen* des Magneten darstellt, wobey

der Nordpol $= a$,
der Südpol $= b$,
deren Gegensatz $= \alpha$,
deren Einheit $= \beta$;

* Schelling's Bruno. S. 38 u. f. Aber hier will ich die Bemerkung nicht zurückhalten, dafs in meinen Augen der Urheber des Irrthums weit weniger verantwortlich ist, als die, welche ihn begünstigen. Ein sehr lebhafter, sehr aufgeregter Geist ist vielen und grofsen Täuschungen unterworfen; und man kann sich eben nicht wundern, wenn er sie enthusiastisch verkündigt. Aber dafs ein ganzes gelehrtes Publicum solche Täuschungen im Laufe vieler Jahre fortwährend hegt und pflegt, ist eine Schwäche der Kritik, oder der Empfänglichkeit, die sie vorfindet.

gesetzt ferner, man erlaube sich, α und β wiederum in die Stelle von a und b zu rücken: so ist nun ganz unabweislich, von einer Reihe sowohl das Gesetz als die Fortschreitung gegeben: ja es giebt nun *eben deswegen* eine höhere Einheit der Einheit und des Gegensatzes, *weil* beyde letztern *als unter sich entgegengesetzt* betrachtet wurden, denn sonst wäre gar kein Bedürfnifs, sie zu vereinigen, auch nur vermeintlich und fingirt vorhanden gewesen. Also ist nun *das ganze System* um eine Stelle weiter gerückt: und folglich mufs es abermals fortschreiten, weil sich A und B verhalten wie α und β, d. h. weil sie wegen ihres Gegensatzes x, der sichtbar vor Augen liegt, man wolle ihn nun eingestehn oder nicht, wiederum begehren zur Einheit y zu gelangen; wobey sich denn das alte Spiel unfehlbar wiederhohlt. Genug davon!

Vorhin wurde bemerkt, man müsse verhüten, das Unbedingte als eine Complexion von Merkmalen, die in ihm eine *wirkliche* Vielheit ausmachten, zu betrachten; welches soviel heifst als, *jedes Unbedingte ist an sich*, und wenn man jede Relation desselben zu einem andern Unbedingten (dergleichen sich *im Allgemeinen* [392] weder bejahen noch verneinen läfst) bey Seite setzt, — *sowohl innerlich als äufserlich absolut e i n f a c h.* Hiemit ist der erste Grundgedanke der wahren Metaphysik vestgestellt, um ihn aber zu finden, mufs der Ursprung desselben nicht mehr gefühlt, sondern klar gedacht werden. Dies nun pflegt gerade umgekehrt Statt zu finden. Die Entdeckung, dafs den Dingen unbekannte Substanzen zum Grunde liegen, setzt in Verlegenheit; man glaubt sich verirrt, denn man sieht Nichts, wo doch etwas zu sehen gefordert wird; man sucht Auswege; man bläs't zum Rückzuge. Aus dem Unbekannten soll die Mannigfaltigkeit der Erscheinung erklärbar seyn; man setzt also in das Unbekannte soviel mannigfaltige Bestimmungen (*effentialia, attributa,* u. s. w.) als man zum Behuf der gesuchten Erklärungen zu brauchen gedenkt. Und von diesem Augenblicke an ist alles verdorben. Nun wird gegrübelt, gefühlt und phantasirt; es schürzt sich ein gordischer Knoten für Jahrhunderte.

Es ist nöthig, hier einer höchst seltsamen Uebertreibung zu erwähnen, die dem Begriffe des Unbedingten zu begegnen pflegt; ich meine seine Verwandlung in den des *Absolut-Nothwendigen.* Als ob das Seyn nicht genügte, allem Bedingten den vesten Anknüpfungspunkt darzubieten!

Diese Uebertreibung und Verfälschung rührt her von der Einbildung, das Seyende, blofs als solches, sey *zufällig.**

Beynahe auf einen Schlag geschieht jenes Beydes, dafs die Dinge als veränderlich in allen ihren Merkmalen, und dafs sie als beruhend auf einem unbekannten Substrat angesehen werden; denn eins wie das andre entsteht aus der Auflösung der Dinge in Merkmale, de[393]ren *jedes,* mit andern seiner Klasse (seines qualitativen Continuums) verschmolzen, nach den psychologischen Reproductionsgesetzen in sie hinüberfliefst; und welche *zusammen,* als Vieles, durch kein angebliches Band verbunden, der Einheit des Dinges entgegenstehn. Kann man sich nun alle Dinge anders denken, wie sie sind; und mufs zugleich ein verborgenes Reales zu den Dingen

* Eine starke Amphibolie! Zufällig ist nicht *das* Seyende, (worauf dieser Begriff gar nicht pafst:) sondern was zufällig ist, das ist *dem* Seyenden, oder *für das* Seyende zufällig! Auch hier hat man Bezogenes und Beziehungspunct verwechselt.

hinzugedacht werden, als ihr Träger und als Ursprung ihrer Merkmale und Phänomene: so wird dieser ihr verborgener Grund das Wirkliche abscheiden von dem Möglichen; er wird die Dinge formen aus dem vorräthigen Stoff, der freylich nur in der Einbildung vorhanden ist. Denn sobald einmal der Fehler begangen worden, den wirklichen Dingen ihr Verhältnifs zu den möglichen als ein reales Prädicat beyzulegen, (obgleich die Möglichkeit, und alle Beziehung auf sie, nur in Gedanken existirt,) scheinen die Dinge in ihrem Seyn zu schwanken, als ob sie ihrer Qualität nach müfsten gehalten werden, um nicht etwas Anderes, eben sowohl Mögliches, zu werden. Dafs nun der Gegensatz und die Stütze zu solcher Schwankung nur in dem Absolut-Nothwendigen kann gesucht werden, ist bekannt und einleuchtend. Dafs aber dies Product alter Metaphysik, zu den ganz verunglückten gehört, obgleich es bey den Theologen nur gar zu viel Beyfall gefunden, — dies sollte ich ebenfalls hier als bekannt voraussetzen dürfen. Nothwendigkeit ist Unmöglichkeit des Gegentheils, und kann ohne Beziehung aufs Gegentheil gar nicht gedacht werden. Das wahrhaft Reale aber trägt gar keine Beziehung *in sich*, am wenigsten die auf sein Gegentheil; und es ist gerade deshalb weder zufällig noch nothwendig; sondern diese beyden Prädicate haben nur Sinn für unsre Vorstellungen, wenn wir das Gegentheil zu denken unternehmen. Uebrigens schliefst man gewöhnlich die Zufälligkeit aus den Veränderungen, weil man übereilt einräumt, es gebe wirklich im Realen selbst Veränderungen, und weil man den Widerspruch, der darin liegt, nicht zu behandeln versteht.

[394] Anmerkung I.

Kant's Antinomien sind nicht blofs der schönste Theil seiner Vernunftkritik, sondern zugleich eine der glänzendsten und geistreichsten Darstellungen, die jemals ein speculativer Denker unternommen hat; in dieser Hinsicht mit ihm zu wetteifern, wird stets ein gefahrvolles Unternehmen seyn und bleiben. Man glaubt ein grofses Brennglas zu sehn, dessen Focus die sämmtlichen Strahlen der Welt, nachdem sie von den verschiedenen Systemen der Philosophie reflectirt werden, verdichtet, und allen Irrthum der Meinung verflüchtigt. Die Sprache selbst ist in dieser Gegend der Vernunftkritik vortrefflich; man hört einen unermüdlichen Redner, der das Für und Wider, in der gröfsten aller Angelegenheiten des theoretischen Denkens, klar vor Augen legt, und mit einem Richterspruche salomonischer Weisheit endigt.

Von den Fehlern, die dabey sich eingeschlichen haben, ausführlich zu reden, wäre die Sache der Metaphysik. Hier bemerke ich nur kurz, dafs solche Gründe, wie das Abgelaufen-Seyn einer unendlichen Zeit, oder die Unfähigkeit der Zeit, das Entstehen eines Dinges in irgend einem Augenblicke zu bestimmen, oder ein Verhältnifs der Dinge nicht nur *im* Raume, sondern auch *zum* Raume, oder eine Forderung, der Materie die Unendlichkeit der möglichen Theilung gleich dem Raume zuzugestehn, als ob sie, trotz ihrer unleugbar veränderlichen Dichtigkeit, nichts anderes wäre als realisirter Raum, — denn doch gar zu seicht erscheinen in einer so wichtigen Untersuchung; da man dem Leser billig zutrauen sollte, er kenne die *Leerheit* des Raums und der Zeit, und wisse, dafs diese zum

Behufe unseres Vorstellens construirten, ganz vom Bedürfnisse des Denkens abhängigen, Formen, schlechterdings kein Fundament irgend welcher Rückschlüsse abgeben können auf das, was wirklich ist, oder auch nur dafür gehalten werden soll.* [395] Schlimmer als diese Fehler ist der Umstand, dafs KANT sich von seiner falschen Causalitäts-Lehre leiten liefs; ja dafs er bey der dritten Antinomie gar die Thesis mit der Antithesis verwechselte. Denn hier liegt die Freyheit, in dem Sinne, wie KANT sie an diesem Orte bestimmt, ganz auf der Seite der Antithesis; einestheils, weil sie, gehörig entwickelt, auf eine unendliche Reihe führt, (indem jede Selbstbestimmung eine Veränderung ist, und jede dieser Veränderungen, wenn man einmal die Freyheit voraussetzt, eine frühere Selbstbestimmung erfordert;) anderntheils, weil sie die Vestigkeit des Bodens untergräbt, auf welchem alle Natur-Erklärungen ruhen sollen. Man kann dieses kaum stärker ausdrücken, als KANT es am Ende der Anmerkung zur dritten Antithesis selbst gethan hat, wo er sagt: „Es läfst sich neben einem solchen gesetzlosen Vermögen der Freyheit, kaum noch Natur denken; weil die Gesetze der letztern durch die Einflüsse der erstern unaufhörlich abgeändert, und das Spiel der Erscheinungen, welches nach der blofsen Natur regelmäfsig und gleichförmig seyn würde, dadurch verwirrt und unzusammenhängend gemacht wird." Eine so grofse Wahrheit in einem Winkelchen der Anmerkung zur Antithese anbringen, heifst das Licht unter den Scheffel stellen; und kann nur von denen mit Consequenz gebilligt werden, die allenfalls auch einen frommen Betrug für erlaubt halten; wovon doch KANT, nach seinem ganzen Charakter, himmelweit entfernt war. Der Erklärungsgrund liegt vielmehr ganz in seiner praktischen Philosophie, die er für eine ursprüngliche Pflichtenlehre hielt.

Das schlimmste Resultat aus allen den im Einzelnen begangenen Fehlern ist der Umstand, dafs eine Zerstreuung und Ablenkung von der Hauptsache hervorgebracht wird. Nicht die einzelnen Antinomien aber sind [396] die Hauptsache, sondern das Recht der Thesis und Antithesis im Allgemeinen. Bey KANT treten beyde mit gleichen Ansprüchen auf; wäre dies gegründet, so könnte man eben so gut ihre Stellung umkehren, so dafs die Antithese zur Thesis würde, und so rückwärts. In der That aber fühlte KANT sehr gut, dafs die Antithese nur als Einspruch gegen das noch nicht klar genug nachgewiesene Recht der Thesis, und als Aufforderung, dies Recht darzuthun, angesehen werden könne. Dies nun kann im Einzelnen seine Schwierigkeiten haben. Wenn z. B. in Einem Zuge behauptet wird, die Welt sey im Raume *und in der Zeit* endlich: so ist die Thesis so unrichtig abgefafst, wie nur jemals eine richtige Forderung durch Beymischung einer unzulässigen verdorben werden kann; denn der Raum zwar ist ein Multiplicator des Seyn, aber die Zeit multiplicirt nur Bewegungen, und in ihr zerfliefst das Geschehen, so dafs eine Theilung zufällig in dasjenige hineinkommt, was an sich keine Theile hat: daher kann die Welt in der Zeit unendlich seyn, während sie im Raume

* Ich will nicht hoffen, dafs man mir die Anwendungen der Mathematik, etwa auf Astronomie, oder gar auf Psychologie entgegensetze. *Bewegungen* der Sterne, und gewisse *Formen* des innern *Geschehens*, sind nicht das was ist, oder für seyend soll gehalten werden; das wäre die ärgste aller Verwechselungen.

zwar nicht wie in einem Käfig eingesperrt, sondern beweglich und bald mehr bald weniger ausgedehnt ist, ohne daſs doch jemals, für irgend einen bestimmten Zeitpunct, die *Unbestimmtheit* unserer, niemals vollendeten, Raumconstruction, der *bestimmten Realität*, welche die Welt entweder hat oder zu haben scheint, als Prädicat angeheftet werden dürfte. — Wie dunkel nun aber auch wegen solcher Verwechselungen, wie die eben berührte, das Recht der Thesis scheinen möchte: so kann es doch im Allgemeinen nie aufgegeben werden. Denn wir setzen einmal wirklich und unvermeidlich das, was wir erfahren; nur die Art der Setzung läſst sich verändern, ohne daſs die Vestigkeit derselben im Ganzen leiden darf. Wir können einräumen, daſs die Dinge nicht so sind, wie sie erscheinen; aber daſs überhaupt Nichts sey, können wir nicht einen Augenblick glauben. Ich sage: *glauben;* und bin wohl damit zufrieden, wenn man sich hier an [397] JAKOBI erinnert, so wenig auch die theoretische Bestimmung dieses Glaubens bey JAKOBI von Fehlern und Verwechselungen frey ist. Haben wir nun das Bedingte für unbedingt, den mittlern Theil des Gebäudes für das Fundament gehalten, so mag man uns diesen Irrthum zeigen; wir suchen alsdann eine tiefere Stelle, bis wir diejenige finden, die an sich vest ist. Aber eine Antithesis, welche das Veste in die Unendlichkeit hinaus entfernt, raubt uns den Boden ganz und gar, und vermengt Gedankendinge mit dem Realen. Zu sagen, die wahre Substanz, die erste Bedingung, liege in unendlicher Entfernung, ist völlig gleichbedeutend mit der Behauptung, alles in Gedanken Erreichbare sey bedingt; und dies heiſst: *Alles ist Nichts.* Es ist nicht hier mein Amt, den metaphysischen Begriff des *Seyn* zu entwickeln, der sich gar nicht dehnen, strecken, mit Gröſsen-Begriffen amalgamiren läſst; aber was von *unseren Vorstellungen* des Unendlichen zu halten sey, *das* wenigstens muſs der Leser, der mir bis hieher folgte, ohne meine Hülfe sich selber sagen können. Es mag nun wohl Leute geben, die von *demjenigen* Unendlichen reden, welches *sie sich, indem sie davon reden, nicht vorstellen:* diesen aber gestehe ich meinerseits nicht folgen zu können.

Anmerkung II.

Zu den auffallendsten Erscheinungen in KANT's Vernunftkritik gehört die verschiedene Behandlung des *Unbedingten,* (im Gegensatze des Bedingten,) und der *Noumene,* (im Gegensatze der Phänomene); besonders der Mangel an Verbindung zwischen den beyden, hieher gehörigen Theilen des nämlichen Werkes. Obgleich ich mich hier in die Fragen nach der richtigen Structur der allgemeinen Metaphysik nicht tief einlassen kann, vielmehr die Aufmerksamkeit des Lesers desto mehr in Anspruch nehmen muſs, je kürzer ich mich fasse: so [398] wird es doch nicht überflüssig seyn, auf jenen Punct wenigstens hinzuweisen.

In der Abhandlung von den Phänomenen und Noumenen nennt KANT den letztern Begriff bloſs problematisch, denn er sey zwar nicht widersprechend, vielmehr zur Beschränkung der sinnlichen Erkenntniſs unentbehrlich, allein die Möglichkeit der Noumene sey gar nicht einzusehen; und der *Umfang auſser der Sphäre der Erscheinungen sey für uns leer;* so daſs sich gar kein Object der Erkenntniſs in ihn setzen lasse.

Dieser Ausspruch ist für KANT's theoretische Lehre vollkommen consequent, und charakteristisch. Wenn ich hierin von ihm abweiche: so geschieht es deswegen, weil ich aus den Widersprüchen in den Erfahrungsbegriffen weifs, dafs man, um nur sie selbst denken zu können, nothwendig über sie hinausgehen mufs; daher die Noumene, oder einfachen Wesen, nun zwar ihrer innern, und ursprünglichen Qualität nach gerade so unbekannt bleiben, wie KANT sie wollte; aber nichts desto weniger doch irgend eine Qualität derselben oder vielmehr verschiedene, ja zum Theil entgegengesetzte Qualitäten der verschiedenen Noumene, angenommen werden müssen; weil sonst die anscheinende Existenz der Sinnenwelt schlechthin unmöglich wäre. Was übrigens die Möglichkeit der Noumene anlangt: so ist die Frage darnach widersinnig: denn Möglichkeit ist niemals real: (dies sagen schon die Worte;) sondern was wir *reale Möglichkeit* zu nennen pflegen, ist selbst nur ein Ausdruck, der sich aufs *Geschehen*, nicht aufs *Seyn* bezieht. Dies Beydes wohl zu unterscheiden, ist für alle metaphysische Einsicht eine Grundbedingung. Real möglich nennen wir dasjenige Geschehen, dessen Grund im Realen kann angetroffen werden.

Der Gegensatz nun zwischen dem Seyn und dem Schein ist derjenige, welcher uns in unserm Denken die Pforte der Metaphysik öffnet. Der Schein ist gegeben; darum müssen wir das Seyende setzen, und dergestalt [399] bestimmen, dafs aus unsern Vorstellungen von dem was erscheint, die Ungereimtheit verschwinde. In diesem Gegensatze liegt nichts verführerisches; Niemand wird darum, weil er das Seyn zufolge des Scheins setzt, sich einbilden, das Scheinen sey eine wesentliche Eigenschaft des Seyenden; oder, der Gegensatz zwischen beyden hafte als eine wirkliche Bestimmung an und in dem Seyenden. Denn es wäre die klärste Ungereimtheit, den Schein, das Widerspiel des Seyn, in das letztere irgendwie als eine innere Bestimmung desselben einwickeln zu wollen. Alle wahre Erklärung der Sinnenwelt mufs vor allen Dingen die Probe bestehn, dafs sie das Scheinen als *rein zufällig* fürs Seyn darstelle.

Allein auf einen ganz andern Weg gerathen wir dort, wo vom Unbedingten geredet wird. Dieses soll zwar auch das Reale, das Seyende, die Welt der Noumene, bedeuten. Aber der Ausdruck, und die Verbindung, worin man ihn braucht, legt den Begriff in die Reihe des Bedingten, welche von ihm anfangend ohne Schwierigkeit soll fortlaufen können. Die Meinung ist hier nicht blofs, wie vorhin, dafs *wir* im Laufe unseres Denkens, dem psychologischen Mechanismus zufolge, vom erscheinenden Bedingten zum realen Unbedingten fortschreiten: sondern, dafs wirklich das Unbedingte an sich das Bedingende sey, als ob diese Verknüpfung nicht blofs zufällig wäre, sondern in der Natur des Unbedingten läge. — Eine Metaphysik, die, wie die vorkantische, — und wohl auch diese oder jene seit KANT, — sich einer solchen Täuschung hingiebt, hat den Faden des psychologischen Mechanismus und seiner Vorstellungs-Reihen nicht abgeschnitten: die Gedanken gehen in ihr nicht wie sie sollen, sondern wie sie müssen. Es ist aber klar, dafs, um zur Metaphysik zu gelangen, wir gegen den natürlichen Lauf unserer Vorstellungen wenigstens eben so viel Gewalt ausüben sollten, wie die Geometrie thut, indem sie aus dem uns vorschwebenden Raumbilde die einzelnen Dimensionen desselben heraussondert; und, wie-

[400]wohl niemals wirklich die Vorstellung einer Fläche ohne Dicke, einer Linie ohne Breite, uns gelingen kann, gleichwohl fordert, dafs man so denke, als ob man dergleichen Vorstellungen zu Stande gebracht hätte, indem man das Ungehörige bey Seite setzt und ihm keinen Einflufs gestattet.

Dem analog, *soll* das Unbedingte so bestimmt werden, *als läge es in gar keiner Reihe*, (aufser in wiefern wir es aus guten Gründen absichtlich wiederum in sorgfältig construirte Reihen einführen,) keineswegs aber soll der psychologische Mechanismus in der Metaphysik sein Spiel treiben; so gewifs es auch ist, dafs unsere Vorstellungen des Unbedingten auf mancherley Weise mit unseren übrigen Vorstellungen reihenförmig verwebt sind, indem *wir* vom Bedingten zum Unbedingten fortzuschreiten uns bemühen. Sobald daraus für uns ein Trugbild entsteht, mufs dies durch die speculativen Maximen appercipirt, und verbessert werden. Die Speculation erfordert nicht weniger Selbstbeherrschung, als die Moralität.

Was ist aber bey Kant aus jenem Unbedingten geworden? Ein regulatives Princip des Fortschreitens und *Suchens*, gleichsam zu einem unendlich entfernten Puncte, den wir zwar niemals erreichen können, doch so, dafs wir die Richtung wissen, die zu ihm führen würde. Man vergleiche nun den achten Abschnitt der Antinomienlehre mit der vorhin angeführten Lehre von Phänomenen und Noumenen. Dort wurde ein absoluter Stillstand an der Gränze des Sinnlichen, streng geboten; indem die Gegend der Noumene gleichsam ein leerer Raum sey, in welchem man gar nichts finden könne, *gar nichts suchen dürfe;* hier hingegen schwebt die Sinnenwelt in dem Umkreise eines mannigfaltigen Unbedingten; etwa wie unser Sonnensystem in der Mitte der Fixsternkugel, die uns den wichtigen Dienst leistet, Richtungslinien dorthin zu ziehen, und uns mit ihrer Hülfe zu orientiren.

[401] Anmerkung III.

In den letzten beyden Paragraphen habe ich gesucht, diejenigen Thätigkeiten und Producte psychologisch zu erklären, welche man vorzugsweise der sogenannten theoretischen *Vernunft* zuzueignen pflegt. Damit nun hieraus der Zustand des vernünftigen Menschen, wie wir ihn in der wirklichen Welt anzutreffen pflegen, begreiflich werde, mufs man nebenbey noch folgendes bedenken:

Erstlich, auch Diejenigen, welche sich von selbst nicht zu den Vorstellungen des Unendlichen und Unbedingten erheben würden, empfangen in der gebildeten Gesellschaft irgend einen Unterricht, der sie dahin weiset. Daraus entstehn Meinungen, die unaufhörlich zwischen den mehr und minder selbstständig Denkenden umhergeworfen, und oftmals durch die Absicht, sie zu lehren und zu verbreiten, in Form und Materie bestimmt werden. Mit ihnen verbindet Jeder, wie er eben kann, seine Erfahrungen, seine Vorstellung von Sich, und seine Gefühle; darnach richtet sich seine Apperception alles dessen, was er ferner sieht, hört, und selbst bedenkt. — Je mehr aber in der Gesellschaft die Wichtigkeit der Meinung erkannt wird: desto mehrere giebt es, die ihr nachstellen und sie zu erobern suchen; desto mehr hüten sich die Einzelnen, ihr Meinen hinzugeben;

desto mehr wächst die eingebildete Selbstständigkeit des Denkens, und verschwindet die wahre Gelehrigkeit. Darüber verliert sich das Lehren: an seine Stelle tritt Geschwätz, das nur begehrt im Strome der Meinung vorübergehende Strudel hervorzubringen. Und nun giebt es Perioden der Herstellung des Bessern, mit grofsen Wechseln und Ungleichheiten.

Zweytens, äufserst selten findet sich Einer, der sich selbst genug beherrscht, um theoretische Untersuchungen rein zu halten von Rücksichten auf das, was praktisch wichtig scheint. Daher müssen die allermeisten Lehrmeinungen über das Unendliche und Unbedingte, in so fern sie psychologische Phänomene sind, dem gröfsten Theile nach aus Nebenrücksichten erklärt werden; und nur durch [402] eine wissenschaftliche Abstraction sind sie im Vorhergehenden davon getrennt worden. Diese Abstraction aber ist die allernothwendigste, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Mit falschem Gewicht und falscher Wagschaale wägen alle diejenigen, welche vor der Untersuchung voraus schon *wünschen,* dafs etwas *wahr seyn möge.*

§ 150.

Wir haben noch von demjenigen zu reden, was man *praktische Vernunft* nennt.

Ehe wir diesen wichtigen Gegenstand selbst vernehmen, wird es nöthig seyn, das zusammenzustellen und zu ergänzen, was oben (§ 104 u. f.) über das Begehren gesagt worden.

Die einfache Begierde ist nichts anderes als eine Vorstellung, die wider eine Hemmung aufstrebt. Hiebey wird aber vorausgesetzt, dafs noch irgend eine andre Kraft im Spiele sey, weil sonst auf die Hemmung ein Sinken erfolgen müfste.

Bey den gewöhnlichen thierischen Begierden ist ohne Zweifel diese andere Kraft eine physiologische. Da überhaupt leibliche und geistige Zustände zusammengehören, (wovon mehr im folgenden Abschnitte,) so halten sich, ja erheben sich wider eine vorhandene Hemmung diejenigen Vorstellungen, denen die Bedürfnisse des Leibes entsprechen. Diesen Gegenstand setzen wir bey Seite; man wird ihn verfolgen können, sobald die Verbindung zwischen Leib und Seele zuvor wird in Betracht gezogen seyn.

Der einfachste, rein psychologische Grund, aus welchem eine Begierde entstehn kann, ist eine Verschmelzungs- oder Complications-Hülfe; (§ 57 u. f.). Es sey a mit α complicirt, es werde a eben jetzt durch eine gleichartige neue Empfindung oder Wahrnehmung reproducirt; und zugleich sey im Bewufstseyn die Vorstellung β dem α entgegengesetzt; so wird α zugleich ge[403]hoben und zurückgedrängt. Ein unangenehmes Gefühl ist davon die nächste Folge; in wiefern aber α wider die Hemmung wirklich ansteigt, ist es Begierde. Diese mag freilich schwach und von kurzer Dauer seyn, wenn keine weitern Bestimmungen hinzukommen; weil sich das Gleichgewicht sehr leicht herstellen kann. Aber gleichwohl ist dies das erste Element, von dem man ausgehn mufs.

Schon deutlicher wird die Begierde hervortreten, wenn die dem a gleichartige Wahrnehmung sich häufig und schnell nacheinander wieder-

hohlt, wodurch jedesmal von neuem *a* einen Stofs bekommt. Noch deutlicher wird die Sache werden, wenn nicht blofs eine, sondern mehrere Complicationshülfen zusammenwirken. So begehrt man sehr merklich, und manchmal schmerzlich, das, was in einer bekannten Umgebung an dem Gewohnten fehlt. Es darf nur ein Stuhl in einem Zimmer an de Wand fehlen: sogleich treiben alle Gegenstände in der Stube die Vorstellung des Stuhles hervor, während die Auffassung der leeren Wand sie hemmt. Nachdrücklichere Beyspiele bieten sich in Menge dar, sie sind aber zu bekannt, um angeführt zu werden.

Doch auch unter diesen Umständen wird die Begierde oftmals so flüchtig seyn, dafs man ihrer kaum inne wird. Soll sie das Gemüth einnehmen, es anhaltend beschäfftigen, und sich in einer Reihe von Handlungen zeigen: so mufs das vorbeschriebene Ereignifs ein gehöriges Verhältnifs zu den sämmtlichen, während einer gewissen Zeit im Bewufstseyn wirksamen Vorstellungen haben. Mit einem Worte: die Begierde mufs in Verbindung stehn mit den *Reihen* von Vorstellungen, die sich so eben im Bewufstseyn abwickeln. Und hier werden wir denn noch einmal zurückgeführt zu der, an wichtigen Folgerungen so fruchtbaren, Theorie von den Reihen. § 112.

Man denke sich demnach eine Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, u. s. w. Dafs jede dieser Vorstellungen ein eignes Ge[404]setz hat, die vorhergehenden und die Nachfolgenden zu reproduciren, weifs man aus § 112; man weifs auch, dafs die Reihe in derselben Folge, und, wenn das Ereignifs ganz ungestört von Statten geht, sogar mit demselben Rhythmus wieder hervortreten mufs, als worin sie gegeben war. Allein hier müssen wir eine andere Seite des nämlichen Gegenstandes zur Betrachtung darbieten. *Man überlege die verschiedenen Geschwindigkeiten der sämmtlichen Verschmelzungshülfen, welche a, b, c, und d, anwenden können, um e zu heben.* Weil *d* minder als *c*, *c* minder als *b*, *b* minder als *a* gehemmt war, indem *e* mit diesen allen verschmolz (§ 112), und nach der Gröfse der Verschmelzungshülfen die Geschwindigkeit ihres Wirkens[1] sich richtet; weil ferner (§ 87) die Hülfen nicht addirt werden dürfen, wenn von der Geschwindigkeit, die sie bestimmen, die Rede ist, so folgt, dafs *e* am geschwindesten von *d*, minder geschwind von *c*, noch minder geschwind von *b*, u. s. w. kann gehoben werden.

Wir nehmen nun an, die Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, . . . reproducire sich, und zwar dergestalt, dafs jede einzelne dieser Vorstellungen theils durch die Hülfen der andern, theils auch durch eigne Kraft hervortrete. — Jetzt aber, indem *e* sich hebt, finde dasselbe ein Hindernifs irgend welcher Art. Dies Hindernifs wirkt zunächst nur auf *e* selbst, und auf die Hülfe der nächstvorhergehenden Vorstellung *d*. Denn die frühern Vorstellungen *c*, *b*, *a*, konnten die Geschwindigkeit von *e* nicht mit bestimmen, weil sie zu langsam wirken. Die Hülfen, die sie leisten können, hatten nicht Zeit anzulangen, wenn das, was zu wirken sie fähig waren, schon ohne sie geschwinder geschah; und eben dieses war der Fall, wegen der rascheren Hülfe des *d*. — Allein das eingetretene Hindernifs hemmt das Steigen des *e*, und die dazu mitwirkende Hülfe von *d*. Hiedurch gewinnt *c* die

[1] „des Wirkens" SW.

nöthige Zeit, um seinen langsameren Beystand zu geben. Und nachdem schon die eigenthümliche Geschwindigkeit der Hülfe von *d*, [405] aufgehalten ist: müssen nunmehr allerdings die beyden Kräfte addirt werden, welche von *d* und von *e* herrühren; denn es kommt jetzt darauf an, die Stärke zu finden, welche beyde gemeinsam dem Hindernifs entgegenstellen. — Es sind hier zwey Fälle möglich. Entweder, das vereinte Streben von *c*, *d*, und *e* bringt das Hindernifs zum Weichen; dann gelangen *b* und *a* nicht mehr zum Wirken. Oder, das Hindernifs beharrt dennoch: so kommt nun die Hülfe von *b* noch zeitig genug; ja wenn auch diese, mit jenen vereint, die Hemmung nicht hebt, so trägt auch *a* noch das Seinige bey, um *e* zum Steigen zu bringen. Und dieses geht so fort, indem man die Reihe rückwärts durchläuft, wie lang dieselbe auch seyn möge.

Was ist das Resultat von dem allen? Dafs die *Spannung des Begehrens immer wächst*, bis entweder Befriedigung eintritt, oder *bis alle Kräfte der Verbindungen des e nur Eine Summe ausmachen*. Hiezu können sogar die nachfolgenden Vorstellungen *f*, *g*, *h*, u. s. w. noch beytragen, in so fern sie durch *d*, *c*, *b*, u. s. w. veranlafst, ins Bewufstseyn treten, und nun jene rückwärts gehende Wirkung ausüben, die gleichfalls aus § 112 bekannt ist.

Wir haben ein Resultat *a priori* abgeleitet, welches in der gemeinen Erfahrung sehr bekannt ist; und welches man in derselben, bei vorausgesetzter Verbindung zwischen Seele und Leib, sehr leicht wieder erkennen wird.

Einige unsrer Handlungen nämlich können ohne merkliches Hindernifs geschehen, z. B. die Bewegungen des Augapfels und der Sprachorgane; andre erfordern das Heben und Bewegen einer schweren und trägen Masse, oder auch eine gewaltsame Anspannung der Muskeln, z. B. Springen und Laufen, besonders aber das Stofsen und Fortführen fremder Körper, das Tragen von Lasten, u. s. w. Jene ersteren Handlungen geschehen beynahe ganz unvermerkt; sie sind unmittelbar begleitende Zustände für unsre Vorstellungen, deren Lauf dadurch [406] nicht abgeändert wird. Allein die andern wirken in dem Maafse ihrer Schwierigkeit dahin, dafs wir uns *anstrengen*, und *immer stärker* anstrengen, bis die Ausführung entweder gelingt oder ganz aufgegeben wird, indem ein schmerzliches Gefühl an die Stelle des Begehrens tritt. Liegt etwa diese Anstrengung blofs in Nerven und Muskeln? Wie sollte sie doch in diesen zu Stande kommen, hätte sie nicht zuvor in der Seele selbst Statt gefunden!

Die Anstrengung, sie sey nun rein geistig, oder zugleich auch körperlich, wird immer stärker seyn, je gröfser und je durchgreifender die Stockung, welche das Hindernifs in dem Kreise der Vorstellungen verursacht. Denn desto gröfser wird die Summe aller angeregten Verbindungen, und aller zusammenwirkenden Hülfen. Wir haben vorhin nur eine einzige Vorstellungsreihe genannt; es versteht sich, dafs man dieses ausdehnen müsse auf alle nur möglichen Verflechtungen vieler Reihen untereinander.

Man bemerke ferner, dafs es hiebey ganz unbestimmt bleibt, *welche*, und wie viele Vorstellungen zu der Energie des Begehrens beytragen werden; indem nur die, deren zufällige Verknüpfung es nun gerade mit sich

bringt, in Spannung versetzt werden. Daraus kann man sich nun sehr deutlich erklären, wie die gemeine Psychologie dazu kommen konnte, ein Begehrungsvermögen anzunehmen, das vom Vorstellungsvermögen verschieden seyn sollte. Jenes schien unabhängig von diesem, weil das Objective unserer Vorstellungen, das *Vorgestellte*, für die Energie des Begehrens fast gleichgültig ist. In der vorstehenden Theorie haben wir uns um die *Objecte* der Vorstellungen a, b, c, d, e, gar nicht bekümmert, sondern blofs um die *Art der Verschmelzung*; diese aber hängt noch weit mehr von der Zeitordnung, worin die Vorstellungen einander im Bewufstseyn begegneten, als von der Qualität des Vorgestellten ab.

[407] Man bemerke weiter, dafs, indem die Begierde vor dem Hindernifs wie ein Strom vor einem Damme anschwillt, zugleich alle die Folgen zu erwarten sind, zu welchen die Ansammlung vieler Vorstellungen im Bewufstseyn Gelegenheit geben kann. Gesetzt, mehrere Reihen, a, b, c, d, e, und A, B, C, D, e, und α, β, γ, δ, e, und wie viele sonst, in denen allen e vorkommt, seyen durch das Hindernifs in Spannung gesetzt, — es mögen auch von jedem Gliede jeder Reihe noch Seitenreihen in Menge auslaufen, — so sind sie zugleich im Bewufstseyn angehäuft und vestgehalten; sie verschmelzen also mit einander, wenn sie nicht schon zuvor unter sich verknüpft waren; ja es entstehn die Folgen, welche im § 125 angedeutet worden; kurz, alles, was aus der gegenseitigen Durchdringung der Vorstellungen nur entstehn kann. Also sind die Hindernisse, welche den ablaufenden Vorstellungsreihen zustofsen, höchst wichtige *Bildungsmomente* für das Individuum, dem sie begegnen.

Auch dieses ist in der Erfahrung bekannt. Wer weifs es nicht, dafs die Schwierigkeiten, mit welchem der Mensch zu kämpfen hat, seine Schule sind? Dafs eben durch sie, das Schicksal jeden einzelnen auf eine besondere Weise erzieht?

Sehn wir wieder auf die gewöhnliche Lehre von den Seelenvermögen: so zeigt sich hier das scheinbare Causal-Verhältnifs, nach welchem das Begehrungs-Vermögen Einflufs haben soll auf das Vorstellungsvermögen.

Man bemerke endlich, dafs die Begehrung sich nur *in der Vorstellungsmasse* ausbilden kann, zu welcher die gehinderte Vorstellung gehört. Denn weiter reichen ihre Verbindungen nicht. Daher das Phänomen, dafs es gleichsam in Einer Gegend der Seele stürmen kann, während eine andre ruhig bleibt; dafs der Mensch von einer heftigen Begierde gepeinigt, dennoch in sich die Kraft finden kann, sich zu mäfsigen; ja, dafs die Mäfsigung leicht wird, — dafs die Besserung eines sehr Verdorbenen noch möglich ist, — wenn man nur einen [408] etwas anhaltenden Wechsel der Vorstellungsmasse im Bewufstseyn zu bewirken vermag.

In dem Vorstehenden haben wir den Cirkel ganz unberührt gelassen, in welchem das Begehrte sich mit dem Guten und dem Angenehmen drehen würde, wenn jene ältere Philosophie Recht hätte, nach welcher man das, was *fub fpecie boni* vorgestellt wird, begehrt, und dagegen verabscheut, was man *fub fpecie mali* vorstellt. Es ist hievon schon oben § 108 die Rede gewesen, und wir werden noch mit Wenigem darauf zurück kommen. Hier wolle der Leser in Beziehung auf das Nächst-

Vorhergehende sich erinnern, daſs dabey durchaus kein Unterschied des Angenehmen und Unangenehmen zum Grunde gelegt ist; welches auch um so weniger geschehn durfte, weil Erfahrungen genug vorhanden sind, nach welchen oftmals sogar das Unangenehme begehrt wird.

Jetzt aber dürfen wir nicht länger säumen, uns der praktischen Vernunft, unserm eigentlichen Gegenstande, zu nähern; die selbst eine Art von Begehrungsvermögen zu seyn scheint, wenn man sie nicht lieber als eine Regel betrachten will, wornach die vorhandenen Begehrungen sich richten sollen. Eine Frage, womit die Freunde der Seelenvermögen wohl Ursache haben, sich ernstlich zu beschäfftigen. Denn es ist gar nicht einerley, ob man die praktische Vernunft, als oberes Begehrungsvermögen, noch neben dem niedern hinstellt, so daſs dadurch die Menge der ursprünglichen Begehrungen wachse: oder ob man eine Vernunft annimmt, die selbst nichts begehrt, wohl aber sich auf die vorhandenen Begehrungen bezieht, so daſs für diese eine Regel entsteht, der sie sich unterwerfen müssen. Kant, mit seiner richtigen Behauptung, kein Sittengesetz könne eine Materie des Begehrens angeben, befand sich eigentlich im zweyten Falle; er gerieth aber leider wieder in den ersten hinein, indem er durch den kategorischen Imperativ der Vernunft ein gebieterisches Ansehen gab, während er die ästhetischen Urtheile über das Begehren, deren Charakter die höchste Ruhe und Gelassenheit ist, gänzlich verfehlte.

[409] Doch wir müssen vermeiden, gleich Anfangs vom Sittlichen zu reden. Denn wiewohl dieses als das wichtigste und schönste Erzeugniſs der praktischen Vernunft anzusehen ist, so ist es doch weder das einzige noch das früheste. Man blättere im Homer, oder in den Sammlungen alter Sittensprüche; es wird sich bald entdecken, wie dünn die eigentlich moralischen Sentenzen unter den Maximen gemeiner Klugheit mit eingestreut sind.

Das allgemeine psychologische Problem: *wie überhaupt Maximen sich bilden können?* scheint bisher nicht sonderlich beachtet zu seyn. Wenigstens so leicht ist es nicht, daſs man es schlechtweg wie eine Anwendung des logisch allgemeinen Denkens auf die Willkühr, ansehn dürfte. Wenn im gewöhnlichen Unterrichte Maximen gelernt und gelehrt werden: dann pflegt man wohl erst zu glauben, die Maximen seyen Triebfedern des Willens; hintennach sich zu wundern, daſs die treibende Kraft nichts wirkt. Aber in solchem Falle sind die Worte, welche von Seiten des Lehrers ein *allgemeines Wollen* ausdrückten, für den Schüler in bloſse *theoretische allgemeine Begriffe eines möglichen Wollens* übergegangen, womit dessen wirkliches Begehren in gar keiner Verbindung steht. Daher sind auch alle Schluſsfolgen in der Moral gehaltlos, wenn nicht die Obersätze ein wirklich vorhandenes Wollen bezeichnen, das alsdann gleich einem Gedanken durch die Untersätze in die Conclusionen hinübergeht.

Das allgemeine Wollen muſs auf ähnliche Weise zu Stande kommen, wie das allgemeine Denken. Also zuerst müssen solche Vorstellungen, die im Zustande des Begehrens sich befinden, und zwar ihrer viele ähnliche, untereinander verschmelzen; dann muſs das Verschmolzene auf dem Wege der Urtheile bestimmt und begränzt werden. Jenes nach Analogie der § 121, 122, dieses gemäſs dem § 147.

Allein der Zustand des Begehrens ist ein flüchtiger, und gar nicht wesentlicher Zustand der Vorstellungen; wie können daraus beharrliche Maximen entstehn? — [410] Diese Frage erfordert nunmehr eine ausführliche Untersuchung.

Bevor wir dieselbe eröffnen: ist vielleicht für einige Leser nöthig zu erinnern, dafs wir hier nicht von den bedingt gestellten Imperativen der Klugheit reden, die unter die Formel fallen, wenn Jemand den Zweck will, so mufs er auch die Mittel wollen. Die Frage nach der psychologischen Möglichkeit, dafs man Mittel versuche, um das Begehrte zu erreichen, würde uns noch einmal nöthigen, zu den Reihen der Vorstellungen zurückzugehn; wir überschlagen diese Frage, und beschäfftigen uns mit den Maximen. Wie lange es aber noch zweifelhaft ist, ob man den Zweck wolle, so lange ist noch gar keine Maxime als solche vorhanden. Indem Jemand eine gewisse Regel zu seiner Maxime erhebt, will er wirklich den Zweck, worauf die Regel zielt. Dieses Wollen nun ist kein vorübergehendes Begehren, sondern es liegt darin der Charakter der Stetigkeit und Allgemeinheit. Was aber die Mittel anlangt, deren die Maxime vielleicht als Bedingungen erwähnt, unter denen der Zweck zu erreichen sey, so kümmern uns diese hier gar nicht; wir haben es blofs mit der Activität, mit dem Triebe zu thun, den die Maxime ausspricht.

Und jetzt vergegenwärtige man sich den Zustand des Begehrens, so wie derselbe im § 104, und im Anfange *dieses* § beschrieben worden. Man wird sehn, dafs der erwähnte Zustand etwas Vorübergehendes ist, während die Vorstellungen selbst, bleiben; dafs also das Begehren, in seiner einfachsten Gestalt, nichts solches ist, welches könnte in irgend einer Verschmelzung aufbehalten werden. Eine Vorstellung, die in einem Augenblick ein Begehrtes bezeichnet, verliert vielleicht diese Bestimmung im nächsten Moment; ihr Object ist jetzt gleichgültig, und abermals im folgenden Augenblicke vielleicht ein Gegenstand des Widerwillens. Etwas so wandelbares kann den Inhalt praktischer Maximen nicht darbieten.

[411] Eben so flüchtig sind die Affecten; (§ 106) und daher eben so untauglich, Maximen zu stiften; wiewohl sie sehr füglich die Gegenstände werden können, *worüber* in praktischen Grundsätzen etwas angeordnet wird. Dann liegt aber das thätige Princip der Maximen in höhern, appercipirenden Vorstellungsmassen, die wir im § 126 u. f. beschrieben haben.

Es bleiben noch die Leidenschaften, die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen im strengen Sinn, (denen man die Lustgefühle des § 87 *in dem Falle* zugesellen mufs, wenn die Bedingungen derselben auf beharrliche Weise an den Objecten haften,) und die ästhetischen Urtheile. Jede dieser Arten des Vorziehens und Verwerfens ergiebt wirklich Maximen.

Zuvörderst die Leidenschaften. Sie sind nach § 107 bleibende Dispositionen zu Begierden, die in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben. Aus ihnen also kömmt ein häufiges, gleichartig sich wiederhohlendes Begehren; welchem gemäfs die übrigen Vorstellungen sich stets auf ähnliche Weise fügen und schicken. Nimmt man hiezu die

Wiedererweckung der ähnlichen Vorstellungen, und ihre Verschmelzung: so sieht man wohl, wie nach und nach ein Wollen entstehe, bey welchem die Umstände des Zeitmoments im einzelnen Fall, oder die Bestimmungen eines einzelnen Gegenstandes, sich beynahe aus dem Bewufstseyn verlieren neben dem Gleichartigen aller der Fälle, in denen die Leidenschaft wirkte und sich befriedigte. Der Zustand des durch diese Leidenschaft aufgeregten Gemüths gleicht also dem Denken eines rohen allgemeinen Begriffs in *dem* Puncte, dafs auch hier eine Totalkraft vorhanden ist, in welcher verworrener Weise viel Ungleichartiges verschmolzen liegt, das von dem Gleichartigen grofsentheils erstickt wird. Der Mensch, der bekannt, dafs er die Karten liebe, drückt hiemit auf einmal alle die verschmolzenen Strebungen aus, die er zu verschiedenen Zeiten, spielend mit verschiedenen Personen, vielleicht [412] spielend verschiedene Spiele, empfunden hat; und die nun so verschmolzen wieder erwachen, dafs in ihnen das Streben, mit den Karten beschäfftigt zu seyn, vorherrscht, die besonderen Bestimmungen irgend eines Kartenspiels und irgend welcher Mitspieler dagegen kein Gewicht haben.

Kaum bedarf es der Erinnerung, dafs das hier gesagte, auf jede Lieblingsbeschäfftigung pafst. Aber etwas Leidenschaftliches ist wirklich auch in jeder Lieblingsbeschäfftigung, in wiefern es nämlich Ueberwindung kostet, sich von ihr zu trennen.

Eine andre, reiche Quelle gleichartig sich wiederhohlender Begehrungen sind die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, in dem Sinne des § 108. Aber hier stofsen wir auf einen der allerdunkelsten Gegenstände in der ganzen Psychologie, obgleich auf einen der bekanntesten, gewöhnlichsten und in Ansehung dessen die Gewohnheit es meistens gar nicht zu einer Frage kommen läfst. — Nicht als ob es schwer wäre, das *Allgemeine* der Maximen zu erklären, die aus den erwähnten Gefühlen entspringen; sondern weil die ganz unbezweifelte Thatsache, dafs wir das Angenehme begehren und das Unangenehme fliehen, unsern Blick in eine Tiefe hineinleitet, zu der wir kein Licht, oder doch nur einen äufserst schwachen, und mühsam zu gewinnenden, Schimmer mitnehmen können. Nach gemeiner Psychologie freylich wäre hier mit einem Einflusse des Gefühlvermögens auf das Begehrungsvermögen alles abgethan. Und eben darum wollen wir wenigstens die Dunkelheit der Stelle kenntlich machen, über die man so leicht hinwegzuschlüpfen pflegt.

Was die Thatsache selbst anlangt, so hat schon Locke darauf aufmerksam gemacht, dafs man sie zwar nicht leugnen, aber sehr beschränken müsse. Im 21sten Capitel des zweyten Buchs entwickelt er, dafs durch jene Gefühle zwar ein Verlangen, aber noch nicht der Wille bestimmt werde; eine Unterscheidung, auf die wir bald kommen wollen. Den letztern, meint er, treibe vielmehr [413] der Verdrufs, oder die Unzufriedenheit; und hiedurch scheint er ein solches, mit dem Gefühle der *Unlust* verbundenes, Streben der Vorstellungen anzudeuten, wie wir im § 104 beschrieben haben. Also liegt darin die schon bekannte Bemerkung, dafs bey weitem der kleinere Theil unseres Begehrens von den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen (die von denen der Lust und Unlust schon oben unterschieden wurden,) abhänge. Dennoch ist dieser kleinere

Theil vorhanden, und sehr wichtig; ja das Räthsel liegt gerade in dem Verlangen, von welchem LOCKE, noch etwas zu allgemein, zugesteht, dafs es mit jedem Gefühl jener Art verbunden sey.

Das eigentlich Dunkle jedoch hat seinen Sitz ursprünglich in der Natur des Angenehmen und Unangenehmen selbst. Wir können dieses eben nur fühlen, nicht aber zersetzen in Begriffe, noch durch die letzteren es mit Sicherheit nachconstruiren. Darum entzieht sich uns auch der Anfang und Ursprung derjenigen Bewegung des Gemüths, die wir als ein Verlangen nach dem Angenehmen, als ein Wegwünschen des Unangenehmen, aus der Erfahrung kennen.

Nur aus Untersuchungen über gewisse ästhetische Urtheile habe ich die wahrscheinliche Hypothese geschöpft, das Angenehme und Unangenehme beruhe auf der Verschmelzung sehr vieler Vorstellungen, die sich einzeln nicht angeben lassen. Wäre es möglich sie anzugeben, so würde sich das Angenehme in das Schöne, das Unangenehme in das Häfsliche verwandeln. Soviel nämlich läfst sich mit Sicherheit behaupten, dafs Schönes und Häfsliches lediglich in Verhältnissen bestehe, dafs es folglich in der Zusammenfassung der Verhältnifsglieder, also durch die Verschmelzung der Vorstellungen von diesen Gliedern vernommen werde.

Diese Erklärung des Angenehmen und Unangenehmen wird vielleicht scheinen dasselbe dem Aesthetischen gar zu nahe zu rücken. Allein wir betrachten hier beydes in psychologischer Hinsicht; und da lehrt die Erfah[414]rung ganz allgemein, wie leicht eins mit dem andern verwechselt werde. Die Unterscheidung des Schönen vom Angenehmen, des Häfslichen vom Unangenehmen, ist eine Bemühung des weit ausgebildeten Menschen, deren Bedürfnifs er erst dann empfindet, *wenn er sich die Maximen auseinandersetzen will*, die aus jenen beyden Classen des Vorziehns und Verwerfens entspringen.

Diejenigen Maximen nämlich, welche das Aesthetische betreffen, besitzen einen grofsen und für ihre Brauchbarkeit entscheidenden Vorzug vor denen, die aus den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen hervorgehn. Jene lassen sich deutlich denken, diese nicht. Denn jene beziehen sich auf Verhältnisse, deren Glieder eine gesonderte Auffassung gestatten, diese nicht also. Ja bey gehöriger Sorgfalt kann man die ästhetischen Verhältnisse absichtlich und mit Bewufstseyn *construiren;* man kann ein ganzes Feld, worin ästhetische Gegenstände vorgekommen sind, durchsuchen, um alles, was auf diesem Felde möglich ist, *vollständig* zusammenzustellen. Dieses ist eben die Pflicht der allgemeinen Aesthetik, die zwar ihre Schuld noch beynahe nirgends anders, als in Ansehung der harmonischen Grundverhältnisse der Töne, mit Präcision gelös't hat. Je weiter aber die Aesthetik vorrückt, desto mehr entzieht sie ihren Gegenstand dem rohen Empirismus, in welchem die Unterscheidung des Angenehmen und Unangenehmen stets befangen bleiben mufs.

Um weiter fortzuschreiten, mufs ich aus meiner allgemeinen praktischen Philosophie als bekannt voraussetzen, dafs die ethischen Principien in ihrer ursprünglichen Gestalt zur Classe der ästhetischen Urtheile gehören. Sie ergeben demnach im Laufe des Lebens, und in der Tradition der Zeiten, die ihnen entsprechenden Maximen ganz auf ähnliche Weise,

wie alle ästhetischen Maximen, ja wie alle Maximen des Handelns überhaupt entspringen: nämlich durch Verschmelzung gleichartiger Vorstellungen; denen jedoch anfangs viel Ungleichartiges bey[415]gemischt bleibt, das nachmals durch logisches Denken ausgeschieden wird.

Hier wolle man einen Augenblick still stehn, um sich eine sehr nothwendige Unterscheidung zu merken. Wenn ich sage, dafs die praktischen Maximen, und unter ihnen die sittlichen, durch Verschmelzung gleichartiger Vorstellungen, also auf dem Wege einer Verknüpfung dessen, was sich im zufälligen Laufe der inneren Erfahrung darbietet, sich zuerst ergeben: so ist dieses eine psychologische Angabe von dem Laufe der Ereignisse. Davon gänzlich verschieden ist die *Bestimmung der Methode*, nach welcher in der praktischen Philosophie, bey Begründung derselben, solle verfahren werden. Leider haben manche Schriftsteller über die letztere Wissenschaft ihre Aufgabe verkannt; sie haben in leichten historischen Umrissen geschildert und erzählt, wie etwan das Sittliche in der menschlichen Brust *zu erwachen pflege;* sie haben gemeint dadurch ihre Leser am leichtesten von der Realität der sittlichen Grundgedanken zu überreden. Das bringt den Empirismus in die Sittenlehre, der nirgends so sehr als hier an der verkehrten Stelle ist. Von Rechtswegen eiferte KANT dagegen, als gegen eine, zwar gutgemeinte, aber gefährliche Untergrabung aller sittlichen Ueberzeugung. Vielmehr, in dem Vortrage der praktischen Philosophie, so wie in dem der ganzen Aesthetik, mufs man die Principien *ursprünglich erzeugen;* dieses aber geschieht durch *Construction der Grundverhältnisse*, welche, sobald sie richtig dargestellt sind, ihre Beurtheilung sogleich zur unfehlbaren Folge haben. — Die Kantische Berufung auf den kategorischen Imperativ, als auf ein Factum der Vernunft, war im Grunde eben so schwankend, als die von ihm verworfene Lehrweise. Jedes Factum, das man als aus frührerer Zeit her *durch das Bewufstseyn* bekannt, oder überhaupt als schon geschehen und vor Augen liegend annimmt, kann in Zweifel gezogen werden, ja es mufs bezweifelt werden, wegen der Schwankung aller *innern* Wahrnehmung, und we[416]gen der äufsersten Leichtigkeit, in ein solches Factum durch Erschleichung etwas hineinzuschieben. Und wie Viele sind denn wohl, die noch jetzt an den *Kantischen* kategorischen Imperativ, als an ein unentstelltes, und durch KANTS Formel richtig ausgesprochenes Factum, in vollem Ernste glauben mögen? Wie geht es zu, dafs ein so allgemeines, in jeder Menschenbrust sich wiederhohlendes, Factum, nicht längst, durch edle Männer, welche zugleich vortreffliche Denker waren, genau und ganz zu Tage gefördert war? — Diese Fragen verschwinden, sobald man erwägt, dafs keineswegs von einem schon geschehenen, sondern von einem *bevorstehenden* Factum die Rede ist, indem man zur praktischen Philosophie den Grund legt. *Hier mufs der Zuhörer, als ob er vom Sittlichen noch nichts wüfste, in den Fall gesetzt werden, dafs er es eben jetzt mit völliger Evidenz in sich hervorbringe.* Und dies geschieht, indem man ihm gehörig darstellt, was, während der Betrachtung, ihm ein unmittelbares Urtheil abzugewinnen nicht verfehlen kann.

Allein jetzo, im gegenwärtigen *psychologischen* Zusammenhange, sprechen wir allerdings vom Sittlichen als von einem schon Vorhandenen und längst Vorgefundenen. Die Beurtheilung, welche im Vortrage der praktischen

Philosophie ganz von vorn an hervorgebracht wird, ist gerade so, bey tausend Vorfällen des täglichen Lebens; — sie ist vor Jahrtausenden von Millionen Menschen vollzogen worden; nur ist sie nicht in abstracte Ausdrücke gebracht, sondern sie ist kleben geblieben an den Neben-Umständen der einzelnen Fälle. Darum ist sie in dem Strome der Zeit und der Meinung bald untergetaucht, bald wieder hervorgekommen; sie hat müssen vielfältig, und bey den dringendsten Angelegenheiten wiederhohlt werden, ehe sie ein passendes Wort, ehe sie *Auctorität* gewinnen konnte.

Dafs aber die sittlichen Maximen Auctorität bekommen müssen: dies macht sich als das lebhafteste Be[417]dürfnifs denen fühlbar, welche das Schauspiel des Gedränges unter den verschiedenartigen, vorerwähnten Maximen, unbefangen betrachten.

§ 151.

Maximen der Leidenschaften, der Gefühle vom Angenehmen und Unangenehmen, der ästhetischen, und unter ihnen, der sittlichen Urtheile, — dies[1] sind nur erst die *Classen* der Maximen. Aber jede Classe fafst wiederum eine Fülle von Maximen in sich, die nach den Umständen ihrer Entstehung mehr oder minder allgemein, und nach der Mannigfaltigkeit der Leidenschaften, der Gefühle, der ästhetischen und sittlichen Urtheile, unter einander verschieden, endlich nach der ganzen Individualitat in dem Gemüthe eines Jeden, unter sich verwebt sind. Wenn nun bey den Vorfällen des Lebens eine Menge heterogener Maximen, sammt den augenblicklichen Begehrungen und Gefühlen, im Bewufstseyn zusammenstofsen: was mufs sich daraus ergeben?

Dafs hier die praktische Ueberlegung, dafs die praktische Vernunft sich zeigen müsse, wird eben so klar seyn, als aus dem Ganzen unserer Untersuchung offenbar hervorgeht, die praktische Vernunft könne nicht ein besonderes, hinzukommendes, von jenen zusammenstofsenden Vorstellungsmassen verschiedenes, in sie hineingreifendes, und sie nach sich bildendes *Vermögen* seyn. Sondern, wenn es etwas gleichsam von oben her hineingreifendes giebt, so hat dieses seinen Sitz in gewissen appercipirenden Vorstellungsmassen, dergleichen wir schon beym innern Sinne und bey der künstlerisch bildenden Phantasie kennen lernen; und wenn die appercipirenden Vorstellungsmassen hier einen höheren Charakter annehmen, um dessentwillen man ihnen den ehrenvollen Namen der *Vernunft* zugesteht, so verdanken sie dieses hinwiederum der Natur praktischer Maximen, besonders solcher, die schon durch logische Thätigkeit im Urtheilen geläutert, bestimmt und verdeutlicht sind.

Die praktische Vernunft zeigt sich im Erwägen, im [418] Wählen, und Beschliefsen. Das *Erwägen* ist eine absichtliche Hingebung an verschiedene Begehrungen und Maximen, um sie in ihrer ganzen Stärke zum Bewufstseyn kommen zu lassen. Wer erwägt hier? Die appercipirenden Vorstellungsmassen; und zwar nach dem zusammengesetzten Verhältnisse ihrer zuvor gewonnenen Ausbildung, und des Einflusses, den ihnen die andern, gleichsam gewogenen oder erwogenen, Vorstellungsmassen gestatten.

---

[1] „diese sind nur erst" . . SW.

— Das *Wählen* geschieht, indem vernommen wird, welches der Gleichgewichtspunct sey, zu welchem die sämmtlichen erwogenen Vorstellungsmassen sich hinneigen. Wer vernimmt hier? Wiederum die appercipirenden Vorstellungsmassen, indem sie verschmelzen mit den übrigen, schon zum Gleichgewichte kommenden Vorstellungen, und zwar so verschmelzen, wie die letztern es möglich und nöthig machen. — Das *Beschliefsen* geschieht, indem die sämmtlichen Vorstellungsmassen, so wie sie verschmelzen, unverzüglich anfangen eine Totalkraft des Strebens zu bilden, und als solche zu wirken. Wer beschliefst hier? Das Ganze des gleichzeitigen Bewufstseyns. Der Beschlufs würde nicht vest stehn, wenn nicht die durchgängige Verschmelzung so zu Stande käme, wie sie aus den sämmtlichen Vorstellungsmassen sich ergeben mufs.

Begreiflicher Weise kann man die drey eben erwähnten Operationen nicht streng absondern. Das Wählen ist nur der Uebergang vom Erwägen zum Beschliefsen. Im Erwägen ist die Wirksamkeit der appercipirenden Vorstellungsmassen am gröfsten, indem sie verhindern, dafs von den übrigen nicht einige vorschnell verschmelzen; oder nach populärem Ausdruck, indem die Vernunft verhütet, dafs man sich nicht übereile. Dabey würden andre Vorstellungsmassen aufser der Verschmelzung bleiben; sie würden den Entschlufs wandelbar machen. Im Wählen sinkt nun die Thätigkeit der appercipirenden Vorstellungsmassen; sie selbst lassen sich diejenige Art der Verschmelzung gefallen, welche aus allem [419] zusammenwirkenden resultirt. Warum lassen sie sich das gefallen? Weil sie nicht anders können. Sie sind selbst im psychologischen Mechanismus mit befangen, und müssen auch leiden, indem die andern Vorstellungen von ihnen leiden. Die geschehene Wahl ist der Beschlufs, der sich in der neuen Richtung ankündigt, welche nun alle Vorstellungen vermöge der neu gebildeten Totalkraft erhalten.

Sind alle diese Beschreibungen noch roh: so liegt es wenigstens zum Theil an der äufserst verwickelten Natur des Gegenstandes, und an seiner weiten Entfernung von den obigen Grundsätzen des synthetischen Theils. — Indessen können wir doch jetzt auf zwey Puncte einiges Licht werfen: erstlich auf den Unterschied des Wollens vom Begehren, Verlangen, Wünschen; dann auf das Eigenthümliche des sittlichen Wollens.

Wunsch ist wohl der gelindeste Ausdruck für dasjenige Streben, was wir oben mit der allgemeinen Benennung des Begehrens belegten. Wenn man aber bedenkt, dafs es auch *heftige* Wünsche giebt: so sieht man leicht, dafs beym Verlangen, und vollends beym Wollen, noch etwas anderes, als ein höherer Grad, mufs hinzugekommen seyn. Was man *verlangt*, das glaubt man, aus irgend einem Grunde, erreichen zu können; *was man will, dessen Erreichung setzt man bestimmt voraus.* Nun ist klar, warum die praktische Vernunft als ein Mittelding, oder vielmehr als ein Zusammengesetztes aus theoretischem und praktischem Vermögen erscheint. Bestimmte sich die Wahl blofs nach dem stärkeren Begehren, und durch dessen Uebergewicht über andere Strebungen: so würde sie von keinem höheren *Erkenntnifs*vermögen [1] hergeleitet werden. Allein nichts kann

[1] Das ganze Wort „Erkenntnifsvermögen" ist gesperrt in SW.

beschlossen werden, ohne dafs wir es als in unserer Macht stehend angesehen haben. Die Frage, wie weit unser Können reiche, geht schon in die Erwägung mit ein, und entfernt daraus alles, wovon nicht wenigstens das *Versuchen* in unserer Gewalt zu seyn [420] scheint. Daher wird es als die Grundlage des vernünftigen Wollens betrachtet, dafs man seine Kräfte kenne, und ihnen nicht mehr noch weniger zutraue als sie vermögen. Zuviel übernehmen ist gemeine menschliche Thorheit, grofse Unbekanntschaft mit der wirklich vorhandenen eigenen Stärke ist thierische Dummheit.

Allein man schreibt der praktischen Vernunft, als ihr höchstes Eigenthum, noch die *sittliche Gesetzgebung und Regierung* zu.[1] *In diesem Sinne entsteht die Vernunft erst aus schon vollbrachtem Erwägen, Wählen, und Beschliefsen.* Denn die sittlichen Maximen müssen vor allen andern Maximen in den höchsten Rang erhoben seyn, ehe sie als strenge Gesetze können verehrt werden; und besitzen sie einmal diesen Rang, dann fallen sie nicht mehr in die Wahl, sondern sie treten hinüber in die appercipirenden Vorstellungsmassen, ja ihre appercipirende Stellung wird bleibend; sie verwandeln sich in die beständigen Beobachter alles dessen, was sich sonst noch im Bewufstseyn regt. *Dadurch werden sie Charakterzüge der Persönlichkeit, indem sie nun eine Verschmelzung mit dem Selbstbewufstseyn erlangen, und dem innern Sinne zu seiner beständigen realen Grundlage dienen.*

Die Frage, wie die sittlichen Maximen eine solche Auszeichnung erlangen können, ist gewifs die wichtigste der ganzen Psychologie.

Aus dem Interesse für diese Frage wird man, ohne zu irren, sichs erklären, wenn hie und da mein Bestreben, die Unzulässigkeit der transscendentalen Freyheitslehre ins Licht zu setzen, sich mit einiger Lebhaftigkeit äufsert. So wie KANT von der Metaphysik sagte, der Zweck aller ihrer Zurüstungen sey die Erkenntnifs von Gott, der Freiheit und Unsterblichkeit, (zwar schwerlich mit Recht; denn die wissenschaftliche Metaphysik kann nur durch ein rein theoretisches Interesse zu Stande gebracht werden; und ihre ersten Anfänge zeigen schon, [421] dafs die Freyheitslehre falsch und unnütz, die Unsterblichkeit gewifs, die Erkenntnifs Gottes auf eine Vertheidigung richtiger, aber allgemein bekannter teleologischer Ansichten beschränkt sey.) so könnte man mit besserem Grunde von der Psychologie sagen, ihr praktischer Werth beruhe hauptsächlich in ihren Aufschlüssen über die Möglichkeit sittlicher Bildung für den Menschen, und in den Anweisungen, die sie darüber dem Erzieher und dem Volksbildner zu geben habe. Aber die Lehre von der (transscendentalen) Freyheit macht alle Untersuchung über diesen hochwichtigen Gegenstand zu Nichts; indem sie die Sittlichkeit wie ein Wunder aus einer andern Welt hervorbrechen läfst, ohne dafs man die geringste Hoffnung hätte, diese Erscheinung von einem zweckmäfsigen Handeln abhängig zu machen. Daher ist das praktische Interesse im geringsten nicht *für*, sondern gänzlich *gegen* die Freyheit des Willens, wofern sie nämlich so wie KANT es verlangte, genommen wird. Denn was Andre, und nicht mit Unrecht, Freyheit der mensch-

[1] „zu" gesperrt SW.

lichen Handlungen genannt haben, nämlich den Ursprung unsres Handelns aus unserm wirklichen Wollen, im Gegensatz gegen jedes maschinenmäfsige Fortpflanzen empfangener Eindrücke, das ist vollkommen der Wahrheit gemäfs, wie man aus dem Ganzen dieser Abhandlung erkennen wird.

Die Beantwortung jener Frage nun wird vor allen Dingen erfordern, dafs man die zuvor unterschiedenen Classen der Maximen in Hinsicht der Haltbarkeit vergleiche, die sie dann beweisen, wann sie sämmtlich in Eine Erwägung, in Eine Wahl fallen, wo sie sich den Vorrang streitig machen. Ohne allen Zweifel [1] sind an sich die Maximen der Leidenschaften die stärksten. Dennoch unterliegen sie schon den Maximen der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, sobald sie zum Schauspiel dienen für einen unbefangenen, leidenschaftlosen Beobachter. Diesem erscheint die Wildheit der leidenschaftlich handelnden Menschen als grofse Thor-[422]heit, als ein beynahe wahnsinniges Vorüberrennen vor den lieblichsten, einladendsten Geniefsungen, welche die Natur mit gütigen und mit vollen Händen für den Menschen ausspende. So entsteht eine Glückseligkeitslehre, welche überall herumgeht um zu warnen, man möge dem Ausbruch der Leidenschaften vorbeugen, und sich nicht in die heillosen Wirbel eines sich selbst verzehrenden Strebens stürzen. Wer wollte diesen Warnungen nicht Gehör geben? Nämlich so lange er noch nicht selbst von der Leidenschaft ergriffen ist? — Denn wen die Wuth schon fortreifst, der ist taub gegen alle Glückseligkeitslehre; er mufs erst still werden, um sie wieder zu vernehmen.

So entsteht der erste Gegensatz zwischen der Moral und dem gemeinen Leben. Allein die Glückseligkeitslehre kann ihr eigenes Fundament nicht klar nachweisen. Sie behauptet zwar ihr Recht, so lange sie streitet wider Leidenschaften und zügellose Begierden; aber sie verliert ihr Spiel, sobald sie selbstständig auftreten will. Sie gleicht den Menschen, die auf einer niederen Stufe glänzen, auf einer höhern ihre Blöfsen zu Schau stellen. Sie versucht umsonst, das Object ihrer Weisungen, die Glückseligkeit, vor unsere Augen zu bringen; sie erinnert uns an unsere Gefühle von Freude und Schmerz, und wir entdecken sogleich das Unstete, nur im Fluge Geniefsbare der erstern, das Erträgliche und wenig Furchtbare des andern, sobald irgend ein ernster Zweck uns wichtig genug scheint, um uns dem Leiden Preis zu geben. Daher mufs wiederum, sobald von einer Sittenlehre einmal die Rede ist, die Glückseligkeit den Platz räumen; und jetzt kann auf dem nämlichen Platze nichts anderes bleiben, als diejenigen Maximen, nach welchen wir selbst in unsern eignen Augen entweder verächtlich und schändlich, oder würdig und löblich erscheinen. Diese Maximen behaupten sich durch den Vorzug aller reinen und ächten ästhetischen Urtheile, dafs die Gegenstände, worauf sie treffen, sich jederzeit deutlich hinstellen lassen, [423] und immer die gleiche Entschiedenheit des Beyfalls und Misfallens mit sich führen.

Wer in diesem Hafen einmal angelangt ist, der wird, bey einiger Theilnahme für andre Menschen, nicht säumen, auch sie hieher zu verweisen. Aber nun liegt ihm daran, den heilsamen Lehren, die er ver-

[1] Ohne Zweifel SW („allen“ fehlt).

breitet, auch Gewicht zu geben. Nun sinnt er auf diejenigen Zusätze, wodurch er am schnellsten und kräftigsten die irrenden Gemüther fassen, lenken, treiben könne. Alle Formen des Lobes und Tadels, der Verheifsungen und Drohungen, besonders aber die religiösen und bürgerlichen Vorstellungsarten, werden dem Gegenstande, den man erheben und heiligen will, so gut als möglich angepafst. So gewinnt das ursprüngliche sittliche Urtheil eine Verkörperung, die ihm die Menge leichter unterwirft, aber es erscheint nun auch in einer Verunstaltung, worin selbst die schärferen Denker es nicht mehr erkennen. —

§ 152.

Jede Maxime, in dem Augenblicke wo sie sich bildet, trägt die Bestimmung in sich, dafs sie zur Apperception dienen soll für die sämmtlichen Regungen des Begehrens, welche ihr zuwider entstehen könnten, und für die Umstände, welche zu ihrer Anwendung geeignet sind. Diese Apperception ist nämlich die erste Bedingung, unter welcher die Maxime zur Wirksamkeit gelangen kann; sonst würde der vorkommende Fall unbemerkt vorübergehn, und der Mensch würde sich hintennach einer Uebereilung zeihen. Ob nicht diese Bedingung selbst noch psychologische Bedingungen habe? das fragt sich nie das Kind, selten der Mann, und der Anhänger der transscendentalen Freyheit leugnet es, weil er in diesem Puncte die Wahrheit nicht wissen will.*

Appercipirt nun wirklich die Maxime den zu ihrem Gebiete gehörigen Fall, (gleichviel ob zur rechten Zeit, wo darnach verfahren werden soll, oder später mit Reue, [424] dafs der Augenblick versäumt worden,) so gelangt dabey das Ich zum Bewufstseyn. Denn sie, die appercipirende Vorstellungsmasse, worin die Maxime besteht, sieht alsdann das Handeln, welches *von innen*, aus dem wissenden und denkenden Subjecte, *nach aufsen*, zu den Objecten *hin*, geht oder gehen kann; sie sieht zugleich den Erfolg, welcher in die Wahrnehmung fällt oder fallen konnte; sie sieht also das im Handeln von sich wissende Ich; und ihre eigne Activität schmilzt mit ihm zusammen, eben indem sie also sieht, und über das Gesehene verfügt. Dafs hier statt des Handelns auch ein Leiden, eine Hingebung kann gesetzt werden, ist bekannt aus § 136.

Da nun dieses sich so oft ereignet, als Maximen zur Anwendung kommen: so ergiebt sich, nicht nur, dafs die Eigenthümlichkeit des Selbstbewufstseyns für einen Jeden gar sehr von seinen Maximen, und von deren Wirksamkeit abhängt, sondern auch, dafs die Intensität des Selbstbewufstseyns sehr gesteigert wird durch diejenige höhere Ausbildung, welche allmählig die Maximen erschafft, verknüpft, einschärft.

Zurückgeleitet durch diese Bemerkung auf die Untersuchung über das Ich: wollen wir uns zugleich an jenes Gleichgewicht zwischen Wollen und Hingebung erinnern, welches, wie oben (§ 136) gezeigt, zur Reinigung des Ich von dem Zufälligen seiner Objectivität erfordert wird.

Wir können jetzt drey Stufen unterscheiden, auf welchen dieses

---

* Vergl. § 22.

Gleichgewicht sich bilden und erhalten mufs, wenn nicht eine gefährliche Abweichung von demselben herbeygeführt werden soll.

Die erste Stufe zeigt uns die Untersuchung des § 150. Noch vor aller Bildung der Maximen entstehn und wirken solche Vorstellungsreihen, wie dort beschrieben worden; sie entstehn sporadisch, und wirken nach Gelegenheit, ohne selbst eine veste Bestimmung von Zwecken, von Objecten des Begehrens in sich zu tragen. [425] Auf welchen Punct der ablaufenden Reihen nun gerade zufällig eine Hemmung trifft, da werden die Reihen (die man in Gedanken *rückwärts* verfolgen mufs,) in Spannung gesetzt, so lang sie nun gerade sind; und für so lange Zeit, bis sie, falls das Hindernifs nicht weicht, selbst durch den Widerstand sind niedergebeugt worden. Dies giebt den kindlichen, oder knabenhaften Zustand eines mannigfaltigen Begehrens ohne vesten Plan, das keine anhaltende, gleichförmige Wirkungen erzeugt, vielmehr unter einem stetigen Zwange bald zusammensinkt, dagegen aber bald andre Gegenstände ergreift, oder, was dasselbe sagt, sich in andern Vorstellungsreihen wieder ereignet; so dafs, *wann der Zwang nicht zu allgemein über die ganze Sphäre der kindlichen Regsamkeit verbreitet wird*, sich kein wesentlicher Verlust an der Gesammt-Thätigkeit des jugendlichen Geistes verspüren läfst.

Auf dieser ersten Stufe nun ist es ein Grundfehler der Erziehung, wenn das Ich des Kindes nicht im Gleichgewichte des Wollens und der Hingebung gehalten wird. Die Fehler des Uebermuths und des Unmuths entstehn aus dem Uebergewichte nach der einen und nach der andern Seite; beide sind gleich schlimm; und zwar gerade darum schlimm, weil sie dem Kinde die Vorstellung von Sich und seinen Verhältnissen verderben. Dafs dabey die natürliche Weichheit und Biegsamkeit vermindert, dafs die ursprüngliche Erzeugung des sittlichen Urtheils gestört wird, kann ich hier nicht ausführlich entwickeln.*

Die zweyte Stufe ist die des planmäfsig handelnden Mannes. Hier ist nöthig, Pläne von Maximen zu unterscheiden. Jene hängen ab von der Kenntnifs des Causal-Verhältnisses unter den Sinnengegenständen. Sobald der [426] Mensch das Ganze seiner Bestrebungen und Erwartungen zusammenfafst, und sie mit seiner Ueberschauung der ihn umgebenden Objecte in bestimmte, bleibende Verbindung setzt, fängt das flatterhafte Begehren, welches bald diesen bald jenen Gegenstand traf, an, sich zu verlieren; seine Begierden werden gleichförmiger; er empfindet den Druck der Aufsenwelt mehr anhaltend und zusammenhängend an denselben Stellen; ungeachtet der Abänderung in Einzelnheiten; er widersteht diesem Drucke desto beharrlicher, je mehr Mittel und Anstalten er noch in seiner Gewalt glaubt, um mit der Zeit zum Ziele zu kommen.

Auch auf dieser Stufe nun erfordert die Gesundheit des Geistes, dafs das Ich im Gleichgewichte gehalten werde. Nicht blofs die Mutter verzieht das Kind; auch den Mann, sobald er mehr von Plänen als von Maximen erfüllt ist, kann das Schicksal sowohl verziehen als niederdrücken.

* Im Zusammenhange mit dem Ganzen der sittlichen Bildung zeigt sich dies in meiner Pädagogik; insbesondere im 5. Capitel des dritten Buchs [s. Bd. II vorl. Ausg.]

Die Beyspiele sind bekannt genug; die Täuschungen, die Gefahren, das Unglück, was daraus entsteht, ist es ebenfalls.

Darum soll der Mann die höhere Ausbildung erlangen, welche die dritte Stufe bezeichnet; er soll durch Maximen, und zwar durch richtige sittliche Maximen, geleitet werden. Mögen die Aufsendinge ihn aufregen; nur ihn in gerader Linie zu sich hinziehn dürfen sie nicht; die Richtung mufs von den Grundsätzen abhängen. Dafs nun nicht etwa die Grundsätze selbst eine Materie des Begehrens als Triebfeder enthalten, oder mit andern Worten, dafs sie nicht der Ausdruck eines durch sein Object bestimmten Begehrens seyn, — den Menschen nicht anlocken, sondern gleichsam von hinten her in Bewegung setzen sollen: dies hat uns KANT nachdrücklich genug eingeschärft; ein nie genug zu schätzendes Verdienst; und, wenn man diese grofse Wahrheit so hoch aus mancherley Irrthum hervorragen sieht, beynahe ein Wunder!

Auch auf dieser Stufe der Maximen mufs das Ich [427] im Gleichgewichte erhalten werden; der Mensch mufs unter ihrer Leitung sich in gleichem Mafse duldend erblicken, als handelnd. Dies ist ein oft übersehenes, aber höchst wesentliches Kriterium einer richtigen praktischen Philosophie. Trifft es nicht zu, so kann sie viel einzelnes Vortreffliches enthalten, aber sie verdient dann ihren Namen nicht; sie ist nicht praktisch. Denn sie ist alsdann nicht fähig, den Menschen für das Leben in die rechte Stimmung zu versetzen, ihm eine veste Haltung zu geben. Eine blofs anspornende, begeisternde Sittenlehre schleudert ihn gegen den Felsen der Nothwendigkeit, die theils in seiner eignen, theils in der äufsern Natur, und in der Gesellschaft liegt; an diesem Felsen läuft er Gefahr zerschmettert zu werden, ohne darum einen höhern Werth seines Daseyns erreicht zu haben. Dies ist eben so gewifs, als dafs im Gegentheil eine schlaffe Sittenlehre, wie jene der Empiriker, deren Augenmerk Lust und Geniefsung ist, oder der Mystiker, welche die Gemächlichkeit einer passiven Hingebung und Contemplation anpreisen, den Menschen um das Bewufstseyn seiner Thatkraft bringt, und ihn um seine ganze Bestimmung betrügt.

Welcher von diesen beyden Abwegen für die Sittenlehre heut zu Tage mehr zu fürchten sey, das ist schwer zu sagen; denn unbekümmert um den heilsamen Nullpunct des reinen Ich, sieht man sie auf jenen beyden Abwegen zugleich umherirren.

FICHTE's Ichlehre war blofs anspornend; die damit verbundene Sittenlehre entwickelte das Kantische Freyheits-Princip. Es ist merkwürdig, dafs KANT selbst, von dem überspannten, rüstig sittlichen Affect, der aus diesem Princip natürlich entsteht, so wenig spüren läfst. Der Grund davon kann nicht in dem strengen Pflichtbegriff allein enthalten seyn; diesen hatte FICHTE mit ihm gemein. Die wahre Ursache davon scheint mir in einem persönlichen Vorurtheil KANT's zu liegen, welches mit seinen Lehrsätzen nur lose zusammenhängt; und ge[428]gen das vorige Uebel nur dadurch Schutz leistet, dafs es ein neues Uebel herbeybringt. Wir wissen aus KANT's Religionslehre, dafs er den Fortschritt der Menschheit zum Bessern leugnete. „Diese Meinung," sagt er, „hat man sicherlich nicht „aus der Erfahrung geschöpft, wenn vom *Moralisch*-Guten oder Bösen „(nicht von der Civilisirung) die Rede ist: denn da spricht die Geschichte

„aller Zeiten gar zu mächtig gegen sie, sondern es ist vermuthlich bloſs „eine gutmüthige Voraussetzung der Moralisten von Seneka bis zu Rousseau, um zum unverdrossenen Anbau des vielleicht in uns liegenden „Keimes zum Guten anzutreiben, wenn man nur auf eine natürliche Grund-„lage dazu im Menschen rechnen könne."

Von Keimen, von natürlichen Grundlagen, kann ich nicht das Geringste einräumen, vielweniger mit jenen Gutmüthigen voraussetzen; sie sind der Tod der Metaphysik und der Psychologie. Ueber die Geschichte, und deren Auslegung, würde ich ebenfalls wider Kant nicht streiten, wenn nicht sein Gegensatz zwischen dem Moralisch-Guten und der Civilisirung, durch Uebertreibung dazu veranlaſste. Zuerst aber bemerke ich, daſs die transscendentale Freyheit, weil sie eine so schlechte Geschichte statt der vortrefflichen, die man von ihr erwarten konnte, bisher zugelassen hat, allerdings nicht die geringste Hoffnung darbietet, ihre Erscheinung in der Sinnenwelt werde jemals genügender ausfallen. Während nun dieser Punct der Kantischen Lehre in der That ganz geeignet ist, jene niederschlagende Ableugnung alles wesentlichen Fortschreitens zu unterstützen: sehe ich doch einen andern Theil der nämlichen Lehre, der zu weit günstigern Ansichten nicht bloſs einladet, sondern berechtigt und sogar nöthigt. Kant's Handeln nach der Idee einer allgemeinen Gesetzgebung für alle Vernunftwesen, und zwar nicht bloſs *gemäſs* dieser Idee, sondern *auf ihren Antrieb ganz allein*, — stellt die Sittlichkeit so ganz auf die Spitze einer vollendeten, das ganze menschliche Bewuſstseyn durchdringenden *Reflexion*, daſs die niedern [429] Zustände des noch nicht reflectirenden Menschen, der an keine allgemeine Gesetzgebung denkt, sondern für sich, und für Wenige, die er liebt, oder als die Seinigen betrachtet, lebt und sorgt, gar nicht die Sphäre erreichen können, worin nach dieser Ansicht die Sittlichkeit allein zu suchen wäre. Darum paſst es für Niemanden weniger als für Kant, so spröde zu thun gegen die Civilisirung. Denn mit ihr Hand in Hand geht die Reflexion; und dem gemäſs müſste man sagen, die Freyheit sey dort, wo noch der Gedanke einer allgemeinen Gesetzgebung nicht aufkommen kann neben dem Cultus eigenthümlicher National-Gottheiten, und neben einem engherzigen, spartanischen oder römischen Patriotismus, der kein politisches Leben auſser seinem engen Kreise dulden will, — überall nicht zur Erscheinung durchgebrochen; sondern sie lasse ihr Licht nur in dem Maaſse heller leuchten, wie die Menschen sich zur Ueberlegung dessen erheben, was mit dem Willen Aller bestehen könne. Man sieht nun leicht ein, (oder man kann es aus der praktischen Philosophie leicht erkennen), daſs hieran allerdings etwas Wahres ist. Die Sittlichkeit ist zwar nicht ganz ein Werk der Reflexion, sondern ein Theil von ihr liegt in natürlichen Gefühlen des Wohlwollens, die sich *unmittelbar* Niemand geben kann; ein andrer Theil ist ursprüngliche Kraft, die man im Menschen, so wie er aus Leib und Seele schon geschaffen dasteht, nur vorfinden und an dargebotenen Gegenständen üben kann; wieder ein andrer Theil ist richtiges ästhetisches Urtheil, welches gar nicht vom Abstracten, sondern von einzelnen wirklichen Fällen anzuheben, und auf niedrigen Culturstufen sich zuweilen unerwartet, wie ein Blitz, jedoch auch eben so vorübergehend, zu zeigen pflegt; — aber diese einzelnen Fac-

toren der Tugend* sind noch nicht die Tugend selbst; sie bedürfen noch, gesammelt, geläutert, gesichert, durch Maximen, durch Grundsätze, [430] durch Uebung, durch Anstrengung vestgestellt zu werden; daher ist die Cultur nicht gleichgültig für das Moralische, vielmehr ist sehr gewifs, dafs man wenigstens die Reife der Tugend nur bey dem Menschen suchen kann, dessen Blick sich ins Allgemeine ausbreitet, und nicht mehr von den ersten, niedrigsten Bedürfnissen eines kümmerlichen individuellen Daseyns verdüstert wird. Ueberdies, wo kein feines Gefühl, da ist auch keine Tugend; da steht es schlecht auch um jene ersten Factoren derselben, die zwar der Reflexion nicht das Daseyn, aber doch Schutz verdanken gegen eine Rohheit und Wildheit, der sie sonst zu unterliegen pflegen. Und nun vergleiche man die Beschreibungen, die wir von rohen Völkern haben! Nun überlege man, wie die Erde damals aussehn konnte, als blofs einige wenige Punkte in Italien und Griechenland eine Cultur besafsen, die noch durch Sklaven, und durch Geringschätzung des weiblichen Geschlechts verdunkelt wurde! Gerade die Geschichte, die von *unserer* Zeit ein beschämendes, aber von den *frühern* Zeiten eine Unzahl wahrhaft empörender Zeugnisse ablegt, beweis't den Fortschritt des Menschengeschlechts demjenigen, der von der Sittlichkeit nicht blofs einen *klaren* Begriff hat, (sondern ausführlich-deutlich, wie es nöthig ist, die Bestandtheile derselben und das Ganze vor Augen sieht. — Auch ist die Ueberzeugung wenigstens von der *Möglichkeit* des Fortschreitens nicht blofs eine gutmüthige Voraussetzung, die man haben und entbehren kann nach Belieben: sondern wenn von praktischen Postulaten die Rede ist, an die man glauben mufs, um sittlich handeln zu können, so ist für das Leben gerade dieses Fortschreiten, und zwar in der *Sittlichkeit nach ihrem allerstrengsten Begriffe*, der wahre und eigentliche Glaubenspunct, welcher allein fähig ist, den Muth des Lebens und Wirkens zu halten und zu ernähren.**

[431] Dafs Kant dieses so wenig fühlte, dafs ein Mann von so gesundem Verstande, so richtigem Tacte auch aufserhalb des speculativen Gebietes, und von so weitgreifender, anhaltender Wirksamkeit, in diesem Puncte durch ein schwarzgefärbtes Glas sah; dafs er dadurch sich zu der wahrhaft unseligen Behauptung eines *radicalen Bösen* verleiten liefs: dies verdient aufrichtiges, tiefes Bedauern. Das Böse ist kein so grofses Geheimnifs, als es Denen scheint, die vom Guten keine deutlichen Begriffe haben. Nur wer es für einfach hält, wer es in seine heterogenen Bestandtheile nicht zerlegt hat, den befremdet das Daseyn desselben; wer aber vollends in Affect geräth, indem er davon spricht, der taugt weder hier noch irgendwo zum gründlichen Untersuchen. Als Seelenarzt gleicht er jenen chinesischen Aerzten, die zwar nicht durch ihre Beschwörungsformeln, aber mit Hülfe des Feuers, und tief ins Fleisch hineingestochener Nadeln,

* Oder vollends einzelne heftige Aeufserungen derselben, die unter dem Namen tugendhafter Handlungen bewundert zu werden pflegen.

** Die nothwendige Verbindung dieses Punkts mit der Voraussetzung des waltenden guten Princips darf als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Es ist nicht nöthig, damit Kant's schwankenden Begriff von der Glücks-Würdigkeit, (für die es kein mögliches Maafs giebt,) oder gar Fichte's idealistische Ansichten, zugleich anzunehmen.

zuweilen wirklich einen Kranken heilen, weil es allerdings hie und da Krankheiten giebt, die mit so viel Gewalt angegriffen werden müssen, und denen eine gelindere, besonnenere Curart nicht so leicht an die Wurzel kommen möchte. In den Gesprächen über das Böse ist gelehrt worden, nicht blofs, dafs Gutes und Böses nicht Begriffe der Erkenntnifs, sondern der Beurtheilung durch den gegenüberstehenden Zuschauer sind, — nicht blofs, dafs es aus mehrern, höchst verschiedenen Elementen besteht, die eben so verschiedenen Reflexionspuncten angehören, (welches schon aus der praktischen Philosophie hätte bekannt seyn sollen): sondern auch, dafs es sich mit dem Guten und Bösen verhält wie mit den Metallen, den edeln sammt den unedeln; *sie finden sich eben* [432] *so wenig in den Urgebirgen als in der Dammerde.** Das heifst: das Gute und Böse liegt weder in den Dingen an sich, die wir Noumena zu nennen pflegen, noch in den Phänomenen, deren Zusammenhang mit jenen entweder gar nicht untersucht, oder verkannt zu werden pflegt. Gutes und Böses liegt in der *Mittelwelt* zwischen beyden.

Dies sollte nun zwar für den Leser längst keiner Erläuterung mehr bedürfen. Allein der Sicherheit wegen will ich etwas hinzusetzen, besonders weil dadurch Gelegenheit zu nützlichen Rückblicken auf das Vorgetragene gegeben wird.

Zuvörderst: das Böse, vom psychologischen Standpunkte betrachtet, bildet keine Classe von Gegenständen für sich allein; sondern es ist in Hinsicht seines Entste[433]hens, Daseyns, und Wirkens, (nur *nicht* in Hinsicht seiner Würdigung!) gleichartig mit Irrthum, Verwöhnung, und falschem Geschmack; welches alles wiederum theils in der Rohheit, die der Bildung vorangeht, theils in der Verwilderung, die ihr nachfolgt, seinen Sitz hat.

Was nun den Irrthum anlangt: so kennt man seinen Ursprung aus dem psychologischen Mechanismus. Nicht blofs vom Verwechseln des Mittelbegriffs im Syllogismus ist hier die Rede, — welches geschieht, wenn zwey Begriffe sich wegen ihrer Aehnlichkeit reproduciren, aber nicht hoch genug ins Bewufstseyn gegen die Hemmung hervortreten, um die Strecke

* Man verzeihe, dafs ich dies aus meiner früheren Schrift wörtlich abschreibe. Es ist ein Satz, den ich in der That so oft wiederhohlt wünschte, bis er völlig durchdacht, und in allen seinen Beziehungen verstanden seyn möchte. Wer ihn nicht einsieht, der wird niemals, wie man es nennt, mit seinen Ueberzeugungen ganz ins Reine kommen. Den wesentlichen Sinn desselben könnte man auch so ausdrücken: Die Psychologie, wiewohl in ihrem theoretischen Verhältnifs der *allgemeinen* Metaphysik (oder Ontologie) untergeordnet, hat dennoch eine ungleich höhere Würde. Sie ist von der *ganzen* Metaphysik derjenige Theil, wo der an sich kalte und harte Boden dieser *Naturwissenschaft* zuerst den Sonnenstrahl des ästhetischen Urtheils empfängt und in sich saugt, um sich in einen Wohnplatz zu verwandeln, wo das geistige Leben des Menschen gedeihen könne. Die allgemeine Metaphysik dagegen ist eine eisigte Insel, die nur von sehr gesunden, mit gutem Vorrath fürs Leben hinreichend versehenen Köpfen darf besucht werden. Es hat zwar Personen gegeben, die da hofften, das rauhe Klima dieser Insel zu verbessern, wenn sie Blumen und edle Früchte darauf pflanzten. Aber was sie auch bringen mögen von Gegenständen, die wohlthätig wirken aufs Gefühl, — in einer so kalten Zone mufs es verdorren; und der Gewinn ist blofs, dafs die Herrn ihre Unkunde in der Geographie des wissenschaftlichen Bodens zur Schau stellen. Eine sehr schädliche Unwissenheit! Denn es entsteht daraus eine Vielgeschäfftigkeit, wodurch die nothwendigen Arbeiten gehindert werden.

des qualitativen Continuums, die ihren Unterschied ausmacht, zwischen sich schieben zu können, — sondern vorzüglich von jenem metaphysischen Irrthum, vermöge dessen wir Complexionen von Merkmalen für Dinge, und als solche für Einheiten halten, bloſs darum, weil der Act des Vorstellens wegen der Complication nur Einer ist; von diesem Grundirrthum also, der auch unsre Vorstellung von uns selbst beherrscht, und uns Leib und Geist, Veränderliches und Stetiges in uns, mit eben dem Rechte als Eins vorspiegelt, womit das Kugelgewölbe, woran die Sterne vestsitzen, als Eins unter dem Namen der Welt aufgefaſst wird; endlich von *dem* Irrthum ist die Rede, vermöge dessen wir ursprünglich vorstellende Wesen zu seyn glauben, obgleich, wenn wir genau reden wollten, das Wort *Vorstellung* erst bey den Anschauungen eintreten sollte, die etwas vor uns hinstellen, (§ 147) was die bloſse Empfindung eben so wenig vermag, als die bloſse Seele, die für sich weder anschaut noch auch nur empfindet.

Man weiſs nun von dem Allen den Ursprung; man weiſs auch, daſs diese Art von Täuschungen zwar aufgedeckt, aber nicht hinweggeschafft werden können. Vermöge der Einheit der Seele, deren Folgen durch die Hemmung unter den Vorstellungen beschränkt werden, entsteht ein Herausgehn aus dem bloſsen Empfinden, [434] (welches, für sich allein, weder Wahrheit noch Irrthum, und überhaupt gar keine Erkenntniſs enthält); die Empfindung nimmt Form an: diese Form giebt uns Wahrheit gemischt mit dem Irrthum; ihre weitern Verwandlungen scheiden allmählig von der Wahrheit den Irrthum, so daſs wir mit absichtlicher Anstrengung, die zum Theil in Gewöhnung übergeht, wohl im Stande sind, beydes aus einander zu halten. Läſst aber die Anstrengung gar zu sehr nach, so mischt sich der Irrthum mit der Wahrheit, und wird um desto buntscheckiger, je weniger sie zu ihm paſst; wie man es an den phantastischen Systemen sieht, die auf das kritische gefolgt ist.

Wie nun der Irrthum seine Naturgeschichte hat, so hat auch der falsche Geschmack die seinige. Wie aus Sand, Kies und Erz die Edelsteine, so scheiden sich aus den wandelbaren Gemüthszuständen die unveränderlichen, von keiner Individualität, sondern nur von der Qualität des Vorgestellten abhängigen ästhetischen Urtheile allmählig heraus; und werden für die Gefühle dasselbe, was für das theoretische Denken die Producte des sogenannten Verstandes sind, den wir oben für das Vermögen erklärten, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten. Aber die Ausscheidung geschieht nicht rein und bleibt nicht rein. Das Schöne und das Beliebte, das Gute und das Angenehme werden immer von neuem verwechselt. Die Werke des Geschmacks, wie man sie nennt, sind vielmehr Werke der Phantasie, das heiſst, sie entstehen, wie die Träume, aus Reproductionen unzähliger früher gebildeter Reihen, welche gerade deswegen, weil ihr treues Ablaufen groſsentheils gehemmt ist, nun Verbindungen unter einander eingehn können, die sie bey vollständiger Evolution würden ausgestoſsen haben. Das groſse Wunder, was man darin findet, ist ein Geschöpf der psychologischen Unwissenheit. Nothwendig müssen durch die neue Verwebung neue psychologische Kräfte, und neue Gemüthszustände entstehn. Wenn nun das Individuum, worin sich dieselben bildeten, weder durch äuſsere Um[435]stände, noch durch physio-

logische Hindernisse, (wie bey trägen Köpfen) noch durch seine eignen Zweckbegriffe (wie bey denen, die frühzeitig sich in der Gesellschaft einen Platz suchen,) abgehalten wird: so giebt es sich der Wirkung jener Kräfte und Gemüthszustände hin; appercipirt seine Träume, und formt sie gemäfs der Reflexionsstufe, auf der es überhaupt steht. Daher tragen die Kunstwerke, von den rohesten bis zu den vollkommensten, den Stempel ihrer Zeit, und der Stimmung des Urhebers. Unzählige dieser Werke werden vergessen; um ihnen Dauer, und dem Urheber Aufmunterung zu geben, mufs ein Kreis von Zuschauern und Hörern hinzukommen. Und jetzt erst fragt es sich, ob die Kunst auch *schöne* Kunst war? Oder ob aus irgend welchen andern Gründen die Empfänglichkeit der Zuhörer die Kunst mit der Gunst beehrte? — Um uns den Genufs der Kunstwerke nicht zu rauben, sind wir oftmals viel gefälliger, als wir selbst merken. Wir bequemen uns nach Griechischer, nach nordischer Mythologie; versetzen uns nach Italien und nach Spanien, um dieses *Genusses* willen. Manchmal freylich sind wir desto eigensinniger. Darin herrscht viel Willkühr. Man kann sich noch heute in die Stimmung versetzen, die ROUSSEAU's Heloise, und WIELAND's Agathon erfordern; doch Manchen wird das schwer. Was mich betrifft, so wird mir noch schwerer, was Andern leichter dünkt; ich verhehle z. B. nicht meine Verwunderung, dafs noch heute die niedrigen Pantoffeln des ARIOST nicht für zu schlüpfrig, die hoch rhetorisch-dialektischen Stelzen des CALDERON nicht für zu halsbrechend geachtet werden, um einen vesten Stand auf dem Parnafs zu behaupten!* — Lieber lese ich, in [436] Hoffnung, man werde mir meinen Geschmack lassen, im Stillen den WALTER SCOTT oder wie jener Unbekannte heifsen mag, dessen tragische Muse des Kothurns nicht bedarf, weil sie im einfachen Hauskleide des Romans noch grofs genug ist; — ich lese ihn, ohne auf die übliche Mäkeley an den Ungleichheiten seines unermefslichen Reichthums zu hören, die Niemanden wundern darf, denn er ist den Alterthümlern zu neu, den Lüstlingen zu kalt, und den Romantikern viel zu klug. — Doch da ich des ARIOST erwähnte, kann ich an dem, für die Psychologie so höchst merkwürdigen Wendepuncte seines grofsen Gedichts nicht ganz rücksichtslos vorübergehn! Bekanntlich hat sich ARIOST einen Helden gewählt, der *rasend* ist; völlig rasend toll; so dafs von dem erschütternden Shakespearschen Wahnwitz nicht die Rede seyn kann, vielmehr die todte Stute, die er mit sich schleppt, die Wahrheit der Vergleichung mit Nebukadnezarn erhärten mufs, von dem der Dichter singt:

Er mufste toll, auf sieben Jahre, werden,
Und fressen, wie ein Ochs, das Gras der Erden.

Obgleich nun an einem solchen Rasenden nichts mehr zu finden ist, das einen Werth haben, oder Theilnahme ansprechen könnte: so findet

* Nachdem diese Aeufserungen niedergeschrieben worden, fällt es mir auf, dafs ein versteckter Vorwurf gegen einen meiner alten Freunde [sc. gegen GRIES] darin zu liegen scheinen könnte, der gerade den beyden genannten Schriftstellern sein aufserordentliches Talent als Uebersetzer zugewendet hat. Aber ich bezweifle eben so wenig ARIOST's und CALDERON's poëtische Ader, als ihre historische Merkwürdigkeit, nur unterscheide ich das Genie von der Richtung, die es genommen, und von den Werken, die es hervorgebracht hat.

der Dichter dennoch für gut, seine Heilung zu veranstalten, und zwar durch keinen geringern Arzt, als den Apostel Johannes. Man sollte meinen, ein so gleichgültiges Wunder könnte wohl ohne lange Vorrede kurz abgethan werden, und überdies, die Wunderkraft eines so erhabenen Heiligen genüge sich selbst, um ein zerrüttetes Gehirn wieder zu ordnen. Nein! eine Reise in den Mond ist dazu nöthig! Jetzt aber erwartet man von dem unerschöpflichen Geiste des Dichters viel Neues über den Mond zu hören. Nein! Er schmückt den Mond wie eine Trödelbude mit den [437] verlornen Sachen der Erde. Oder, dafs ich ein besser passendes Gleichnifs gebrauche, — wie eine Apotheke. Denn dort findet sich das Gesuchte in einer Flasche, in der Form eines feinen Liquors [1]; auch ist die rechte Flasche, wiewohl in der Mitte anderer, leicht zu unterscheiden; nicht allein durch ihre besondere Gröfse, sondern auch durch die Aufschrift:

„*Roland's Verstand*, war draufsen angeschrieben."

Die poëtische Ehre dieses jämmerlich eingesperrten Verstandes, — der gar keine Erfindungskraft, ja nicht einmal so viel Spannkraft zu besitzen scheint, wie ein brausendes Bier, das den Stöpsel abwirft, und davon fliegt, — möchte bald eben so schwer zu retten seyn, als die Ehre der unsaubern Jungfrau Fiametta, mit welcher auch nur die flüchtigste Bekanntschaft gemacht zu haben sich wohl Jedermann zur Schande rechnen würde, wäre es nicht Ariost, dessen berühmter Name dahin verleitete. — Doch Rolands Verstand ist nun gefunden; zu welchem Zwecke? Soll wirklich aus Verstand und Gehirn wieder ein Kopf werden? Dafs aus dem Spiritus und dem Phlegma der zerlegte Wein sich nimmermehr wieder zusammensetzen läfst, mufste doch ohne Zweifel schon zu Ariost's Zeiten, auch ohne neuere Chemie vollkommen bekannt seyn. Warum vertheilt der Dichter nicht lieber den köstlichen Liquor unter seine übrigen Helden und Heldinnen, da sie doch sämmtlich nicht überflüssig damit scheinen versehen zu seyn? — Der Ausweg aus dieser, und vielen andern schwierigen Fragen, steht offen; und ich will ihn zeigen. Man mufs die ganze Erzählung, als einen Mythos, mystisch und symbolisch deuten. Ariost, als Seher, erblickte eine künftige Gefahr für die Seelenvermögen. Durch die Flasche, worin der Verstand eines Mannes, mit allen zwölf Kategorien, Platz hat, deutet er auf die grofsen Krater des Mondes, und auf dessen trockene Meere. Nun ist klar, dafs, wenn einmal die Seelenvermögen der sämmt[438]lichen Menschen auf der Erde, verschwinden, ihr treuer Gefährte, der Mond, schon seine grofsen Vorrathshäuser bereit hält, damit nichts davon verloren gehe. Eine so tröstliche Nebenbemerkung für die Psychologie, bedarf hier hoffentlich um so weniger einer Entschuldigung, da ja dem Ariost, der sich viel weiter und plötzlicher abzuschweifen erlaubt, von seinen Verehrern dieses als eine geniale Verwirrung und die Unübersehbarkeit seines Gedichts als ein Vorzug desselben angerechnet wird.

Dem Dichter zu erlauben, was man dem Menschen verbietet, ist eine alte Weise deren, die für die sittlichen Beschränkungen des Lebens sich wenigstens im Traume schadlos halten wollen. Nicht ihr individueller Ge-

1 „eines reinen Liquors" SW.

schmack hatte sich für das Sittliche geläutert, sondern es ist ihnen aufgedrungen worden. — Damit bunte Possen berühmt werden, dazu ist kein ästhetisches Urtheil nöthig; das Ergötzen eines sinnlichen Volkes, das seine phantastische Zügellosigkeit, seine Zerrissenheit, seine Unfähigkeit, mit sich selbst in ein würdevolles Gleichgewicht zu treten, darin abgespiegelt sieht, — gründet diesen Ruhm; Andre loben, was einmal berühmt ist, was aus dem Lande ihrer Sehnsucht kommt, und vor Allem, was übergrofs als Ganzes, glatt und zierlich in seinen Theilen erscheint; was durch gewandte Prahlerey imponirt.

Aber jenes Ergötzen und diese Unsicherheit des Geschmacks kommen darin überein, dafs beydes *höchst natürlich* ist. Oder wird Jemand dafür eine übernatürliche Erklärung suchen? Diese Frage ist nicht unbedeutend; sie hängt zusammen mit der andern Frage: ob das *Böse* einen übernatürlichen Ursprung voraussetze? Die Verstimmung des Geschmacks, der sich durch falsche Gröfse blenden läfst, bezieht sich nicht blofs auf Dichterwerke, sondern auch auf den Werth der Personen; ja selbst auf philosophische Productionen. Ariost und Spinoza kommen darin überein, dafs beyde ein grofses Knäuel geschaffen haben, welches den Anschauenden demüthigt, ihm Respect einflöfst, weil, indem er den ein[439]zelnen Fäden nachgehn will, er in eine Verwirrung geräth, deren Grund er, bey der anscheinenden Ordnung und Sauberkeit der Ausarbeitung, lieber in sich selbst als in dem Werke sucht. Beyden ähnlich wirkt das Bild des grofsen Napoleon auf den Zuschauer; der eben weil er sich weder wie ein guter noch wie ein böser Dämon zusammenfassen läfst, das Urtheil der Menschen unterjocht und verdirbt. Dafs Ariost wahrhaft klassisch, Spinoza wahrhaft überzeugend, Napoleon ein wahrer Vater seines Reichs wäre, kann Niemand behaupten; gerade darum zieht sich der Urtheilende bescheiden zurück, und nennt sie grofs! Könnte er zu irgend einer bestimmten Entscheidung über sie gelangen, so würden sie ihm kleiner erscheinen. Diese Verkehrtheit, sich zu erniedrigen vor dem Unreinen, als ob seine verwirrende Kraft eine Auctorität wäre; anstatt es durch die schärfste Prüfung zu scheiden und zu läutern, und dann vest zu halten an dem Aechten und Wahren: ist die Grund-Wurzel, zwar nicht des eigentlichen Bösen, aber der Unlauterkeit und Gebrechlichkeit, von der Kant mit grofsem Rechte die Betrachtung des Bösen beginnt. Und wieviele sind der Menschen, die auf diese Unlauterkeit des Geschmacks in der politischen und literarischen Welt speculiren! Es mag wohl ein einträgliches Gewerbe seyn, im Trüben zu fischen! —

Schon die blofse Bewegung eines Puncts im Raume, macht, dafs er an jeder Stelle, wo er war, vermifst, und dort, wohin er ging, wiedergefunden wird; denn die Umgebung reproducirt in jedem Augenblicke sein Bild, so dafs man seinen ganzen Weg anzuschauen glaubt, obgleich er in jedem Momente nur an einer einzelnen Stelle gesehn wird. Das Vermissen und Wiederfinden ist Begierde und Befriedigung; deren unaufhörlicher Wechsel aber ist Unterhaltung. So spielen Kinder mit dem Balle und dem Kräusel; ja die junge Katze spielt mit dem hängenden Bande und mit der Kartoffel. — Man betrachte nun dies als ein Gleichnifs für jene Bewegung, [440] worin der Dichter seine handelnden und leidenden Personen in ihrer ge-

sellschaftlichen Umgebung erscheinen läfst: so wird das Ergötzliche bunter Erzählungen sogleich begreiflich seyn. Wer sich ihnen hingiebt, der wird fortgerissen; er geräth in einen angenehmen Taumel, ja in eine wahre Berauschung. Dabey kann von einem ästhetischen Urtheile gar nicht die Rede seyn, denn dies setzt, für alle Arten des Schönen und Guten, zu allererst eine bestimmte Auffassung vester Umrisse und Rhythmen, *vollendetes Vorstellen gegebener Verhältnisse* voraus. Damit es eintrete, mufs das Ganze, als ein Geschlossenes, überschaut seyn, und das Ergötzen, dieser schwebende, wandelbare Gemüthszustand, mufs aufgehört haben. Bleibt in dem Urtheile etwas von seinem Einflusse zurück: so ist der Geschmack eben sowohl bestochen, als nach den thränenreichen Rührspielen; und es kommt dabey nur auf den Unterschied an, wie leicht und willig sich das Individuum dem Ergötzen oder der Rührung hingiebt; die Verfälschung des Geschmacks, der nun kein objectives Urtheil mehr fällen kann, ist hier wie dort gleich grofs; und über einen so bestochenen Geschmack läfst sich nicht disputiren; es sey denn, dafs Jemand sich zu Auctoritäten herablasse.

Das ächte ästhetische Urtheil erfordert eine Stetigkeit des Blicks, eine gleich gehaltene Klarheit des Geistes, die den wenigsten Menschen so natürlich ist, dafs sie lange bestehn könnte ohne absichtliche, von den herrschenden, appercipirenden Vorstellungsmassen ausgehende Anstrengung. Ein ungeordneter Geist ist derselben kaum fähig; auch in dem wohlgeordneten verursacht sie auf die Länge eine Spannung, nach welcher Erhohlung eintreten mufs. Denn alle Aufregung irgend welcher Vorstellungsreihen gelangt nach einiger Zeit zu einem Maximum; sie bildet gleichsam eine Fluth, worauf Ebbe erfolgen mufs. Dafs die Fluth stets dauere, darf man nicht fordern; vielmehr mufs man sie nutzen, so [441] lange sie da ist. Aber man soll auch nicht mit ihr [1] die Ebbe verwechseln; oder gar diese ihr vorziehn.

Dahin aber neigt sich jene, schon von FICHTE'n als das radicale Böse dargestellte, Trägheit der Menschen. Denn, abgesehen von den Lüsten und Bedürfnissen des Leibes, suchen sie meistens im Leben dasselbe, was ihnen eine unterhaltende Erzählung gewähren soll; sie wollen, dafs ihnen die Zeit angenehm verfliefse. Dies schwächt Gutes und Schönes; denn es stört die Beurtheilung; es hebt die ästhetische Kritik auf, womit fortdauernd der Mensch sich selbst im Innern beleuchten mufs, wenn er jene scharfe Richtigkeit seines Daseyns erlangen will, die man Moralität nennt.

Ist das ästhetische Urtheil schwach, und der Mensch übrigens stark: so wird er in der Regel böse. Hier ist nicht nöthig, vom Anwachsen herrschender Leidenschaften das zu wiederhohlen, was die Dichter (z. B. SHAKESPEARE im Macbeth) so oft geschildert haben. Solche Phänomene zeigen nur ein unglückliches Misverhältnifs in den entwickelten psychologischen Kräften; und von ihnen kann man bestimmt behaupten, dafs es in der Gewalt der Erziehung gestanden hätte, ihnen zuvorzukommen. Sie sind übrigens unendlich mannigfaltig; denn jede Begierde kann Leidenschaft werden (§ 107). Aber nicht alles Böse ist Schwäche. Es giebt

1 „mit ihr nicht" SW.

auch ein *positives* Böse, das sich nicht, mit Kant, auf blofse falsche Unterordnung der Maximen zurückführen läfst.

Vertraut mit meiner praktischen Philosophie (das mufs ich überall, jedoch besonders hier, voraussetzen,) wird der Leser sich schon selbst den Begriff des Bösen in alle die Theile zerlegt haben, die durch blofse Gegenstellung gegen die zur Tugend gehörigen, in den praktischen Ideen gegründeten, Bestimmungen, entstehen können. Allein nicht alle diese Theile sind eben so psychologisch verschieden, wie sie in der ästhetischen Beurtheilung erscheinen. Denn *sehr Vieles ist seinem natürlichen Ursprunge* [442] *nach längst vorhanden, bevor es durch weitere Entwickelung in das Gebiet der ästhetischen Betrachtung eintritt, und dort Bedeutung erlangt.* Ein Beyspiel im Grofsen mag dieses klärer sagen. Schon zu den Zeiten der Scipionen trug der Römische Stolz und Factionsgeist die Unruhen der Triumvirate, und die spätere Grausamkeit der Imperatoren, im Keime; aber wer wird darum, weil Eins sich aus dem Andern entwickelte, das Zeitalter der Punischen Kriege, das der Triumvirn, und jenes des Tiberius und Caligula, in einerley Verdammungsurtheil einschliefsen? — Wer nun hier die nothwendige Sonderung des theoretischen und des ästhetischen Urtheils begreift: der halte sie vest, für alle Philosophie; sonst wird er in keiner Gegend derselben klar sehen können.

Betrachtet man den natürlichen Ursprung: so kann man den ältesten Anfang des Bösen am wenigsten da suchen, wo die praktische Philosophie ihre Darstellung der Ideen beginnt. Die innere Freyheit ist das letzte, was der moralische Mensch in sich bildet, und was der Böse verhöhnt und wegwirft. Hingegen die gesellschaftlichen Ideen sind das Erste, wogegen der Feind im Innern heranwächst.

Das Herz des Menschen öffnet sich Einigen, und verschliefst sich Andern. Diese einfache Thatsache ist bekannt genug; man weifs auch, dafs ganz zufällige Associationen darauf Einflufs haben. In der Regel gewöhnt sich der Mensch an Diejenigen, mit denen er in seinen frühesten Jahren zusammenlebt; soll er von ihnen sich trennen, so fühlt er schmerzlich, dafs ein Rifs in seinem Innern geschieht, indem er sie nun entbehren mufs. Er vermifst sie, er sehnt sich nach ihnen. Dies aus der Entstehung des Selbstbewufstseyns, und aus den Untersuchungen über das Begehren (im § 150) zu erklären, kann Niemandem schwer fallen. Allein der Kreis deren, mit welchen das individuelle Ich so innig verschmilzt, dafs es in seinem gewohnten Thun und Hingeben *sich auf* [443] *sie bezieht*, kann nicht grofs seyn; die Andern sind Fremde, und werden leicht Störer, auch ohne es zu wollen. Und selbst hievon abgesehen, ist ein widriger, zurückstofsender Eindruck, den Einer vom Andern empfängt, nichts Seltenes; die Gegenwart eines Menschen läfst so Vieles hoffen, so viel mehreres fürchten, dafs man sich nicht wundern kann, wenn Einer sich durch die Nähe des Andern noch öfter beklemmt, als in seinem Daseyn begünstigt und erleichtert fühlt. Solche Gefühle aber hängen überdies sehr von dem habituellen Lebensgefühl des Individuums ab. Eine finstre Gemüthsart ist Sache des Temperaments; und wem eine natürliche innere Unbehaglichkeit beywohnt, der überträgt dieselbe bey der leich-

testen Reizung auf Sachen und Personen, mit denen er gerade zu thun hat. So geschieht es schon in den frühesten Kinderjahren.

Also beklemmt, oder gehemmt im Laufe seines Thuns, geräth das Gemüth in Spannung. Daraus entsteht zweyerley zugleich, ein Druck nach Aufsen und nach Innen. Jener steigert sich leicht zum Hafs, und zur Gewaltthätigkeit; dieser zum Verhehlen, Verheimlichen, zu Betrug und Lüge. Hier haben wir alle Keime des gesellschaftlichen Bösen; Uebelwollen, Unrecht, Unbilligkeit, nebst der besondern Form der beyden letztern, die man Falschheit nennt; aus ihr aber, in Verbindung mit dem Uebelwollen, entsteht die Tücke.

Dieser Ursprung des Bösen ist rein psychologisch. Ein andrer, von etwas späterer Entwickelung, hat physiologische Anlässe. Mancherley, an sich unschuldige, Geniefsungen, sind von der Art, dafs der Leib nur ein bestimmtes Maafs derselben erträgt; drüber hinaus folgt Abspannung, die auf den Geist sich überträgt; und dort zum Theil die Form der Ueberspannung annimmt, wie im Rausche; weil der, bekanntlich verwickelte, Procefs der Apperception, worauf der innere Sinn, und der vollständigen Entwickelung der Vorstellungsreihen, worauf der Verstand beruht, nicht mehr in seiner Integrität vor [444] sich gehn kann; daher nun die Gegengewichte fehlen, die sonst Ordnung im Innern zu halten pflegen. Gewöhnt sich der Mensch an die Unmäfsigkeit, so entsteht anhaltende Schwäche; nun ist der Boden der Tugend untergraben, denn ihr Fundament ist die Kraft.

Nun sollte, — drittens, — der Mensch sein rechtes Maafs bemerken. Die ästhetischen Urtheile, in ihrer ganzen, vollständigen Reihe, wie sie sich aufs Wollen und Handeln beziehen, sollten hinzukommen. Sie sollten den starken Affect der Schaam erregen: und hiemit ganz neue Entschliefsungen erzeugen. Der Mensch sollte Sich vermissen, und Sich wiederherstellen. Er sollte die Schwäche, das Uebelwollen, das Unrecht, die Unbilligkeit, und die Falschheit, von sich ausstofsen. Dann würde er innerlich frey seyn. Ist nun in dem Procefs des Urtheilens, der Schaam, der Bestrebung, nicht Energie genug, so bleibt der Mensch innerlich unfrey. Woher aber soll diese Energie kommen? Das ästhetische Urtheil ist nur Eine geistige Thätigkeit in der Mitte unzähliger andern. Soll es in diese andern eingreifen: so müssen sie nachgiebig dafür seyn. Aber eine finstre und eine begehrliche Gemüthsart sind beyde darin gleich, dafs sie sich gegen den Eindruck des Schönen verschliefsen. Kein Wunder, dafs beyde auch dem moralisch Schönen oder Häfslichen keinen besondern *Werth* einräumen; vielmehr dem aufkeimenden Gefühl desselben sich innerlich widersetzen. Das ist die *Verstocktheit*, welche den bösen *Thaten* lange voran geht. Die erste Andeutung derselben sieht man bey Kindern in ihrer sehr ungleichen Empfänglichkeit für moralische Vorstellungen; und zwar gerade für die Darstellung der ganz reinen, uneigennützigen Sittlichkeit, wovon KANT viel mehr erwartete, als sie leistet; wenn nicht die innere Verstimmung zuvor gehoben war.

Daraus erzeugt sich gar leicht die eigentliche Bosheit. Der Mensch setzt sich hinweg über die Schaam; und gebietet dem Gewissen, zu schweigen.

[445] Nichts kann natürlicher seyn bey heftigen Begierden, wenn nicht Hülfe von Aufsen kommt. In der Barbarey liegen alle Laster; aber nicht alle Menschen, die in einerley Gesellschaft leben, sind ganz und zugleich Barbaren. Es erheben sich Einige, zu tadeln, zu ermahnen, die Gottheit reden zu lassen.* Und hier nun ist der Kampf des Guten mit dem Bösen. Jedes steigert sich gegen das Andre. Jedes kann siegen. Aber nur das Gute hat den beharrlichen Willen, zu siegen, durch den ganzen Lauf der Jahrhunderte. Das Böse steckt zwar an, aber dabey finden selbst die Bösen nicht ihren Vortheil. Darum siegt mehr und mehr das Gute. So ist der natürliche Lauf der Dinge.

Um ihn vollständiger aufzufassen, und um nicht den Fortgang des Guten für schneller und sicherer zu halten, als er ist, mufs man besonders auf zwey Umstände achten. Erstlich auf das Verschlechtern des Guten durch unvollkommene Auffassung und durch Misverstand. Alles Löbliche findet seine Nachahmer; aber auf die gute, ächte Waare folgt die wohlfeile, unächte. Was an seiner rechten Stelle stand, wird verschoben an die unrechte. Was für seine Zeit aus einem edlen Streben hervor ging, wird mit thörichtem Eifer vestgehalten, auch nachdem seine Beziehungen verloren gingen. Was die Natur zerstören wollte, weil sein Werth vorüber ist, das macht der Mensch zur Mumie. Dadurch gewinnt das Böse Gelegenheit, sich hinter mancherley Larven des Guten zu verstecken. — Die zweyte Bemerkung trifft die gesellschaftlichen Zustände. Man erinnere sich dessen, was oben, in der Einleitung, über die Statik und Mechanik des Staats gesagt worden. Daraus wird einleuchten, wie-[446] viel Mühe die Gesellschaft hat, sich zu einer vesten Ordnung zu erheben. Und dies geschieht Anfangs nur in einzelnen Ortschaften. Darin gilt das Recht nebst der Aufrichtigkeit; nach aufsen bedienen sie sich des Unrechts als einer natürlichen Bewaffnung. Dies Unheil zeigt sich oft wiederkehrend auch noch im gebildeten Zustande; kleine Kreise sondern sich ab, verbergen sich, setzen List der äufsern Gewalt entgegen, wenn man sie nicht bereden kann, sich der gröfsern Gesellschaft anzuschliefsen.

Nach allem Vorstehenden beginnt und wächst das Böse in der Zeit. Ist es darum nur auf der Oberfläche der Sinnenwelt anzutreffen? Hat es keine versteckten Wurzeln, aus denen es, dem Scheine nach schon ausgerottet, dennoch wieder hervorsprofst? Läfst es keine Kränklichkeit nach, wenn die Heilung gelang? Braucht der Gesunde nicht die Möglichkeit zu fürchten und verhüten, dafs es ihn von Aufsen ergreife, oder von Innen zerrütte? — Kaum wird der Leser noch so fragen. Das Gewebe der Vorstellungsreihen bleibt in seinen Falten, wenn man es schon im Bewufstseyn nicht wahrnimmt; und von den hemmenden Kräften, durch die man seiner falschen Spannung entgegenwirkt, wird selbst im besten Falle ein Theil gebunden, und seiner freyen Thätigkeit beraubt.

Um dies besser zu übersehen, darf man sich nur den wirklichen Menschen, im Gegensatze eines poëtischen Charakters, lebhafter vergegen-

* Und was thut in solchem Falle die Kirche? Sie häuft alle möglichen *ästhetischen* Eindrücke, durch Poësie, Beredsamkeit, Musik, Malerey, Architectur. Sie weifs demnach, wo es fehlt; nur versieht sie es vielleicht durch Uebertreibung; sowohl im Aufdringen heftiger, als in der Mischung gar zu bunter Eindrücke.

wärtigen. Die Personen der Dichter nähern sich den geometrischen Figuren; ihre Consequenz ist ihr Verdienst, denn sie können nur dadurch deutliche Verhältnisse bilden, worin ihr Kunstwerth bestehn mufs. Daher begabt der Dichter sein Geschöpf mit einer oder zwey herrschenden Vorstellungsmassen, woraus sich alles Wollen und Handeln desselben entwickeln mufs, ohne dafs in diesen Vorstellungsmassen eine bedeutende Veränderung zugelassen werden dürfte. Hingegen in dem wirklichen Menschen ist die Mannigfaltig[447]keit und die Wandelbarkeit gröfser. Schon für die Moralität giebt es nicht blofs eine einzige, gleichmäfsig in sich zusammenhängende Vorstellungsmasse; und dies aus dem sehr natürlichen Grunde, weil es nicht blofs eine, sondern fünf praktische Grundideen giebt. Daher grofse Verschiedenheiten unter Mehrern, und Ungleichheiten im Individuo, in Hinsicht auf Recht, Billigkeit, Güte, Kraft, Selbstbeherrschung. Aber auch andere ästhetische Urtheile, und überdies die verschiedenen Lebensverhältnisse bilden ihre besondern Vorstellungsmassen. Der Mensch, wie er arbeitet, und der nämliche, wie er spielt und sich erhohlt, ist sich oftmals kaum ähnlich. Sonderbare Liebhabereyen, Affecte, körperliche Aufregungen, traumähnliche Zustände, haben oft jedes seine eigne Vorstellungsmasse, die, wenn sie den Hauptplan des Lebens unzeitig durchkreuzt, als ein innerer Feind erscheint; wohl gar als ein böser Geist. Jede dieser Vorstellungsmassen nun hat ihren eignen moralischen Werth, sey er positiv oder negativ. Die Summe, oder vielmehr das psychologische Resultat dieser Werthe ist der Total-Werth des Menschen; aber niemals erscheint diese Summe auf einmal im Bewufstseyn, sondern abwechselnd steigen und sinken die Vorstellungsmassen; und bilden eine bunte, innere Erscheinung, derentwegen der Mensch sich bald für besser, bald für schlechter hält, als er ist. So scheidet sich die Erscheinung von jener Mittelwelt, die wir nicht mehr zu beschreiben brauchen; denn die ganze speculative Psychologie ist ihre Beschreibung. Den Uebergang zum nächstfolgenden Abschnitte aber macht die Bemerkung, dafs die Mittelwelt, das heifst, die bleibenden innern Zustände der einfachen Wesen, überall unerkannt der lebenden Natur zum Grunde liegt, wie sich nun bald deutlicher zeigen wird.

Anmerkung.

Man erwartet vielleicht, dafs ich hier am Ende noch etwas über die Freyheit sage. Das soll geschehen; allein [448] nur in so weit, als es dem Leser, der bisher aufmerksam folgte, noch willkommen seyn kann. Eine weitläuftige Widerlegung des bekannten Irrthums wäre hier sicher nicht am rechten Orte; es ist unmöglich, dafs Jemand, der das Vorhergehende gefafst hat, sich dadurch länger täuschen lasse. Aber in Kant's Behandlung des Gegenstandes liegt einiges Belehrende; dies wollen wir herausheben.

Zuerst und vor allen Dingen unterscheidet sich Kant von denen, die auch nur einen Schritt von ihm abweichen, sogleich dadurch, dafs ihm die Freyheit lediglich ein Glaubens-Artikel ist. „Man mufs wohl bemerken, sagt er, (Kritik d. r. V. am Schlusse der Auflösung der dritten kosmologischen Idee,) dafs wir nicht die Wirklichkeit der Freyheit, — ja gar

nicht einmal die Möglichkeit derselben haben darthun wollen." Ein himmelweiter Unterschied von denen, deren unvorsichtige Philosophie sich sogar des freyen Willens unmittelbar bewufst ist; ein Beweis gänzlicher Unwissenheit in diesem Puncte.

Kant war überzeugt, dafs die Freyheit sogleich verlornes Spiel haben würde, wenn sie in der Natur die geringste Störung anrichtete. Er wufste, dafs kein tüchtiger Naturforscher sich je um sie bekümmern werde; so wenig als die Astronomie sich um die Exegese kümmert. Aber unglücklicher Weise hatte Kant keinen Begriff von speculativer Psychologie; und, was noch schlimmer war, er irrte sich in Ansehung der Grundform der praktischen Philosophie.

Es war hergebrachte Weise der Schulen und Kirchen, die Moral und das Naturrecht in Form von Geboten, Vorschriften, Befehlen abzuhandeln, als ob entweder der Staat oder die Gottheit mit dem Menschen rede. Kant führte nun zwar des Menschen eigene Vernunft redend ein; aber er liefs sie in der alten gewohnten Weise fortreden; und kategorisch gebieten.

Wer so anfängt, der mufs endigen mit der Freyheit, wie sehr auch die Natur bey ihm in Ehren und im An[449]sehen stehen möge. Denn das Factum des Gebietens ist alsdann das Factum des absoluten Anfangens.

Was mag denn wohl die reine Vernunft zu gebieten haben? Weifs sie denn schon etwas von dem, was in der Welt kann ausgeführt oder auch nur versucht werden? *Wem* gebietet sie denn, ehe sie wenigstens das innere Phänomen des Begehrens und Wollens, (welches übrigens sich allemal auf *gegebene* Gegenstände bezieht,) aus der Erfahrung kennen gelernt hat?

„Sie sucht das Ich durchzusetzen, wider alles Nicht-Ich," antwortete Fichte, der wohl bemerkte, dafs sich Kant's kategorischer Imperativ beziehe auf Maximen, welche Maximen sich beziehn auf ein vorausgesetztes Wollen, welches Wollen wiederum nicht denkbar wäre ohne die schon als bekannt vorausgesetzten sinnlichen Gegenstände; so dafs die reine Vernunft, ohne alle diese empirischen Voraussetzungen, zum blofsen Gedankendinge herabsinken, und das Factum des absolut-anfangenden, d. h. freyen Gebietens, damit verschwinden würde.

Darum zog Fichte die ganze Natur in die Sittenlehre hinein; und er *mufste* so verfahren, wenn Kant's Anfänge sollten beybehalten werden. Wer das nicht einsieht, der kennt die neuere Geschichte der Philosophie blofs historisch, und klebt am Buchstaben Kant's.

Die Natur war nun, wider die Meinung Kant's, der Freyheit geopfert; und die Welt nach idealistischer Weise auf den Kopf gestellt. — Dafs es so nicht bleiben konnte, verstand sich von selbst. Man hätte nicht nöthig gehabt, den Spinoza herbeyzuhohlen; und man lernte von ihm nicht einmal das, was er lehren konnte; nämlich: dafs, wer mit der Natur anfängt, der auch mit der Natur endigen mufs; dafs man folglich die Sittenlehre, damit sie nicht auf jene Freyheit, jenes absolut anfangende Gebieten, hinführe, auch nicht als ursprüngliche Pflichtenlehre behandeln mufs; dafs man vielmehr der Wahrheit um einen guten Schritt näher kommt, wenn [450] man sie, nach Art der Alten, entweder als Tugend-

lehre oder als Glückseligkeitslehre auffafst. Dies konnte SPINOZA bey allen seinen Fehlern wirklich lehren; denn obgleich nach ihm der Mensch sich seinen *eigenen*, vom Universum *unabhängigen* Willen nur einbildet, und obgleich dem eingebildeten Willen auch nur eingebildete Handlungen entsprechen, so *beurtheilt* doch SPINOZA selbst dies eingebildete Wollen und Thun; zum sichern Beweise, dafs die Stimme des Lobes und Tadels selbst da nicht schweigt, wo man die Hoffnung, sich nach ihr zu richten, so dafs durch sie und um ihrentwillen in die *Natur* der Dinge irgend eine Bestimmung hineinkomme, — gänzlich aufgegeben hat.

Dieser Stimme des Lobes und Tadels, welche vorhanden ist und vernommen wird ohne alle Frage, wieviel dadurch könne ausgerichtet werden, — von welcher unmittelbar die Tugendlehre aller Zeiten ausgegangen ist, mittelbar aber die Pflichtenlehre und die veredelte Glückseligkeitslehre, — habe ich einen neuen Namen gegeben, und sie ästhetisches Urtheil genannt. Warum? Weil diese Stimme bisher immer durch allerley verstärkende Sprachröhre war vernommen worden, und man sie endlich einmal aus dem blofsen Munde, zwar schwächer aber deutlicher, hören mufste. Dazu war der Satz nöthig: dafs jede einzelne praktische Idee auf ursprünglicher Beurtheilung eines *Verhältnisses* beruhe, und dafs es soviele, und nicht mehr noch weniger Principien der praktischen Philosophie gebe, als wieviele Verhältnisse möglich seyen, worin sich ein Wollen dergestalt befinden könne, dafs es Gegenstand eines ursprünglichen Lobes oder Tadels werde. Nun war die Hauptarbeit, diese Verhältnisse *vollständig* aufzufinden, und jedes einzelne in seiner einfachsten Gestalt genau zu bestimmen; diese Arbeit aber glich vollkommen der, welche zur Begründung irgend eines beliebigen Theils der Aesthetik hätte dienen müssen.

Ueber zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich [451] dieses öffentlich zu lehren anfing. Zeit genug in der That, damit man sich hätte besinnen können, dafs wirklich die menschlichen Angelegenheiten, so fern sie überhaupt durch Ueberlegung in Ordnung gehalten werden, von zweyerley Beurtheilungen, der theoretischen und der ästhetischen, abhängen, die unter einander nicht streiten, weil sie sich ursprünglich fremdartig sind, von dem Menschen aber fortwährend, so gut es gehn will, oder so gut er es versteht, mit einander verknüpft werden. Aber wie man sich einbildet, die Staaten könnten garantirt werden durch Verfassungen, obgleich die Verfassungen nichts anders sind als das, was die Sitte aus ihnen macht: so sucht man auch bis auf den heutigen Tag die Freyheit mit der Nothwendigkeit zu vereinigen, hoffend, es werde irgend einmal durch schöne und kluge Worte gelingen, den wohlbekannten Widerspruch zwischen beyden dahin zu bringen, dafs er aufhöre, ein Widerspruch zu seyn.

— exspectant, dum defluat amnis: at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Und warum warten sie? Wegen eines Gespenstes von *Zurechnung*. Hätten sie jemals überlegt, was Zurechnung sey? so würden sie gefunden haben, dafs gerade die transscendentale Freyheit unfähig ist, das Subject derselben darzubieten. Denn Handlungen werden zugerechnet, wenn man einen Willen betrachtet, als durch sie charakterisirt. Die transscendentale Freyheit kann aber gar nichts annehmen, das man Charakter nennen

dürfte. Sie ist, was sie auch thue, allemal der zureichende Grund der gleich möglichen, gerade entgegengesetzten Handlung. Ist ein Wille charakterisirt: so ist durch ihn nur Einerley, und nicht zugleich das Gegentheil möglich; darin besteht sein positiver oder negativer Werth. Der nicht-charakerisirte hat gar keinen Werth; denn er hat für jede Gelegenheit des Handelns zwey entgegengesetzte Möglichkeiten, welche durch ein Thun ohne [452] bestimmenden Grund, nicht aufgehoben werden. Die Freyheit kann nicht durch ihre eigne That aufhören, frey zu seyn, wodurch sie sich selbst zerstören würde. In jenen Möglichkeiten liegen nun zwey entgegengesetzte, gleiche Werthe, und jedes Paar ist für sich gleich Null.

So weit ist Alles leicht, und sollte von jedem Anfänger gefafst und behalten werden. Weit schwerer wird die Sache, wenn man sie psychologisch entwickeln will. Denn alsdann findet sich nicht Ein Wille, sondern ein vielfältiges, gleichzeitiges, mehr oder minder bestimmtes, zum Theil widerstreitendes Wollen in den verschiedenen zusammenwirkenden Vorstellungsmassen. Hier ist ein unabsehliches Feld von möglichen Ereignissen; die Zurechnung wird schwierig, weil sie nicht einfach ist, sondern aus verschiedenen, zum Theil entgegengesetzten Gröfsen einen Gesammtwerth bestimmen mufs; der sich aus den Handlungen und Aussagen eines Menschen nur mit Wahrscheinlichkeit errathen läfst, indem dieselben theils auf das Vorbedachte, theils auf augenblickliche Reizung, theils auf Gewohnheit, theils auf dreiste Wagestücke, theils auf dringende Bedürfnisse hinweiset. Schlechte Gehülfen in solcher Verwickelung würden diejenigen Naturforscher seyn, die mit einer Gefälligkeit, welche KANT weder erwartete noch wünschte, als Kämpfer und Retter für die Freyheit *mitten in der Naturlehre* auftreten!

[453] Dritter Abschnitt.

Von den äufseren Verhältnissen des Geistes.

Erstes Capitel.

Von der Verbindung zwischen Leib und Seele.

§ 153.

Es ist ausführlich nachgewiesen worden, dafs die Betrachtung unseres eigenen Selbst uns unvermeidlich in Widersprüche verwickelt, wofern wir uns unmittelbar durch den Begriff des Ich auffassen wollen, — gleich als ob die Ichheit die Basis unseres ganzen Wesens wäre. Diese Ichheit mufs an etwas angelehnt werden. Und der Träger, welcher dem Angelehnten zum Stützpuncte dienen soll, heifst hier, wie überall, Substanz. Aber er heifst hier insbesondre *Seele;* weil nach allgemein metaphysischen Principien zuvörderst eine Substanz keiner andern Modificationen fähig ist, als der Selbsterhaltungen gegen Störungen *durch andre Wesen,* (wodurch sogleich die pantheistische Ansicht ausgeschlossen ist); und weil im gegenwärtigen Falle diese Selbsterhaltungen *Vorstellungen* seyn müssen, in solcher Beschaffenheit und Verbindung, dafs daraus das Selbstbewufstseyn oder die Ichheit hervorgehe.

Wie werden wir nun mit dieser Seele den Leib in Verbindung setzen? Kann er nicht vielleicht eine blofse [454] Erscheinung, ein System von Vorstellungen in der Seele seyn, ohne ein wahrhaft Reales aufser der letzteren? Der sichtbare und fühlbare, der anatomisch und physiologisch untersuchte Leib ist ohne allen Zweifel zunächst nur ein System von Vorstellungen, denn er ist durchaus ein Vorgestelltes. Allein die Erklärung dieses Systems von Vorstellungen findet keinen Ruhepunct, wenn sie nicht ein entsprechendes System realer Wesen aufser der Seele, welche unabhängig von derselben existiren und nur in eine zufällige Verbindung mit ihr gerathen sind, zum Grunde legt. Die allgemeine Metaphysik wird realistisch erst durch die Widerlegung des Idealismus.

Unser Leib erscheint als Materie im Raume. In so fern mufs er nun weiter den allgemeinsten Principien der Naturphilosophie subsumirt werden. Ich habe in der schon oft angeführten Abhandlung *de attractione elementorum* [s. Bd. III, No. VIII] die Construction der Materie gegeben; und man wird darin die Beweise der nachstehenden Sätze zu suchen haben.

Jeder Körper ist anzusehn als ein Aggregat einfacher Wesen, deren Summe gröfser ist, als das Quantum des Aufsereinander in dem davon erfüllten Raume; die aber gleichwohl diesen Raum nicht nach dem, fälschlich hieher gezogenen, Begriffe des geometrischen Continuum sondern mit einem für jede Art von Körpern besonders bestimmten Grade von gegenseitiger Durchdringung ausfüllen. Die Undurchdringlichkeit der Materie ist ganz und gar ein Wahn, dessen Ursprung darin liegt, dafs die Durchdringung in denjenigen, allerdings häufigen, Fällen, unmöglich wird, wo sie neue Attractionsverhältnisse zur Folge haben müfste, denen andre schon gebildete, und durch eine stärkere Nothwendigkeit aufrecht gehaltene, im Wege stehn. Die Cohäsion und Dichtigkeit jeder Materie hängt ab von einem Gleichgewichte zwischen Attraction und Repulsion, welches beydes nicht von gewissen räumlichen Kräften der einfachen Wesen, sondern von der formalen Nothwendigkeit herrührt, [455] dafs der äufsere Zustand, d. i. die räumliche Lage, dem innern Zustande, d. h. den Selbsterhaltungen der Wesen, völlig entspreche. Die Entwickelung dieser Sätze erfordert zum Theil unmögliche Begriffe, welche aber im Laufe des Räsonnements eben so ihre bestimmte Stelle und ihren gesetzmäfsigen Gebrauch haben, wie die unmöglichen Gröfsen in manchen mathematischen Beweisen.

Unmittelbar folgt aus dem Gesagten, dafs kein einziges Theilchen der Materie darf angesehen werden als blofs räumlich bestimmt, sondern dafs in jedem gewisse völlig unräumliche, und blofs innere Zustände, nämlich Selbsterhaltungen vorkommen, von welchen selbst die räumliche Constitution eines Körpers ganz und gar abhängt. Vollends aber diejenigen einfachen Wesen, die zu Bestandtheilen eines organischen Körpers dienen, tragen in sich ganze Systeme von Selbsterhaltungen, ähnlich den Systemen der Vorstellungen in einem gebildeten Geiste. Was für Systeme das seyen, dies richtet sich nach der Art und dem Grade der Assimilation, die sie in dem organischen Körper, dessen Bestandtheile sie ausmachen, schon erlangt haben.

Die organische oder vegetative Lebenskraft, — wohl zu unterscheiden von der Seele, ist demnach keine reale Einheit, sondern ein allgemeiner und noch sehr unbestimmter Begriff, welcher hindeutet auf die gesammte innere Bildung, das heifst, auf die gesammten Systeme von Selbsterhaltungen in allen Bestandtheilen des Leibes. Sollte man sagen, was die Lebenskraft eigentlich sey? so müfste man alle diese Elemente des Leibes einzeln durchgehn, und beschreiben, theils, welche Bildung in ihnen sey, welcher äufsere Zustand, welche räumliche Lage und Bewegung aus ihrer Bildung, und aus derjenigen der zunächst liegenden Elemente zusammengenommen erfolge.

Die Reizbarkeit ist nur in ihren Aeufserungen etwas Räumliches. Sie hat ebenfalls ihren Sitz in der innern Bildung, und kennten wir die letztere, so würden wir [456] daraus jene auf ähnliche Weise bestimmen, wie aus der Statik und Mechanik des Geistes sich die Reizbarkeit des Geistes für neu hinzukommende Vorstellungen mufs finden lassen; nur mit dem Zusatze, dafs, nachdem auf solchem Wege die innern Zustände entdeckt wären, hieraus nun noch die entsprechenden äufseren Zustände abgeleitet, und erst dadurch die Erscheinungen der Reizbarkeit erklärt würden.

Dafs die Lebenskraft und Reizbarkeit eines organischen Individuums

keine strenge Einheit sey, sieht man schon aus den Versuchen an abgelöseten Theilen lebender Körper; und dafs die innere Bildung der Elemente selbst nach ihrer völligen Trennung noch bestehe, zeigt sich in der vorzüglichen Fähigkeit, assimilirt zu werden, wodurch die organischen Stoffe zur gedeihlichen Nahrung für andre, noch lebende Organismen dienen. Die Existenz der höheren Thiere und Pflanzen beruht bekanntlich ganz wesentlich darauf, dafs durch niedere Organismen jenen die Nahrung bereitet werde.

Ueber alle reale Lebenskraft in den Elementen geht hinaus die blofs ideale, künstlerische Einheit der lebenden Wesen; ihre Schönheit und Zweckmäfsigkeit. Diese existirt nur für den Beschauer; sie weiset aber denselben hinauf zu dem höchsten der Künstler, der durch die erhabenste Weisheit die Bildungsfähigkeit der Elemente benutzend, ihr zuerst und allein einen *Werth* ertheilte. Ohne religiöse Betrachtungen kann die Naturforschung zwar wohl angefangen, aber nicht vollendet werden; und die letztere wird zu allen Zeiten die Stütze der Religion seyn und bleiben, während alles, was auf schwärmerischen innern Anschauungen beruht, sich sammt diesen Schwärmereyen selbst zum Spielwerk für die wandelbaren Meinungen hergeben wird.

§ 154.

In dem Systeme von den Störungen und Selbsterhaltungen finden die Bedenklichkeiten nicht statt, um derentwillen Leibnitz den physischen Einflufs leugnend, [457] seine prästabilirte Harmonie an die Stelle setzte. Das wahre Causalverhältnifs bedarf keiner Fenster in den Monaden, durch die eine fremde Kraft, ihrer eignen Substanz entlaufend, hineinsteige; denn die Selbsterhaltungen nehmen nichts Fremdartiges in sich auf, sie sind gänzlich bestimmt durch das sich selbst erhaltende Wesen, wenn schon über die Frage, welche unter unzählig vielen möglichen Selbsterhaltungen jedesmal sich ereignen solle, entschieden wird durch die störenden Wesen. Daher ist nun auch das wahre Causalverhältnifs zwischen Seele und Leib im geringsten nicht schwieriger als das zwischen irgend welchen anderen Wesen.

Die weniger tief Forschenden, welche an den Causalitäten der Physik und Chemie gar nichts Anstöfsiges finden, und ohne alle Metaphysik am besten darüber wegzukommen meinen, — diese pflegen die Verbindung zwischen Leib und Seele besonders deshalb anzustaunen, weil hier die Ursache und das Bewirkte so äufserst heterogen seyen. Wie ein Körper den andern bewege, wie ein paar Stoffe chemisch verwandt seyen, das, meinen sie, lasse sich, wenn auch nicht gerade begreifen, doch recht füglich auf das Zeugnifs der Erfahrung hin annehmen; wenn aber aus dem Bilde auf der Netzhaut eine Gesichtsvorstellung in der Seele wird, oder wenn aus dem Wollen eine Contraction der Muskeln entsteht, — dann ergreift selbst die zum Nachdenken trägeren Köpfe eine Art von heilsamen Schauder; der freylich bald wieder durch die heillosen Maximen von Resignation auf ein wahres Wissen, diese Sünden wider den heiligen Geist im Gebiete der Speculation, sich stillen und unterdrücken läfst.

Wir wollen zuerst von dem Falle reden, da das Wollen der Seele

Bewegungen im Körper hervorbringt, jedoch hier blofs noch in physiologischer Hinsicht, und ganz im Allgemeinen, denn vom Psychologischen in diesem Puncte können wir erst weiterhin sprechen. Es ist nun in dem angenommenen Falle deutlich und unzwei[458]felhaft, dafs Ursache und Bewirktes heterogen sind, denn das Wollen ist ein innerer Zustand der Seele, die Zuckung der Muskeln eine Raumbestimmung für deren Bestandtheile. Allerdings mufs dazwischen etwas in der Mitte stehn. Denn erstlich ist das Wollen ein gewisser (oben beschriebener) Zustand der Vorstellungen, diese aber sind Selbsterhaltungen der Seele, welche beym Wollen in einen minder gehemmten Zustand zurückkehren. Ferner den Selbsterhaltungen in einem Wesen entsprechen nur Selbstunterhaltungen in einem andern; also den innern Zuständen des einen gehören *innere* Zustände des andern zu, wenn beyde Wesen, entweder vollkommen oder unvollkommen, zusammen sind. Dieses aber ergiebt sich unmittelbar aus der Grundlehre von den Störungen und Selbsterhaltungen, indem die Störung zwischen je zweyen Wesen allemal gegenseitig ist, und sich ihr nothwendig ein Paar zusammengehörige Selbsterhaltungen entgegenstellen müssen, *welche letzteren jedoch unter einander gar keine Aehnlichkeit zu haben brauchen*, aufser der einzigen, dafs sie lediglich innere Zustände, jede in dem sich selbst erhaltenden Wesen, seyn müssen. — Jetzt werfen wir einen Blick auf dasjenige, was der Erfahrung gemäfs, zwischen dem Wollen und dem Zucken der Muskeln in der Mitte steht. Dies sind bekanntlich die Nerven; welche man ehemals mit einem flüchtigen Safte, heutiges Tages mit einem polarisirenden Fluidum zu begaben pflegt, dem die Nerven zu Conductoren dienen sollen; obgleich man weder weifs, was polarisirende Naturkräfte sind, noch wie denn diese durch das Wollen in Bewegung gerathen mögen. Wir aber wissen wenigstens soviel, dafs die Seele mit einem Ende der Nerven zusammen ist, als welches die allgemeine Bedingung aller Causalität ausmacht; ferner dafs der Nerv, der sich als ein *cohärenter* Faden darstellt, eine Kette einfacher Wesen seyn mufs, die sich in einem unvollkommnen Zusammen befinden; endlich, dafs in einer solchen Kette allemal zu erwarten ist, die [459] geringste Veränderung in dem innern Zustande eines Wesens werde auf die Störungen und folglich auf die Selbsterhaltungen aller Wesen in der Kette einen Einflufs haben. *Dieser Einflufs also kann sich, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen* (nur nicht durch den *leeren* Raum,) *ohne im geringsten selbst von räumlicher Art zu seyn.* Er braucht sich daher auch gar nicht als Bewegung, weder der Nerven selbst, noch irgend eines Etwas in den Nerven, zu verrathen; die Nerven können, ohne sich im mindesten zu rühren, aufs höchste afficirt seyn. Scheint hierin etwas wunderbares zu liegen, so kommt es daher, weil man sich nicht deutlich gemacht hat, wie das Einfache, an sich Unräumliche, überhaupt in räumliche Verhältnisse gerathe, ja sogar den Raum erfülle; welches in der allgemeinen Metaphysik zu erörtern ist. — Nun soll am Ende, da wo der Nerv in den Muskel übergeht, eine Bewegung des Muskels mit einer beträchtlichen mechanischen Kraft entstehn. Hierin liegt viel Unbekanntes, aber nichts Seltsames, nichts Unbegreifliches. In dem Nerven sind Störungen und Selbsterhaltungen jedes Elements; dergleichen mufs es zuvörderst in den sämmtlichen einfachen Wesen, aus denen der Muskel

zusammengesetzt ist, ebenfalls geben; und da mit dem Muskel der Nerv zusammenhängt, so müssen sich die Zustände der Selbsterhaltungen in dem einen nach denen in dem andern richten. Jetzt sagt die Erfahrung, dafs aus den veränderten innern Zuständen des Muskels auch veränderte äufsere, nämlich eine Annäherung der Theile desselben, entstehn. Damit sagt sie Nichts unerhörtes, Nichts, was nicht schon in den ersten Anfangsgründen der Chemie vorkäme. Die Attraction der Elemente bey einer chemischen Auflösung geschieht mit einer ungeheuern Gewalt, nach dem Maafse der mechanischen Kräfte; nichts desto weniger erfolgt sie ohne alle reale räumliche Kraft, und ist, auf eine völlig begreifliche Weise, blofs die nothwendige Folge der innern Zustände des [460] Auflösungsmittels und des auflösbaren Körpers. Was Wunder also, wenn ein Muskel zuckt, weil die innern Zustände seiner Theile geändert sind durch die innern Zustände in dem Nerven, und diese durch einen innern Zustand der Seele?

Der zweyte Fall ist gewissermaafsen noch einfacher als der eben beleuchtete. Vom Lichte wird der Sehenerv, von Salzen der Geschmacksnerv, u. s. w. in neue innere Zustände versetzt. Der Bewegungen bedürfen wir hier gar nicht, denn die vorgeblichen Schwingungen der Nerven können nicht nachgewiesen werden, und sind bey der geringen Anspannung der Nervenfäden, und wegen ihrer weichen Umgebungen, eben so unwahrscheinlich, als der Nervensaft es nur immer seyn kann. Und was folgt denn aus diesen Affectionen der Sinnesnerven? Das allernatürlichste von der Welt; ein innerer Zustand der Seele, eine Vorstellung. Hier ist gar nichts Heterogenes in der Ursache und dem Bewirkten, denn hier mischt der Raum sich weiter nicht ein, als in so fern die räumliche Ausdehnung des Nervenfadens in Betracht kommt, wovon schon vorhin die Rede war.

Nachdem solchergestalt die Verbindung zwischen Leib und Seele im Allgemeinen erklärt ist: mufs die Frage vom *Sitze der Seele* berührt werden, über die man sich neuerlich weit hinaus geschwungen hat, jedoch nur auf den Fittichen grofser Irrthümer. Es hat zwar seine Richtigkeit, dafs der Seele selbst, als einem einfachen Wesen, gar keine räumliche Prädicate können beygelegt werden. Aber dasselbe gilt in demselben Grade von allen den einfachen Wesen, welche den Leib, ja welche jeden beliebigen Klumpen Materie constituiren. Der Klumpen als solcher ist nur in so fern real, wiefern er eine bestimmte Menge und Zusammenordnung von Wesen enthält, die im Causalverhältnisse zu einander stehn. Daher man denn auch noch nie einen Klumpen wird gesehn haben, der blofs *realisirter Raum* wäre, ohne andre Kraftäufserungen, mindestens von Cohäsion [461] oder Repulsion der Theile. — Gerade nun auf die nämliche Weise, wie die, völlig unausgedehnten, völlig unräumlichen Wesen, für welche, wenn man jedes einzeln betrachtet, nicht einmal die Frage: *Wo es sey?* einen Sinn hat, — gerade wie diese Wesen, aus denen die Materie besteht, zusammengenommen räumliche Ganze, Körper, bilden: nicht anders gebührt auch der Seele, diesem ebenfalls dem Raume völlig fremdartigen Wesen, dennoch, so fern sie mit dem Leibe in einem vesten Causalverhältnisse steht, eine bestimmte Stelle, mindestens eine bestimmte

Gegend in dem Leibe, wo sie sich befinde; und dieses *Wo* ist für die Seele genau in dem nämlichen Sinne zu nehmen, wie für jedes Element der Materie.

Obgleich nun der Raum, den ein einfaches Wesen einnimmt, nur ein mathematischer Punct seyn kann, so dürfte dennoch die Frage nach dem Sitze der Seele in so fern vergeblich ausfallen, als man den Punct im Gehirn würde bestimmen wollen, wo die Seele ihre *bleibende* Stelle hätte. Denn das Causalverhältnifs zwischen Leib und Seele kann entweder ganz, oder doch gröfstentheils unverändert bleiben, wenn schon der Seele eine (ihr freylich gänzlich unbewufste) Beweglichkeit zugeschrieben wird; indem ihr innerer Zustand nicht von denjenigen Elementen allein abhängt, von welchen sie in jedem Augenblick zunächst umgeben ist, sondern auf eine sich gleichbleibende Weise von dem ganzen System, dessen einfache Bestandtheile einander ihre innern Zustände gegenseitig bestimmen. Wahrscheinlich hat die Seele keine bleibende Stelle; sonst würde den Physiologen ein ausgezeichneter Mittelpunct im Gehirn aufgefallen seyn, wohin alles zusammenlaufe. Aber die *ganze* mittlere *Gegend*, in welcher längst das *sensorium commune* ist gesucht worden, kann der Seele ihren Aufenthalt darbieten. Mag also dieselbe sich auf, oder vielmehr *in der Brücke des Varols* hin und her bewegen; nur dafs man zu dieser Bewegung nicht etwan einen Kanal suche, denn [462] es ist keiner nöthig; so wenig als das Licht der Poren des durchsichtigen Körpers bedarf, den es im eigentlichsten Verstande überall und in jeder Richtung *durchdringt*. Uebrigens versteht sich von selbst, dafs, wenn die Seele sich bewegt, dieses nicht geschieht, weil sie will, (denn sie weifs nichts davon,) sondern dafs wiederum wie vorhin, ihre inneren Zustände, verbunden mit denen des Gehirns, erst die Ursache, dann die Folge ihres veränderten Orts seyn müssen, wegen der überall vorhandenen Nothwendigkeit, dafs der äufsere und der innere Zustand gehörig übereinstimmen.

Ich führe noch an, dafs die Hypothese von der Beweglichkeit der Seele, also von der Veränderlichkeit des Mittelpuncts aller Sensationen, vielleicht die kürzeste Erklärung für einige seltene Phänomene, wie für den thierischen Magnetismus, für das Nachtwandeln, u. s. w. darbieten würde. Denn diese Mitteldinge zwischen Krankheit und erhöheter Gesundheit erlauben schwerlich, eine bedeutende Veränderung in der Maschine des Menschen anzunehmen, wodurch dieselbe auch für jeden künftigen regelmäfsigen Gebrauch zu sehr verdorben würde; eher mögen jene Erscheinungen eine abgeänderte, jedoch schnell auf den vorigen Zustand zurückkommende, Beziehung zwischen der Seele und dem [1] Leibe andeuten.

Endlich, dafs die Seele einen Ort in dem Leibe einnehmen mufs, ist gewifs; man hat also nur die Wahl zwischen einem vesten Sitze oder einem veränderlichen Aufenthalte. Beydes sind Hypothesen; die erste aber hat nichts für sich, wenn nicht etwa den falschen Gedanken der Schwierigkeit, dafs die Seele herdurchwandere durch die körperlichen Gewebe; die zweyte ist wenigstens viel brauchbarer, indem sie den physiologischen Erklärungen ein weiteres Feld öffnet, worin sie sich versuchen können.

[1] „der Seele und Leibe" O und W.

§ 155.

Zwar schon oben im § 129 ist über die psychologische Möglichkeit, dafs die Seele im Handeln sich des [463] Leibes absichtlich als eines Werkzeuges bediene, eine kurze Andeutung gegeben; allein es scheint passend, am gegenwärtigen Orte diesen wichtigen Gegenstand etwas ausführlicher, zugleich von der psychologischen und von der physiologischen Seite, zu beleuchten. Man wird nämlich nicht glauben, dafs die allgemeinen Erörterungen über die Verbindung der Seele mit dem Leibe schon über das Absichtliche des Handelns Auskunft gegeben hätten. Wir waren vorhin (im § 153) blofs mit dem Causalverhältnisse zwischen den heterogenen Gliedern, dem Wollen und der Bewegung, beschäfftigt; allein die gegebene Erklärung vermittelt blofs den Zusammenhang zwischen inneren Zuständen der Seele und äufseren des Körpers. Sie läfst unbestimmt, *was für* innere Zustände der Seele diejenigen seyn mögen, auf welche der Leib sich bewegt. Sie pafst eben so gut auf das Entstehen der unwillkührlichen Röthe auf den Wangen bey dem Gefühle der Schaam, als auf die Beugungen der Finger beym Ergreifen eines äufseren Gegenstandes.

Zuerst nun bietet sich über die absichtlichen Bewegungen die Bemerkung dar, dafs bey denselben die Seele keinesweges dasjenige unmittelbar bewirkt, was sie eigentlich will. Denn die Beugungen der Glieder hängen zunächst ab von der Spannung gewisser Muskeln, diese von dem Gebrauch gewisser Nerven — aber die Seele weifs nichts von Muskeln und von Nerven; sie ist beschäfftigt mit dem äufsern Erfolge, den sie beabsichtigt. Umgekehrt vollbringt dagegen die Seele wirklich das, was sie nicht kennt, nicht denkt, nicht ahndet; sie setzt den ihr unbekannten Mechanismus richtig in Bewegung; sie fafst ihn an dem Ende an, wo er angefafst seyn will, um seine Dienste leisten zu können. Und eine solche unbewufste Wirksamkeit übt sie aus im genauesten Zusammenhange mit der des bewufsten Wollens oder Begehrens.

Für sich allein betrachtet liegt nun darin, dafs zwischen dem Wollen, und dem daraus erfolgenden Zu[464]stande der Nerven gar keine Aehnlichkeit ist, auch nicht die mindeste Schwierigkeit. Es ist schon oben bemerkt, dafs zwischen einem Paare zusammengehöriger Selbsterhaltungen zweyer Wesen, die einander stören, nichts Gleichartiges auch nur darf vermuthet werden. Gerade umgekehrt also kann nur die Uebereinstimmung zwischen dem Wollen in der Seele und dem *letzten Effect* in der Sinnenwelt, dem Vollbringen des Gewollten, den Gegenstand der Frage ausmachen. Wenn mit dem Wollen, als einem innern Seelenzustande, ein ganz heterogener innerer Zustand der Nerven oder der Gehirntheile, die mit der Seele im Causalverhältnifs stehen, sich verbindet: wohlan, das befremdet nicht; aber warum ist es jedesmal ein solcher Nervenzustand, wie gerade nöthig ist, wenn die Glieder des Leibes durch den Mechanismus desselben zu der verlangten Bewegung sollen angetrieben werden? Hier fehlt der Zusammenhang; und es ist nothwendig seinetwegen in die Erklärung ein Mittelglied einzuschieben.

Dieses aber bietet sich von selbst an, sobald wir uns erinnern, dafs mit jeder, gleichviel ob absichtlichen oder zufälligen, Beugung und Lenkung

der Gliedmaafsen auch ein *Gefühl* verbunden ist; nämlich eine *Sensation*, wodurch die Seele sich selbst erhält in derjenigen Störung, die sie erleiden sollte wegen der passiven Affection gewisser Nerven in den gebogenen Gliedern. Dieses Gefühl complicirt sich mit dem Wollen, oder genauer, mit denjenigen Vorstellungen, welche im Wollen das Thätige sind. Und hierin liegt das Mittelglied für den erwähnten Zusammenhang.

Ohne weitere Vorbereitung wird sich jetzt die Sache folgendermaafsen erklären lassen:

Gleich nach der Geburt eines Menschen oder eines Thieres entstehn aus blofs organischen Gründen, unabhängig von der Seele, gewisse Bewegungen in den Gelenken; und jede solche Bewegung erregt in der Seele ein bestimmtes Gefühl. Im nämlichen Augenblicke wird [465] durch den äufsern Sinn wahrgenommen, was für eine Veränderung sich zugetragen habe; nämlich jene Bewegung wird theils die Gestalt des Gliedes, in welchem sie vorging, modificirt, theils irgend welche andre Folgen in der Umgebung, oder überhaupt in der Sinnensphäre gehabt haben. So z. B. zieht ein kleines Kind Anfangs Finger und Arme unwillkührlich zusammen; während es nun vermöge der Nerven des Arms hievon ein Gefühl erhält, sieht es zugleich die neue Gestalt seines Arms; und wenn die Finger irgend einen Körper hatten umklammern können, so sieht es auch diesen jetzo dem Zuge der Hand nachfolgen; und es findet ihn nahe vor sich in der demnächst wieder geöffneten Hand. — In einer spätern Zeit erhebt sich ein Begehren nach der beobachteten Veränderung. Damit reproducirt sich das zuvor mit dieser Beobachtung complicirte Gefühl. Nun ist das letztere eine solche Selbsterhaltung der Seele, welcher in Nerven und Muskeln alle die innern und äufseren Zustände entsprechen, vermittelst deren die beabsichtigte Veränderung in der Sinnensphäre kann hervorgebracht werden. Das Begehrte erfolgt also wirklich; und der Erfolg wird wahrgenommen. Hiedurch verstärkt sich sogleich die vorige Complexion; die einmal gelungene Handlung erleichtert die nächstfolgende, und so fort.

Einige Bemerkungen werden diese Erklärung zugleich bestätigen und weiter ausführen. — Einer gewissen Energie des Handelns entspricht ohne Zweifel ein gewisses Quantum jenes vermittelnden Gefühls, von welchem zunächst die Bestimmung der Nerven und Muskeln abhängt. Aber ein und das nämliche Quantum des Gefühls, wie jeder Vorstellung kann auf doppelte Weise im Bewufstseyn vorhanden seyn; entweder so, dafs eine an sich so schwache Vorstellung sich dem ungehemmten Zustand mehr nähere, oder dafs eine stärkere Vorstellung in einem mehr gehemmten Zustande sich befinde. (Man erinnere sich hier der ersten Grundbegriffe der Statik des Geistes.) Nun nimmt jenes vermittelnde Ge[466]fühl an Stärke immer zu, je öfter es beym Handeln erneuert wird. Folglich, um nicht auch seine Wirkung zu vergröfsern, mufs es immer mehr in einem gehemmten Zustande verbleiben. Und das geschieht der Erfahrung gemäfs, wirklich. Denn immer dunkler wird unser Bewufstseyn der nämlichen Handlungen, je mehr durch Wiederhohlung die Fertigkeit wächst.

Zweytens: durch Uebung wächst nicht blofs die Fertigkeit; sondern unvollkommene Erfolge veranlassen neue Versuche, und ein schärferes Aufmerken auf die Gefühle in den Organen; (wobey die Thätigkeit des Auf-

merkens in gewissen höhern Vorstellungsmassen ihren Sitz hat, dergleichen wir oben beym innern Sinne in Betracht zogen.) Durch Versuche nun läfst sich der Kreis des möglichen Handelns unbestimmt erweitern, und sehr über die ersten Anfänge, welche von unwillkührlichen organischen Bewegungen ausgingen, hinausdehnen.

Drittens: dafs in diesen ersten Anfängen sich alles aus Gefühl und Beobachtung, ohne Willkühr, zusammensetzt, sieht man deutlich an eigensinnigen Kindern, die durch Schreyen ihre Umgebung regieren; ja selbst an Thieren, denen oft auf ihre klagende Stimme gewährt worden ist, was sie begehrten. Bey diesen wie bey jenen werden unverkennbar die Töne immer gebieterischer, je häufiger sie erfahren haben, dafs sie etwas dadurch ausrichten. Ihre Laute werden für sie ein Organ des Handelns, so unnatürlich dies auch ist. Die Complexion zwischen dem Schreyen und dem beobachteten guten Erfolge wirkt nach dem allgemeinen Gange des psychologischen Mechanismus dahin, dafs, sobald das Beobachtete zum Begehrten wird, sich die Stimme erhebt, und zwar nach häufiger Wiederhohlung endlich mit der Zuversicht des Gelingens, wodurch der Wunsch in den Willen, die Bitte in den Befehl übergeht.

Viertens: man wolle gegen die gegebene Erklärung nicht einwenden, dafs die Vorstellung von der Bewegung des Arms oder des Beins oft genug ins Bewufstseyn [467] trete, als etwas blofs mögliches, was man bewirken würde, wenn man wollte; ohne gleichwohl die wirkliche Bewegung hervorzubringen, wie jene Complexion es scheine nothwendig zu machen. Dies Phänomen ist zwar als Thatsache bekannt und aufser Zweifel; aber es ist verwickelter als jenes. Die Erfahrung zeigt uns dasselbe immer häufiger bey fortschreitender Ausbildung; da lernt der Mensch schweigen, er lernt seine Kräfte schonen, er lernt mit einem Worte *sich zurückhalten*. Dies ist eine Wirkung der höheren, appercipirenden Vorstellungsmassen. Hingegen das Kind realisirt in jedem Augenblicke unmittelbar, was ihm einfällt, sein Phantasiren ist ursprünglich Handeln; gemäfs dem Gesetze jener Complexionen, sobald ihre Wirksamkeit nicht durch eine höhere Thätigkeit gehindert oder gelenkt wird.

Fünftens: auch ein Umstand, der den Physiologen befremden kann, scheint nach unserer Erklärung nicht wunderbar. Dieser nämlich, „dafs die Seele die Fähigkeit besitzt, nach gewissen Richtungen von innen heraus zu wirken, ohne dafs diese Richtung durch die anatomische Verbindung der Nerven bestimmt würde.“* Das vermittelnde Gefühl nämlich leistet immer die gleichen Dienste, es mag nun mit den Affectionen vieler oder weniger Nervenfasern zusammenhängen. Indem es selbst reproducirt wird, erneuert es mit sich den Gesammtzustand des Organismus, aus welchem es seinen Ursprung zuerst erhalten hatte.

§ 156.

Bevor wir weiter gehn, wird es nöthig seyn, der Hauptarten physiologischer Erklärungen im Allgemeinen zu erwähnen, und nachzusehn, was jede derselben leisten könne. Dieser Hauptarten zähle ich vier, um

* AUTENRIETH's Physiologie § 937.

mich fürs erste nach dem Scheinbaren zu richten; es wird sich jedoch zeigen lassen, dafs dieselben nicht alle eine strenge Unterscheidung gestatten, wenn man in ihre wahren [468] Charaktere eindringt. Ich meine die *mechanische*, die *chemische*, die *vitale*, und die *psychische* Erklärungsart. Die Bedeutung dieser Ausdrücke wird bekannt genug seyn, höchstens mag einigen Lesern die Erinnerung willkommen seyn, dafs zwischen den beyden letzten Ausdrücken die nämliche Scheidungslinie läuft, wodurch das Leben der Pflanzen getrennt wird von demjenigen Leben der Thiere in ihrem wachenden oder träumenden Zustande, wodurch sie sich über die blofse Vegetation erheben

Wenn ich nun behaupte, dafs die mechanische Erklärungsart für sich allein beynahe ganz unbrauchbar, aber in Verbindung mit den übrigen unentbehrlich ist, so werden die Meisten mir beistimmen. Allein man wird anstöfsig finden, was ich sogleich hinzusetze, dafs nämlich die chemische Erklärungsweise unter allen am wenigsten brauchbar, ja beynahe gänzlich untauglich ist. Dies mufs ich genauer erläutern.

Jede chemische Action besteht (nach dem, was die Abhandlung über die Attraction der Elemente hierüber enthält) in derjenigen Störung, welche in zweyen heterogenen Wesen zwey heterogene, aber zusammengehörige, Selbsterhaltungen nöthig macht.* Und zwar sind diese Selbsterhaltungen allein das wirkliche Ereignifs, denn die Störung ist eigentlich nur das, was geschehn würde, wenn die Selbsterhaltungen ausblieben, die aber ganz unfehlbar erfolgen. — Angenommen nun, dafs die Wesen, von denen die Rede ist, sich in keinen andern und näher bestimmten Verhältnissen befinden: so ist ihre gegenseitige Action gar keine andre als die beschriebene; sie ist allemal chemisch, und es giebt keine andre als chemische Action, die *unmittelbar* aus dem Zusammentreffen zweyer Wesen erfolgen könnte. — Hingegen die [469] vitale Action setzt *innere Reizbarkeit*, innere Bildung eines Wesens voraus. (§ 152.) Diese Bildung erlangt aber dasselbe nur durch seine allmählige Assimilation in einem organischen Körper, das heifst, durch ein ganzes System von Selbsterhaltungen, zu denen es vermöge seines Aufenthalts in dem Organismus stufenweise gebracht wird. *Es besteht nun die Reizung blofs darin, dafs durch eine einzige neue Störung, und derselben entsprechende Selbsterhaltung, sogleich eine Menge früher erzeugter Selbsterhaltungen in erneuerte Wirksamkeit gesetzt werden;* — wovon die Wiedererweckung der älteren Vorstellungen in der Seele durch eine neu hinzukommende, und schon der Widerstreit älterer entgegenstehender Vorstellungen wider die neue, nichts als specielle Fälle sind. Es kann ferner die Reizung in ihren nähern Bestimmungen bey einem und demselben organischen Elemente eben so höchst verschieden seyn, wie die mancherley Reizungen, deren eine und dieselbe menschliche Seele fähig ist. — Vergleichen wir jetzt die vitale Action mit der chemischen: worin liegt der Unterschied? Jene ist zusammengesetzt, diese ist einfach. Jene ist erst möglich nachdem eine Menge von Selbsterhaltungen

* Ich kann mich nicht genug wundern über die dürftige Einseitigkeit, womit man neuerlich in der Electricität das Geheimnifs der Chemie zu finden, — und x durch y zu erklären meint. Doch unsre Chemie ist schon zu reich, um solche Thorheit lange zu ertragen.

des nämlichen Wesens vorangingen; diese bedarf keiner solchen Vorbereitung. Und nicht blofs eine *Menge*, sondern ein *geordnetes System* von Selbsterhaltungen, wie es jedesmal die Eigenthümlichkeit desjenigen Organismus ergab, der sich das reizbar gewordene Element assimilirte: das ist der Grund, warum die Vitalität den Chemismus übertrifft.

Kann denn nun ein Element, das schon zur organischen Reizbarkeit gebildet wurde, — kann es noch auf blofs chemische Weise wirken? — Ungefähr so, wie ein gebildeter menschlicher Geist dahin gebracht werden mag, sich auf thierisch rohe Weise zu äufsern. Man mufs erst die Bildung in ihm unkräftig machen, durch neue, gewaltsame Eindrücke; man mufs ihn aus dem [470] äufseren Zustande, zu welchem seine Cultur sich schickt, erst ganz herausreifsen, in einen ganz entgegengesetzten ihn hineinzwingen, und ihn nicht zur Besinnung kommen lassen. Denn sobald alle in ihm vorhandenen Vorstellungsmassen sich ins volle Gleichgewicht setzen, wird doch die bessere Erziehung wieder durchschimmern, und in den ärgsten Lumpen wird ein edler Anstand sichtbar werden. — So gerade mag auch ein vormals organisches Element nach Auflösung der Lebens-Bande, nach der Verwesung, sich einigermaafsen (doch niemals ganz) in den rohen Chemismus *zurück*versetzt[1] finden: gewifs aber darf man während des noch kräftigen Lebens keinen solchen *Verfall* erwarten; sondern hier ist, (um nur zum Schlufs zu kommen) die chemische Erklärungsart fast ganz untauglich, weil ihre Stelle allemal von der, ihr nicht sowohl entgegengesetzten, als vielmehr sie übertreffenden, vitalen, wird ausgefüllt werden.

Endlich die psychische Erklärungsart, wie hängt sie mit den vorigen zusammen? Sie setzt voraus, dafs nicht blofs, wie in der Pflanze, eine Menge von zusammengeordneten, und zum gemeinsamen Leben gebildeten Elementen, dieses Leben mit einander wirklich führen, und in demselben einander gegenseitig bestimmen: sondern dafs noch etwas *Ueberschüssiges*, zur organischen Existenz nicht schlechthin nothwendiges, aber in einem ganz ausgezeichneten Grade und auf ganz besondere Weise Gebildetes, zugegen sey, welches in das ganze System des lebenden Körpers aufs tiefste verflochten, dasselbe vielfältig modificire, und von ihm Modificationen empfange. Die Seele ist nicht einmal bey den niedrigsten Thieren das, wofür ein Alter sie zu halten schien, indem er sich scherzend so ausdrückte, sie sey dem Thiere gegeben statt des Salzes, damit es nicht faule. Viel eher kann man mit Reil sagen: „*die Seele ist der natürliche Parasit des Körpers,* und verzehrt in dem nämlichen Verhältnifs das Oehl des Lebens stärker, welches sie nicht erworben hat, als die [471] Gränzen ihres Wirkungskreises erweitert werden."* Es giebt Blödsinnige, die gänzlich einer Pflanze gleichen würden, wenn man ihrem Munde die

* Reil's *Rhapsodien über die psychische Cur des Wahnsinns*, S. 12. Auf desselben Schriftstellers *Beyträge z. Bef. einer Kurmethode auf psychischem Wege*, kann ich, des darin herrschenden Schellingianismus wegen, keine Rücksicht nehmen. Dergleichen mufs an der Wurzel gefafst werden; mit den Zweigen würde man sich unnütze Mühe geben.

[1] Das ganze Wort „zurückversetzt" ist gesperrt in SW.

nöthige Nahrung so beständig gegenwärtig erhalten könnte, wie die Wurzeln der Pflanze umgeben sind von der nährenden Erde.

Unerwartet ist es bey dem eben angeführten Schriftsteller, wenn er dennoch der großen Zahl derjenigen Physiologen beytritt, welche in der Verwunderung über die Abhängigkeit der Seele vom Körper, besonders in kranken Zuständen, die erstere mit dem letztern zusammenschmelzen, und dadurch in den Materialismus verfallen. „Wie wird uns," fragt Reil, „beym Anblick dieser Horde vernunftloser Wesen," (im Irrenhause) deren einige vielleicht ehemals einem Newton, Leibnitz, oder Sterne zur Seite standen? Wo bleibt unser Glaube an unsern ätherischen Ursprung, an die Immaterialität und Selbstständigkeit unseres Geistes, und an andere Hyperbeln des Dichtungsvermögens? Wie kann die nämliche Kraft in dem Verkehrten anders seyn und anders wirken? Wie kann sie, deren Wesen Thätigkeit ist, in dem Cretin Jahre lang schlummern? Wie kann sie mit jedem wechselnden Mond, gleich einem kalten Fieber, bald rasen, bald vernünftig seyn?" — Wie sie könne? Die allgemeine Antwort, welche hinreicht wider allen Materialismus, nämlich vermöge des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele, mufs einem Reil wohl bekannt gewesen seyn. Die nähern Bestimmungen für besondre Fälle, welche der ausgezeichnete Mann vielleicht vermifste, werden wir in der Folge wenigstens vorzubereiten suchen. Fürs erste aber [472] dürften wir wohl fragen, wie denn die in allen Gliedern verbreitete Seele, welcher Herr Reil den Vorzug giebt, beym Wahnsinnigen, beym Cretin vollends, so sehr krank seyn könne, ohne das Leben und selbst ohne die Körperkräfte eines solchen Menschen merklich anzufechten? Wir haben noch nie gehört, dafs eine kranke Lunge, ein krankes Herz, ein kranker Magen, oder nur eine kranke Gallenblase, so unbedeutend sey für das Leben, wie die kranke Seele. Selbst ein Geschwür an der Fufssohle, ja ein verletzter Nagel am Finger, kann durch Brand den ganzen Körper tödten; aber mit seinen Ketten mag immerhin der Rasende klirren und toben; die Sorge ist nicht grofs, dafs er davon sterbe.

Es wird also wohl dabey bleiben, dafs die Seele nur ein Einwohner des übrigens sich selbst genügenden Leibes ist; welchem Einwohner blofs zum Danke für die mancherley Dienste, die ihm geleistet werden, obliegt, einige Geschäfte zur äufsern Unterstützung des Lebens, insbesondre die Aufsuchung der Nahrung zu übernehmen. Und daraus folgt denn, dafs die psychischen Erklärungen in Eine Klasse fallen mit den Erklärungen durch fremdartige Potenzen. Eine Krankheit, welche die Seele, etwa durch Leidenschaften, durch Verdrufs und Kummer, verursacht, wird gleichen einer durch Erkältung oder Erstickung herbeygeführten; denn die Verknüpfung zwischen Seele und Leib ist nur um weniges *enger* (wenn gleich *beständiger*,) als die zwischen dem Leibe und der Luft, die er athmet, oder der freyen Wärme, die seine Haut unmittelbar umgiebt. Es ist sehr gewifs, dafs der Leib auf die nächste Atmosphäre und auf deren Temperatur entscheidend wirkt, und von ihr Wirkungen erleidet; und so haben wir auch noch keinen lebendigen Leib gesehen, von dem wir bestimmt hätten behaupten dürfen, dafs ihm die Seele *gänzlich* mangele, oder gar nicht in ihn wirke. Aber man sollte besser überlegen, wie wenig in manchen Fällen an diesem *Gänzlich* fehle!

Schon oben haben wir von der Art der gegenseitigen [473] Einwirkungen zwischen Seele und Leib gesprochen, und sie auf zusammengehörige Selbsterhaltungen zurückgeführt. Dadurch fallen sie wiederum in dieselbe allgemeine Classe, wohin auch die chemischen und vitalen gehören. Aber wie die vitalen höher stehn als die chemischen, indem sie von der organischen inneren Bildung jedes Elements abhängen, so stehen die psychischen noch höher; es ist die Ausbildung der Seele, mit welcher die Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen auf den Körper anwächst, und deren Stärke sich vermehrt.

Einzig und allein die mechanische Erklärungsart weicht in so fern specifisch ab von den sämmtlichen anderen, als sie eine ganz neue Bedingung für die zusammengehörigen Selbsterhaltungen einführt. Um dieses zu verstehen, mufs man die Verknüpfung räumlicher Verhältnisse der einfachen Wesen mit ihren Störungen und Selbsterhaltungen, aus der allgemeinen Metaphysik kennen. Man mufs vor allen Dingen die *actio in diftans* für das erkannt haben, was sie ist, nämlich für eine Liebhaberey deren, die ein Vergnügen darin finden, sich über Ungereimtheiten (die sie zwar nicht einsehn, aber dunkel fühlen,) andächtig zu verwundern. In der Metaphysik erscheint zuvörderst der intelligible Raum dergestalt bestimmt, dafs in ihm die Entfernung sogleich die vollständige Unmöglichkeit des Causalverhältnisses selber ist; die Durchdringung aber oder das Zusammen, unmittelbar die Causalität herbeyführt. In der Erfahrung zeigen sich nun alle Folgerungen bestätigt, welche aus den Verhältnissen im intelligibeln Raume abgeleitet werden, darum können füglich intelligibler und empirischer Raum in den Resultaten (nur nicht in den Erkenntnifsgründen) gleich gesetzt werden. Die seltnen Fälle, in welchen die Erfahrung eine *actio in diftans* (die übrigens nie *bewiesen* werden kann) auf den ersten Anblick darbietet, sind ohne Ausnahme mit dem verrätherischen Merkmale behaftet, dafs in ihnen von dem Mehr oder Weniger der Entfernung auch das Weniger oder Mehr der Wirkung [474] abhängt. Dieses ist aus der Quantität des zwischen liegenden Raumes schlechterdings nicht zu erklären, denn der Raum selbst ist ein leeres Nichts. Ein reales Vermittelndes mufs dazwischen liegen; das geringste wie das gröfste Quantum leeren Raumes würde die Gemeinschaft der Substanzen auf gleiche Weise bestimmen; — nämlich dieselbe gänzlich unterbrechen.

Hiemit nun hängt die grofse Wichtigkeit der mechanischen Erklärungen, auch in der Physiologie, zusammen. Kann man nachweisen, dafs in irgend welchen Fällen sich gewisse Nervenfasern contrahiren, oder genauer, dafs *nach irgend einer Dimension* ihre Elemente näher zusammenrücken, also sich vollkommner durchdringen, als zuvor: so ist die Bedingung des Causalverhältnisses *unter diesen Elementen* gewachsen, folglich deren gegenseitiger Einflufs gröfser geworden. Eben so umgekehrt. Kommt vollends irgend etwas Neues, wenn auch nur Wärme oder dergleichen, in die Zusammensetzung der Bestandtheile, so entstehen neue Störungen und Selbsterhaltungen, neue innere und hiemit beynahe unfehlbar auch neue äufsere Zustände. Allein überall wird man die mechanischen Erklärungen mit den vitalen verbinden müssen, denn bey organischen Elementen ist überall ihre früher gewonnene innere Reizbarkeit mit im Spiele.

§ 157.

Nach diesen Vorbereitungen werden wir vielleicht über die Art der Verbindung zwischen der Seele und dem Leibe etwas Näheres zu den erst angegebenen ganz allgemeinen Grundgedanken hinzuzufügen wagen können.

Wahrscheinlich ist nicht nur die Seele der Parasit des Körpers, sondern mit ihr *der gröfste Theil* des Nervensystems und vorzüglich des Gehirns. Da man im Allgemeinen die Einrichtung der organischen Maschine, sammt ihren Lebensfunctionen und der Zusammenwirkung ihrer Theile, so ziemlich kennt; warum weifs man über die verschiedenen Körper, Höhlen, Hügel und Brücken, [475] aus denen das Gehirn besteht, so wenig, oder gar nichts, das ihren Gebrauch aufklärte, zu sagen? Warum findet man das Gehirn verhältnifsmäfsig so grofs im Menschen, und von einer so grofsen Blutmasse durchströmt; während es in niedrigern Thieren immer kleiner wird, immer weniger Zusammenhang unter seinen Theilen zeigt, ja auf den untersten Stufen des thierischen Lebens gar verschwindet? Warum anders, als weil das Gehirn zunächst für die Seele, aber nicht für das vegetative Leben des Organismus vorhanden ist?

Wie nun aber das Gehirn sammt dem Nervensystem von dem ganzen übrigen Leibe weit verschieden, und nur in denselben eingefügt und eingewebt ist: eben so mufs wiederum *in den höheren Thieren,* und namentlich im Menschen, die Seele entweder ursprünglich als Wesen, oder durch ihre Stellung und die daraus entsprungene vorzügliche innere Bildung, verschieden seyn von den übrigen Elementen des Gehirns und der Nerven. Denn sie *dominirt* das System, in welchem sie sich befindet.

Man könnte sich auf einen Augenblick der entgegengesetzten Meinung hingeben. Man könnte sagen: da alle Causalität wechselseitig ist (wie eben das System von den Störungen und Selbsterhaltungen am ausdrücklichsten behauptet,) so kann kein Element des Gehirns und der Nerven in seinen inneren Zuständen unabhängig seyn, von den Zuständen jedes andern; alle müssen allen ihre Zustände bestimmen. Nun ist zwischen der Seele und dem Gehirne dieselbe Wechselseitigkeit des Causalverhältnisses, wie zwischen den Gehirntheilen unter einander. Also können auch die sämmtlichen Vorstellungen, Begehrungen und Gefühle, *obschon in dem einfachen Wesen der Seele versammelt, doch nicht* nach blofs innern Gesetzen ihrer eignen Zusammenwirkung, sich richten, sondern ihr Wechsel und ihre Verknüpfungen sind die Resultate aller Zustände in allen einzelnen Elementen des Gehirns und des Nervensystems.

Aus dieser Ansicht würde etwas ganz ähnliches, und [476] zwar bey gesunder Metaphysik, folgen, als was diejenigen wollen, die neuerlich der Zersplitterung der Seele durch alle Theile des Körpers das Wort geredet haben. Nämlich die Abhängigkeit der Seele vom Körper würde so grofs seyn, dafs eine Psychologie ohne Physiologie ganz vergeblich wäre, und dafs alle Phänomene des Bewufstseyns nichts als Aeufserungen des gesammten Organismus werden müfsten.

Um diese Vorstellungsart würdigen zu können, müssen wir sie ein wenig weiter ausführen. Die Meinung ist also, dafs ein ähnlicher, *innerer*

Mechanismus unter den Selbsterhaltungen, die in den einzelnen Elementen des Gehirns und der Nerven statt gefunden, und sich angehäuft haben, in jedem solchen Elemente ungefähr auf dieselbe Weise thätig sey, wie in der Seele; und, dafs die Mechanik des Geistes darum unendlich verwickelt ausfalle, weil der Geist nicht von sich selbst allein abhange, sondern es nur eine Gesammt-Mechanik für alle, sich gegenseitig bestimmende Theile des Systems geben könne. So blieben also die Auffassungen der Farben nicht blofs in der Seele, sondern auch in den Sehenerven, nach der Wahrnehmung zurück; desgleichen die Auffassungen der Töne in den Gehörnerven; und so fort; bey neu hinzukommenden Farben und Tönen aber gäbe es Reminiscenzen und Reproductionen in den Elementen der Nerven gerade wie in der Seele; ja es besäfsen selbst jene Elemente das, was man Phantasie und Gedächtnifs nennt, dergestalt, dafs auch unabhängig von neuen äufsern Eindrücken, das früherhin aufgefafste in ihnen lebendig wäre; und dafs hiedurch die Lebendigkeit der Phantasie und des Gedächtnisses in der Seele unendlich erhöht würde. — Und hier hätten wir denn ohne Schwierigkeit die oft angenommenen *vestigia rerum*, die freylich nicht *materielle Ideen* zu seyn brauchen, von denen Reil fragt, wo sie Platz genug haben in dem Gehirne eines Polyglotten-Schreibers?* Platz brauchen [477] sie gar nicht, denn sie sind in den Elementen, sowohl wie die Vorstellungen in der Seele. Und wenn Reil weiter fragt, was zu ihnen hinzukomme, damit sie sichtbar werden, so bietet sich sogleich die Antwort dar, sie verwandeln sich durch ihre Gegensätze gerade so in *strebende Kräfte*, wie die Vorstellungen der Seele nach den ersten Grundsätzen der Statik des Geistes. Man sieht also, dafs auf allen Fall diese Ansicht sich würde zu einer Theorie ausbilden lassen, die immer noch besser wäre, als die meisten Einfälle, denen sich die Physiologen, wohl gar in der Einbildung, sie hätten philosophirt, Preis zu geben pflegen.

Allein aus diesen Voraussetzungen folgt zuviel, und eben darum wenig oder Nichts. Die Fälle, wo ein Sinnesorgan sich in dem Zustande befindet, dafs ohne Anstofs von aufsen dennoch seine Elemente sich auf eben die Art selbst erhalten, wie sie es im Wahrnehmen thun, und daher auch die Seele durch die Einbildung eines Wahrgenommenen täuschen, — diese Fälle kommen selten einmal vor, nämlich als kranke Zustände. Das Ohr ist krank, wenn es von selbst singt; das Auge ist angegriffen, wenn es nach allzustarkem Lichte die bekannten nachbleibenden Spectra sieht; der Nerve leidet, der den Schmerz in einem schon amputirten Gliede nachahmt. Dies alles nun, und noch viel mehreres der Art, müfsten nicht selten einmal die kranken, sondern unaufhörlich die gesunden Organe bewirken; sie müfsten uns stets in einem, der Wahrnehmung nahe kommenden Zustande, — wie in einem lebhaften Traume, — erhalten, sie müfsten bey allen neuen Wahrnehmungen ihre Reminiscenzen einschieben; wodurch die Erschleichungsfehler bey allen Erfahrungen ins Ungeheure anwachsen würden, indem nicht blofs die Seele, sondern die sämmtlichen Elementar-Bestandtheile der Sinnesnerven zu diesem Erschleichen beytrügen!

* Reil's Rhapsodieen S. 116.

Dagegen würde es auf diesem Wege gar nicht schwer halten, dafs ein animalisches Wesen zu einer gewissen Stufe geistiger Bildung [478] sich erhöbe. Das Thier würde keinesweges auf die Empfindungen des Augenblicks beschränkt seyn; es würde vielmehr in jedem Zeitpuncte den Gewinn seines ganzen bisherigen Lebens vortrefflich beysammen haben, wenn in allen Theilen der Nerven die frühern Zustände sich gleich wiedererweckten Vorstellungen regen, und dadurch die Seele in der Wieder-Erinnerung unterstützen könnten. — Es würden aber auch endlich die Bewegungsnerven ähnliche Kräfte gelten machen. Sie würden die einmal gelernten Fertigkeiten aus eignem Triebe und Einfalle weiter üben; und da sie bey ihren Muskeln die nächsten sind, so möchten die übrigen Theile des Systems Mühe haben ihnen Einhalt zu thun. Der Mensch würde also, wie in beständig eingebildeten Wahrnehmungen, so in beständigen Krämpfen liegen; und die Seele würde sich in ihrem Nervensystem in dem nämlichen unglücklichen Zustande befinden, wie ein schwacher König in seinem Staate, der von Allem leidet und nichts vollbringen kann.

Man sieht, dafs diese Ansicht zu etwas zu gebrauchen ist, nämlich zur Erklärung psychischen Leidens, wie es in Fiebern und im Delirium vorkommt. Nimmermehr aber schickt sich so etwas zum gesunden Zustande, worin der Geist eine zweckmäfsige Thätigkeit ausübt. Der Musiker sieht nicht, sondern er hört; der Maler hört nicht, sondern er sieht; der Algebraist sieht nur so viel, als er braucht um seine Gedanken an sinnliche Zeichen zu heften; und jeder tüchtige Arbeiter endlich bewegt nur diejenigen Glieder, welche der *Begriff* der Arbeit und die dahin gehörigen Vorschriften bewegt wissen wollen. So ist im gesunden Zustande das Nervensystem weit mehr *passive Maschine*, als irgend eins von denjenigen Organen, welche nach ihren eignen Gesetzen die ihnen zukommenden Lebensfunctionen verrichten. Das Nervensystem *allein*, läfst sich bald in diesem bald in jenem seiner Theile eine Thätigkeit gefallen, deren Princip nicht in ihm liegt; und wofür der Einheitspunct, [479] in welchem alle diese Thätigkeiten verknüpft sind, blofs in dem Vorstellungskreise der Seele sich findet.

Wie das nun möglich sey, ist allerdings schwerer zu begreifen, als der zuvor geschilderte Zustand allgemeiner Gegenseitigkeit des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele. Der Zustand der Gesundheit, sage ich, ist schwerer zu begreifen in dem Verhältnifs zwischen Leib und Seele, als der der Krankheit; gerade so wie man schon oben wird bemerkt haben, dafs unter den rein psychologischen Gegenständen keiner eine so weit fortgeschrittene Einsicht erfordert, als die Erklärung der Vernunft und der Sittlichkeit.

Was aber den organischen Leib anlangt, so darf hier niemals unerwartet seyn, was in andern Theilen der Physik höchst bedenklich ist, nämlich die Einmischung einer teleologischen Ansicht. In dem lebendigen Leibe waltet überall eine höhere Kunst. Schon die Verbindung von Elementen, die, abgelös't vom lebenden Körper, schnell zur Verwesung sich neigen, erregt gerechtes Erstaunen. Wenn aber so manches andere Wunder sich überall in diesem Organismus darbietet, wenn, um nur Eins zu nennen,

der Bau der halbmondförmigen Klappen in den Hauptstämmen der Arterien so offenbar den Stempel einer absichtlichen Einrichtung trägt: so kann es nun auch nicht befremden, wenn wir *die Unterordnung des Nervensystems unter die Seele als etwas solches* bezeichnen, *das nicht aus allgemeinen Naturverhältnissen, sondern nur unter Voraussetzung einer besondern Einrichtung begreiflich sey, welche auf eben die Kunst mufs zurückgeführt werden, von der überhaupt die höhern Thiere ins Daseyn gerufen wurden.*

Wie, wird Mancher fragen, nur die höhern Thiere, und nicht auch die niederen? Und ich werde einige Worte zur Erläuterung einschalten müssen.

§ 158.

Bekanntlich haben manche neuere Naturforscher, ge[480]stützt auf Thatsachen, welche ihnen Infusionsthiere und Eingeweidewürmer, Schimmel und Schwämme darboten, sich zu der *generatio aequivoca* zurückgewendet, die in einer frühern Periode verrufen war, und der Lehre von Entstehung aller Thiere und Pflanzen aus Saamen den Platz hatte räumen müssen. Anstatt nun mit nüchternem Forschungsgeiste ihre Erfahrungen in dem Kreise zu lassen, worin sie sich fanden, sprangen einige jener Gelehrten aus dem verhältnifsmäfsig äufserst engen Bezirke der erwähnten Thatsachen hinüber zu der ungeheuren Hypothese, dafs die *generatio aequivoca* mittelbarer Weise die Mutter aller lebenden Wesen sey, der höchsten wie der niedrigsten, des Menschen wie der Tremellen und Conferven; indem alles Leben nur von den niedern Stufen der Organisation zu den höhern gelangen könne; und der einfachere Organismus sich von Generation zu Generation immer mehr ausbilde. „*Wir glauben daher,*“ sagt Herr D. TREVIRANUS in seiner Biologie,* „*dafs die Encriniten, Pentacriniten, Ammoniten, und die übrigen Zoophyten der Vorwelt die Urformen sind, aus welchen alle Organismen der höhern Classen durch allmählige Entwickelung entstanden sind. Wir sind ferner der Meinung, dafs jede Art, wie jedes Individuum, gewisse Perioden des Wachsthums, der Blüthe und des Absterbens hat, dafs aber ihr Absterben nicht Auflösung, wie bey dem Individuum, sondern Degeneration ist.*“ Wenn der alte Heraklit unter uns wieder aufstünde, so würde er diese Meinung vortrefflich mit seinem absoluten Werden, seiner periodischen Weltverbrennung, seinem *κοινος λογος* und seiner *εἱμαρμένη*, zu reimen wissen.

Absichtlich habe ich hier die Worte eines achtungswerthen Erfahrungs-Gelehrten, nicht eines modernen [481] Naturphilosophen angeführt. Die Irrthümer, welche die Classe der letztern verbreitet, kommen nicht alle aus dem Philosophiren, sie haben eine weitere Sphäre, und man findet deren überall da, wo die Meinung schneller forteilt, als das besonnene Denken nachfolgen kann.

Ich kann nicht hier, gegen das Ende eines psychologischen Werks, entwickeln, was in die ersten Vorbereitungen zur Metaphysik gehört,**

---

* Im dritten Bande S. 225.

** In die Einleitung zur Philosophie. Man kann in meinem Lehrbuche zu derselben vergleichen die §§ 108, 113, 118; besser den ganzen vierten Abschnitt. [Bd. IV vorl. Ausg.]

nämlich die gänzliche Unstatthaftigkeit des absoluten Werden, also auch der vorgeblich in der Natur der Dinge ursprünglich liegenden Entwickelung, Veredelung und Degeneration. Diese für alles Wissen ohne Ausnahme zerstörenden Irrthümer mufs man kennen gelernt, und von sich geworfen haben, ehe man mit irgend einer soliden Forschung die nur im geringsten über das Gebiet der reinen und strengen Empirie sich erheben will, den Anfang machen kann.

Jene aber, die lieber eine Menge von Thatsachen zusammenreimen, wie sie eben können, als einen einzigen von den zur Naturbetrachtung unentbehrlichen Grundbegriffen sich gehörig aufklären wollen, — sollten denn wenigstens bedenken, welche unermefsliche Kluft zwischen je zwey nächsten organischen Bildungen bevestigt ist, deren eine vorgeblicher Weise aus der andern entstehen soll. Zwar die Einbildungskraft überfliegt diese Kluft, sie findet das Pferd und den Elephanten, den Affen und den Menschen nicht so gar sehr verschieden. Und wenn die Natur sich ähnlichen Tanz erlaubte, wie die Phantasie, so würde eins aus dem andern ohne Mühe entstehn können, durch Veredelung und durch Degeneration! Warum entsteht denn niemals aus einer geraden Richtung des bewegten Körpers eine krummlinigte, aufser durch einwirkende Kräfte? und genau gemäfs diesen Kräften? Darum, weil die Natur sich selbst überall *getreu* ist [482] und bleibt; welche Treue das gerade Widerspiel des absoluten Werdens in jeder seiner Ausschmückungen ist. — Aber die Natur soll ja eben gesetzmäfsig verfahren in der Entwickelung ihrer Lebensformen! Wer kennt denn nun ein solches Gesetz, und wo soll es nachgewiesen werden? In der Erfahrung — *an Zoophyten!* Die Zoophyten also haben die Ehre, uns den Typus zu entdecken, nach welchem die grofse Bildnerin auch da zu Werke geht, wo sie Menschen macht! Ist jemals eine Erfahrung über ihre Gränzen ausgedehnt, ist je eins ihrer Zeugnisse durch eine willkührliche Auslegung misbraucht worden, so ist es hier. Die Analogie ist hier eben so monströs, als die Grundbegriffe ungereimt sind.

Endlich — an was für Bedingungen ist die Erzeugung jener Zoophyten, die so grofse Wunder aufklären sollen, gebunden? An die Gegenwart von *solcher* Materie, *die schon früher belebt war;* überdies an *Wasser* und an *atmosphärische Luft.** Sind denn das *ungebildete* Stoffe, von denen man sagen könnte: *so wie aus ihnen heutiges Tages zuerst Zoophyten würden* (welches heutiges Tages *so wenig* geschieht, als es in irgend einer Vorzeit oder Zukunft kann erwartet werden, — denn man nimmt zu den Infusionen eben nur vegetabilische oder animalische Theile, also *gebildete* Stoffe,) *so hätten auch die ersten Rudimente der lebenden Natur aus Zoophyten bestanden* —?** Gerade im Gegentheil! Es fehlt hier offenbar an dem Hauptpuncte der Vergleichung. Was heute zu Tage vor den Augen der Naturforscher sich ereignet, das erklärt sich daraus, dafs jetzo, nachdem einmal höhere Organismen existiren, *in allem Wasser*, in der *ganzen Atmosphäre*, vollends also in den zur Infusion gebrauchten animalischen und vege[483]tabilischen Theilen, ein Ueberflufs an solcher, zwar formlosen,

---

* Treviranus Biologie, Band II, S. 266, u. s. w.

** a. a. O. S. 378.

aber dennoch innerlich gebildeten Materie vorhanden ist, welche das Streben nach Erneuerung ihrer alten Lebensverhältnisse in sich trägt, und bey jeder Gelegenheit, wo einige dergleichen Elemente unter günstigen Umständen zusammentreffen, irgend eine organische Gestalt annimmt, als Nothbehelf, weil die vollkommnere Organisation dasmal nicht zu Stande kommen kann. So ist es zu erwarten; und nur die nähern Bestimmungen, wie weit unter gegebenen Umständen jenes Streben sich befriedigen könne, mufs man aus der Erfahrung lernen. Aber dies pafst im geringsten nicht auf die Urzeit, da nur eben erst der Granit und die ältesten Thongebirge sich gebildet hatten. Damals konnten die Zoophyten nicht wie jetzt, als Producte schon gebildeter Materie, entstehn! Damals mochten sie entstehen aus was immer für einem Grunde: so konnte, nach ihrem Untergange, die *nun durch sie* gebildete Materie zwar wohl streben, abermals in die Gestalt[1] von Zoophyten zurückzukehren, allein sie war nicht aufgelegt für irgend ein höheres Lebensverhältnifs. Brauchbarer freylich war sie dazu geworden; wenn etwan eine höhere Kraft hinzukam, welche Gelegenheiten veranstaltete, wo die schon gewonnene Bildung durch neue Störungen und Selbsterhaltungen einen Zusatz erlangen mochte. Und so bedurfte jeder höhere Grad von Bildung immer neuer Anstalten; niemals konnte der eben vorhandene Grad, und die vorhandene Art der innern Zustände irgend eines Elements, sich selbst übersteigen. Dafs alles stufenweise *fortgebildet sey*, das mag man aus der Naturgeschichte der Erde, wie sie sich dem Mineralogen darstellt, immerhin schliefsen; man mag auch annehmen, dafs gute Ursachen diesen Stufengang bestimmt haben. Aber bey dem: *es habe sich selbst stufenweise gebildet*, wenn man es genau nimmt, kommen alle Ungereimtheiten falscher Metaphysik, deren Nest eben das absolute Werden ist, wieder zum Vorschein. Unsre Erd-Oberfläche mufs unter dem Einflusse [484] einer andern und höhern Kunst gestanden haben, da sie mit Leben bedeckt wurde, — einer andern und höhern Kunst, als die auf ihr selber erzeugt wird. Denn alles, was *wir* von Veredelung und Verbesserung kennen, ist selbst nur unter der Bedingung des schon vorhandenen organischen Lebens denkbar. Hier ist einer von den Puncten, wo es sich gebührt, die äufserst beschränkte Sphäre irdischer Erfahrungs-Erkenntnifs zu erwägen; und eben darum nicht mehr wissen zu wollen, als man wissen kann. Und dabey wolle man noch bemerken, dafs hier nicht von irgend welchen *angebornen Schranken der Vernunft* (einem Begriffe ohne Sinn), sondern von *Schranken des Gegebenen*, des *Stoffes*[2] zur Erkenntnifs die Rede ist.

§ 159.

Es war vor der eben geendigten Abschweifung die Rede von der Herrschaft der Seele über Gehirn und Nerven; deren Elemente keinesweges mit ihr in gleichem Range der innern Thätigkeit stehen können, weil sonst die Erfahrung regelmäfsig solche Erscheinungen zeigen müfste, dergleichen wir nur in Krankheitsfällen beobachten. In der kunstvollen

---

[1] „in die Gewalt von Zoophyten“ SW.

[2] „*des Stoffes*“ SW. (Beide Worte gesperrt.)

Einrichtung des Leibes mufs es gegründet seyn, dafs diejenigen Theile, welche mit der Seele im nächsten Causalverhältnisse stehen, derselben ihre Einflüsse nicht weit gewaltsamer aufdringen, als dies wirklich zu geschehen pflegt. *Die höchste Gesundheit des Körpers ist zugleich mit dem freyesten Gebrauche der Geisteskräfte in der Regel verbunden;* eine merkwürdige Thatsache, worin der höchste Triumph derjenigen Kunst sich zeigt, die den Menschen bildete.

Da nun die Gröfse des Gehirns beym Menschen, als dem freythätigsten aller irdischen Wesen so ausgezeichnet ist, so mag es erlaubt seyn zu vermuthen, worin im Allgemeinen das Mittel bestehe, dessen sich jene Kunst bediente, um die Nachklänge empfangener Eindrücke in den Sinnesnerven, und erlangter Fertigkeiten in den Be[485]wegungsnerven (§ 157) für die Seele meistens unfühlbar zu machen. Es steht nämlich nicht blofs die Seele mit dem Gehirn und den Nerven, sondern es steht jeder Theil des Gehirns mit dem andern, jeder Nerv mit dem ganzen Systeme im Causalverhältnifs. Daher mufs jeder innern Thätigkeit in Einem Elemente auch eine zugehörige in jedem andern Elemente des ganzen Systems entsprechen. Finden aber diese zugehörigen Thätigkeiten Hindernisse in den schon vorhandenen innern oder äufseren Zuständen der Elemente, in welchen sie vor sich gehn sollten, so müssen sie dadurch schon in ihrem Ursprunge, und mehr noch in ihrer Verbreitung geschwächt werden. Demnach wird die Dicke und Ausbreitung der übergeschlagenen Markblätter des Gehirns, indem sie die Menge der Elemente vermehrt, welchen jede Action der Nerven mufs mitgetheilt werden, auch zur Dämpfung, zur Milderung dieser Actionen dienen können; sie wird gleichsam ihren Ungestüm auffangen, dafs er die Seele nur wenig oder gar nicht treffe und störe.

So hätte demnach die Seele in der Gröfse des Gehirns ihren Schutz und Schirm wider die Anfälle des übrigen Organismus, der sonst die Gewalt, welche er von der Aufsenwelt leidet, sammt der Thätigkeit, in die er sich dadurch versetzt findet, immerfort die Seele würde entgelten und empfinden lassen. Das Gehirn ist frey von unmittelbarer Affection durch die Aufsenwelt; es ist weich und nachgiebig gegen die Blutströme, die sich in dasselbe ergiefsen; es ist nicht zu heftigen Bewegungen, nicht zu unentbehrlichen Lebensfunctionen gebauet. Daher bietet es der denkenden Seele eine ruhige Wohnung dar; eine weite und überflüssig geräumige Wohnung! Das letztere sieht man aus den Erfahrungen, nach welchen beträchtliche Theile der Gehirnmasse konnten hinweggenommen werden, ohne einen plötzlich auffallenden Schaden für das geistige Leben.

Wie anders mag es um die Seele der Insecten stehn, bey welchen die Ganglien, die im Körper vertheilt vor[486]kommen, das Uebergewicht über dem Gehirne haben? Hier finden wir Kunsttriebe; einen vorgeschriebenen Wechsel der Lebensart; der Gang der Vorstellungen scheint unaufhörlich durch organische Gefühle bestimmt, deren Sitz ohne Zweifel in der Gesammtheit aller Elemente des Nervensystems mufs gesucht werden. Und das nämliche ist wahrscheinlich das Loos der allermeisten Thiere, nur die obersten Säugethiere ausgenommen. Ob der Lauf der Vorstellungen mehr einem psychologischen, oder einem physiologischen Gesetze

folgt: dies scheint die grofse Frage, wornach entschieden werden mufs, wiefern ein beseelter Organismus zum Träger eines vernünftigen Daseyns tauge. Den niedrigsten Geschöpfen kann man geradezu mehrere Seelen beylegen, wenn anders der Name *Seele* noch anwendbar ist auf solche einfache Wesen, deren Selbsterhaltungen vielleicht mit unsern Vorstellungen keine Aehnlichkeit mehr haben. Wenigstens hat man im geringsten nicht Ursache, sich über die Theilbarkeit der Regenwürmer und Polypen in mehrere fortlebende Ganze, den Kopf zu zerbrechen; nur eine zu weit getriebene Analogie unter den verschiedenartigsten lebenden Wesen, könnte hier, so wie anderwärts, Schwierigkeiten machen. Gewifs braucht man nicht anzunehmen, dafs die Seele, oder was immer im Nervensystem das herrschende seyn mag, in allen Thieren ein gleich parasitisches Daseyn habe, wie im Menschen; im Gegentheil, das monarchische Verhältnifs jener Herrschaft senkt sich allem Anschein nach gar sehr ins demokratische hinunter; und die niedrigsten Seelen mögen immerhin auch die niedrigsten Dienste, deren die Vegetation bedarf, mit besorgen helfen.

Hinwiederum ist kein Zweifel, dafs die menschliche Seele sich ihre schöne und wohlgelegene Wohnung noch bequemer mache; dafs im Gehirne eine Menge von innern und vielleicht selbst äufseren Zuständen, durch die Seele verursacht werden. Es ist kein Zweifel, dafs unter den menschlichen Gehirnen Verschiedenheiten, theils der [487] Bauart, theils der Bestandtheile seyn können; und es ist daher Platz genug für die Erfahrungen, nach welchen einigen Menschen gewisse Geistesthätigkeiten leichter gelingen, andern andre. Nämlich die *begleitenden Modificationen* des Gehirns können leichter oder schwerer von Statten gehn.

Beynahe unbegreiflich ist es dagegen, wie man sich hat können verleiten lassen, eigenen Organen die rein geistigen Thätigkeiten zuzuweisen, und gleichsam innere Sinnwerkzeuge nach Analogie der äufsern anzunehmen, ja nicht blofs *Sinnwerkzeuge*, sondern auch Organe für moralische Eigenschaften! Die Strafe und zugleich die Widerlegung dieser Thorheit lag in der Unmöglichkeit, die gehörigen Classificationen und Sonderungen der Geistesthätigkeiten auszufinden, welchen man Organe anweisen wollte. Uebrigens hätte auch bey der tiefsten Unwissenheit in wahrer Psychologie doch die Menge der Brücken und Kreuzungen im Gehirne den Physiologen sagen können, dafs hier *Alles mit Allem* in Verbindung stehe! Und ein wenig Combinationslehre würde dann auf die Frage geholfen haben, welche Leichtigkeit oder Schwierigkeit liegen möge in der *Zusammenwirkung* von *je zweyen*, oder *je dreyen*, oder *je vieren* -- oder *je tausenden* unter den verschiedenen Fasern und selbst unter den Elementen des Gehirns; denn dafs auf die Möglichkeit der Zusammenwirkung gerade die Hauptfrage sich richte, wird man gewahr werden, man mag nun die verwickelte Construction des Gehirns, oder die höchst complicirten Thätigkeiten des Geistes bey einiger Bildung, in Betracht ziehn.

Wir endigen bey dem, wovon wir ausgingen. Man hat sich gewundert über die grofse Abhängigkeit des Geistes vom Leibe; man hätte sich wundern sollen über die im gesunden Zustande so grofse Freyheit des Geistes, über die Einheit in seinem Thun, über die wenigen Spuren von Einmischung einer fremden Gewalt; über die Geduld der Hände und

Füfse, welche sich nur be[488]wegen wann die Seele will, der Augen und Ohren, welche nur Vorstellungen erregen, wenn etwas Aeufseres zu sehen und zu hören ist; über die Leichtigkeit, womit Gedächtnifs und Phantasie sich äufsern; gleich als ob es dabey nur auf einen psychologischen, und nicht zugleich auf den begleitenden physiologischen Mechanismus ankäme.

Zweytes Capitel.

Von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Leib einen bemerkbaren Einflufs hat.

§ 160.

Der physiologische Mechanismus, so fern er die Abwechselungen der Seelenzustände *blofs begleitet*, (und so lange, diesen letzteren gehorsam, das Nervensystem sich übrigens durch Wirkung und Gegenwirkung aller seiner Theile in Ruhe hält,) — kann nicht wahrgenommen werden in den Geistesfunctionen, die er begleitet; vielmehr werden sich dieselben aus blofs psychologischen Gründen allein erklären lassen. Und es würde blofse Hypothesen-Sucht verrathen, wenn man sich fernerhin in dem unbestimmt schweifenden Gedanken gefallen wollte, dafs *vielleicht* ein grofser Theil der Zustände des Bewufstseyns — man wisse nicht *was für ein* und wie *grofser* Theil, — aus der Organisation des Leibes seinen Ursprung nehme. Hingegen ist es dem regelmäfsigen Gange der Forschung gemäfs, die einmal aufgefundenen Grundsätze der Statik und Mechanik des Geistes so weit als möglich zu verfolgen; und *nicht eher*, als indem eine bedeutende Divergenz zwischen den aus ihnen zu erkennenden Gesetzen und den in der Erfahrung gegebenen Erscheinungen, sich entdeckt, einen fremdartigen Einflufs vorauszusetzen, und ihm nachzuspähen. Allein [489] selbst da, wo ein solcher Einflufs, wenn auch nur hypothetisch, zu Hülfe gerufen wird, mufs es auf wissenschaftliche, nicht phantastische Weise geschehen; ein Hauptpunct, den ich sogleich mit Wenigem näher bezeichnen werde.

Der erste von den Geisteszuständen, die unverkennbar physiologische Gründe haben, ist der *Schlaf*, sammt seinem Gefährten, dem *Traume*. Beyde verbunden geben den Typus auch zu den meisten krankhaften Erscheinungen des Nachtwandelns, des Wahnsinns, des thierischen Magnetismus. Daher sagt REIL: „Wir würden dem Bewufstseyn und dem Wahnsinn bald auf die Spur kommen, wenn wir erst wüfsten, was Schlaf, was Wachen sey.“* Der erste Begriff aber, unter welchen unvermeidlich der Schlaf gefafst wird, ist Negation der sämmtlichen Thätigkeit des Vorstellens mit allen seinen Modificationen. Und hieraus würde eine sehr einfache Wegweisung für die Untersuchung folgen, wenn der merkwürdige Umstand nicht wäre, dafs das Eintreten des Schlafs und sein Aufhören unter einander sehr ungleich sind. Nämlich bald auf das vollkommene Wachen folgt in der Regel der tiefe Schlaf; aber nicht eben so geht

* Rhapsodieen S. 87.

wiederum dieser in jenes rückwärts über; sondern hier schiebt der Traum sich ein, als ein allmähliges, partielles, und zugleich sehr anomalisches Wachen. Daher kann der Schlaf nicht schlechtweg als eine wachsende und wieder abnehmende Negation der geistigen Thätigkeit angesehen werden, sondern es müssen nähere Bestimmungen und schärfere Untersuchungen hinzukommen.

Noch etwas ist vorläufig vom wirklichen Einschlafen zu unterscheiden, nämlich das Gefühl der Ermüdung, welches eben so zwischen Wachen und Einschlafen, wie der Traum zwischen Schlafen und Aufwachen, in die Mitte zu treten pflegt. Die Ermüdung, eben in so fern sie gefühlt wird, ist keine wirkliche Abnahme der geisti[490]gen Thätigkeit, sondern ein Bestehen der letzteren wider die Hemmung. (Vergl. § 104.)

Der ganze Gegenstand würde demnach, soweit er psychologisch ist, erklärt seyn, wenn wir aus den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes einsehn könnten, erstlich, wie überhaupt eine Negation des Vorstellens auf das Mannigfaltige des Vorstellungskreises wirke, zweytens, welche Verschiedenheit beym allmähligen Eintreten und Aufhören dieser Negation statt finden müsse.

Der Begriff einer Negation des Vorstellens erinnert zunächst an das, was wir oben die Hemmungssumme genannt haben (§ 42 u. s. w.). Diese nun hängt zwar von den Vorstellungen selber ab, man könnte aber auf den Gedanken kommen, der, aus psychologischen Gründen schon bestimmten Hemmungssumme noch wegen des physiologischen Einflusses eine gewisse Gröfse durch Addition beyzufügen, wodurch z. B. die Rechnung des § 44, wenn die zu addirende Gröfse $= D$ gesetzt wird, folgende Gestalt annehmen würde:

$$(a+b) : \begin{cases} b \\ \\ a \end{cases} = (b+D) : \begin{cases} \dfrac{b(b+D)}{a+b} \\ \dfrac{a(b+D)}{a+b} \end{cases}$$

Hier sieht man sogleich, dafs ein mäfsig grofser Werth von D vollkommen zureichen würde, um nicht blofs die schwächere Vorstellung b, sondern selbst die stärkere a, gänzlich aus dem Bewufstseyn zu verdrängen, — welches eben der Zustand des vollkommnen Schlafes erfordert. Denn man setze das von a zu hemmende, dieser Vorstellung selbst gleich: so kommt

$$\text{aus } \frac{b(b+D)}{a+b} = a$$

$$\text{der Werth von } D = \frac{aa + ab - bb}{b}$$

welcher $= a$ wenn $a = b$.

Allein diese Art zu rechnen würde voraussetzen, dafs [491] aus den physiologischen Gründen die Gröfse D als eine solche hervorginge, um welche schlechterdings, und ohne Abzug, das Quantum des vorhandenen Vorstellens müfste vermindert werden. So etwas läfst sich kaum denken. Denn diese Negation des Vorstellens mufs aus den innern und äufseren Zuständen der sämmtlichen Elemente des Organismus (zunächst des Nervensystems) entspringen. Es sind aber nach den ersten Grundbegriffen der

Psychologie und Naturphilosophie, alle innern sowohl als äufseren Zustände der Wesen in gewissem Grade *nachgiebig*, d. h. wo sie *leiden machen*, da müssen *sie selbst* wiederum etwas leiden.

Passender scheint es demnach, die Negation des Vorstellens als eine mitwirkende, aber zugleich mitleidende Kraft in die Rechnung einzuführen. Man nenne also diese Kraft jetzt M, und die im Bewufstseyn vorhandenen Vorstellungen seyen a und b; so wird man für a, b, und M, eben so rechnen wie oben für a, b, und c; nur mit dem Unterschiede, dafs M nicht gerade die schwächste der wider einander wirkenden Kräfte seyn soll, sondern jede beliebige Gröfse haben kann. Hier sieht man nun zwar, dafs M unendlich grofs seyn müfste, um sowohl a, als b, ganz aus dem Bewufstseyn zu verdrängen; ja dafs es damit doch nicht völlig zu Stande kommen würde. (Vergl. den Schlufs des § 44, wo b dasselbe ist, was hier a seyn müfste.)

Aber man kann sehr leicht die eben gemachte Voraussetzung dergestalt abändern, dafs sie den vollkommnen Schlaf, oder die völlige Aufhebung alles Vorstellens erkläre. Anstatt der einzigen Kraft M, nehme man ihrer zwey, M und N, oder noch mehrere, deren jede mit der andern in gegenseitiger Hemmung stehe. Alsdann braucht jede der mehrern nur eine mäfsige Stärke, damit sie zusammengenommen die vorhandenen Vorstellungen völlig auslöschen, ganz nach den Hemmungsgesetzen, welche oben für die Vorstellungen, die dort auch als wider einander strebende Kräfte betrachtet wurden, sich ergeben [492] haben. Dies durch eine eigne Rechnung darzuthun wäre überflüssig, da dieselbe sich blofs in den Buchstaben von der oben geführten unterscheiden würde.

Unsre jetzige Voraussetzung nun scheint allen Umständen, und der Erfahrung ebenfalls zu entsprechen. Sie erfordert, dafs wir nicht den gesammten physiologischen Einflufs als ein Quantum, sondern als ein Mancherley und Vielerley, das unter sich selbst Gegensätze bildet, in Betracht ziehn. Und was hätten wir zu der erstern Hypothese für Grund? Der Organismus ist ein Vieles, das gar Viele, und unter sich streitende, Einflüsse auf die Seele haben mag. Gerade die Unbestimmtheit des Begriffs: *Mehrere*, ohne anzugeben *Wie viele*, schickt sich hieher, wo man über die Menge der Causalverhältnisse zwischen Leib und Seele nichts bestimmen kann noch will. — Die Erfahrung aber zeigt uns, erstlich, dafs eine unabänderliche Quantität, wie viel das Vorstellen verlieren müsse (wie das obige D) nicht statt findet. Denn der Schlaf kann zurückgehalten, er kann gestört werden durch alles, was die Lebhaftigkeit des Vorstellens erhöht. Sichtbar ist demnach die Fähigkeit des Organismus, sich auch seinerseits um Etwas nach den psychologischen Zuständen zu richten. Zweytens, sie zeigt uns den vollkommnen Schlaf, oder etwas demselben äufserst nahe kommendes, (wenn man ja sich hüten will, zuviel zu behaupten; obgleich die Gründe, um derentwillen Manche ein fortdauerndes Vorstellen auch im tiefsten Schlafe annehmen, nur aus falscher Metaphysik entspringen). Also die Erfahrung vereint Nachgiebigkeit des Organismus mit völliger Hemmung aller Vorstellungen; welches uns eben auf unsre zuletzt vestgehaltene Voraussetzung geleitet hat.

Uebrigens wird man längstens genug gewarnt seyn, um nicht den

Ausdruck: *Einflufs des Organismus auf die Seele*, gar zu buchstäblich zu nehmen. Zu den Vorstellungen, als inneren Zuständen der Seele, gehören irgend welche innern Zustände des Gehirns; so[493]bald diese wegen ihres Zusammenhangs mit dem übrigen Organismus nicht mehr statt finden können, oder, sobald sie auch nur in ihrer Quantität vermindert werden müssen, alsbald ist Negation des Vorstellens in gewissem Maafse vorhanden; weil die zusammengehörigen innern Zustände der zu einem System verbundenen Wesen einander nothwendig entsprechen, folglich sich nach einander richten müssen.

§ 161.

Ferner ist zu überlegen, was für Unterschiede beym Eintreten und beym Nachlassen der Negation des Vorstellens, statt haben; und wir müssen nachsehn, in wie weit sich daraus die Erscheinungen des Einschlafens, und die von ihnen so sehr abweichenden des Erwachens, erklären mögen.[1]

Zunächst wird Jedem beyfallen, dafs der Schlaf solche Vorstellungen niederdrückt, die sich im Bewufstseyn in Thätigkeit befinden, dafs hingegen das Erwachen in dem allmähligen Wiederaufstreben der gehemmten Vorstellungen besteht.

Erinnert man sich nun aus § 77 u. s. w. an die Gesetze, nach welchen Vorstellungen, die zur Schwelle sinken sollen, allemal für eine kurze Zeit diejenigen Kräfte, von denen sie niedergedrückt werden, durch Gegenwirkung in gewissem Grade hemmen, und eben dadurch zugleich die Spannung derselben vermehren: so ergiebt sich, dafs auch die physiologischen Kräfte M, N, u. s. w. in eine, zwar bald vorübergehende, Spannung gerathen müssen, ehe es ihnen gelingen kann, die Vorstellungen wirklich in Schlaf zu bringen. Es braucht demnach mehr Gewalt von Seiten des Leibes, um das Einschlafen des Geistes zu bewirken, als nöthig ist, um den einmal vorhandenen Schlaf vestzuhalten. Dabey versteht sich von selbst, dafs die Kräfte M, N, u. s. w. als allmählig anwachsend müssen gedacht werden; denn wenn sie lange vor dem Einschlafen schon existirten, besonders in ihrer nachmaligen ganzen Stärke, so würde [494] das Wachen unmöglich seyn. Indem aber wider diese anwachsenden Kräfte die Vorstellungen noch eine Zeitlang sich stemmen, ergiebt sich hieraus das oben erwähnte Gefühl der Ermüdung, welches eben in der Anstrengung wider die Hemmung seinen Sitz hat. (Vergl. § 104.) Die emportreibenden Kräfte, welche das Active der Anstrengung ausmachen, liegen hauptsächlich in den herrschenden Vorstellungsmassen (§ 148).

Doch die Phänomene des Einschlafens sind bey weitem die einfacheren. Wenn einmal unter den physiologischen Einflüssen die Vorstellungen erliegen müssen: so sinken sie schnell zur Schwelle; wie sich schon aus § 75 erkennen läfst. Hier ist also nicht Zeit zu besondern Erscheinungen, um so weniger, da die herrschenden Vorstellungsmassen, die während des Wachens unter den übrigen Ordnung halten, ihrer vorzüglichen Stärke wegen auch die letzten seyn werden, welche aufhören zu wachen und zu wirken.

---

[1] „erklären." SW („mögen" fehlt).

Aber was wird geschehn, wenn nun die Hemmung durch die physiologischen Kräfte wieder anfängt nachzulassen? Hier müssen wir uns zuvörderst an die Untersuchungen des § 81 und 82 wenden. Dort haben wir gesehn, dafs sich das beginnende Wieder-Erwachen gehemmter Vorstellungen nicht nach ihrer Stärke, sondern nach dem Grade der ihnen gegebenen Freyheit richtet.* Demnach haben in diesem Puncte die herrschenden Vorstellungsmassen keinen Vorzug vor den schwächern Vorstellungen. Vielmehr kommt hier zuerst die Frage in Betracht, ob allen verschiedenen Parthien des vorhandenen Vorstellungskreises die gleiche Freyheit, sich ins Bewufstseyn aufzurichten, wird gegeben werden? Die geringsten Ungleichheiten hierin können jetzo bedeutend [495] werden; welches beym Einschlafen nicht der Fall war, indem dort das Uebergewicht der stärksten Vorstellungen, die sich am spätesten niederdrücken lassen, den bedeutendsten Einflufs hatte. — Nun vermuthen ohnehin die Physiologen, dafs nicht das ganze Gehirn und Nervensystem in allen Theilen gleichmäfsig seine Zustände beym Einschlafen und Erwachen wechsele.** So haben wir also auf den ersten Blick den Grund, warum ein Zustand des wieder beginnenden Vorstellens zu erwarten ist, in welchem die herrschenden Vorstellungen füglich mangeln können, in welchem eben deshalb die gewöhnliche Regelmäfsigkeit des Denkens wird vermifst werden; das heifst, es zeigt sich im Allgemeinen die Möglichkeit des Traums.

Aber noch mehr! Im § 93 haben wir gesehn, dafs selbst die Hemmungsgesetze für erwachende Vorstellungen anders beschaffen sind als die für sinkende. Denn während des Sinkens stemmen sich die Vorstellungen mit ganzer Kraft desjenigen Gegensatzes wider einander, in welchen sie gerathen sind, während sie sich zugleich im Bewufstseyn befanden; und dieser Widerstreit bleibt während der ganzen Zeit des Sinkens der nämliche; weil einmal die Richtung des Strebens dieser Vorstellungen eine gegenseitige unter ihnen ist. Ganz anders verhält es sich da, wo mehrere Vorstellungen, ohne wider *einander* sich zu kehren, von einem und demselben gemeinschaftlichen Drucke leiden; welches der Fall ist während der Oberherrschaft des Leibes, der die ganze Seele ohne Unterschied nöthigt zu schlafen. Wenn ein solcher Druck anfängt nachzulassen, so, dafs verschiedenen Vorstellungsmassen zugleich Freyheit gegeben wird ins Bewufstseyn wieder zu kehren: so sind Anfangs die Hemmungen unter diesen Massen unbedeutend; und sie können daher ein solches Verhältnifs ihres ersten Aufwachens annehmen, welches beym vollständigen Wachen nicht würde bestehen können.

[496] Ferner, wenn sich die Seele auf einmal in ihren wachenden Zustand zurückversetzen sollte, so müfsten sogleich alle Reproductionsgesetze, vermöge deren die Vorstellungen unter einander zusammenhängen, — und unter ihnen auch namentlich diejenigen, auf denen das räumliche und zeitliche Vorstellen beruht, (§ 111—116) sich in voller Wirksamkeit

* Nämlich wenn die Hemmung durch neu eintretende Kräfte aufgewogen wird, die im gegenwärtigen Falle ebenfalls physiologisch seyn müssen, und von der im Schlafe restaurirten Lebensthätigkeit herrühren können.

** Man sehe unter andern Reil a. a. O. S. 89.

äufsern. Aber wir wissen, dafs die Kraft der Verschmelzungs- und Complications-Hülfen weit schwächer ist, als die der helfenden Vorstellungen selbst; und wir kennen im Allgemeinen die Folge davon, nämlich dafs die Wirkung einer solchen Hülfe im Anfange nicht nur geringer, sondern auch viel langsamer ist, als das Hervortreten der Vorstellungen selbst. Nun ist zu bedenken, wie sehr die nämliche Wirkung wird verzögert werden, wenn sie ihr physiologische Hindernisse entgegenstellen; und wie leicht unterdessen andre Vorstellungen die Oberhand gewinnen können, wodurch jene vollends zurückgehalten wird. Darin mufs die Erklärung gesucht werden, warum vor dem Erwachen die verschiedenen sich wieder erhebenden Vorstellungen anfangs so wirken, als ob sie aus ihren Verknüpfungen grofsentheils herausgetreten wären. Hiemit hängt der bekannte und so sehr auffallende Umstand zusammen, dafs der Traum sich an Ort Zeit nicht kehrt, dafs er aus den verschiedensten Gegenden Menschen und Sachen zusammenführt, die nimmer zusammen seyn konnten, dafs er das Widersinnigste zugleich umfafst, indem er gerade diejenigen, im Wachen sich augenblicklich aufdringenden, Umstände wegläfst, worin die Ungereimtheit liegt.

Aber wie heterogene, und selbst einander aufhebende Dinge der Traum auch zusammenknüpft: eine gewisse Art von Einheit besitzt er dennoch, und zwar gerade eine solche, die, aus begreiflichen Ursachen, den wachenden Zuständen äufserst häufig mangelt. Denn während wir den Eindrücken der Aufsenwelt Preis gegeben sind, mischt der Zufall uns das Traurige in die Freude, und das [497] Gleichgültigste mit dem Wichtigsten. Dagegen hat der Traum mehr Einheit der Gemüthsstimmung. Und dies ist wiederum sehr natürlich. Wir erfahren stets, auch während des Wachens, dafs Gefühle und Affecten am entschiedensten auf den leiblichen Zustand wirken; umgekehrt also wird es im Traume von den Zuständen des Leibes abhängen, welche Gemüthsstimmung, und hiemit welche Vorstellungen, oder wenigstens in welchen Modificationen durch heitere oder traurige Verknüpfungen, dieselben sollen aufgeregt werden. Die Art der Freyheit, und die Beschränkung, innerhalb deren den Vorstellungen vergönnt wird, sich zu reproduciren, diese wird sich nach derjenigen affectiven Beschaffenheit des Bewufstseyns richten, die mit den leiblichen Zuständen jedesmal zusammenpafst. So bekommt der Traum die Einheit eines Feenmährchens; um welche wohl hie und da ein Dichter sich vergeblich bemüht, weil er das Wachen, und dessen Gesetze, nicht los werden kann.

§ 162.

Indem ich mit diesen kurzen Andeutungen über Schlaf und Traum mich begnüge, — weil eine weitere Ausführung einerseits in noch unerforschte Tiefen der Mechanik des Geistes eindringen müfste, andererseits die näheren Bestimmungen ohne Zweifel grofsentheils von unbekannten physiologischen Gesetzen abhängen: glaube ich gleichwohl einigermaafsen den Typus angegeben zu haben, nach welchem nicht nur dieser Gegenstand, sondern auch andere verwandte, müssen untersucht werden. Es kommt nämlich alles darauf an, dafs man die Grundgesetze des psycho-

logischen Mechanismus wohl im Auge habe, und dafs man aus ihnen selbst zu erforschen suche, welche Modificationen sie ihrer Natur nach annehmen können, so dafs dadurch ihre Wirkung aus dem gewohnten Geleise gehoben, und dergestalt abgeändert werde, wie es die anomalischen Erfahrungen verlangen. In den gröfsten Irrthümern hingegen werden allemal diejenigen befangen bleiben, die in die Seele etwas fremdarti[498]ges kommen lassen, oder gar die psychischen Erscheinungen in irgend welche Organe des Gehirns verlegen. Nur zu oft hat man die äufsern, *entfernten* Ursachen der Thatsachen des Bewufstseyns verwechselt mit den Seelenzuständen selbst, aus welchen *unmittelbar* erklärt werden mufste, was in der innern Wahrnehmung vorkommt.

Ehe wir jedoch unsern Gegenstand ganz verlassen, ist noch nöthig, einer gewissen seltsamen Art von Träumen zu erwähnen, bey denen das Ich sich in verschiedene Personen zu spalten scheint; wie wenn JOHNSON im Traume sich in einem Wettstreite des Witzes befand, und dabey von seinen Gegnern übertroffen wurde; oder wenn ein Herr VON GOENS sich in die Schule zurückträumte, und dort von einem eifrigen Mitschüler die Beantwortung vorgelegter Fragen hören mufste, die er selbst schuldig geblieben war.* — Diese Art von Träumen ist sehr wichtig für die Theorie des Selbstbewufstseyns. Zwar für den consequenten Idealisten ist hier nicht die geringste besondre Schwierigkeit. Ihm gilt der ganze Unterschied zwischen Schlaf und Wachen nur für Erscheinung. Daher lautet die Frage für ihn so: *wie kommt das wachende Ich dazu, sich vorzustellen, dafs es also geträumt habe?* Und diese Frage ist nicht viel schwerer noch leichter, als die ganz allgemeine, *wie kommt das Ich überhaupt zur Vorstellung seiner zeitlichen und individuellen Existenz?* — Allein wenn mit der realistischen Voraussetzung, dafs jene Träume als wirkliche Begebenheiten anzusehen seyen, sich die Annahme einer ursprünglichen Ichheit verbindet, vermöge deren alles, was im Innern vorgeht, unmittelbar ein Gegenstand der Selbstbeschauung seyn soll: dann ist das Räthsel in jenen Träumen unauflöslich, indem dieselben das Ich als ein sich selbst gänzlich entfremdetes, als ein Object, von welchem das Subject sich getrennt hat, darstellen. Wie kann man [499] eine Sache wissen, und doch nicht wissen, dafs man sie weifs? Ja gar sich einbilden, man wisse sie nicht, und mit dieser Einbildung sich selbst kränken? Hier scheitert der Kantische Satz, das *Ich denke* müsse alle unsre Vorstellungen begleiten können. Hätte es gekonnt: warum denn begleitete es nicht wirklich jene Träume, in denen noch obendrein das eigne Ich, also das Selbstbewufstseyn, eine bedeutende Rolle spielte? Man wird doch nicht antworten, der Act des Selbstbewufstseyns sey eine Aeufserung der Spontaneität eines reinen intellectuellen Vermögens? Der also erfolgen könne oder auch nicht, vollständig ausgeübt werde oder minder vollständig, ohne weitern Grund? Denn die Vertheidiger der Spontaneität, deren einige zwar Freyheit und Ichheit innig genug verknüpfen, pflegen der Meinung zu seyn, der Traum sey ohne Spontaneität, er könne nicht zugerechnet werden, er sey das Werk irgend eines blinden Mechanismus. Diesem Mechanismus werden sie denn

* REIL a. a. O. S. 94.

wenigstens erlauben, dafs es mit ihm gesetzmäfsig zugehe, dafs er vollbringe, was er aus zureichenden Gründen zugleich *könne* und *müsse*, und dafs ein Mangel im Vollbringen bey ihm allemal einen Mangel des Könnens anzeige. Also *konnten* jene Träumenden *sich* nicht finden als die Wissenden dessen, was sie mit unfreywilliger Liberalität ihren Rivalen in den Mund legten. Beym Aufwachen hingegen ergänzte sich ihr Selbstbewufstseyn, ohne Zweifel eben so unfreywillig, und vielleicht mit einigem Verdrufs, und mit einer Art von Reue über die Plage, die sie sich angethan hatten, gleich als hätte es in ihrer Gewalt gestanden, sich zu besinnen, dafs sie selbst es waren, welche die Kosten des ganzen Spiels bestritten.

Vergleichen wir nun unsre obige Theorie des Selbstbewufstseyns: so zeigt sich bald, dafs diese Art von Träumen um nichts räthselhafter ist, als jede andre. Gleich zuerst wird uns einfallen, was sich von selbst versteht, dafs irgend ein Act des Subjectiven im Ich, oder genauer, irgend eine appercipirende Vorstellungsmasse [500] die letzte seyn müsse, für welche das Uebrige zum Object wird, ohne dafs sie selbst das Object einer höheren wäre. Warum denn sollte das nicht diejenige seyn, in welcher die Beschämung ihren Sitz hatte, womit die Träumenden sich für übertroffen hielten? — Dafs sie es im Wachen nicht seyn könne, folgt sehr natürlich aus dem Gegensatze der äufseren Welt und der inneren, den uns die Sinne unaufhörlich vergegenwärtigen, und durch welchen sie uns zwingen, alle unsre Vorstellungen, die zur Aufsenwelt nicht passen, in das Innere, in Uns selbst hinein zu verlegen. Ist einmal die ganze Scene für einen Traum erkannt, so mufs freylich zugestanden werden, man habe selbst alle Rollen gespielt. Wiewohl es dem Aberglauben auch hier nicht an der Ausrede fehlen würde, irgend ein Dämon habe im rechten Augenblicke mit eingesprochen, und die wirklich fehlende Kenntnifs supplirt. — Es ist in der That nur ein Schlufs, vermittelst dessen wir, im Wachen sogar, uns selbst für die Urheber unserer plötzlichen Einfälle halten. *Kein Andrer kann es seyn; also Wir!* In den psychologischen Mechanismus, den wahren Urheber, schaut kein Selbstbewufstseyn; und wie dergleichen Einfälle mit unserer Ichheit zusammenhängen, wissen wir schlechterdings nicht. Sondern es sind dies Bestimmungen, die in das Ich fallen, ohne darin zu haften; zufällige Elemente für eine Complexion, die, wenn man alles Zufällige von ihr abscheiden wollte, nichts übrig behalten würde. (§ 135.) Wohl uns, dafs es mit unsrer *Seele* besser beschaffen ist, als mit unserm *Ich;* dem man eine sehr unverdiente Ehre erwies, als man es über die Seele emporhob; als man diese zu entbehren beliebte, um sich an jenem zu halten!

Damit aber das Wunder jener Träume sich noch auffallender vermindere, wird es gut seyn, zu zeigen, dafs etwas Aehnliches auch im Wachen vorkomme, und dafs es sehr vielen selbst ausgezeichneten Köpfen, blofs aus Mangel an Uebung in gewissen philosophischen Reflexio[501]nen begegnen könne. Ich nehme die Freyheit, als Beyspiel eine Stelle aus einem sehr schätzbaren Werke zu benutzen, mit der Bitte, daran weiter keine üble Nebenbedeutung zu knüpfen. In Herrn AUTENRIETH's Physiologie*

* Theil III, S. 88.

steht folgendes zur Widerlegung des Idealismus: „Wer in Gedanken den Kopf heftig gegen eine Thür rennt, wird sich plötzlich überzeugt fühlen, dafs das Nicht-Ich schon anderwärts müsse gesetzt seyn, und dafs das Setzen oder Nicht-Setzen des Nicht-Ichs durch das Ich eines Philosophen zum Daseyn oder Nicht-Daseyn der Dinge aufser uns auf der Welt nichts beytrage.“ Abgesehen von dem hier durchblickenden Misverstande, als ob von einem *willkührlich* vorzunehmenden oder zu unterlassenden Setzen hiebey die Rede seyn könnte: hat Hr. A. vergessen, dafs der Idealist sich bey einiger Besinnung sehr bald sagen würde, die Thüre, und der Kopf, und der Schmerz, seyen, was sie für ihn ohne allen Zweifel sind, *seine* Vorstellungen; indem der Idealist gewohnt ist, überall das *Ich denke* beyzufügen, während wir andern freylich, im gemeinen Leben wenigstens, unsre Vorstellungen wie wirkliche Dinge zu betrachten und zu behandeln, und z. B. eine Thüre tausendmal zu öffnen und zu schliefsen pflegen, ohne uns zu erinnern, wie unmöglich es ist, dafs wir das Ding an sich, welches hinter dieser Erscheinung stecken mag, jemals sehen oder fühlen könnten. Wenn aber es so grofse Schwierigkeit hat, dafs Jemand selbst in dem Augenblicke, wo er gegen die Idealisten disputirt, zu denjenigen höhern Reflexionen aufsteige, die man denselben durchaus nicht verweigern kann: warum soll es denn einem armen Träumenden nicht erlaubt seyn, auch einmal eine Apperception, die jedem Wachenden natürlich ist, auszulassen?

Wer dagegen in idealistischen Betrachtungen sich übt: der bildet in sich eine appercipirende Vorstellungsmasse, worin das Ich die Hauptperson ist, und die nun, [502] auch lediglich vermöge eines psychologischen Mechanismus, beym wissenschaftlichen Denken wenigstens sich überall darbietet, und es nach ihrer Art verarbeitet. Der Idealist aber ist im Irrthum, indem er seine Leichtigkeit, alle seine Gedanken Sich zuzueignen, für ein wohlthätiges Durchbrechen der reinen Ichheit durch das Individuelle hält. Was er besitzt, was jenen Andern fehlt, was im Traume ausbleibt, weil Hemmungen statt der Veranlassungen da sind, das Alles steht unter den gleichen psychologischen Gesetzen.

§ 163.

Es ist für die ganze Psychologie im hohen Grade nützlich, wenn mit den auffallenden Anomalien in solchen Zuständen, worin offenbar der Leib vorherrscht, die minderen Fehler verglichen werden, die der gesunde, wachende Mensch vielfältig begeht. Oft genug scheint der Wachende zu träumen und wir sehen Tollheit ohne Wahnsinn auch aufser dem Irrenhause. Was wir Verstand nennen, nämlich in Beziehung auf das praktische Leben, das ist grofsentheils ein Werk der Gesetze und Sitten, der Erziehung und Gewöhnung und Uebung, ja selbst der blinden Befolgung irgend einer Auctorität. Genau, jedoch ohne Uebertreibung, zu erkennen, wie und in wiefern dergleichen Bande für die Menschheit im Grofsen nothwendig sind, ist in praktischer Hinsicht ein höchst wichtiger Punct für die Philosophie; die unter andern weit weniger mit der Geschichte zerfallen seyn würde, hätten ihr diese Einsichten nicht zu sehr, und obendrein zur Unzeit, gemangelt!

Man wolle mir daher verzeihen, wenn ich hier zwischen Traum und Wahnsinn einiges in die Mitte stelle, das zwar zu einer so schlechten Gesellschaft auf keine Weise kann verurtheilt werden, aber dennoch dem Forscher gegenwärtig seyn mufs, damit er seine Untersuchungen allgemein genug fasse, und in den heterogensten Zuständen dieselbe Seele und dieselben Gesetze des Vorstellens wieder erkenne.

[503] Alles, was man Schwäche des Geistes nennen kann, wird sich entweder auf *Unwissenheit*, oder auf ein *Ausbleiben des rechten Gedankens im rechten Augenblicke* zurückführen lassen. Das letztere ist es, was uns jetzo beschäfftigt, denn die Unwissenheit ist überall kein psychologischer Gegenstand.

Das Ausbleiben des rechten Gedankens wird zur Ursache positiver Verkehrtheiten, wenn eine Vorstellungsreihe, die von jenem Gedanken würde zurückgehalten seyn, indem sie nun von der ihr nöthigen Hemmung frey bleibt, hervortritt, und sich auf eine Art äufsert, die bey wiederkehrender Besinnung wird gemisbilligt werden.

Diejenigen Fälle, wo der rechte Gedanke zu wenig Energie besitzt, so dafs auch wenn er ins Bewufstseyn tritt, er dennoch die entgegengesetzte Vorstellungsreihe nicht überwindet, sondern sich unter ihr beugt, müssen hier abgesondert werden; sie ergeben, im Theoretischen, Vorurtheile, im Praktischen, moralische Verderbnifs und eigentliche Bösartigkeit.

Aber verwandt mit Traum und Wahnsinn sind alle die Fälle, wo ein hinlänglich starker Gedanke dennoch seine Dienste versagt; *indem er mit der Vorstellungsreihe, die er nach sich bestimmen sollte, nicht gehörig zusammentrifft.*

Erwägen wir zuvörderst das Gegentheil, die *Besonnenheit*, in einigen Beyspielen! Man erwartet von einem klugen Kopfe, er werde in Umgangs-Cirkeln die Verhältnisse der gegenwärtigen Personen, so weit sie ihm bekannt sind, beachten, und kein Gespräch führen, das einem der Anwesenden unangenehm werden mufs. Von dem Schachspieler, dafs er die sämmtlichen Figuren in ihren möglichen Wendungen überschaue, und sich darnach richte. Von dem Staatsmanne, er überlege das Interesse einer jeden Macht und die Leidenschaften jedes Mächtigen; er spüre jeden möglichen Betrug, und es entgehe ihm kein Zeichen der ihm vortheilhaften oder nachtheiligen Gesinnungen. Von dem Mathematiker, er [504] habe seine Formeln, von dem Philosophen, er habe seine Begriffe stets gegenwärtig, und bereit zu jedem passenden Gebrauche.

Das alles gehört sich so, es gebührt und geziemt sich, nicht etwan als ob es dem psychologischen Mechanismus in jedem nicht verstörten Kopfe also gemäfs wäre, sondern weil es zweckmäfsig ist und schicklich; man erwartet es aber unter gebildeten Menschen um so eher, weil eben um der Zweckmäfsigkeit und Schicklichkeit willen der psychologische Mechanismus dafür pflegt gebildet, darauf eingerichtet zu werden, welches bis auf einen gewissen Grad bey dem gesunden Menschen möglich ist.

Offenbar aber wird hier an diesen Mechanismus ein ihm fremdartiges Maafs des Richtigen und Gesetzmäfsigen angelegt. Hier ist von einer Richtigkeit *nach praktischen Regeln* die Rede; ganz etwas Anderes sind *die Naturgesetze* der Mechanik des Geistes. Diese letztern können nicht

erkranken; sie sind stets gesund, und stets dieselben, wenn sie schon bey veränderten Umständen die abweichendsten Resultate von denen ergeben, die man von dem gesellschaftlichen Menschen verlangt.

Dafs ein Gedanke genau in demselben Augenblicke ins Bewufstseyn eintreffen sollte, wo die praktische Nothwendigkeit seiner Gegenwart entsteht; ist, nach mathematischer Strenge genommen, schlechterdings unmöglich. Auch in dem witzigsten Kopfe, dem die treffendsten Antworten stets zu Gebote stehn, bedürfen die Vorstellungen einiger Zeit zu ihrer Bewegung, wenn schon diese Zeit so kurz ist, dafs im Gespräch keine Lücke bemerkt wird, weil die Gedanken der andern Personen noch viel langsamer wandeln. Derjenige Witz aber, der eine Viertelstunde zu spät kommt, und in dessen Stelle sich, als es für ihn Zeit war, eine Plattheit drängte, giebt das erste Vorspiel zu den ernsthafteren Gebrechen, die man dem Menschen als Mängel der Besonnenheit anrechnet. Und jene Unbesonnenheit des grofsen Newton, der mit [505] dem Finger einer Dame seine Pfeife stopfte, (wenn das Geschichtchen wahr ist,) giebt das Vorspiel zu allen Verirrungen des Wahnsinns, dem eine fixe Idee nicht erlaubt, die Gegenstände und Verhältnisse der Welt in ihrem wahren Lichte zu erblicken. Der nämliche Mann, dem Jenes begegnete, war vielleicht der besonnenste Sterbliche in seiner Wissenschaft.

Wenn nun die wissenschaftliche oder künstlerische Vertiefung alle heterogenen Vorstellungsreihen so stark hemmen, die Auffassung der äufsern Wahrnehmung so sehr stören, wahrscheinlich auch den ganzen Organismus entschieden nach sich stimmen kann: um wieviel mufs die Verzögerung, ja die Ausschliefsung der rechten Gedanken — derjenigen nämlich, die um einer praktischen Rücksicht willen *die rechten* genannt werden, — zunehmen, sobald nun noch irgend welche fehlerhafte physiologische Einwirkungen dazu kommen! sobald es dem Organismus an Geschmeidigkeit fehlt, dem nöthigen Wechsel der Vorstellungen gehörig begleitend nachzufolgen; sobald diejenigen Zustände, welche von den herrschenden Vorstellungsmassen herrühren, sich zu sehr bevestigen, um einem entgegengesetzten Antriebe leicht nachzugeben!

Noch andere Beyspiele, dafs ohne alle widrigen physiologischen Einflüsse, die gröfsten und gesundesten Köpfe der Unbesonnenheit zuweilen zum Raube werden, und dafs also da, wo im Wahnsinn dergleichen Erscheinungen carricaturmäfsig vergröfsert erscheinen, der leibliche Zustand nur vollendet, was der psychologische Mechanismus schon angefangen hatte, — liefert uns die Geschichte der Philosophie, in den Inconsequenzen der Systeme; die, was das merkwürdigste ist, eine nicht blofs augenblickliche, sondern permanente Unbesonnenheit, einen ausgebildeten Vorstellungskreis, in welchem dennoch die Gedanken sich nicht gehörig durchdringen, uns vor Augen legen. Gesundheit des Geistes war ohne allen Zweifel in ganz vorzüglichem Grade das Eigenthum des [506] ehrwürdigen Kant; dies beweis't alles, was man von ihm weifs. Dennoch ist sein System in einem Hauptpuncte ein Beyspiel von Unbesonnenheit; und der Beweis hievon liegt in dem eigenthümlichen Gepräge der Philosophie unserer letzten Decennien. Beschäfftigt mit den Formen der Erfahrung, liefs Kant die Frage nach dem Ursprunge der einfachen Empfindungen, der Materie der Er-

fahrung, anfangs aufser Acht; auch konnte und wollte er seine Kategorie der Ursache, die nur einen immanenten Gebrauch im Gebiete der Erfahrung haben sollte, nicht dazu anwenden, von den Dingen an sich zu sagen, und theoretisch zu behaupten, sie seyen die Ursachen unsrer sinnlichen Empfindungen. Dem gemäfs mufste von Dingen an sich bey ihm eigentlich gar nicht die Rede seyn: wie die scharfsinnigsten unter den Nachfolgern sehr bald bemerkten. Wie kam denn KANT zu der oft wiederhohlten, und ausdrücklichen Behauptung, dafs den Erscheinungen gleichwohl Verstandeswesen (Dinge an sich,) correspondiren? Seine Glaubensartikel, die um des moralischen Interesse willen angenommen wurden, führten ihn wieder in diese Gegend. So kam ein freyer, ein unsterblicher Geist, so die Ueberzeugung von Gottes waltender Weisheit, in das System. Aber auch die Dinge an sich, von denen die Sinneserscheinungen, nach Abzug der Form, ihren Ursprung haben sollten? Waren diese auch ein Glaubensartikel? Was konnte es dem moralischen Interesse schaden, die Materie sowohl als die Form der Erfahrung aus dem eignen Selbst entspringen zu lassen? — So fragten sich FICHTE und SCHELLING beym Beginn ihrer Arbeiten, und es ist bekannt genug, dafs beyde, besonders aber der erste, Anfangs hierin ihre leitende Idee fanden. Unter der damals sehr allgemein verbreiteten Voraussetzung, die Kantische Lehre sey der Hauptsache nach die wahre, glaubte FICHTE den rechten Weg einzuschlagen, indem er suchte, die Kantische Philosophie von den Dingen an sich zu befreyen. — Und unbegreiflich würde es immer bleiben, [507] wie KANT jene Unzierde seines Systems nicht gewahr geworden sey, wenn nicht eine Association hiebey gewirkt hätte. Eine reale Seele, eine reale Gottheit, schienen in die allgemeinere Annahme von Dingen an sich hineinzugehören. Unter den Flügeln von jenen erhabenen Gegenständen nahmen auch diese sehr gleichgültigen wieder ihren alten Platz ein. Dies hätte nicht geschehn können, wäre mit mehr Schärfe der sonst so tief eingeprägte Gedanke, nichts Uebersinnliches einzulassen, wofür nicht das moralische Gesetz volle Bürgschaft leiste, auch hier durchgedrungen. Und so haben wir denn wiederum ein Ausbleiben des rechten Gedankens an der rechten Stelle, ungeachtet derselbe Gedanke vorhanden, und mit ausgezeichneter Stärke gerüstet war. Die anfängliche Richtung des Systems führt uns abwärts von den Dingen an sich, die nachmalige kehrt zu ihnen zurück. Wie konnte nun der grofse Denker ein solches System in seinem Geiste tragen? Wie, wenn nicht so, dafs abwechselnd sein Denken bald an den vorderen, bald an den hinteren Fäden fortlief, und dafs er gleichsam ein zwiefaches Bewufstseyn für die verschiedenen Theile seiner Lehre, sich angebildet hatte.

Nach einem so ausgezeichneten Beyspiele wird man kaum verlangen, dafs ich noch in niederen Regionen des gemeinen Denkens ähnliche Fälle nachweise. Man muls wenig auf Menschen geachtet haben, wenn man nicht weifs, dafs sie sehr gewöhnlich mehrere Gedankenmassen im Kopfe haben, die sich gegenseitig nur mangelhaft bestimmen und durchdringen, und die, ungeachtet sie im Widerspruche stehn, sich doch höchst friedlich in der Einen Wohnung neben einander befinden.

§ 164.

Dennoch erhebt sich grofse Verwunderung, wenn nach vergröfsertem Maafsstabe ähnliche Erscheinungen bey Kranken zu sehen sind. Nachdem Reil* die Ge[508]schichte eines gebildeten Frauenzimmers erzählt hat, das in einem periodischen Wahnsinn sich für eine flüchtige Französin hielt, und mit vorzüglicher Feinheit diese Rolle spielte, von der sie selbst allein getäuscht wurde: setzt er, in Beziehung auf ihre getheilte Persönlichkeit (denn sie war abwechselnd Teutsche und Französin, jedes für sich im Zusammenhange, keins in Verbindung mit dem anderen,) den Ausruf hinzu: „*Wer soll diese Geschichte erklären? der Materialist oder der Spiritualist nach den reinen Grundsätzen der Psychologie? Ich fürchte, seine Kunst scheitert an diesem Phänomen.*"

Das erste, was wohl Jedem hiebey einfällt, ist die bekannte Thatsache, dafs auch ohne Wahnsinn der Traum manchmal ähnliche Erscheinungen darbietet. Die Träume einer Nacht werden oft genug in der andern fortgeträumt. Verschiedene körperliche Zustände rufen verschiedene Vorstellungsmassen auf; jede von beyden bildet sich für sich allein aus, unbekümmert um die andre und von derselben unberührt.

Ich kann mich hier der Frage nicht erwehren: was wohl in den Köpfen der Schulknaben vorgehn möge, die an Einem Morgen durch eine Reihe heterogener Lectionen herdurch getrieben werden, deren jede sich am folgenden Tage mit dem gleichen Glockenschlage wiederhohlt und fortsetzt. Sollten diese Knaben wohl die verschiedenen Gedankenfäden, welche da gesponnen werden, unter einander, und mit denen der Erhohlungsstunden, in Verbindung bringen? Es giebt Erzieher und Lehrer, die das mit einem wunderbaren Vertrauen voraussetzen, und deshalb weiter nicht bekümmert sind.

Ferner, was ist wohl der Geisteszustand des Musikers, der die ganz eigenthümliche Gedankenreihe seiner Kunst, nur in wenige, und sehr zufällige Verbindungen mit andern Gegenständen bringen kann? Wer musikalische Phantasie hat, wird wissen, dafs diese besonders in recht heitern Stimmungen sehr gewöhnlich ihrem Triebe [509] folgt, und selbst eine vielstimmige Musik im Innern aufführt, ohne den geringsten Zusammenhang mit den übrigen Gedanken, die ihren eigenen Gang *in der nämlichen Zeit* fortgehn. Dieses möchte bald noch wunderbarer scheinen (obgleich es an sich nicht wunderbar ist, da die beyden Vorstellungsreihen einander nicht hemmen, wenn nicht mittelbar durch den von beyden afficirten Organismus,) noch wunderbarer, sage ich, als die *abwechselnden* Vertiefungen des Künstlers in seine musikalischen Studien und in die Geschäffte des Lebens, die auch einander nichts mittheilen.

Soll ich nun endlich bis zu den Personen kommen, die in der Kirche eine periodische Frömmigkeit empfinden, in andern Zeiten andre periodische Stimmungen haben, ohne gegenseitigen Einflufs zwischen diesen und jener?

Jedoch, zurück zur aufgegebenen Frage. Bevor ich die Beantwortung wage, ersuche ich den Leser, sich das Gefühl der Anstrengung zu ver-

* a. a. O. S. 75.

gegenwärtigen, was wohl Jeder, in den Augenblicken empfunden hat, da von einer, etwas lebhaft verfolgten Beschäfftigung, ein plötzlicher Uebergang zu einer andern soll gemacht, und hiebey wohl gar die Erinnerung an die frühern soll vestgehalten werden. Zum Beyspiel, einer etwas schweren Integration, die bis auf die Bestimmung der Constante fertig ist, soll jetzt diese, mit Rücksicht theils auf die vollbrachte Rechnung, theils auf andre verwickelte Umstände, beygefügt werden. Oder, verständlicher zugleich und passender, ein Lauf in einer Claviermusik ist jetzt eben mit der linken Hand eingeübt; nun soll die rechte mitspielen. Wie erklären wir das hiebey nicht selten eintretende Gefühl der Anstrengung? Zuweilen erinnert in dergleichen Fällen eine Spur von Kopfschmerz daran, dafs hier der Organismus Mühe habe, seine begleitenden Bewegungen auch noch auf den Zusatz einzurichten, den der Geist zu seiner vorigen Thätigkeit zu machen im Begriff ist. Und Niemand wird das unerwartet oder seltsam nennen, denn wie sollte es anders seyn, bey dem Causalverhält-[510]nifs zwischen Leib und Seele. — Gleichwohl soll das kranke Frauenzimmer, dessen Reil erwähnte, sich in dem Augenblicke, da sie sich als Deutsches Mädchen denkt, nicht blofs ihrer französischen Persönlichkeit erinnern, sondern *darüber die Deutsche nicht verlieren;* welches offenbar nothwendig ist, damit sie inne werde, sie habe geschwärmt. Bedenken wir doch, dafs sie krank ist! Wie soll sie die Anstrengung aushalten, nicht blofs des *Wechsels* der Gemüthslagen, sondern der *Aufhäufung einer auf die andere*, ja gar der *Stöfse*, die es geben mufs, damit eine die andre Lügen strafe? Es ist alles mögliche, (allein eben nicht zu erwarten,) wenn sie nach ihrer Genesung neben ihrer wieder bevestigten Deutschen Persönlichkeit noch den Gedanken an die französische tragen kann, — wenn sie alsdann irgend etwas weifs, von allem, was die Französin gethan und gesprochen hat. So erinnert sich freylich der Gesunde seines Traums, weil der Organismus nachgiebig genug ist gegen den Zusammenstofs der widerstrebenden Gedankenreihen, und sich bey der Gelegenheit durch Lachen Luft macht. Wer aber nicht aufgelegt ist zum Lachen, dem wird jede Revision seiner früheren Verkehrtheiten entweder peinlich oder unmöglich.

Man wird nun hoffentlich einsehn, dafs weder diese noch ähnliche Geschichten die geringste Schwierigkeit haben. Das *Nil admirari* taugt zwar als Maxime nichts, denn es tödtet die Keime der Forschung; aber ich bekenne, dafs, wo es nicht nach vollbrachter Untersuchung, sich als Probe wahrer Einsicht von selbst einfindet, mein Zutrauen zu dieser Einsicht ziemlich beschränkt ausfällt.

§ 165.

Die Hauptsache, wird vielleicht jemand sagen, sey noch unerklärt geblieben. Denn das Vorstehende beziehe sich nur auf den Umstand, dafs die entgegengesetzten Gemüthszustände nicht in Ein Bewufstseyn zusammenkamen, wobey sie sich würden lebhaft gehemmt, und den Organismus in eine für jetzt unmögliche Span[511]nung gesetzt haben. Allein es bleibe die Frage übrig, wie überall eine Umtauschung der Persönlichkeit denkbar sey, wie Jemand ein anderes Ich, als das seinige, haben könne?

In der That, die Betrachtung dieses Punctes ist noch vorbehalten.

Sie bezieht sich nämlich nicht auf das Eigenthümliche jener Geschichte, sondern auf alle die so sehr gewöhnlichen Fälle des Wahnsinns, wo der Mensch sich für einen Andern hält, als der Er ist. Und wir gehen hiemit über zu demjenigen, was über den Wahnsinn in der Kürze noch zu sagen ist, um die Anwendbarkeit unsrer Principien auch auf diesen Gegenstand zu zeigen.

Zuerst wolle man sich aus den obigen Untersuchungen erinnern, dafs die Ichheit, wie sie bey allen sich selbst vorstellenden Wesen vorkommt, gar keine bestimmte Individualität erfordert, sondern nur irgend eine, welche übrigens in ihren nähern Bestimmungen vom Zufall abhängt, der ihre mannigfaltigen Bestandtheile zusammenhäuft. Man wolle sich aus der Erfahrung erinnern, wie die Ichheit sich bey einem und demselben Menschen von seiner Kindheit bis zu seinem Alter gleichsam fortschiebt auf den verschiedenen und heterogenen Gefühlen, Wünschen, Thaten, Gedanken, äufseren Verhältnissen, die er im Laufe der Zeit allmählig zu seinem Selbst hinzurechnet. Man wolle bemerken, wie vielfach verschieden der Mensch sogar im Laufe einer Stunde seine Person ansieht, indem er sich bald als Geschäfftsmann, bald als Familienglied, bald vielleicht als körperlich leidend, u. s. w. auffafst; oder indem aus der ganzen höchst zusammengesetzten, und nicht durchgehends vest verbundenen Complexion, die das individuelle Ich ausmacht, bald dies bald jenes mehr im Bewufstseyn sich hervorhebt. Jede etwas beträchtliche Vorstellungsmasse enthält ohne Zweifel irgend eine Auffassung der eignen Person; und die Vorstellung Ich kommt im Menschen so vielemal zu Stande, dafs er nothwendig eine vielfältige Per[512]sönlichkeit bekommen *müfste*, wenn nicht bey gesunder Besonnenheit alle Vorstellungsmassen einander gegenseitig bestimmten und sich so mannigfaltig unter einander verknüpften.

Nun denke man sich den allmähligen Uebergang des Verständigen zum Wahnsinn. Drückende Körpergefühle machen ihn mehr und mehr untauglich zu seinen gewohnten Verrichtungen; er findet sich nicht mehr als den thätigen, planvollen, seiner Verhältnisse mächtigen Menschen, als den er sich sonst dachte. Dagegen müssen jene Körpergefühle mit aufgenommen werden in die Angabe dessen, was er als sein eignes Selbst kennt. Diese geben ohne Zweifel die Grundlage zu einer neuen Individualität, welche nur braucht von den Erinnerungen an die Vergangenheit losgerissen zu werden, und mit neuen Gedankenmassen in Verbindung zu treten, um ein Ich zu ergeben, das mit dem frühern nicht zusammenhängt.

Um die losreifsende Kraft aber, wodurch das eine vom andern getrennt, und eben deshalb das neu entstehende Ich solcher Bestimmungen fähig werden soll, die dem alten gerade widersprechen, — um diese Kraft sind wir hier gewifs nicht verlegen. Es ist dieselbe, welche überhaupt so oft die Gedankenfäden des Wahnsinnigen zerschneidet, welche sein Benehmen und Sprechen mehr oder minder desultorisch und inconsequent macht; dieselbe, durch welche es unmöglich wird, dafs viele verschiedene Vorstellungsmassen zugleich in seinem Bewufstseyn gegenwärtig seyen, und auf einander einwirken. Es ist die physiologische Hemmung des Vorstellens, welche die Krankheit mit sich bringt. Wenn diese sich mit irgend

einer phantastischen Aufregung vereinigt, so haben wir zwey Kräfte, von denen alle Erinnerungen der frühern Ichheit auf die Schwelle des Bewufstseyns können getrieben werden. Die jetzigen Körpergefühle, sammt der eben vorhandenen Phantasie, ergeben um so sicherer ein neues Ich, je vester sie sich unter einander com[513]pliciren, das heifst, je ungestörter sie mit einander eine Zeitlang haben im Bewufstseyn verweilen können.

Dafs es in einem solchen Zustande nicht an der Ichheit überhaupt fehlen werde, leuchtet unmittelbar ein. So lange noch der Mensch seine Glieder kennt und willkührlich bewegt, so lange er sein Sprechen vernimmt, versteht, und darin seine Gedanken wiederfindet, eben so lange sind die ursprünglichen Grundlagen vorhanden, worauf in der frühen Kindheit die Ichheit erbauet wurde.

Und dafs hieran die erste beste Phantasie sich vest hänge, — mit allen den Fäden, welche aus ihr im Verlauf der Zeit können gesponnen werden, — dies darf nach der bekannten Entstehungsart aller Complexionen kein Wunder nehmen.

Wenn aber die äufsern Umstände, z. B. das Irrenhaus mit allem seinen Elende, den Wahnsinnigen, der sich König glaubt, nicht von der Täuschung heilt, so ist das die natürliche Folge von der Unfähigkeit des Kranken, seine Gedanken in ihrem ganzen Zusammenhange zu entwickeln, und hiedurch das Widersprechende wahrzunehmen, was sich aus ihnen ergiebt. Dies ist gerade wie im Traume. Ich erinnere mich eines sehr lebhaften Traums, der mich in ein offenes Grab hinabsehen liefs. Aber wo war dieses Grab? Nicht auf ebener Erde, sondern auf dem obersten Boden eines Hauses. Jeder Wachende weifs, dafs man in die Bretter nicht graben kann; die beyden hier aufgeregten Vorstellungen würden, gehörig verfolgt, einander aufgehoben haben. Kann nun die physiologische Hemmung die allernächsten räumlichen Associationen so gänzlich abschneiden: wieviel mehr Mühe würde der Wahnsinnige haben, aus dem Betragen der Umgebung zu lernen, er sey nicht König!

Es scheint demnach, dafs die Geistesverrückung in Ansehung des Selbstbewufstseyns keine besondre Schwierigkeit habe, und dafs aus den Untersuchungen über das Ich, als über das Product, nicht eines rein intellectuellen Seelenvermögens, sondern vieler einzelnen, auf bestimmte [514] Weise unter einander verbundenen Vorstellungen, — sich die Möglichkeit jener Verrückung hinreichend erkennen lasse. Und hiemit sind wir an diejenige Gränze unsrer ganzen Abhandlung gelangt, die wir uns gleich Anfangs gesteckt hatten. Das Ich sollte unsre Arbeit anfangen und endigen, es sollte gleichsam dem Rahmen hergeben, mit dem wir sie einfassen wollten. Der abstracte Begriff des Ich, wie ihn die Speculation auffafst, ehe sie noch seine Beziehungen kennt, gab uns den Anfangspunct; erst nach einem langen Laufe der Untersuchung konnten wir mit Erfolg die Analysis des Selbstbewufstseyns vornehmen, und am Schlusse beschäfftigten uns dessen Mängel im Traume und Verrückungen in Krankheitszuständen.

Da wir jedoch auf unserm Wege weit mehrere Gegenstände, als nur das Selbstbewufstseyn, berührt haben, so wird es erlaubt seyn, noch einige

wenige Schritte über die gesteckte Gränze hinaus zu thun, um in jeder Rücksicht zum Schlusse zu gelangen.

§ 166.

Zuvörderst noch einige Betrachtungen über Geisteszerrüttungen. Ich knüpfe dieselben an die Eintheilung, welche PINEL in seinem *traité fur l'aliénation mentale*,* und mit weniger Veränderung REIL** gegeben haben. Der letzte unterscheidet *fixen Wahn, Tobsucht, Narrheit* und *Blödsinn*, indem er PINEL's drittes Theilungsglied, eine Complication der beyden ersten, wegläfst. Wir können also die noch übrigen vier Glieder als eine, von beyden gemeinschaftlich vestgesetzte Classification, zwar nicht der *Kranken*, wohl aber der *Begriffe*, unter welchen die *Krankheiten* zu subsumiren seyen, annehmen. Und in der That sind die Unterscheidungsmerkmale sehr bestimmt und brauchbar auch für die philosophische Betrachtung.

[515] Unter den angegebenen Arten hebe ich zuerst die Tobsucht heraus; (*manie sans delire* nach PINEL.) Bey dieser steht das Psychologische und Physiologische noch beynahe getrennt. In den Anfällen derselben empfindet der Kranke, der seines Verstandes mächtig ist und bleibt, ein Brennen im Unterleibe, welches allmählig sich fortpflanzt zur Brust, zum Halse, bis ins Gesicht und in die Schläfen, mit sichtbaren Zeichen von heftigem Andrange des Bluts; endlich ins Gehirn, wobey sich eine blinde Wuth erhebt, jeden Nahestehenden zu mishandeln, ja selbst die geliebtesten Personen zu morden. Der Rasende verabscheut in diesem Zustande sich selbst, er warnt, man möge ihm ausweichen, da er nicht im Stande sey, sich zu zügeln, sondern von einer unwiderstehlichen Gewalt sich fortgerissen fühle.

Sehr richtig ohne Zweifel bemerkt REIL, dafs hier die Krankheit nicht in der Seele, sondern im Körper ihren Sitz habe. Denn dafs ein heftiges, beym ersten Anfalle unbekanntes, Körpergefühl sich eine Vorstellungsreihe anknüpfe, die eigentlich damit in gar keiner nothwendigen Verbindung steht, sondern jetzt erst eine Complication mit jenem Gefühle eingeht, das kann man unmöglich Krankheit nennen. Gerade das nämliche ist der Fall beym Geschlechtstriebe, der nur nicht das Unwiderstehliche mit der Tobsucht gemein hat; übrigens aber uns eben so vergeblich bey der Frage verweilen machen würde, was für ein innerer Zusammenhang sey zwischen solchen Gefühlen und solchen Gedankenreihen und beabsichtigten Handlungen? Der Tobsüchtige hat früherhin vom Morden gehört, er hat sich eine dunkle Ahndung gebildet, wie einem Mörder zu Muthe seyn möge; keine andre Vorstellungsreihe ist mit ähnlicher Affection verbunden, daher tritt diese Ahndung hervor, die noch am ersten mit dem jetzt vorhandenen Körpergefühl eine Aehnlichkeit der Stimmung hat, — und die unglücklichste aller Complexionen ist fertig! Beym Geschlechtstriebe hilft offenbar die Natur noch auf andre Weise nach, da[516]mit die rechte Complication zu Stande komme; dennoch sind Fälle von Ver-

* S. 137 bis 176.
** a. a. O. S. 305.

irrungen bekannt, selbst von solchen, die schlechterdings mit keiner möglichen Wegschaffung des physischen Reizes zusammenhängen.* Sie würden noch häufiger seyn ohne die Romane, die bey ihren oft schlimmen Diensten doch schon aus diesem Grunde, und abgesehen vom poëtischen Werthe, den die allerwenigsten besitzen mögen, Etwas für sich haben; obgleich sie bey einer vernünftigen Jugendbildung entbehrlich sind.

Das gerade Widerspiel in Rücksicht des angegebenen Hauptpuncts, bietet uns, der unvermischten Tobsucht gegenüber, die Narrheit dar. Während in jener der psychologische Mechanismus seine Integrität beybehält, ist er in dieser nicht mehr zu erkennen. Wenn diejenigen, die so gern die Seele in dem ganzen Körper vertheilen, oder doch alle Ereignisse im Bewufstseyn zum Resultat der Gesammtwirkung des Nervensystems machen möchten, — in dem Buche der Erfahrung lesen wollen, was aus ihrer Hypothese folgen müfste: so mögen sie die Beschreibungen der Narrheit lesen. Bey dieser sind zwar, wie sich versteht, alle Vorstellungen nur in der Einen Seele; und, was mehr ist, die Seele dominirt noch immer die Bewegungsnerven; indem der Narr, wenn er geht eine Sache zu hohlen, noch Hand und Fufs und Auge nach der nämlichen Gegend hin richtet, und wenn er spricht, die Sprachwerkzeuge in eine zusammenpassende Bewegung versetzt. Aber kein Princip der Einheit für die Gedanken ist jetzt in der Seele. Alle Vorstellungen schwimmen wie auf einem Meere zerstreut umher. Keine Reproductionsfolge kann sich abwickeln, keine appercipirende Vorstellungsmasse thut ihre Wirkung, kaum wird noch selten einmal ein Urtheil zu Stande gebracht. Schlechterdings ohne Regel scheinen die Phantasieen ihren burlesken Tanz zu halten, ohne Grund die [517] verschiedenartigsten, vereinzelten Bilder vor die Seele zu treten. Dafs nun gleichwohl die physische Natur niemals gesetzlos wirkt, dafs auch in der ärgsten Narrheit alles in der Seele und im Leibe so geht wie es eben kann und mufs: das wird kein Naturkenner bezweifeln. Nur ihre Zweckmäfsigkeit hat die Natur hier ausgezogen. Wir sehn nun, *dafs die organische Natur auch auf unzweckmäfsige Weise noch leben kann.* Wir sehen, es ist möglich, dafs statt eines *psychologischen* Mechanismus, welchem das Gehirn *diene*, eine Gesammt-Mechanik für die Seele und für das Nervensystem eintrete! Bey dieser nämlich mag eher in jedem andern Elemente des Systems, nur nicht in der Seele, die Einheit aller innern Zustände nach eignen Gesetzen vorhanden seyn; nun mögen die Sehenerven, den früher erhaltenen Eindrücken gemäfs, Gesichtsvorstellungen, und die Gehörnerven Tonvorstellungen veranlassen, so dafs die Seele, nach gewechselten Rollen nur die begleitenden innern Zustände daran füge, was sonst in Beziehung auf sie, den sämmtlichen Elementen des Gehirns zukam. Oder vielmehr, jene Einheit ist jetzt höchst wahrscheinlich nirgends zu finden; es geht in dem ganzen Nervensystem, die Seele mit eingeschlossen, wie in einer allzu deliberirenden Versammlung, wo zwar Jeder für sich allein einen Plan verfolgen würde, wenn er ungestört bliebe, alle zusammen aber nicht einmal einen Plan entwerfen, vielweniger ausführen können, weil

---

* *Beyträge zur Beruhigung und Aufklärung* u. s. w. von JOHANN SAMUEL FEST. 1789. Erster Band. S. 327.

bald diese bald jene Meinung überwiegt, und Alle doch Etwas zu den endlichen Beschlüssen wollen beygetragen haben.

Wer nicht einsieht, dafs gerade nach diesem Bilde auch im gesunden Zustande das Treiben in Seele und Leib gehen würde, wenn alles Mannigfaltige, und gar Aufsereinander-liegende, des Nervensystems, jedes nach seiner Art, und auf demokratische Weise, zusammenwirkte, um die Zustände des Bewufstseyns zu ergeben: der sehe zu, woher das Princip der Einheit, während des vernünftigen Daseins, kommen soll, vermöge dessen, [518] Handlungen, Begehrungen, Gedanken in einem klugen und charaktervollen Manne sich zweckmäfsig an einander fügen. Aus der gröbern Structur des Gehirns ist da nichts zu erklären; diese bleibt dem Narren wie dem Weisen; mit Bewegungen irgend welcher Flüssigkeiten ist nicht viel auszurichten, denn die sind keine Vorstellungen, weder thörichte noch verständige; man wird in dem Innern der Elemente für seine Hypothesen Platz suchen müssen; und am Ende, weil die Einheit aus dem Vielen nicht kann zusammengesucht werden, sich gefallen lassen müssen; sie in Jedem der Elemente anzunehmen; mit Einem Worte, man wird den sämmtlichen Elementen des Nervensystems diejenige zweckmäfsige Einheit ihrer innern Zustände zugestehen, die man Anfangs der Seele versagte, und die Richtigkeit eines jeden noch so unbedeutenden Gedankens von *allen* diesen Elementen abhängig machen; wobey nichts, als nur die gerechte Verwunderung gewonnen wird, dafs eine so höchst complicirte Einrichtung nicht öfter sich verwirre, und dafs nicht eine ungleich gröfsere Anzahl von Narren in der Welt sey, als von Leuten, die ihr leidliches Maafs von Verstande besitzen!

Uebrigens sage ich dies den Physiologen, welche das Räumliche als ein reales Vieles ansehn. Diejenigen, welche sich auf eine übersinnliche Einheit berufen, von der das Viele die Erscheinung sey, finden ihre Widerlegung nicht hier, aber wohl in den ersten Vorbereitungen zur Metaphysik.

Auch bescheide ich mich, diejenigen nicht überzeugen zu können, welche aus den frühern Untersuchungen dieses Buches nicht erkannt haben, wie wenig räthselhaft der richtige Gang des Denkens dann ist, wenn man nur den natürlichen Lauf der Vorstellungen, als Selbsterhaltungen in einem einfachen Wesen, ungestört seinen eignen Gesetzen folgend sich denkt, die physiologischen Einflüsse aber, wenn sie übermächtig werden, als die Urheber der Anomalien in diesem Laufe ansieht. Die [519] hierin nicht einstimmen, werden immer die Psychologie als das Land der Wunder betrachten, und zufrieden seyn, wenn der Vortrag dieser Wissenschaft lautet wie ein artiges Mährchen, worin die Seelenvermögen die Rollen der Dämonen und der Feen spielen.

Doch für diejenigen, die in solchen Fällen sich ganz kurz mit der Weisheit und Güte Gottes helfen, habe ich noch eine Frage. Indem ich mich ausdrücklich mit ihnen vereinige in der Annahme, dafs diese Weisheit unsern organischen Leib zweckmäfsig zum Leben gebildet hat; indem ich dieser Weisheit den Gehorsam des Nervensystems gegen die Seele im gesunden Zustande, verdanke, (nach § 157 und 158), frage ich, nicht eines religiösen Zweifels wegen, sondern aus Liebe zur wahren Psychologie:

warum denn hat Gottes Heiligkeit nicht eine solche Gesammteinrichtung des Organismus getroffen, dafs, *wenn* einmal die *Richtigkeit des Denkens,* dann auch die *Sittlichkeit* der Gesinnungen, die Rechtlichkeit der Handlungen, hieraus hervorgehe? Warum ist nicht der Gegensatz der Narrheit und des gesunden Verstandes zugleich der zwischen Bosheit und Güte? — Für aufmerksame, und mit mir einige, Leser dieses Buchs, giebt es keine solche Frage.

§ 167.

Minder auffallend für den Psychologen, und zum Theil minder traurig, ist das Schauspiel des Blödsinns, als jene der Tobsucht und Narrheit. Der psychologische Mechanismus ist beym Blödsinnigen noch zu erkennen, aber er ist verkrüppelt. Was im Laufe der Zeit aus dem Menschen werden sollte, das ist nicht geworden, er ist ein Kind geblieben, — oder, beym später eingetretenen Blödsinn, in die Kindheit zurückgeworfen. Diese Ansicht des Blödsinns, als einer ausgebliebenen oder verschwundenen Bildung ergiebt sogleich, was die Erfahrung bestätigt, dafs diese Art von Geisteszerrüttung mehr als die andere, der verschiedensten Grade fähig ist, und dafs auch ihre Unterschiede fast nur Gröfsen-Unter[520]schiede sind. Beym vollkommenen Kretin steht die Seele noch auf dem nämlichen Puncte, auf welchem sie etwan bey der Geburt seyn mochte. Gar nichts von Complicationen und Verschmelzungen der Vorstellungen ist zu Stande gebracht, nirgends ist es bey der Hemmung der letztern auf sie selbst angekommen; dagegen hat auch der Organismus nicht, wie in der Narrheit und Tobsucht, Vorstellungen und Gefühle herbeygeführt; sondern die reine Negation des Vorstellens hat Alles, beynahe bis auf die einfachsten, unmittelbaren Sensationen des Augenblicks, erdrückt und getödtet. Der Kretin kennt oft nicht einmal die Theile seines Leibes; er mishandelt sich selbst, und leidet den grausamsten Drang körperlicher Bedürfnisse, ohne sie zu befriedigen.

Es ist ein sehr merkwürdiger, und Vieles aufklärender Umstand, dafs nur der Blödsinn allein unter den Geisteszerrüttungen als angeboren vorkommt. Die andern Arten sind mit der Kindheit, wie es scheint, unverträglich. Wenigstens fand Pinel in *Bicêtre*, nach einem zehnjährigen Register, keinen Verrückten unter funfzehn Jahren. Hieraus sieht man, dafs die andern Arten der Verrückung Verderbnisse dessen sind was vorhanden war; der Blödsinn hingegen als ein blofser Mangel von der ersten Kindheit an existiren kann. Der Blödsinnige ist ein Zwerg am Geiste. Die geringeren Grade des Blödsinns können kaum anders als angeboren vorkommen. Denn wo derselbe im Laufe des Lebens entsteht, sey es unmittelbar oder als Verschlimmerung des fixen Wahnsinns und der Tobsucht, da mufs eine sehr heftige Gewalt so zerstörend auf die früher gewonnene Bildung gewirkt haben, dafs schwerlich irgend etwas anderes als unbrauchbare und im Wege liegende Trümmer davon übrig bleiben können. Hingegen der Blödsinn von Kindheit auf kann so gelinde seyn, dafs er blofs eine auffallend beschränkte, dennoch gewissermafsen in sich abgerundete Bildung darstellt. Ich habe dieses in frühern Jahren sehr genau an einem Verwandten bemerken [521] können, der zwar zu eigent-

lichen Geschäfften untauglich war, aber völlig brauchbar und willig zu kleinen häuslichen Verrichtungen von mancherley Art, und zu Zeiten selbst unterhaltend durch sein Gespräch, welches einen ziemlich ausgedehnten Gedankenkreis, und einen unerwartet beträchtlichen Grad von Beobachtungsgeist verrieth. Ich kann mir nicht als möglich denken, dafs ein ähnlicher Geisteszustand auf eine frühere Ausbildung als Zerrüttung derselben folge. Man würde einen verkehrten Gebrauch der Reste von jener Bildung bemerken, dergleichen bey Jenem nicht statt fand, indem er sich vollkommen dem Verhältnisse angemessen betrug, in welchem er sich einmal befand.

Eben diese Erfahrung hindert mich zu glauben, dafs Reil das Rechte getroffen habe, indem er vorzüglich die Urtheilskraft als das Fehlende im Blödsinn bezeichnet. Dazu kommt die ohnehin fehlerhafte Absonderung der Seelenvermögen, auf welche der angeführte Schriftsteller sich gerade beym Blödsinn nur darum scheint eingelassen zu haben, um sich weiterhin vergebliche Mühe zu machen, das unrichtig Getrennte wieder zusammenzufügen.

Bedenken wir, dafs jeden Menschen ohne Ausnahme seine Geistesbewegungen *Zeit* kosten, so haben wir sogleich, jenseits der gewöhnlichen Mitte, auf der einen Seite das Genie, und zwar das universelle, wenn nicht nähere Bestimmungen hinzukommen, und auf der andern den Blödsinn, indem wir die Zeit sehr verkürzt oder verlängert denken. Das Genie erreicht blofs durch seine Schnelligkeit manche Combinationen, die dem gewöhnlichen Menschen nicht einfallen; und der sehr langsame Kopf läfst auch die leichtesten Bemerkungen aus, weil die Welt, die seinetwegen nicht langsamer geht, und die periodischen Bedürfnisse seines physischen Lebens, die der gewöhnlichen Regel folgen, ihm theils die Anlässe zum Denken zu schnell vorüber führen, theils ihn unterbrechen und verwirren, ihn beschämen und niederdrücken. Man bemerke nur die Verlegenheit und den Unmuth des [522] Schülers, dem der Unterricht zu schnell geht; und ermesse alsdann den Taumel dessen, dem von Kindheit an *Alles* zu rasch vorüberfährt! Wird dieser Taumel etwas anderes seyn als Blödsinn?

Der angegebene Umstand scheint mir wenigstens beym angebornen gelinden Blödsinn der wichtigste; und überdies ist der Gedanke, dafs die Zeit, welche der psychologische Mechanismus verbraucht, durch den physiologischen Einflufs verlängert werde, so einfach und fruchtbar, dafs er wohl verdienen möchte, zuerst und vorzugsweise, wenn auch nicht einzig und allein, bey näheren Untersuchungen dieses Gegenstandes erwogen zu werden.

§ 168.

Ich komme zuletzt zu dem eigentlichen Wahnsinn, der, wenn auch nicht immer, doch wohl in den meisten Fällen, durch eine fixe Idee bestimmt wird. Es liefse sich wohl auch das Gegentheil denken, nämlich ein unregelmäfsig abwechselnder Wahn, der darum noch nicht Narrheit wäre, indem jeder von den Hauptgedanken sich in derjenigen Ausbildung zeigte, welche die Vernunft nachahmt. Ich würde bestimmt behaupten, dafs dergleichen Fälle vorkommen, wenn ich von einigen mir vorschweben-

den Beyspielen hinreichend genaue und ausführliche Nachrichten hätte. Im gemeinen Leben wenigstens kommen Menschen vor, die bald dieser bald jener Schimäre nachlaufen, und deren Thorheit, falls Krankheit des Leibes sie steigerte, in einen schweifenden Wahnsinn übergehn müfste. Auch erzählt PINEL* von einem Uhrmacher, der das *perpetuum mobile* erfinden wollte; hiedurch unmäfsig angestrengt, und überdies durch Revolutions-Ereignisse geschreckt, verfiel er in den Wahn, sein Kopf sey unter der Guillotine nebst andern gefallen, und er trage jetzt einen fremden, den man aus Verwechselung ihm aufgesetzt, da die Richter ihr Urtheil bereueten. Hier würde doppelter Wahnsinn entstanden [523] seyn, wenn nicht die Beschäfftigung mit dem *perpetuum mobile*, welche im Irrenhause fortdauerte, der Belehrung durch Versuche und Erfahrung zugänglich geblieben wäre.

Verdient aber irgend eine Art der Geisteszerrüttung den Namen der Seelen-*Krankheit;* so ist es gewifs der Wahnsinn. Hier wirkt der psychologische Mechanismus, und oft nicht minder lebhaft und zusammenhängend wie beym Gesunden. Aber sein Bau ist verdorben; ein untaugliches Rad ist in die Maschine gekommen; dadurch wird ihr Effect ein Zerrbild von dem, was er seyn sollte.

Wer seinen Lieblingsgedanken ohne Maafs nachhängt, wer seine Phantasie ein Spiel treiben läfst, das heftige Empfindungen steigert, die man bändigen sollte, wer äufseren Eindrücken sich zu sehr entzieht, und die Bekanntschaft mit der Welt verliert; wer es vernachlässigt, das Gewagte seiner Vermuthungen, das Ungewisse seiner Hoffnungen, zuverlässigen Thatsachen gegenüber zu stellen; wer, anstatt Erkundigungen einzuziehn, anstatt Proben anzustellen, anstatt gründliche Wissenschaft zu studiren, lieber Meinungen ausbrütet, und diesen seine Stimmung Preis giebt: der gräbt sich selbst die Grube, in welche ein leichter Zufall, der das Nervensystem schwächt, ihn hinabstofsen kann. Was ist leichter, als dafs eine falsche Complication von Vorstellungen sich erzeuge, nachdem die gegenwirkenden Kräfte unthätig geworden sind, vollends indem eine physiologische Hemmung dazu tritt? Die Möglichkeit hievon wurde schon vorhin erwogen, da von der bestimmten Art des Wahns die Rede war, bey welcher der Kranke sich eine ihm fremde Persönlichkeit zueignet. Die unvermeidlichen Folgen aber liegen am Tage. Wer nur nicht an die Seelenvermögen glaubt, wer z. B. nicht meint, der ganze Verstand müsse krank seyn um eines falschen Begriffes, die ganze Urtheilskraft um eines unrichtigen Urtheils willen, das ganze Gedächtnifs müsse fehlen, wo eine gewisse Reproductionsfolge in ihrer Wirkung gehemmt ist, — der sieht sogleich ein, dafs die Krankheit ursprünglich in einer be[524]stimmten Vorstellungmasse, und in einer bestimmten falschen Verknüpfung gewisser Vorstellungen ihren Sitz hat; dafs sie sich verbreitet, indem diese Masse allmählig mehrere andre nach sich bildet; dafs sie um so mehr um sich greift, je mehr die Stimmung der Gefühle, die sie erregt, in den vorhandenen Körpergefühlen wurzelt, und je mehr hiedurch andre Vorstellungsmassen aus dem Bewufstseyn zurückgehalten werden; endlich dafs sie geheilt wird, indem die

---

* a. a. O. S. 66.

Körpergefühle weggeräumt, die Vorstellungsmassen in ihren falschen Bewegungen nachdrücklich gehemmt, und durch die Sinne ganze Vorräthe von neuen Wahrnehmungen herbeygeführt werden.

Jener Uhrmacher wurde geheilt, nachdem man ihm zu arbeiten gegeben, für seinen Körper gehörig gesorgt, und nun eine *andre*, seiner falschen Vorstellungsreihe verwandte, durch einen derben Spott so getroffen hatte, dafs er zuerst den secundären Irrthum einsah, dann den primitiven allmählig im Stillen berichtigte, und kein Wort mehr darüber fallen liefs.* Es ist bekannt genug, dafs auf ganz ähnliche Weise eingewurzelte Vorurtheile am besten anzugreifen sind. Immer wird es darauf ankommen, in dem psychologischen Mechanismus eine Stelle zu finden, wo er nachgiebig ist, diese stark zu afficiren, zuvor aber die Gesundheit des Leibes und die Heiterkeit des Gemüths so weit herzustellen, dafs die, dem Vorstellungskreise ertheilte neue Bewegung nicht gehindert werde, fortzuwirken bis zur fehlerhaften Stelle, und dort die nöthige Umwandlung zu veranlassen.

Im allgemeinen rühmt man die gute Wirkung der Arbeit, und des vesten, obgleich nicht harten Betragens gegen die Wahnsinnigen. Und wer sieht nicht, dafs eins und das andre zu den trefflichsten Mitteln gehört, einen fehlerhaften Gang des Vorstellens zu hemmen, gewissen herrschenden und richtigen Vorstellungen das Uebergewicht zu verschaffen, daneben dem Leibe sein [525] Wohlseyn und der Seele ihre Herrschaft über den Leib recht lebhaft fühlbar zu machen. —

Es giebt noch andre bekannte Zustände der Seele, in denen sie dem Leibe auffallend unterworfen ist, wie das Delirium im Fieber, das Nachtwandeln, der sogenannte magnetische Schlaf, (wofür ein besserer Name vorhanden seyn sollte, um die so unsäglich gemisbrauchte Analogie mit dem Magneten einmal wieder in ihre Gränzen zurückführen zu können,) ferner der Schwindel, der Rausch, der Starrkrampf, u. s. w. Ueberdies kommen noch die physiologischen Wirkungen der Gefühle und Leidenschaften, wegen der damit verbundenen Rückwirkungen auf die Seele, — es kommt die Abhängigkeit des Temperaments von dem Leibe, und so Manches Andre in Betracht, was hier ganz übergangen ist. Meine Absicht in diesem Capitel, das als ein leicht hingeworfener Anhang zu den früheren Untersuchungen dieses Buches zu betrachten ist, konnte nur seyn, zu zeigen, wie das Physiologische, was von der Psychologie nicht zu trennen ist, mit den hier aufgestellten Principien der letzteren in Verbindung gesetzt, durch einige der auffallendsten Erscheinungen könne verfolgt werden.

Schlufs.

Darüber wird sich leicht Jeder einverstanden erklären, dafs ein lebendigeres und besser gelingendes Studium der Psychologie nicht anders als von den gedeihlichsten Folgen seyn könnte für alle Wissenschaften. Auch das wird man hier einräumen, dafs diese Betrachtung sich müsse unter zwey Gesichtspuncte fassen lassen, indem theils das Aufhören der bis-

* Pinel a. a. O.

herigen schädlichen Folgen unrichtiger Psychologie, anderntheils der positive Gewinn aus Verbesserungen dieser Wissenschaft in Anschlag kommen kann.

Aber welches sind die bisherigen übeln Einwirkungen der Psychologie auf die andern Studien? Ich versuche sie kurz anzugeben.

[526] Die Psychologie wirkte falsch auf die Logik, indem sie, derselben sich beymischend, ihr das Ansehn einer Erzählung gab, wie es im menschlichen Denken zugehe, anstatt einer Regel, wie es zugehn solle, und einer Grundlage der Kritik, wenn es nicht also zugegangen war. Vom Mechanismus des menschlichen Denkens, der eben so gut die Ursachen der Irrthümer als der Einsichten in sich fafst, weifs die Logik nicht das geringste. Bildet sie sich ein solches Wissen ein: so belastet sie hinwiederum die Psychologie mit Fehlern, wie es unter andern dort geschah, wo man die logischen Vorschriften zur Abstraction und Determination in ein vermeintes Abstractionsvermögen übersetzte, und hiemit die Untersuchung über den Ursprung und die allmählige Ausbildung der allgemeinen Begriffe verdarb. (Zu vergleichen § 119 bis 122 und § 147.)

Die Psychologie wirkte falsch auf die Moral, indem sie auch diese verleitete, die Frage nach dem Sollen zu verwechseln mit der nach dem Können. Als man von Sympathie und vom Geselligkeitstriebe redete, um aus dergleichen natürlichen Neigungen der menschlichen Natur darzuthun, wie geschickt der Mensch sey, und wie angenehm es ihm werden müsse, wenn er nur einmal versuchen wollte, als ein guter Bürger und als ein redlicher Freund zu leben: da befand man sich ganz in dem angezeigten Irrthum, und die Auctorität der Moral gerieth in Gefahr, indem aus psychologischen Gründen sich eben so vortrefflich entwickeln liefs, der Mensch sey ungeschickt zum Guten, er sey unaufgelegt für das Recht, im natürlichen Kampfe mit aller Welt, zur Arglist und Tücke geboren. Kam man von beyden Seiten her in einer friedlichen Mitte zusammen, so mufste die Moral eben so gefällig werden, als die sich versöhnenden Psychologen; sie konnte nur in so weit gelten, als sie dem Menschen *natürlich* schien, und das war nicht gar weit! — Als aber KANT sich gegen diese Verkehrtheit erhob, fing er allerdings sein Philosophiren zum zweytenmale von vorn [527] an, indem er bey seinem kategorischen Imperative gar nicht nach irgend welchen *theoretischen Gründen* fragte. Und so war es recht; doch bog er sogleich wieder aus dem Geleise, indem er nicht blofs bey der Logik (bey der *Allgemeinheit* des Gesetzes) nach dem Inhalte des ersten Princips suchte, nicht blofs blindlings annahm, die praktische Philosophie müsse von *Geboten* ursprünglich beginnen, sondern auch sogleich auf die Angabe eines *Seelenvermögens* ausging, welches geschickt seyn sollte, das moralische Gebot ins Werk zu richten. So kam seine transscendentale Freyheit zum Vorschein. Wer täuschte ihn hier, wenn nicht die falsche Psychologie, an deren verborgenen Qualitäten, die Seelenvermögen, er einmal gewöhnt war? Und was war die Folge? Man sieht sie in FICHTE's Sittenlehre. Die Formel des kategorischen Imperativ's veraltete bald; aber die transscendentale Freyheit blieb; und die Sittenlehre verwandelte sich in eine *Historie* von den Aeufserungen dieser Freyheit. So verlor diese Wissenschaft ganz und gar die ihr gebührende Gestalt; und FICHTE's

Sittenlehre ist, gerade wie SPINOZA's Ethik, zwar in mancher andern Absicht ein sehr schätzbares Werk, aber zugleich ein Muster, wie man eine Sittenlehre *nicht* schreiben solle. Denn sie ist von vorn herein ein theoretisches, und eben darum kein praktisches Werk.

Die Psychologie wirkte falsch auf die Metaphysik. Dies ist nun vollends eine Wirkung im Grofsen, die man sogleich gewahr wird, wenn man die ganze neuere Philosophie mit jener alten bis auf ARISTOTELES vergleicht. Die späteren Zeiten ergaben sich grofsentheils der Einbildung, etwas recht vortreffliches und verdienstliches zu unternehmen, wenn sie die Philosophie gewaltsam in die Wohnungen der Menschen einklemmten, wenn sie überall den Menschen zum Mittelpuncte der Untersuchungen und Bestrebungen machten. So wurden jene Aufschwünge des menschlichen Geistes vor ARISTOTELES, vergessen; man begriff nicht mehr, was diejenigen getrieben hatten, die [528] zuerst metaphysische Forschungen begannen, man entfernte sich von der wahren Metaphysik, der jene schon nahe gekommen waren, darum, weil man die ganze Aufgabe dieser Wissenschaft, die ungereimten Erfahrungsbegriffe zu berichtigen, aus den Augen verlor. Statt dessen glaubte man, von der Seele, oder doch von dem Gemüthe, oder mindestens doch von dem Bewufstseyn und den darin arbeitenden Vermögen, oder doch endlich zum allerwenigsten von dem *Ich*, eine Theorie aufstellen zu können. Man merkte nicht, dafs man hier gerade mit denselben Schwierigkeiten, nur in einem speciellen und eben darum noch mehr verwickelten Falle, belastet war, die schon die Alten *genöthigt* hatten, Auswege aus dem Erfahrungskreise zu suchen, und sich in einer Welt von Noumenen anzubauen. Freylich aber konnte des seichten Geredes, woran sich ein gröfseres Publicum zu erfreuen pflegt, über die Thatsachen des Bewufstseyns genug geführt werden. Und seitdem dieses Philosophie hiefs, galten natürlich PLATON's Ideen und das Eine der Eleaten für Träume, die erst wieder zu Ehren kamen, als man sie durch die, leider nur zu sehr entstellenden Brillen des SPINOZA zu betrachten anfing!

Die Psychologie wirkte falsch auf die Pädagogik. Dieser drang sie ihre Seelenvermögen, und damit das sinnlose Problem auf, die einzelnen Vermögen sowohl als deren Gesammtheit zu stärken und mit allerley Fertigkeiten auszurüsten. So ungefähr wie man die Gliedmaafsen, die Muskeln des Leibes, durch Uebung stärkt, weil der Reiz zur Entwickelung des organischen Baues wirkt. Nun erschien die menschliche Seele unter dem Bilde einer Zwiebel, die unter allerley Hüllen ihre schon organisirte Blume versteckt hält, und nur auf Nahrung wartet, um sich auszustrecken, und ihr Verborgenes zu entfalten. Demnach sollte nun auch der Seele Nahrung zugeführt werden, damit sie sich entwickele; es sollten die Seelenvermögen durch allerley Gymnastik aufgeregt werden. Nimmt man diese Ausdrücke für Gleichnisse, so [529] heifst es von ihnen, *omne simile claudicat;* nimmt man sie gar für ernsthafte Angaben dessen, was der Erzieher zu besorgen habe, so mufs der Leser aus den Untersuchungen dieses Buches wissen, wie gänzlich untauglich sie sind. Nur Einen Punct hebe ich hervor: das Wichtigste der Erziehung ist die sittliche Bildung; wer aber kann diese übernehmen, wenn er sich einbildet, in der Seele stecke

schon ein organischer Bau, der, so wie er einmal beschaffen sey, sich entwickeln müsse, weil etwas anderes aus dieser Seele machen zu wollen, eben so thöricht sey, als aus einer Tulpenzwiebel eine Hyacinthe hervorziehen zu wollen? Wie nun, wenn unser Zögling die Organisation eines Spitzbuben in sich trägt? — Hier hilft man sich mit der Freyheit; wieder ohne zu überlegen, dafs die Freyheit gerade von nichts anderem als von Causalverhältnissen frey seyn mufs, wenn sie überall existirt; und dafs alsdann die nicht geringere Thorheit an den Tag kommt, eine Causalität durch Erziehung da ausüben zu wollen, wo gar keine Causalität möglich ist. — Was ist die Folge von dem allen? Dafs philosophirende Köpfe, wenn die falsche Psychologie bey ihnen einheimisch ist, gerade die Hauptsache, die sittliche Bildung, mit mistrauischen Augen ansehn; dafs sie den Muth nicht haben, diesen Gedanken ernstlich zu fassen. Diese Hauptsache aber hinweggenommen, läfst nur einige unbestimmte Gedanken übrig, von Cultur des Gedächtnisses, der Phantasie, des Verstandes u. s. w., die zu gar nichts dienen, als dem rohen Empirismus und der Routine, welche am Ende die Stelle der wissenschaftlichen Pädagogik vertreten, einige Lappen umzuhängen, die deren Blöfse minder sichtbar machen.

Die Psychologie trennte sich von Politik und Geschichte, mit welchen Wissenschaften sie hätte innig verbunden seyn sollen. Man schrieb Lehren vom Verstande und der Vernunft, als von Vermögen, die *in jeder Menschenseele,* bey wilden Stämmen wie bey den cultivirtesten Nationen, auf gleiche Weise sich ursprünglich [530] befänden, und die nur geweckt zu werden brauchten, um thätig zu seyn. Man überlegte nicht, was ein *schlafendes Vermögen* seyn möge, noch was das *Wecken* desselben bedeuten solle, — ob sich mit diesen Worten überall ein Sinn verbinden lasse; und ob der vermeinte Sinn sich in der Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechts wiedererkennen lasse, ohne zuerst als ein Vorurtheil in dieselbe hineingetragen zu seyn. Man ahndete nicht, wie wenig Verstand und Vernunft in der Welt seyn würde, wenn nicht *unter Verhältnissen der Gesellschaft* eins und das andre *erzeugt,* und durch Tradition fortgepflanzt, ja *für jede Vorstellungsmasse insbesondere erzeugt* und fortgepflanzt würde. Fand sich bey wilden Völkern ein starker, aber auf die Verschaffung der ersten Lebens- und Kriegsbedürfnisse beschränkter, Verstand? Dieser Verstand mufste einseitig gebildet seyn; wie aber bey dem vermeinten *organischen* Baue des Menschengeistes sich die *einseitige* Bildung denken lasse? vollends wie es möglich sey, dafs von einem *ganzen* und *vollständigen* angebornen Verstande neun und neunzig Hunderttheile im tiefen Schlafe liegen, und Ein Hunderttheil dabey ganz ordentlich wachen könne? Das wurde nicht bedacht. Das Schreyende dieser Ungereimtheiten hätte die wahre Psychologie aus dem Schoofse der Geschichte hervorrufen müssen, wären die Köpfe nicht voll von Vorurtheilen gewesen. Fand sich bey verschiedenen gebildeten Völkern ein ganz verschiedener Stempel der Phantasie, der Sitten und der Gesetzgebung? Man suchte dies, wie billig, aus den Lebensumständen und den Schicksalen der Nationen zu erklären. Aber dennoch war in der Psychologie immer nur die Rede von *einerley* Einbildungs- und Urtheils*kraft*, in der Meinung, dafs diese Dinge in der ganzen Welt und zu allen Zeiten die nämlichen, angeborenen

Vermögen wären. — Was Wunder, wenn mit einer solchen Psychologie die Politik nichts anfangen konnte? *Aus* der Psychologie erklärte sich ja gar nichts, [531] die falsche Theorie stand von den Thatsachen getrennt, und der Zusammenhang der letzteren unter einander liefs sich durch jene nicht begreifen. Wenn in müfsigen Stunden psychologische Reflexionen angestellt wurden, die der Geschichte nachschlichen, so brachten diese nichts weiter zu Tage, als einen Kitt, den man in die gähnende Spalte zwischen Theorie und Empirie hineinstrich, um sie weniger sichtbar zu machen.

Die Psychologie behielt keine Aehnlichkeit mit der Naturwissenschaft, deren rascher Gang die träge Schwester gänzlich hinter sich zurückliefs. Der traurigste Contrast zwischen der Gesetzmäfsigkeit der Körperwelt, und der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Geistes-Vermögen, die nach Lust und Laune zu wirken schienen, wann und wieviel ihnen eben beliebte, wurde mit jeder Entdeckung der Physiker, mit jeder Berechnung der Astronomen, stärker und auffallender. So blieben diejenigen zurück, die da meinten, *von* dem Menschen und *für* den Menschen zu philosophiren; so blieben sie zurück hinter jenen, die den Himmel nicht zu hoch fanden, weil sie ihn mit ihren *Beobachtungen* erreichen, und seine Ereignisse durch *Rechnungen* verfolgen konnten. — Man schwärmte endlich von der Freyheit, gerade da die bürgerliche Selbstständigkeit verloren ging; es ist Zeit, die Begriffe über Freyheit und Natur des menschlichen Geistes zu berichtigen, damit man der geretteten Nationalität sich zu bedienen wisse. Aber es scheint leider! man werde zuvor noch manche alte Sünden abzubüfsen, ältere und neuere Irrthümer abzuschwören haben!

Wenn ein Schriftsteller seine Hoffnung, oder nur seinen Wunsch äufsert, dafs grofse Uebel in grofser Anzahl verschwinden möchten durch Verbesserung eines einzigen Hauptpunctes; ja wenn er selbst zu dieser Verbesserung einen Beytrag zu liefern versucht: dann ist man im Publicum meistens sehr eilig, ihm Schwärmerey und Anmaafsung vorzuwerfen. Wiewohl sich nun das ertragen läfst, schon für das Bewufstseyn mit redlichem Wil[532]len gearbeitet zu haben: so ist es doch gut, ausdrücklich die geäufserten Hoffnungen mit ihren Gränzbestimmungen zu versehen; und hierzu bietet sich die Gelegenheit, indem wir jetzt zu Betrachtungen des positiven Gewinns übergehen, der von Verbesserung der Psychologie zu erwarten steht.

Zuvörderst, der Gedanke, dafs die Psychologie es in genauen Erklärungen der Thatsachen jemals der Naturwissenschaft gleich thue, liegt in weiter Ferne, er gehört zu den Dingen, von denen man nicht viel reden mufs, weil man nicht weifs, was die Zukunft noch leisten möge. So viel ist offenbar, dafs die Psychologie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die grofs sind, wegen des Mangels an Genauigkeit in den Beobachtungen. In wiefern sie diesen durch die Menge derselben ersetzen könne, läfst sich nicht voraussehen; aber die Ermunterung für die Forscher ist hier geringer, weil sie sich müssen gefallen lassen, gleichsam im Dunkeln zu arbeiten, indem die *unmittelbare, präcise* Vergleichung zwischen dem synthetischen Theile der Theorie und der Beobachtung nur selten möglich seyn wird. Und gehört schon dazu eine eigne Geistesrichtung, so ist noch überdies

eine eigne Vorbildung erforderlich. Niemand wird die Psychologie vest anfassen, dessen allgemeine Metaphysik noch im Schwanken begriffen ist.

Ferner, eine nähere Verbindung zwischen der Psychologie auf der einen, der Politik und Geschichte auf der andern Seite, wird nur sehr allmählig erfolgen können. Nicht nur bedarf es hierbey der Vereinigung mannigfaltiger Kenntnisse und Einsichten: sondern die Psychologie wird auch erst grofse Fortschritte machen müssen, ehe das Innere des Menschengeistes durchsichtig genug werden kann, um mehr als solche Reflexionen, die nur die ganz empirische Menschenkunde voraussetzen, dem Historiker zu gestatten. Indessen mag doch schon diejenige Freyheit der Betrachtung, welche aus der Hinwegräumung der falschen Psychologie entspringt, mit Ge[533]winn an Aufschlüssen verbunden seyn. Jedem Gelehrten, also auch jedem Historiker, pflegt Etwas anzukleben von den Irrthümern der philosophischen Schulen, die zur Zeit seiner Bildung die herrschenden waren. Noch mehr! Ich müfste mich sehr irren, oder die empirische Menschenkunde kluger Köpfe, die vielleicht alle Philosophie hassen, und sich aufs sorgfältigste an reine Erfahrung halten, ist allemal beladen mit Vorurtheilen, theils ihrer individuellen Stimmung, theils ihres Standes, ihres Orts und ihrer Geschäffte. Wie sollte es anders seyn? Der Mensch beurtheilt Andre nach sich; denn unmittelbar kann er nun einmal in die Gemüther der Andern nicht hineinschauen. Je mehr er das Gegengewicht verschmäht, welches die allgemeinen Theorien wider die Zufälligkeit der individuellen Ansichten darbieten, desto mehr mufs er nothwendig den letztern sich Preis geben, oder er würde mit der ganz bedeutungslosen Oberfläche der Erscheinungen in der Menschenwelt sich begnügen müssen, welches unter den Historikern höchstens der Chronikenschreiber thut. Daher kann die Maxime des blofsen, gar nicht philosophirenden, Empirismus nicht anders als dem Historiker Nachtheil bringen. Und wenn er denn durchaus einiger Hülfe von Seiten der Theorie bedarf, um der Beschränktheit seiner Individualität nur erst inne zu werden, so ist nun keine Frage, dafs ihm hier eine wahre Psychologie, selbst eine noch sehr unvollendete, bessere Dienste leisten wird, als eine falsche, die so leicht *ein* Vorurtheil an die Stelle des andern setzt.

Deutlicher schon werden die Vortheile einer verbesserten Psychologie, indem wir auf die Pädagogik zurückkommen. Zwar bin ich sehr weit entfernt, irgend welche Theile der Erziehungspraxis *im Detail* nach psychologischen Grundsätzen allein bestimmen zu wollen. Das Detail hängt immer, unmittelbar und zunächst, grofsen Theils von Beobachtung, Versuch und Uebung ab. Der Erzieher mufs Gewandtheit besitzen, um sich nach dem Augenblick richten und schicken zu können, er darf sich [534] überall keiner ganz bindenden Vorschrift hingeben. Aber er mufs doch im Voraus überlegt haben, was er vornehmen wolle. Er mufs einen Plan *mitbringen;* und er mufs *verstehen*, zu beobachten. Nun hängt zwar der pädagogische Plan ursprünglich ab von der Vestsetzung des Zwecks der Erziehung; und diese von der praktischen Philosophie. Allein sobald man dem Werke auch nur in Gedanken näher treten will, ist es unvermeidlich, zur Psychologie sich zu wenden. In denjenigen pädagogischen Werken, welche hierbey die Abtheilung der Seelenvermögen verfolgen, wird man

bemerken, wie ihre Vorschriften, auch die vortrefflichsten, in einer gewissen Breite aus einander fliefsen; so dafs nach allen Einzelnheiten immer noch die Bürgschaft für das Gelingen des ganzen Geschäfts vermifst wird. Es kann nicht anders seyn. Erscheint einmal der menschliche Geist als ein Aggregat von Seelenvermögen, so mufs die Lehre von der Bildung desselben auch ein Aggregat von Rücksichten, von Bedenklichkeiten und Warnungen, von Rathschlägen allerley Art, werden; bey denen man fürchtet, eins über dem andern zu vergessen oder zu verletzen, und nirgends solche Stützen findet, auf die man sich mit einiger Zuversicht lehnen könnte.

Welches ist denn aber der wahre Mittelpunct, von wo aus die Pädagogik kann überschauet werden? Es ist *der Begriff des sittlichen Charakters, nach seinen psychologischen Bedingungen erwogen.* Die Psychologie für sich allein würde auf diesen Begriff niemals kommen, aufser in wiefern der sittliche Charakter, der sich selten einmal deutlich und stark ausgeprägt in der Erfahrung findet, für sie ein Phänomen ist wie die andern alle. Daher mufs man sich die Betrachtung des sittlichen Charakters in psychologischer Hinsicht erleichtern durch die vorbereitende Erwägung eines sehr allgemeinen Phänomens, des Charakters überhaupt. Denn dahin bringt der psychologische Mechanismus die Mehrzahl der Menschen, dafs gewisse Hauptbestrebungen sich [535] bey ihnen bevestigen, und dafs die schwächeren vor jenen, als den stärkeren, zurückweichen. Der Hauptbestrebungen können jedoch mehrere seyn, die in *verschiedenen* Vorstellungsmassen ihren Sitz haben, und die entweder zusammen oder wider einander wirken; ein äufserst wichtiger Gegenstand für die Erziehung, und besonders darum, weil sie *sittliche Erziehung* seyn soll. Denn gewöhnlich hat der Mensch für das Sittliche gewisse eigne Vorstellungsmassen, die sich bey ihm ausbilden, indem er sich selbst zum Gegenstande seiner Beobachtung und Kritik macht. Nun hängt aber der Charakter von *allen* stärkeren Vorstellungsmassen und den in ihnen begründeten Bestrebungen zusammengenommen ab. Daher darf keine solche Masse der Sorgfalt des Erziehers entgehn. Diejenigen, welche ohne sein Zuthun entstanden, mufs er bearbeiten, aber besonders mufs er bemüht seyn, möglichst starke und planmäfsig erzeugte Vorstellungsmassen selbst in das Gemüth seines Zöglings zu bringen; von solcher Beschaffenheit, dafs sich in ihnen nach dem psychologischen Mechanismus Bestrebungen entwickeln, die entweder selbst von sittlicher Art sind, oder doch dem Sittlichen in der Ausführung zu Hülfe kommen. Hierzu findet sich die wichtigste und schönste Gelegenheit im Unterrichte; so dafs auf diese Weise die Unterrichts-Lehre mit der von der Zucht sehr genau zusammenhängt. Es ist sogar bequem für die Darstellung der Pädagogik, die Unterrichts-Lehre voranzustellen, und die unmittelbaren Rücksichten auf die Charakter-Bildung nachfolgen zu lassen. Denn die Verwickelung der letzteren wird zu grofs und zu schwer zu überschauen, wenn man nicht hierbey aus der Unterrichts-Lehre manches als bekannt voraussetzen kann. Nur wird es alsdann nothwendig, in der Begründung der Vorschriften zum Unterrichte einiges noch zu verschweigen, was erst durch die Beziehung auf die sittliche Bildung sein volles Licht erhalten soll.

Nach diesen kurzen Erläuterungen werden vielleicht [536] einige Leser sich leichter in den Plan meiner allgemeinen Pädagogik finden, von dem mir bekannt ist, dafs er nicht blofs öffentlichen Gegnern, sondern auch andern Personen, hauptsächlich freylich aus Unbekanntschaft mit meinen psychologischen und ethischen Grundsätzen, dunkel geblieben war. Für die Uebertreibung, als sollte oder könnte der Zögling ganz und gar ein Geschöpf des Erziehers werden, — während die menschliche Seele, streng genommen, sogar jede einfache Empfindung aus sich selbst erzeugt, und überdies die Erfahrung, die Familie, und der Staat, unaufhörlich den Menschen miterzieht, endlich der *Werth* des Menschen schlechterdings nur von der Frage abhängt, *was* er ist, und nicht im Geringsten von der andern Frage, *wie* er es wurde; — für jene Uebertreibung mögen Diejenigen, von denen sie herrührt, sich selber gebührend zur Rechenschaft ziehn.

Am wichtigsten endlich ist der Einflufs, welchen von einer besseren Psychologie das gesammte philosophische Studium zu erwarten hat.

Hier kommt es nicht darauf an, neue psychologische Principien denjenigen Disciplinen unterzulegen, die bisher gewohnt waren, sich bey der Psychologie Rath zu hohlen. Dadurch würde man nur auf andre Weise den alten Fehler erneuern. Gerade die einzige Naturphilosophie, oder Kosmologie, die sich am wenigsten um Psychologie bekümmert, ja gar in den neuesten Zeiten Miene gemacht hat, dieselbe unter ihre Oberaufsicht stellen zu wollen, *sie allein* bedarf, den Begriff der innern Bildung einfacher Wesen *vorzufinden*, den ihr die menschliche Seele, in dem einzigen, unserer Kenntnifs zugänglichen Beyspiele, darbietet. Die andern philosophischen Wissenschaften, Logik, Ethik, allgemeine Metaphysik, haben Befreiung nöthig von der Vormundschaft, unter der sie widerrechtlich gehalten wurden. Ihnen wird es nützlich werden, wenn auch nur die Seelenlehre *als ein streitiger Gegenstand* aufser Stand gesetzt wird, auf sie einzuwirken. Sie werden sich alsdann ihrer eignen Kräfte [537] erinnern; jede wird, wie sie füglich kann, sich selbstständig hervorarbeiten. Und in dieser Hinsicht mögen immerhin die psychologischen Meinungen sich theilen, ja man mag immerhin Klage führen über die Verwirrung die daraus entspringe. Die Ordnung kann sich von jenen andern Puncten her wieder einfinden; denn Logik, Ethik, und allgemeine Metaphysik haben eigenthümliche Principien; und jeder von ihnen ist eine eigne und besondre Art angemessen diese Principien zu behandeln. Und wenn jede nach ihrer Weise ihre Schuldigkeit erfüllt, dann gerade werden auch die physiologischen Streitigkeiten am leichtesten zur rechten Entscheidung gelangen.

Allein wir dürfen nicht vergessen, dafs es mit der Ausbildung der Wissenschaften auch auf dem Wege eines psychologischen Mechanismus einhergeht. Die Wirkung einer Wissenschaft auf die andern richtet sich bey weitem nicht blofs darnach, ob ausdrücklich aus jener, Principien und Lehnsätze für diese entnommen werden. Sondern es giebt einen geheimen, einen unwillkührlichen Einflufs der Rücksichten, die man im Stillen sich zu nehmen gezwungen fühlt. Manche sind so sehr an die Seelenvermögen gewöhnt, dafs diese Undinge, obgleich an sich ohne alle Realität, doch gleich realen Kräften wirken, indem sie als Vorurtheile und Meinungen, in jenen Köpfen eine starke Herrschaft ausüben. Viele Personen können

gar nicht anders denken, als indem sie sich daran lehnen; sie können es eben so wenig, als sie zu unterlassen vermögen ihr Denken durch die Worte der Muttersprache im Stillen zu begleiten. Hier würde es nichts helfen, zu protestiren gegen die unerlaubte Einmischung; die falsche Gedankenverbindung würde dennoch in aller Kraft fortwirken. Eine andre Theorie allein, die den Platz für sich in Anspruch nimmt, welchen der Irrthum usurpirte, diese kann Hülfe schaffen. Nämlich für den, der aufrichtig die Wahrheit verehrt; und bereit ist, sich auf Verbesserung seiner Ein-[538] sichten einzulassen. Ein solcher wolle ja nicht vorschnell seine bisherige Vorstellungsart aufgeben, und eine neue dafür eintauschen. Er wolle nur erst von der neuen Ansicht Kunde nehmen, und sie sich als eine andre mögliche Denkart gefallen lassen. Dadurch wird er den grofsen Gewinn erreichen, allmählig freyer zu werden von dem Zwange der Vorurtheile, die ihn bisher beherrschten. In dem Maafse, wie durch sorgfältiges Studium der ihm entgegenstehenden neuen Lehre diese Freyheit wächst, wird er fähig werden die Prüfung sowohl des Alten als des Neuen zu beginnen. Und in dem Maafse der Thätigkeit seines eignen Denkens wird er nun mit sich überlegen, ob etwan beyderley Theorien sich nur gegenseitig die Blöfsen aufdecken? so dafs eine dritte die wahre seyn müsse? Oder ob wirklich überzeugende Gründe auf einer von beyden Seiten vorhanden seyen? — Wenn nun auch das Endurtheil hierüber noch schwankt und schwebt: so ist dennoch eine solche Zeit, während welcher neue Gedanken auch nur als mögliche Vorstellungsarten die Gemüther beschäfftigen, eine Zeit vermehrter Thätigkeit und schärferer Prüfung für alle jene Wissenschaften, die man jemals mit dem in Untersuchung stehenden Gegenstande in Verbindung zu denken gewohnt war. Auch für diese erheben sich neue Versuche, und es entdecken sich bisher übersehene Hülfsmittel.

Angenommen endlich, was zu betheuern so unschicklich als unnütz wäre, dafs die in diesem Buche vorgetragenen Grundsätze Wahrheit enthalten, so steht zu hoffen, erstlich, dafs diese Wahrheit ihre Unbiegsamkeit einen Jeden werde fühlen lassen, der sie wider ihre Natur würde behandeln wollen; zweytens, dafs mancher Irrthum daran scheitern werde, theils von den vorhandenen, theils von den im Entstehen begriffenen. Die Kenntnifs des psychologischen Mechanismus läfst uns den Standpunct begreifen, von wo aus wir die Dinge in der Welt betrachten; sie leistet gerade das, was jene an der unrechten Stelle suchten, die aus gewissen ursprünglichen Schran[539]ken des Erkenntnifsvermögens die Bedingungen des menschlichen Wissens einzusehen gedachten. Nun beruhet zwar die Metaphysik nicht auf der Psychologie; aber sie findet darin ihre Bestätigung, gleichsam ihre Rechnungsprobe; dergleichen für die Vestigkeit der Ueberzeugung oft nicht minder wichtig ist, als die Principien selbst. Und auch für diejenigen, denen die psychologischen Resultate früher bekannt werden, als sie zu einer vollständigen Einsicht in den Zusammenhang derselben mit den metaphysischen Gründen durchdringen, ist ein Hülfsmittel vorhanden, wornach sie sich orientiren, wodurch sie vorläufig einmal *wahre Meinungen* fassen können, eine oft sehr nützliche Vorbereitung zum gründlichen Wissen. Denn, wie sehr es auch die Eigenliebe kränken

mag, die Welt wird weit mehr durch die Meinung regiert, als durch die Einsicht;* und diejenige Welt, von der ich hier rede, ist keine andre, als das Deutsche philosophirende Publicum. Dieses hat das Unglück gehabt, in den letzten Decennien weit von der Wahrheit abzukommen; ungefähr in demselben Verhältnifs weiter, als es an kecken Phantasien mehr Geschmack fand, und sich vom methodischen Denken mehr entwöhnte. Die einzige Bedingung, unter der ihm kann geholfen werden, ist, dafs zuerst sein Meinungskreis eine fühlbare Veränderung erfahre; und, da noch immer, es werde nun eingestanden oder nicht, vermöge der gesammten Hauptrichtung aller neuern Philosophie, die Seelenlehre den eigentlichen Mittelpunct dieses Meinungskreises ausmacht, so kann auch noch am ersten von diesem Puncte aus die Veränderung beginnen, wenn schon derselbe im wissenschaftlichen Zusammenhange kein Anfangspunct ist. Damit ist nicht gesagt, dafs [540] die Verbesserung gewifs, dafs sie wohl gar *bald* erfolgen werde. Der gute Wille, der entgegen kommen mufs, findet sich zuweilen erst mit der Zeit; zuweilen gar nicht. Man hat wohl von Erfindungen gehört, die in Deutschland gemacht, und vergessen waren; nachmals aber vom Auslande hereingehohlt wurden; welches denn einigen fleifsigen Literatoren Gelegenheit gab, in veralteten Büchern die vergessene Spur, und damit einen neuen Beweis aufzufinden, dafs ein gedeihliches Zusammenwirken der Kräfte zu Einem Zweck, nirgends in der Welt weniger darf erwartet werden, als in dem auf alle Weise gespaltenen Deutschland. Soll es nun mit Gegenständen des philosophirenden Denkens eben so gehn: so wird es freylich lange währen, ehe für die einheimische Nachlässigkeit Ersatz vom Auslande ankommt; denn bekanntlich philosophirt man heut zu Tage in den übrigen Ländern der Erde wo möglich noch weniger und noch schlechter als in unserm Vaterlande.

Allein wir Deutschen sind im Begriff, so manches Gröfsere zu bessern, oder herzustellen, dafs auch in wissenschaftlichen Dingen der Schlufs von den verflossenen Zeiten auf die folgenden nicht einmal wahrscheinlich ist. Ich wage demnach auf die Möglichkeit zu hoffen, dafs aus meinen sorgfältigen und langjährigen Untersuchungen das Publicum einigen Stoff zu wahren Meinungen herausfinde; und dafs irgend einmal diese wahren Meinungen auch bey gründlicher Prüfung in wirkliche Einsichten übergehn werden.

Es ist auch möglich, dafs diese in der That sehr eingeschränkten Erwartungen übertroffen, ja dafs sie weit übertroffen werden. Entweder indem ein glücklicher Eifer sich der von mir dargebotenen Anfänge bemeistert, und schnell aus ihnen ein wissenschaftliches Ganzes schafft. Oder indem ein gröfserer Geist erscheint, und ungeahndete Belehrungen mittheilt, wodurch eine neue Bahn eröffnet wird. Lange habe ich in früheren Jahren nach einer solchen Erscheinung ausgesehen; und erst spät den [541] Gedanken ertragen gelernt, dafs ich meinen eigenen Versuchen überlassen sey. Worauf ich lange vergebens geharret, das ist darum nicht

* Es hat Leute gegeben, die nicht laut genug ausrufen konnten: die Welt werde durch Ideen regiert. Sie benahmen sich dabey ungefähr so klug, wie Einer, der seine Träume erzählt, während verschiedene Personen umherstehn, die abergläubig genug sind, sich die Vision jeder nach seinem Interesse auszulegen.

unmöglich geworden. Früh oder spät findet vielleicht die Psychologie ihren Newton. Ihm gebührt es alsdann, den Einflufs dieser Wissenschaft auf die andern nicht blofs in Worten auszudrücken, sondern durch die That vor Augen zu stellen.

Folgender „Zusatz" stand nach dem Druckfehlerverzeichnifs:

Zusatz: Ein Kritiker hat gemeint, der erste Theil dieses Werks gebe eine Grundlegung ohne allen Grund; *weil der Verfasser seinen eignen Grundsatz, auf den er Alles baue, selbst gleich von vorne herein für falsch erkläre.* — Die Antwort ist:

Statt *Grundsatz* lies *Grund-Begriff*, (der mit Wahrheit und Falschheit der Sätze und Urtheile Nichts gemein hat;) und

statt *für falsch erklären* lies: *für ein Phänomen erkennen, das kein Reales seyn kann.*

Dergleichen sinnstörende Druckfehler bittet man künftig vor dem Schreiben zu verbessern.

Ergänzungen zu I. Psychologie als Wissenschaft.

1. Bemerkungen.

Text nach „Allgemeine (Hallische) Litteratur-Zeitung (Intelligenzblatt)" 1831, Nr. 40, Spalte 328.

(Bereits gedruckt SW VII, 681.)

a) Wenn ich nicht alle meine Recensionen unterzeichne, so ist gleich wohl mein Name bey dem, was ich drucken lasse, kein Geheimnifs, sondern kann ohne Umstände auf Veranlassung genannt werden.

b) „Oscillationen, Schwingungen, fliefsende Erklärungen, Fliefsen und Zerfliefsen, Verschwimmen und Verschwemmen", — was bedeutet das? Etwa ein Erdbeben oder eine Sündfluth? Im Februarhefte der Jenaischen Lit. Zeitung sind einige neue Angriffe auf meine Psychologie dadurch signalisirt worden. Was nun das Verschwimmen anlangt, so besteht der Trost in drey Worten: interim aliquid fit. Fliefsende Erklärungen sind ein quidproquo, anstatt: Erklärungen des Fliefsens. Oscillationen kommen vor in der Naturphilosophie, bey der Untersuchung des leiblichen Lebens. Aber Oscillationen in der Psychologie? — Was mögen die sutores ultra crepidam sich dabey gedacht haben? — Vermuthlich diefs: in der mathematischen Psychologie würden die Vorstellungen so angesehen, als hingen sie an einem Faden, oder wären befestigt an einer Pendelstange; dann würden sie durch Stofs in Bewegung gesetzt, um hin und her zu schwingen; und solche Schwingungen sollten dann das Steigen oder Sinken der Vorstellungen im Bewufstseyn bezeichnen!

$$w = m \,.\, \sin.\, nt \,.\, e^{-pt}.$$

Wer ein Recht hat, über mathematische Psychologie mitzusprechen, der mufs diese Formel (worin t die Zeit bezeichnet) lesen können. Wem es zukommt, über meine Psychologie zu reden, der mufs die Stelle zu finden wissen, wo eine solche Formel vorkommt. Eben dort nun wird der Zusammenhang zeigen, mit welcher Beschränkung die Formel zur Anwendung dient und in wiefern etwas den Oscillationen entfernt-Ähnliches in der Psychologie zu suchen ist.

2. Abfertigung.

Text nach „Allgem. Litteratur-Zeitung (Intelligenzblatt)" 1831, Nr. 41, Spalte 334–335.

(Bereits gedruckt SW VII, S. 682.)

Kaum habe ich die fliefsenden Erklärungen und zerfliefsenden Schwingungen, die sich in meine Psychologie mengen wollten, [1]) zurück-

[1] SW wollen.

gewiesen: so übersendet mir mein verehrter College, Herr Professor Ritter SACHS — mit freundschaftlicher Offenheit, — ein „Heft ohne Klinge", nämlich das Heft einer medicinischen Zeitschrift, worin man ihm den Text lieset, um Noten gegen mich zu schleudern. Ein Individuum, das er bisher nicht einmal dem Namen nach kannte, wirft ihm vor, er sey mein Anhänger. Herr Professor SACHS ist Niemandes Anhänger. Könnte ein so reicher Geist, ausgestattet mit solcher Gelehrsamkeit, irgend einer philosophischen Schule dienstbar werden, so wäre er Fichtianer geblieben; denn er war einst FICHTE's Zuhörer. Auch gehört FICHTEN die Ehre, durch seine Untersuchungen zuerst nachdrücklich den alten Mythus von den Seelenvermögen in seinem Ansehen gestört zu haben. Seitdem wurde von Mehrern, und zwar, wie sich's gebührt, entschieden und streng, gegen die alte Psychologie gesprochen. So sprach z. B. SCHLEIERMACHER in seiner Kritik der Sittenlehre (Seite 335): „Die Seelenlehre befindet sich noch gar nicht in einem solchen Zustande, der Sittenlehre nützlich seyn zu können. Die Aermlichkeit jeder bisherigen Seelenlehre mufs Jedem einleuchten; die grofse Mangelhaftigkeit und Gemeinheit ihres Fachwerks, welche, was nur irgend über das Mechanische hinausgeht, weder begreifen noch construiren kann. Auch erhellet die Unnatürlichkeit ihrer Begriffe" u. s. w. Das nämliche Fachwerk nun, was SCHLEIERMACHER vor dreyfsig Jahren, indem er die systematischen Formen der Sittenlehre seiner Kritik unterwarf, für ein solches Geschäft zu schlecht — ja so schlecht fand, dafs er dessen völlige Untauglichkeit unmittelbar einzusehen Jedem anmuthete: diefs Fachwerk sollte jetzt noch gut genug seyn für die [1] Aerzte, und für ihre praktische Thätigkeit? Schwerlich! Doch wie sie wollen! [2] Ihrem Urtheile hat keine philosophische Lehre vorzugreifen. Und eben darum mag denn [3] auch immerhin eine Schule in Jena, um ihrem Zorn gegen mich Luft zu machen, ein lautes Geschrey über ketzerische Psychologie erheben: Hr. Professor SACHS in Königsberg wird schwerlich Notiz davon nehmen; oder höchstens eine solche Zumuthung ablehnen.

---

[1] „die" fehlt.

[2] Der folgende Satz lautet in SW: „Ihrem Urtheile kann keine philosophische Lehre vorgreifen."

[3] SW dann.

II.

UEBER DIE ALLGEMEINSTEN VERHAELTNISSE DER NATUR.

Eine Rede, gehalten am Geburtstage des Königs.

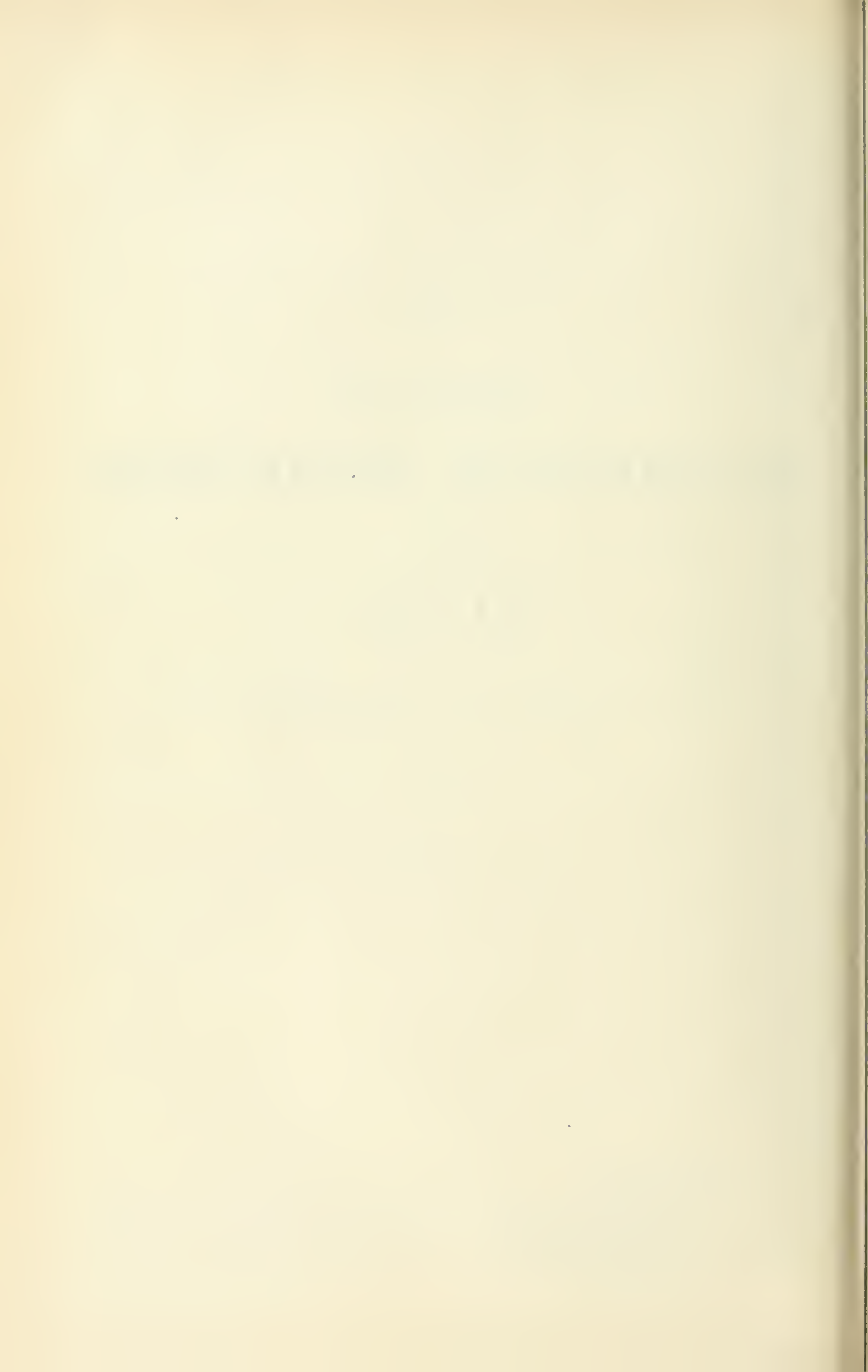
1828.

[Text nach dem Msc. 2056 (15) der Königsberger Universitäts-Bibliothek.]

Bereits gedruckt in:

SW = J. F. HERBART's *Sämmtliche Werke* (Bd. I, S. 515—531), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.

KlSCH = J. F. HERBART's *Kleinere Schriften* (Bd. II, S. 479—496), herausgegeben von G. HARTENSTEIN.



Ueber die allgemeinsten Verhältnisse der Natur.

Eine Rede, gehalten an des Königs Geburtstage im Jahre 1828 in der öffentlichen Sitzung der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg.[1]

Fern von uns sind die Donner des Kriegs, die Gräuel der Verwüstung. Fremd sind uns die Gährungen des Religions-Eifers, welcher Blut fordert, um herrschsüchtiger Zwecke willen. Wir feyern das Geburtsfest des Königs zugleich in Ehrfurcht, in Liebe, und in heiterem Frieden. Es wäre überdies der glücklichste Friede, wenn nicht die alten Wunden aus früherer Kriegeszeit noch schmerzten. Doch irgend einmal mufs Gleichgewicht eintreten zwischen den Bedürfnissen und Befriedigungen, zwischen den Thätigkeiten des Kunstfleifses und den Gewohnheiten des Lebens; der fortwährende Einflufs der mildesten und wohlwollendsten Regierung verspricht uns alle Segnungen des Friedens im vollesten Maafse. [2] Die Hülfsmittel, welche das Ausland entweder versagt, oder nur unter drückenden Bedingungen anbietet, lernt allmählig eine rüstige und geistig gebildete Nation in sich selbst finden. Sie schafft ihr Wohl, sobald sie nur innerlich mit sich Eins ist; und zugleich den Muth besitzt, das Entbehrliche nöthigenfalls zu entbehren.

Eine der Segnungen des Friedens ist die Ruhe im Schoofse der Musen; die ungetheilte Aufmerksamkeit, deren sich die Wissenschaften erfreuen. Unblutige Kämpfe, deren Eifer dem Zuschauer zuweilen ein Lächeln abgewinnt, beschäfftigen ein Zeitalter, welches der sorgenfreyen speculativen Neugier sich hingeben kann; in ihm leben Forschungen wieder auf, regen sich alte Zweifel, und rüsten sich zahllose Schreibfedern, deren Zweck kein anderer, wenigstens kein näherer ist, als nur das blofse Wissen dessen was man eben gern wissen möchte, weil man sich nun einmal veranlafst fand, darnach zu fragen. Eine Schaar von Naturforschern macht sich reisefertig, um die Residenz unseres Königs zu besuchen; wohl wissend, dafs sie dort des schönsten Gastrechts wird theilhaftig werden. Austausch der Forschungen, persönliche Bekanntschaft [3] geistreicher und gelehrter Männer, das ist der Gewinn, den man sich verspricht; ohne den Wissenschaften durch die Frage lästig zu werden, welchen zahlbaren Vortheil sie bringen mögen. Man weifs, dafs solcher Vortheil nachzukommen pflegt; aber man ist nicht besorgt, ihn schnell zu ärndten; so sicher es auch ist, dafs die Lage unseres Landes den Wunsch, aus den Naturkennt-

---

1 SW drucken: Eine Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlichen deutschen Gesellschaft am Geburtstage des Königs, den 3. August 1828.

nissen für den Wohlstand eine Beförderung hervorgehen zu sehen, vollkommen rechtfertigen mufs. Erlauben Sie, höchstgeehrte Anwesende, dafs ich mich jener Sorgenfreyheit jetzt für eine Weile hingebe, indem ich es wage, für blofse Naturbetrachtungen, wie sie mir nahe liegen, um geneigtes Gehör zu bitten.

Denn nachdem ich einige Jahre der Liebhaberey folgte, womit die empirischen Naturwissenschaften jedes einigermaafsen empfängliche Gemüth zu erfüllen und an sich zu ziehen pflegen; nachdem ich die mannigfaltigen Scenen, welche uns Physik, Chemie, Physiologie und Psychologie eröffnen, genauer kennen zu lernen, und meine Gedanken darüber ins Reine zu bringen suchte: stellen sich mir jetzt einige, freylich unvollkommene [4] und noch lange nicht ausgefüllte, Umrisse vor Augen, von denen ich wohl wünschte, dafs sie sichtbar würden auch für Andere. Nicht zwar in solcher Hoffnung, als ob der Eindruck des Erhabenen und des Schönen der Natur dadurch könnte verstärkt werden; denn dieser ist längst gewonnen, und verbreitet, und die Wirkungen davon sind nicht ausgeblieben. Kein Auge ist so ungebildet, dafs es am gestirnten Himmel blofs glänzende Puncte auf einer Hohlkugel verstreut, sehen sollte; vielmehr erblickt schon längst Jedermann soviel Weltkörper als Sterne, indem hier das geistige Auge dem leiblichen sogleich seine Hülfe anbietet. Die Wunder des Mikroscops sind überdies eben so allgemein bekannt, als die des Fernrohrs; und selbst die Elektrisirmaschine und die Voltaische Säule haben jedem Gebildeten irgend einmal Unterhaltung und Vergnügen gewährt. Ja auch die Medicin verräth ihre Geheimnisse in einer Menge von Zeitschriften so laut, dafs endlich jeder sein eigner Arzt werden würde, wenn nicht so Vieles an sich geheim zu bleiben pflegte, wievielen ungeweiheten Augen und Ohren es auch möge Preis gegeben werden. Diejenige Wissenschaft aber, welche man Naturphilosophie nennt, und die vielleicht noch nicht gefunden ist, von der ich [5] jedoch bekenne, sie nach dem Beyspiele Anderer wenigstens gesucht zu haben, — diese nimmt die Thatsachen als bekannt an; und überläfst in Ansehung derselben einen Jeden seinem Gefühl, während sie die Neugier zu befriedigen sucht, die gern hinter den Vorhang blicken möchte, um den inneren Zusammenhang dessen was äufserlich erscheint, mehr denkend als schauend aufzufassen. Zwar auch die Naturphilosophen sind oft genug fortgerissen worden zu einer Sprache des Enthusiasmus vielmehr als der nüchternen Wissenschaft; und kann man sich wohl sehr darüber wundern, wenn man jemals selbst etwas von der Gröfse der Natur empfand? Aber eben deshalb konnte es nicht fehlen, dafs ein solcher Enthusiasmus, welcher das wissenschaftliche Ziel überflogen hatte, sich nach fruchtlosen Versuchen endlich ein strengeres Gesetz auflegte, um sich zu mäfsigen, und seiner Erfolge sich behutsamer zu versichern. Auf hochtönende Reden folgt endlich eine ganz schlichte Sprache; und nachdem man eine Zeitlang viel mehr gesagt hatte, als man wufste, kehrt später die Besonnenheit fast ängstlich zurück, ja nicht weiter als nöthig und recht, von der unmittelbaren Erfahrung sich zu entfernen. Indem ich nun auch mir, höchstgeehrte [6] Anwesende, den schlichtesten Ausdruck zum Gesetz mache, thue ich gänzlich darauf Verzicht, durch einen besonderen Klang der Worte nach Beyfall zu streben.

Was wir erkennen von der Natur, das sind nicht Dinge an sich, wohl aber Verhältnisse der Dinge. Der erste Satz ist KANTS Ausspruch, und man wird in Königsberg am wenigsten einen neuen Beweis dafür fordern. Was den zweyten Satz anlangt, so möchte Jemand glauben, wenn man die Dinge nicht kenne, so dürfe man auch nichts über deren Verhältnisse zu sagen unternehmen: allein dieser Einwurf würde blofs Unbekanntschaft mit der Differentialrechnung verrathen, die lediglich auf Verhältnissen zwischen unbestimmbaren Gliedern beruht. Allerdings giebt es Schlüsse, wodurch Verhältnisse des Unbekannten dennoch bekannt werden; und in dieser Region schwebt unser ganzes Wissen von der Natur. Es ist längst anerkannt, dafs in ihr nichts allein steht, dafs vielmehr Jedes auf Alles zurückweiset. Wenn es aber Einige giebt, welche dies so misdeuten, als ob Alles an sich relativ wäre, oder als ob es wohl Verhältnisse ohne wirklich gesonderte Verhältnifs-Glieder gäbe: [7] so trägt diese Behauptung den Stempel der Befangenheit im Systeme zu deutlich an sich, um hier weiter in Betracht zu kommen. Unser Wissen ist eine Kenntnifs von Relationen; unsere Unwissenheit in Hinsicht dessen, wozwischen diese Relationen statt haben, läfst sich leicht ertragen, sobald man einsieht, dafs die Befremdung, worin so manche Natur-Erscheinungen uns versetzen, sich wirklich in demselben Maafse verliert, wie die Relationen deutlicher hervortreten.

Die allgemeinsten Verhältnisse der Natur, welche den Gegenstand dieses Vortrags ausmachen sollen, würden unstreitig bekannt werden, wenn man die drey Fragen beantworten könnte:

Woraus bestehen die Dinge?

Wie greifen sie in einander?

Wie wirkt der Anblick derselben auf den unbefangenen Beobachter?

In Ansehung der ersten Frage haben wir Alle schon in der Kinderzeit von vier Elementen der Dinge gehört. Aber darf ich es wagen, eine so gemeine Rede noch heute zu erneuern? Was wird es mir helfen, wenn ich auch anstatt des Feuers und Wassers, der Luft und der Erde, vier Namen nenne, die wenigstens zum Theil von jenen verschieden, doch aber auch schon trivial [8] genug sind, um für veraltet und verworfen zu gelten? Erde, Feuer, Elektricum und Aether, — das sind in der That vier bekannte Namen; es kommt jedoch darauf an, was sie bedeuten. Der Ausdruck *Erde* zuvörderst erinnert den heutigen Naturforscher nicht an jene fruchtbare Mutter aller Nahrung für Thiere und Menschen, welche den Landmann beschäfftigt, und dem Dichter vorschwebt; sondern der Chemiker denkt hier sogleich an zweyerley Stoffe, die kein irdenes Ansehn haben, an Metall und Sauerstoff; indem jetzt die Vermuthung sehr begründet ist, dafs überall, wohin unsre Füfse treten und wohin unsre Schiffe segeln mögen, wir dort auf Sauerstoff treten, der mit Metallen, und hier über Sauerstoff hingleiten, der mit Wasserstoff in Verbindung steht; sowie jeder Athemzug uns abermals mit Sauerstoff in Luftgestalt versorgen mufs, wenn wir nicht ersticken sollen; und jede Nahrung, da sie niemals ohne Feuchtigkeit seyn kann, uns in allen Formen des Tranks und der Speise grofsentheils durch Sauerstoff sättigt und Gedeihen giebt. Was ist nun dieser so merkwürdige, so weit verbreitete und überall wiederkehrende Sauerstoff? Ist er Luft, oder Feuchtes, oder Trockenes und Starres? Nichts von dem

Allen ist er an sich; aber er wird es durch seine Verhältnisse in [9] den gehörigen Verbindungen. Ungefähr so ist auch Erde nichts an sich; oder, um richtiger zu sprechen, Nichts ist an sich ein Solches, wie uns die Erde erscheint; denn sie ist allemal schon ein Verbundenes, dessen sinnliche Beschaffenheit aus dem Verhältnifs dessen entspringt, was in ihr verbunden ist.

Und das Feuer, was ist es? Doch wohl nicht Flamme, oder rothe Gluth, oder was sonst im Sehen und Fühlen unmittelbar empfunden wird? Aber vielleicht ist Feuer ein Stoff, ursprünglich begabt mit Kräften der Anziehung für die Körper, die sich erhitzen, und wiederum mit andern Kräften der Abstofsung unter den Feuertheilen selbst? Denn so freylich beschreiben uns die Physiker den Wärmestoff; und seine inwohnende Fliehkraft soll machen, dafs auch die erhitzten Körper sich ausdehnen, indem ihre Theile, angezogen von dem Stoffe, der sich selber flieht, mit ihm entweder flüchtig oder doch zur Flucht angespannt und hiedurch von einander soweit als möglich getrennt werden. Etwas Wahres mufs wohl an dieser Beschreibung seyn, da sie den Thatsachen sehr gut zusagt; nur ist das Wahre noch nicht der Grund und Boden der Wahrheit, welchen man niemals erreicht, so lange man blofse Relationen, wie das Fliehen, zu Eigenschaften macht, wie die Fliehkraft oder Repulsion oder Elasticität seyn sollte, die man als eine ursprüngliche Natur des [10] Caloricums ansah. Lassen wir die Sonnenstrahlen durch ein Brennglas hindurchgehen, so fliehen diese Strahlen einander nicht, sondern, soviel man bemerkt, gehn sie ganz ruhig ihren Weg in den Brennpunct und durch denselben hindurch, wenn Nichts im Wege steht. Liegt aber in diesem Brennpuncte ein starrer Körper: dann freylich ändert sich die Scene. Die heftigste Repulsion, das gewaltsamste Zerreifsen, Zerstören, Verflüchtigen, folgt nun aus dem Verhältnifs jener Strahlen zu dem starren Körper, in welchem sie zusammentreffen. Soll man gemäfs dieser Andeutung, womit genauere Untersuchungen zusammenstimmen, die Frage beantworten, was ist das Feuer? so beginnt die Antwort hier wie überall mit dem Bekenntnifs: was es an sich ist, wissen wir nicht. Aber ein Solches mufs es seyn, dessen Verhältnifs zu Allem, was *Erde* im weitesten Sinne des Wortes heifsen kann, weit verschieden ist von den chemischen Verhältnissen, vermöge deren die Bestandtheile der Körper einander binden, halten, und zusammen in bestimmter Gestalt verharren. Denn das Feuer bricht ein und entweicht; es findet offene Wege wann es kommt, aber nirgends eine Stelle zum Bleiben; rastlos irrt es, Wechsel bringt es, Leben weckt es, Tod droht es. Und doch — hören wir nicht auch von verhüllter, gebundener [11] Wärme? von verschiedener Fassungskraft der Körper, wodurch einige mehr, andre weniger davon beherbergen oder offenbaren? Näher besehen also mufs es doch wohl gewisse Zügel geben für jenen rastlosen Ungestüm, die ihn bald mäfsigen, bald ihm freyeres Spiel gönnen. In der That, sehr mannigfaltig sind die Verhältnisse des Feuers zu den Körpern; nur darin stimmen sie überein, dafs sie nach den Umständen eine besondere Unstetigkeit verrathen, vermöge deren in *einem* Augenblick die Wärme eindringt, im *nächsten* ausstrahlt, und abwechselnd ein Schein von anziehender und von ausstofsender Kraft daraus hervorgeht.

Weit auffallender zeigt sich diese Unstetigkeit der Verhältnisse beym Elektricum, das überall, wo es merklich wird, zugleich bejahend und verneinend auftritt, und bald Phänomene der Repulsion, bald der Attraction darbietet. Der Materie ist es so wenig zugethan, dafs Manche behaupten, es sey ihr gar nicht verwandt, sondern werde nur durch die Luft an den Oberflächen der Körper vestgehalten; — durch die nämliche Luft, welche der strahlenden Wärme keinen merklichen Widerstand entgegensetzt. In der That findet man bey näherer Untersuchung, dafs die Materie ohne Vergleich ungeduldiger ist [12] gegen das Elektricum als gegen das Feuer. Von der Wärme läfst der erhitzte Körper sich ausdehnen; er leidet eine gewaltsame Spannung aller seiner Theile, um nur die erlangte Hitze nicht fahren zu lassen; langsam kühlt er sich ab, und kehrt dann ganz allmählig erst in seinen vorigen geringern Umfang zurück. Hingegen wenn ihn der Blitz durchzuckt, so gilt es Sieg oder Tod! Entweder das elektrische Wesen wird verjagt, dann bleibt der Körper wie er war; oder es erfolgt ein Zerbrechen, Zerstören, Zerstäuben, wobey die frühere Form des Körpers unkenntlich wird. Und welche Gewalt über die chemische Zusammensetzung übt die geheimnifsvolle Säule, die Voltas Namen verewigt! Das Staunen über diese Gewalt hat die Chemiker neuerlich zum Theil so sehr gefesselt, dafs sie mehr als billig bereit sind, ihre ganze Wissenschaft den elektrischen Theorien zu unterwerfen.

Den Aether dagegen, welchem frühere Jahrhunderte die himmlischen Räume zu seinem Aufenthalte anwiesen, will die neuere Physik lieber ganz entbehren. So still ist sein Daseyn, dafs der Raum, in welchem er schwebt und wirkt, ganz leer zu seyn scheint. Und nur die gekrümmten Schweife der Kometen, welche in ihrer Bewegung einige Spuren eines Wider-[13]standes verrathen, der ihnen entgegenstehe, haben die Erinnerung an die Möglichkeit des Aethers wieder angeregt. Allein so lange es mir nicht gelingen wird, den leeren Raum als Vermittler zwischen den Himmelskörpern, ja sogar als den vorgeblichen Träger eines Gesetzes der vermehrten und verminderten Anziehung bey wachsender oder abnehmender Entfernung derselben, zu begreifen: eben so lange mufs ich glauben, der Aether sey verkannt in seiner Würde; und er sey es dennoch welcher eingehend und wieder ausgehend, die Weltkörper dadurch verbinde, dafs er stets zur Gleichartigkeit der Schwingungen strebe, die er ein- und ausstrahlend zu machen nicht ermüdet.

Welches Verhältnifs zu den Körpern aber sollen wir diesem Aether zuschreiben? Dürfen wir ihn als den Grund der Schwere betrachten: so übt er eine sehr allgemeine, sehr gleichmäfsige, sehr sanfte Herrschaft im Weltall. Denn von allen Kräften, die wir kennen, ist die Schwere, so seltsam es klingen mag, die gelindeste, ja die schwächste. Damit ein Stück Eisen falle, ist der ganze Erdboden thätig, dessen Masse die bey uns wirksame Schwere bestimmen mufs. Damit dasselbe Eisen gehoben werde, brauchen wir nur einen Magneten, oder auch eine mäfsige Anstrengung unserer Muskeln. Ueberlegt man nun, wie [14] gering die Kraft der Schwere ausfallen würde, wenn sie nicht durch die Masse der ganzen Erde vervielfältigt wäre, so sieht man sogleich, dafs sie mit allen andern bekannten Kräften sich kaum noch vergleichen liefse. Dagegen welche

ungeheuere Gewalt übt das Feuer, indem es das nämliche Eisen in allen kleinsten Theilen desselben ausdehnt! Oder der Blitz, wann er Metall plötzlich schmilzt, oxydirt, zerstäubt! Oder die Salpetersäure, wenn sie es auflöset, das heifst, seinen ganzen Zusammenhang in allen Theilen vernichtet! Wofern nur diese scheinbaren Kräfte auf Verhältnissen beruhen, so müssen wir bey solchen Verhältnissen ein weit stärkeres und bestimmteres Gepräge voraussetzen, als bey demjenigen Verhältnisse, wodurch der Aether den Weltkörpern ihre gegenseitige Gravitation ertheilen soll. Seine Wirkungen sind nur stark, weil sie durch Ausbreitung und Vervielfachung Alles übertreffen. Seine Verhältnisse sind unendlich wenig oder gar nicht abhängig von der Eigenheit jedes Körpers insbesondere; denn das Gewicht richtet sich nach dem Quantum der trägen Masse, wie dieselbe auch beym horizontalen Stofse und Widerstande sich zu erkennen giebt. Dagegen haben einige Körper vor andern [15] eine besondere Vorliebe, wie es scheint, für den Feuerstoff sowohl als für das Elektricum; wenigstens sehen wir einen grofsen Unterschied der Capacitäten und der bessern oder schlechtern Leitung, welche sie dafür darbieten; wir sehen bey Destillationen, dafs von zusammengesetzten Flüssigkeiten einige Theile dem Antriebe der Wärme, die sie verflüchtigt, sich leichter hingeben, während andre zurückbleiben; wir sehen bey der Voltaischen Säule eine entschiedene Neigung der Säuren und Alkalien, und dessen was ihm ähnlich ist, sich zu diesem Pole vielmehr als zu jenem hinzuwenden. Von allen solchen Unterschieden weifs die Schwere nichts; sie kümmert sich nur um die Massen, und ihre Wirkungen bekommen dadurch ein ganz mechanisches Ansehen.

Aus diesem letztern Umstande würde man jedoch sehr mit Unrecht schliefsen, das Princip der Schwere müsse ganz auf den Begriff der Masse zurückgeführt werden. Ein Beyspiel kann zur Erläuterung dienen. Göthe, in seiner berühmten Farbenlehre, hatte geglaubt, die Newtonische Theorie von Grund aus zu zerstören durch ein Experiment, nach welchem farbige Strahlen, durch Wasser gebrochen, gleichzeitig ins Auge treten, ungeachtet ihrer verschiedenen [16] Brechbarkeit. Brandes widerlegt ihn durch Rechnung, indem er zeigt, der Unterschied der Zeiten müsse so gering ausfallen, dafs er unmerklich werde, und die vermeinte Gleichzeitigkeit, worauf Göthe sich berief, sey nur ein unvermeidlicher Beobachtungsfehler. Gerade so könnte es sich auch wohl mit dem Princip der Schwere verhalten. Denn zuvörderst: Alle Materie beruht auf den Verhältnissen ihrer Theile. Wie grofs ist denn wohl die Intensität dieser Verhältnisse? Sie mufs gewifs als sehr grofs betrachtet werden, weil sie die Cohäsion bestimmt. Wenn nun noch überdies Caloricum und Elektricum aus- und einwandern, so kommen neue Verhältnisse zu den vorigen hinzu, die zwar nur dann gegen die Cohäsion in Vergleich treten, wann der Andrang und die Anhäufung grofs genug sind, um die Cohäsion in ihrer Ruhe zu stören, die aber doch auch das Ihrige thun, um die inneren Zustände jedes Theils der Materie zu bestimmen. Soll nun noch der Aether, oder wie man sonst das Princip der Schwere nennen will, einen Zugang zur Materie bekommen, so kann ein so schwaches Verhältnifs, wie das seinige, wohl kaum noch in der Materie eine irgend bedeutende Veränderung ihrer schon vorhandenen inneren Zustände zur Folge haben. Und ist er selbst in

unermefslichen Räumen in Oscillation begriffen, welche in den Weltkörpern nur ihre Mittelpuncte findet; ist ferner die Gravitation nur ein [17] Bestreben, diese Oscillationen in Harmonie zu bringen: so läfst sich einsehen, dafs bey so grofsartiger Bewegung die Einflüsse dessen, was dieser oder jener Materie insbesondere eigen seyn mag, als unbedeutend und im Resultate ganz unmerklich verschwinden können.

Ob diese Bemerkung einiges Interesse habe, mag aus folgendem beurtheilt werden. In den himmlischen Räumen waltet und wohnt nicht nur die Schwere, sondern auch das Licht. Beyde zusammen sind eine beständige Botschaft, wodurch die Gestirne eins vom andern Kunde bekommen. Natürlich fällt einem Jeden die Frage ein, ob denn nicht Licht und Schwere auf einerley Princip beruhen? Eine Frage, der man freylich leicht eine solche Stellung geben kann, dafs sie als ungereimt verworfen wird. Denn der Mond wechselt seine Phasen, die Sonne wechselt ihre Flecken, ohne dafs darum in den Verhältnissen der Gravitation sich etwas ändert. Also sieht man, dafs die Beleuchtung wandelbar, die Schwere aber unwandelbar ist; wie sollten wir damit Einheit ihres Princips verbinden können? Und dennoch möchte dieser Schlufs mehr eine Warnung, als ein Resultat ergeben. Freylich mufs zuerst das Princip der Schwere vestgestellt seyn; aber dies hindert nicht, die [18] Beleuchtung als eine entferntere Folge des nämlichen Princips zu betrachten, wobey sich Umstände einmischen können. Freylich mufs der Aether, falls er das Princip der Schwere ausmacht, in seinen Oscillationen durch das Innere der Massen weit mehr als durch die Oberflächen bestimmt werden; allein dies hindert nicht, dafs ein höchst geringer Theil desselben bey sehr grofsen Körpern, bey Sonne und Fixsternen, auch noch von den einzelnen Puncten der Oberfläche einen besonderen Antrieb zum Ausstrahlen oder zum Oscilliren erhalte; wodurch wir die Empfindung des Lichts und der Farben empfangen.

Und nun zeigt die Erfahrung, dafs dem Lichte sehr verschiedene Verhältnisse zukommen, je nachdem es diesen oder jenen Körper bestrahlt und durchdringt. Zwar sehr selten offenbart sich hiebey ein besonderer Einflufs, den der beleuchtete Körper empfände: aber desto sichtbarer leidet das Licht selbst, indem es in seinen Brechungen ganz bestimmt die chemischen Eigenheiten der Materien verräth, welche es durchstrahlt. Aus der starken Brechungskraft des Wassers, und des Diamanten, errieth NEWTON, dafs sie Brennbares enthalten.

[19] Einerley Element also, welches wir Aether nannten, kann das Princip der Schwere und des Lichts ausmachen, wenn es in Einem Falle von den ganzen Massen zu Bewegungen bestimmt ist, die nur im Grofsen auf einander einwirken, im andern Falle von den Oberflächen dergestalt ausstrahlt, dafs es nun die Eigenheiten der beleuchteten Körper empfinden mufs, ohne gleichwohl in ihre eigenen Verhältnisse (wenn nicht ausnahmsweise) tief eingreifen zu können.

Jedoch, warum soll ich es verhehlen, dafs gerade dieser Theil der Naturbetrachtung der dunkelste ist? Die gröfsten Erscheinungen reizen zwar am meisten unsre Neugier; was Licht und Schwere sey, möchten wir am liebsten wissen. Aber ganz gewöhnlich begegnet es uns, bey solcher

Neugier eine Zurückweisung zu empfangen. Andre Dinge liegen uns näher, lassen sich leichter erforschen, und so würde auch hier mit weit mehr Sicherheit von Elektricität und Wärme zu reden möglich seyn, wenn der Augenblick mehr als eine flüchtige Unterhaltung gestattete.

Es sey genug zu sagen, dafs die Verhältnisse auf Gegensätzen beruhen, und dafs die Gegensätze entweder als gleich oder ungleich, überdies als stark oder schwach können gedacht werden; dafs ferner, indem man diese beyden Unterschiede verbindet, eine viergliedrige Eintheilung zum Vorschein kommt, mit welcher die Erfahrung sich vergleichen läfst; dafs endlich jene vier Elemente, Erde, Feuer, [20] Elektricum und Aether, hiedurch in bestimmten Begriffen können aufgefafst werden, während sie aufserdem nur leere Namen, und nicht leitende Ideen für die Naturforschung abgeben würden. Sollte aber Jemand glauben, der Magnetismus sey vergessen, so genüge hier die kurze Erinnerung, dafs derselbe nach älteren sowohl als nach neueren Versuchen der Wärme dienstbar gefunden ist, und dafs, indem man ihn als ein Phänomen des gebundenen Caloricums betrachtet, sich hiedurch über manche schwierige Puncte noch am ersten einige Rechenschaft geben läfst.

Die zweyte Frage, mit welcher wir uns beschäfftigen wollten, ist diese: wie greifen die Dinge in einander? Darauf antwortet Jedermann mit grofser Geläufigkeit: durch ihre *Kräfte*. Theils nämlich besitzen die Körper mechanische Kräfte, vermöge welcher die Massen einander stofsen, drücken, aus weiten Entfernungen[1] anziehen; theils chemische Kräfte, durch welche sich ungleichartige Stoffe in den kleinsten Elementen verbinden, theils Lebenskräfte, die in den Pflanzen und Thieren herrschen, theils endlich giebt es wie man meint, Seelenkräfte, des Denkens, Fühlens und Wollens. Mit solchen und andern Kräften ist man in neuern Zeiten ungemein freygebig, und es fehlt nicht viel, dafs man über den Kräften sogar die Dinge selbst, welchen [21] man sie beylegen wollte, entbehrlich finde. Sehr berühmte französische Naturforscher, der grofse LAPLACE[2] an der Spitze, haben angenommen, es möchten wohl die Entfernungen zwischen den kleinsten Körpertheilen unvergleichbar gröfser seyn als diese Theile selbst, so dafs jeder Körper sehr viel mehr Leeres als Volles enthalte. Diese Hypothese sollte unter andern der Durchsichtigkeit zu Hülfe kommen, indem das Licht nun sehr leicht nach allen Richtungen durch die vestesten Massen hindurch strahlen würde, weil ja diese scheinbaren Massen doch dem allergröfsten Theile nach nichts anderes seyn würden, als leerer Raum. Die wirklichen Elemente der Körper dienen nach dieser Ansicht den Kräften gleichsam nur zu Stützpunkten, woran sie haften, oder wovon sie ausgehn, wohin sie zielen oder ziehen. Wie mögen denn wohl die Kräfte selbst an den wirklichen Elementen bevestigt seyn? Dafs sie ihnen inwohnen, und recht eigentlich angehören, kann man kaum sagen, da sie vielmehr stets auswärts beschäfftigt, stets anderswohin gerichtet, und eigentlich doch nur dort sind, wo sie zu thun haben. Ist es wohl ein Wunder, wenn man demjenigen, der immer auf Reisen ist, endlich gar keine Heimath

[1] weiter Entfernung SW.
[2] den grofsen LAPLACE SW.

mehr zutraut? Was für eine Heimath könnten jene Kräfte noch haben, die niemals ihrem Besitzer etwas leisten, wenn sie den Schauplatz ihrer Thaten nur aufserhalb zu finden wissen? — Hier werden uns manche [22] Deutsche Philosophen einfallen, nach welchen in der That die Dinge selbst über den Kräften entweder verschwunden oder doch vergessen zu seyn scheinen; allein ich halte mich dabey nicht auf.

Eine ganz entgegengesetzte Richtung hatten die zuvor schon angestellten Betrachtungen. Indem wir allgemeine Verhältnisse der Dinge aufsuchten, lag hiebei die Voraussetzung zum Grunde, dafs es die Dinge selbst sind, welche in diesen Verhältnissen stehn, und dafs man ihnen Kräfte nur in so fern zuschreiben kann, als sie gemäfs diesen Verhältnissen theils innere Zustände erlangen, theils äufserlich erscheinen. Legen wir uns nur einmal die einfache Frage vor: was ist das frühere, der Gegenstand oder seine Verhältnisse? Jeder Unbefangene wird antworten: der Gegenstand. Was also mufs in Gedanken vester gehalten werden, das Seyn oder das Thun? Auch hier wird Jeder, den kein System blendet, das Seyn vorziehn, indem, wenn dies verloren ginge, dann von keinem Thun die Rede seyn könnte. Kräfte also, die etwas thun sollen, sind allemal das Zweyte, Dinge aber, welche selbst etwas sind, werden dabey vorausgesetzt. Eine genauere Untersuchung zeigt nun, dafs man der Kräfte wegen niemals und nirgends in besondere Verlegenheit[1] kommt, sobald man nur vesthält an den Gegenständen, welche durch die Mannigfaltigkeit [23] ihrer Qualitäten geeignet sind, in so mancherley Verhältnisse zu treten, dafs darauf die sämmtlichen Erscheinungen des Thuns und Leidens sich zurückführen lassen, Nur mufs man zu diesem Behuf nicht mit jenen Naturforschern die Elemente der Dinge so weit trennen, als ob die Zwischenräume in den Körpern weit gröfser wären wie die kleinsten Theile, und als ob endlich jeder Körper beinahe nur aus Zwischenräumen bestunde; sondern man mufs gerade umgekehrt den Elementen erlauben, zusammenzukommen, ja man mufs sie auffassen eben indem sie im Begriff sind sich völlig zu durchdringen. Dafs sie alsdann aber eine Gränze des Eindringens finden, zeigt die Erfahrung; denn wenn alles sich vollkommen durchdränge, so verschwände die Materie; den Grund anzugeben, warum das Eindringen erstlich beginne, zweytens aber im Entstehen gleichsam stocke, so dafs dem Körper ein bestimmtes Volumen und eine bestimmte Dichtigkeit bleibe, dies ist das erste Hauptproblem der philosophischen Naturlehre, mit dessen Lösung die Verhältnisse von selbst in den Platz eintreten, welchen mit Kräften auszufüllen man vergebens versucht hatte. Nur mufs der Naturforscher die innern Verhältnisse nicht geringer achten als die äufsern. Innere Verhältnisse bieten sich zuerst dar, um den Schauplatz der geistigen Thätigkeiten zu eröffnen, ihn mit Gedanken und Gefühlen zu schmücken, ihn durch Entschliefsungen und Grundsätze zu veredeln; und zur Erklärung dieses geistigen Thuns bedürfen wir keiner Seelenkräfte. Aeufsere Verhältnisse kommen hinzu, aus welchen hier die Gestalten, ja die Umgestaltungen der Körper, dort ihre anscheinenden, mechanischen Wirkungen wiederum ohne besondere Kräfte begreiflich werden. Innere und äufsere

1 Verlegenheiten SW.

Verhältnisse in Verbindung betrachtet, nicht aber fingirte Lebenskräfte, gestatten uns einen Blick in die geheimen Werkstätten des Lebens; sowohl des stillen Pflanzenlebens, als des unruhigen, in Freude und Leid wechselnden animalischen Daseyns; wiewohl die erhabene Kunst, welche wir als Vorsehung verehren, uns stets unbegreiflich bleibt. Die Wunder dieser Kunst erhöhen sich vor unsern Augen, indem unser Nicht-Wissen dessen, was ewig auf gleiche Weise unergründlich bleibt, uns desto räthselhafter wird, je weiter nach gewissen Richtungen hin unser Wissen vordringt und sich erweitert. [24] Allein ich darf nicht unterlassen, hier noch drittens des unbefangenen Beobachters zu erwähnen, der nicht blofs der Natur, sondern auch den Systemen gegenüberstehend, Veranlassung genug finden wird die stärksten Bedenklichkeiten und Zweifel zu erheben, ob es denn überall auch möglich sey, den Schleier der Isis so weit zu lüften, dafs man für die Elemente der Dinge, und gegen die vorgeblichen Naturkräfte Parthey nehmend, oder auch umgekehrt, — jemals mehr als Meinungen fassen könne, die sich in Wahn und Täuchung verlieren, sobald man nur im mindesten die einfachen Zeugnisse der Erfahrung zu überschreiten sich herausnehme?

Erwarten Sie nicht, höchstgeehrte Herrn, dafs ich Sie noch mit einer weitläuftigen Apologie der philosophischen Naturlehre ermüden wolle. Es mag seyn, dafs wir zu weit gehn, wenn wir jemals über das Geheimnifs des Weltalls ernstlich streiten. Vielleicht ist Vieles, was über die allgemeinen Verhältnisse der Natur gedacht und gefabelt worden, baare Thorheit. Aber wenn wir ohne Streitlust, mit Hülfe der Erfahrung und der Rechnung, dem Reize nachgeben, unsern Geist an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu üben, wenn ein harmloses Vergnügen aus der Beschäfftigung mit dem, was bunt, schön und grofs vor unsern Augen steht, hervorquillt, wenn diese Unterhaltung uns hilft, hinwegzukommen über [25] Gemeines, Niedriges, Schlechtes, wenn wir zwar vielleicht aus einem Irrthum in den andern, aber doch wenigstens aus dem gröbern Wahn in eine geistvollere Art der Täuschung versetzt werden; wenn aus Hypothesen neue Versuche, und theilweise selbst aus Streitigkeiten neue Aufklärungen hervorgehn: sollen wir dann nicht *eine* von vielen Segnungen des Friedens, *eine* von den Wohlthaten einer weisen und milden Regierung auch darin finden, dafs uns Mufse zu Theil wurde, dem Schauspiele der Natur unsre Aufmerksamkeit zu widmen?

Freylich wird es dem unbefangenen Beobachter schwer, das zu sondern, was er selbst in die Auffassung der Dinge hineinträgt, von dem, was reine Erfahrung oder sicheres Denken lehrt. Diese Ermahnung gab uns Kant; und sie darf niemals vergessen werden. Ein sehr grofser Theil unseres Forschens ist Kritik des Irrthums, wie bey den Mathematikern ein grofser Theil ihrer Rechnungen die Berechnung der wahrscheinlichen Fehler. Abgesehen aber von den Schwierigkeiten kritischer Sichtung des Wissens, kommen auch noch die persönlichen Schwächen des Menschen hinzu, um die Wege der Nachforschung zu versperren. Eine unbefangene Stellung zu behaupten ist schwer, und der Beobachter verwandelt sich nur zu leicht in den Eiferer für aufgegriffene Hypothesen und liebgewonnene Vorurtheile. Oftmals gehen Kräfte des Denkens verloren in müfsigen

Speculationen, die besser gebraucht und gelenkt werden konnten. Aber die Geschichte bezeugt, dafs im Laufe der Jahrhunderte aus voreiliger und schlecht geleiteter Naturforschung sich allmählig ein belehrendes Bewufstseyn des Irrthums, und hiemit ein berichtigter Blick des Menschen auf sich selbst hervorhob. Indem die offenbar irrige [26] Auffassung der Aufsenwelt sich selbst widerlegte, ging der mehr geübte Geist in sich zurück, machte sein eignes Ich zum Gegenstande der Untersuchung, und gewann Selbsterkenntnifs anstatt der gesuchten Einsicht ins Weltall. Dann wieder in andern Zeiten nach aufsen schauend, glückte es ihm besser, als zuvor; und unerwartet erfüllten sich alte, schon aufgegebene Hoffnungen, wie denn sogar eine Mechanik des Himmels, die gröfste unsrer heutigen Wissenschaften, aus frühern unscheinbaren Anfängen allmählig zu Stande kam. Der Wechsel ist das Loos des Menschen; Glück und Unglück und wiederum Glück ist über dem Wissen nicht minder verhängt als über dem Thun. [27] Wir schweben auf den Wellen der Verhältnisse; die Natur erblicken wir nur im schwankenden Spiegel dieser Wellen; und nicht mit leiblichen Augen, sondern mit den Augen des Geistes schauen wir hinab in die ruhige Tiefe. Den vesten Grund und Boden unter den Wellen suchten schon PARMENIDES und PLATON; und ihr Beyspiel zeigt sehr bestimmt den Standpunct, welchen der unbefangene Denker, der Natur gegenüber, nehmen und behaupten soll; allein es fehlte ihnen die Anleitung, welche die heutige Naturkunde ihnen würde gegeben haben. Und wir, im Besitz so grofser Vortheile, belehrt durch die Entdeckungen der Beobachter und Rechner, ausgerüstet mit Sternwarten und Laboratorien, angeregt durch stets neue Erfolge des Fleifses, und gewöhnt an jährlich wachsende Erweiterung unserer Kenntnifs: wir sollten es fehlen lassen an dem Muthe des Denkens; wir sollten uns abschrecken lassen durch Zweifel und durch Streit der Meinungen? [26] Der Name Naturphilosophie, heutiges Tages von zweifelhaftem Rufe, wird vielleicht dereinst einen so guten Klang gewinnen, dafs, wenn wir es erlebten, wir freudig unsre heutigen Irrthümer von uns werfend es nicht bereuen würden, in der Vorschule fehlend die Summe der geistigen Uebungen vermehrt zu haben.

Druck und Verlag von Hermann Beyer & Söhne.

